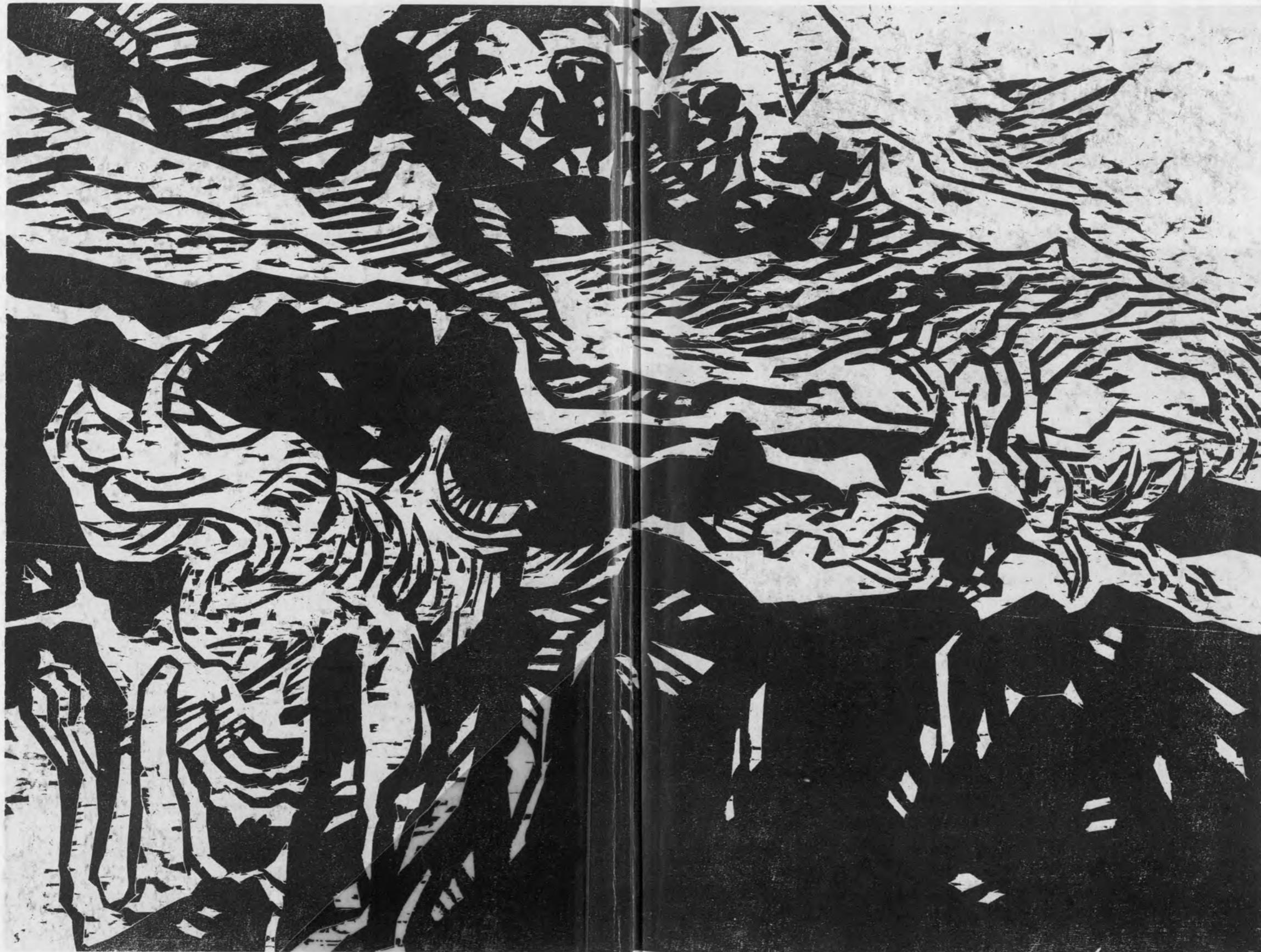


**Berg '99**

**Alpenvereinsjahrbuch**

„Zeitschrift“ Band 123

+ 1 Berlag



# Berg '99

## Alpenvereinsjahrbuch

(„Zeitschrift“ Band 123)



Redaktionsbeirat:  
Dr. Peter Grauss, ÖAV  
Josef Klenner, DAV  
Luis Vonmetz, AVS  
Walter Klier

Redaktion:  
Marianne und Elmar Landes

Herausgegeben vom  
Deutschen und Österreichischen Alpenverein  
und vom Alpenverein Südtirol  
München, Innsbruck, Bozen

Schutzumschlag:  
Nina Gosterxeier in  
der Route „Orange Juice“ (IX-)  
Phra-Nang/Thailand  
Foto: Heinz Zak

Vorsatz: Aini Teufel  
„Im Großen Dom“-Holzschnitt  
(zum Beitrag von  
Bernd Arnold auf  
Seite 151)

Seite 1: Venedigergipfel  
Foto: Herbert  
Pardatscher-Bestle

Rechts: Die steilen  
Nordostabstürze vom Gipfel  
des Großvenedigers zum  
Obersulzbachkees

ISSN 0179-1419  
ISBN 3-7633-8067-1  
ISBN 3-928777-61-0  
(Mitgliederausgabe)

Nachdrucke, auch auszugs-  
weise, aus diesem Jahrbuch  
sind nur mit vorheriger  
Genehmigung durch die  
Herausgeber gestattet. Alle  
Rechte bezüglich Beilagen  
und Übersetzungen  
bleiben vorbehalten. Die  
Verfasser tragen die Ver-  
antwortung für Form und  
Inhalt ihrer Angaben.

Dieses Buch ist auf  
chlorfrei gebleichtem  
Papier gedruckt.  
Drucktechnische  
Gesamtausführung:  
Konzept Verlags-  
gesellschaft mbH  
Ludwigstraße 37  
D-60327 Frankfurt

Alleinvertrieb für Wieder-  
verkäufer in Deutschland:  
Bergverlag Rudolf Rother  
GmbH, Haidgraben 3,  
85521 Ottobrunn,  
in Österreich:  
Freytag & Berndt,  
Schottenfeldgasse 62,  
A-1071 Wien

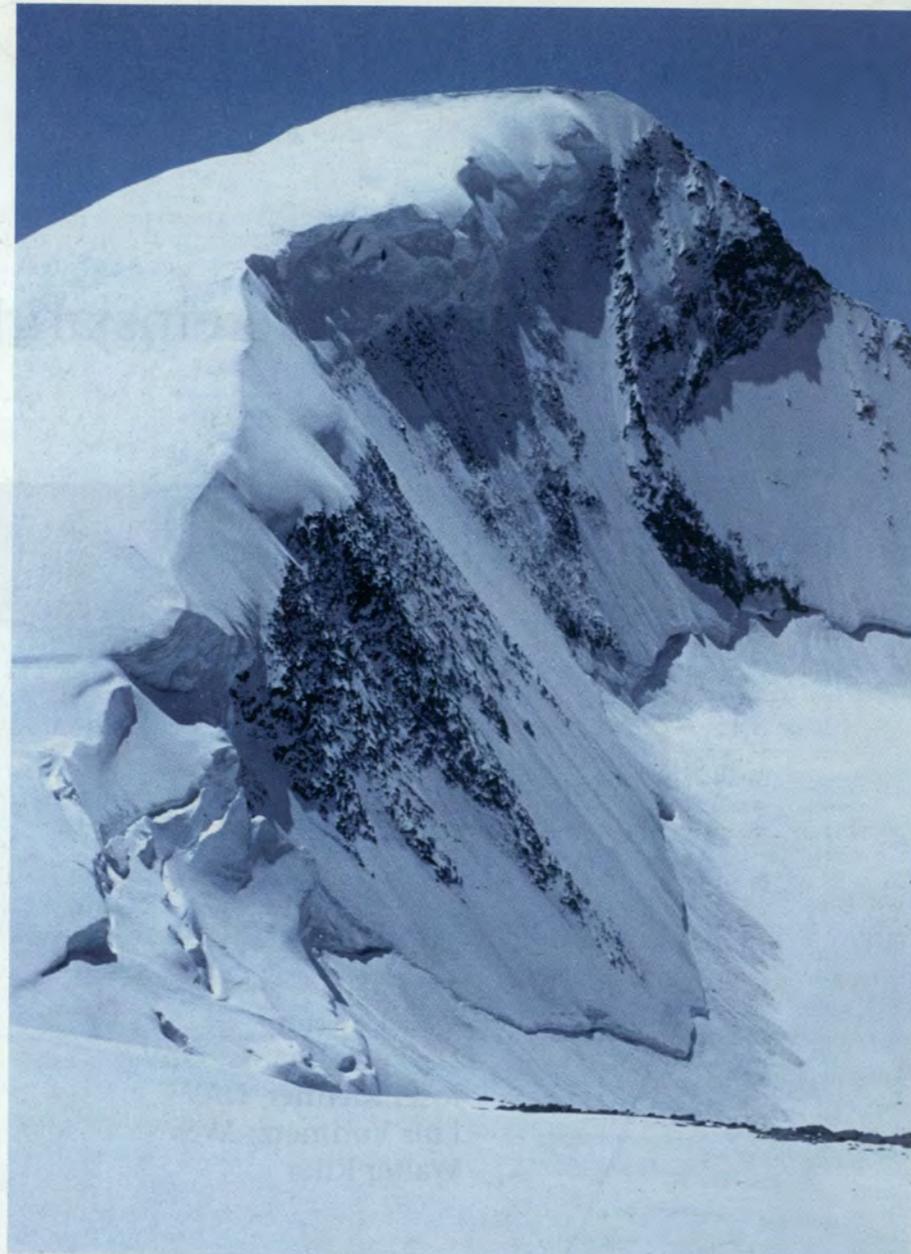


Foto: Herbert Pardatscher-Bestle

Mit diesem Band, dem 16., den wir im Verlauf  
von knapp drei Jahrzehnten zu gestalten hatten,  
verabschieden wir uns als Redaktionsteam des DAV  
für das gemeinsame Alpenvereinsjahrbuch von AVS, ÖAV und DAV.  
Wir danken den Leserinnen und Lesern, die dieser textreichen Publikation  
bis heute in immer noch bemerkenswerter Zahl  
die Treue gehalten haben.

Und das trotz konsequenter Förderung des Wachstums  
einer möglichst alles majorisierenden Nichtlesergemeinde  
innerhalb unserer Mediengesellschaft!

Allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern am Jahrbuch,  
den bisherigen wie künftigen, wünschen wir,  
daß es ihnen weiterhin gelingen werde,  
dieser Reihe die Lebendigkeit zu bewahren.

Bibliothek  
des  
Deutschen Alpenvereins

Elmar und Marianne Landes

## Inhalt

### Venediger – verborgenes Gebirge – föhnige Vision (Kartengebiet)

- 5 **Louis Oberwalder:**  
Zu Füßen der „weltalten Majestät“  
Landschaft und Menschen um den Venediger
- 15 **Herbert Pardatscher-Bestle:**  
Dem Eiligen verschlossen  
Unterwegs im Bergraum der Venedigergruppe
- 31 **Peter Baumgartner:**  
Reservat für Skialpinisten  
Der Venediger als Spiegel des alpinen Skisports
- 35 **Bernd Lammerer:**  
Granit und Eklogit  
Von Tiefengesteinen und tiefen Gesteinen
- 41 **Walter Malkmus:**  
Apollo – Götterbote auf zarten Schwingen  
Beobachtungen von Alpenapollo in der  
Venedigergruppe und im Rätikon

### Bizarrerien der Erdkruste – überraschungsträchtige Erlebniswelten

- 45 **Alexander Huber/ Jan Mersch:**  
Erfolg und Erlebnis – Zweimal Abenteuer im Karakorum  
Latok II „The Wall“ – Versuch am Ogre
- 59 **Alfred Zängerle:**  
Das Land der unbekanntenen, verbotenen  
und hohen Berge  
Gebirge der ehemaligen Sowjetunion
- 71 **Helmut Schulze:**  
Durchs wilde Turkestan  
Zwischen Fangebirge und Pamir
- 81 **Kurt Albert/ Harry Neumann:**  
Kontrastprogramme:  
Klettern am Südzipfel und Skialpinismus im hohen Norden  
des amerikanischen Doppelkontinents
- 91 **Siegfried Weippert:**  
Polynesischer Abenteuer  
Klettern auf der Marquesas-Insel Ua Pou
- 105 **Christoph Höhenreich:**  
Arktische Träume im „Land“ unter dem Großen Bären  
Eine Skireise zum Nordpol
- 117 **Horst Nargang:**  
Sonne, Steine, Sterne  
Eine Herbstreise mit Kletterschuhen und Gleitschirm  
durch den Hohen Atlas in die Nordsahara
- 125 **Michael Vogeley:**  
Tanz auf dem Vulkan  
Skiüberschreitung des Ätna
- 131 **Folkert Lenz:**  
Auch im Dunkeln läuft die Zeit  
Wiedersehen mit den Höhlen Kantabriens
- 137 **Andreas Dick:**  
Alpinismus international  
Bedeutende Unternehmungen 1997

### Bergsteigen – Perspektiven – Horizonte

- 151 **Bernd Arnold:**  
Klettern – natürliche Bewegungsform, Natursport  
Von sinnlicher Betrachtung bis Land-art
- 161 **Stefan Winter:**  
Ich sehe was, was du nicht siehst!  
Gedanken über verschiedene Betrachtungsweisen  
des Kletterns

- 169 **Irmgard Braun:**  
Heilsamer Abgrund  
Klettern als Therapie
- 177 **Nicholas Mailänder:**  
Die Illusion der Freiheit  
Reflexionen über die Eigenverantwortung  
beim Bergsteigen
- 187 **Hans Steinbichler:**  
Ludwig Gramminger und seine Bergwacht  
Der „Wiggerl“ verstarb im August 1997  
im 92. Lebensjahr
- 197 **Christof Stiebler:**  
Führen im Gebirg  
Spaß an der Freud oder Broterwerb?
- 201 **Dagmar Nedbal:**  
Ist der Berg männlich?  
Frauen und Bergsport
- 209 **Elmar Landes:**  
„Uralt edlen Geschlechts fürstlicher Sproß“?  
Von Mäzenen, Sponsoren,  
Tele- und Horrorvisionen
- 215 **Andreas Dick:**  
Zauberer Verticalis  
Die Suche nach dem Wundertrank

### Allzu-, Über- und Widernatürliches

- 227 **Fritz März/Malte Roeper/ Robert Rauch:**  
Manchmal scheint es auch keine Erklärung zu geben  
Von seltsamen und bedrohlichen Erfahrungen
- 233 **Martin Schemm:**  
Der Alleingang  
Einen imaginären Grenzübergang passiert?
- 241 **Helga Pescoller:**  
Unfaßbar und doch wirklich  
Grundzüge eines anderen Wissens von Menschen
- 249 **Manfred Poser:**  
Dieses unabweisbare Gefühl einer Gegenwart ...  
Bergsteiger und ihre Phantomgefährten
- 259 **Albert Hirschbichler:**  
Die Psychoanalyse des Bergsteigers  
Ein beinahe ernstgemeinter Beitrag zur Problematik der  
Persönlichkeitsentwicklung bei Extremsportlern
- 263 **Heidi Knetsch/Stefan Richwien:**  
Des Höllenfürsten würdigste Residenz  
Mit Charles Dickens durchs Vomper Loch

### Geschichte, Kultur, Gesellschaft, Umwelt

- 273 **Helmuth Zebhauser:**  
Sehnsucht nach Wildnis  
Der Wandel des Naturverständnisses
- 283 **Maike Trentin-Meyer:**  
Wie die wilden Berge zu Hausbergen wurden  
Die Domestizierung der Alpen durch Bergsteigermaler  
am Beispiel Ernst Platz
- 291 **Horst Länger:**  
Droben auf der Alm  
Skizzen eines alpinen Halbnomadentums
- 301 **Peter Donatsch:**  
Überall ist Heidiland – Heidiland ist abgebrannt  
Auf den Spuren eines schweizerisch-alpinen Mythos
- 307 **Peter Haßlacher:**  
Die Alpenkonvention  
Ist sie auf dem richtigen Weg?

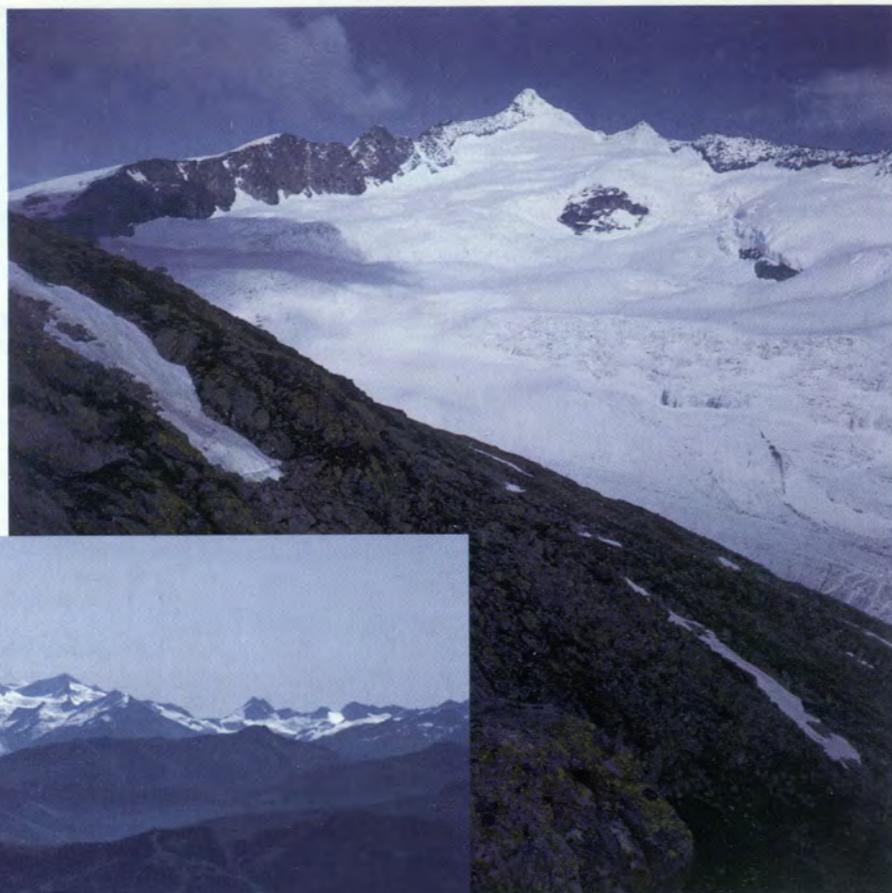
### Anhang/Sicherheit am Berg

- 315 **Pit Schubert:**  
Ein mysteriöser Seilriß beim Abseilen

### Kartenbeilage

AV-Karte Blatt 36 „Venedigergruppe“ 1:25.000

## Venediger – verborgenes Gebirge – föhnige Vision



Fotos: Marianne Landes/Wolfgang Rauscher

Der Venediger:  
Im Frühjahr und Spätherbst  
an klaren Föhntagen  
dem bayerischen Voralpenland  
nahegerückt wie eine Vision,  
verbirgt er sich  
dem Näherkommenden oft  
hinter anderen Bergen

Oben: Der Venediger  
vom Aufstieg von der Kürsinger-  
hütte (oben rechts)  
und (eingeklinkt) vom  
bayerisch-tirolerischen  
Grenzgipfel des Sonnwendjoches  
aus gesehen

Beiträge von:  
Louis Oberwalder  
Herbert Pardatscher-Bestle  
Peter Baumgartner  
Bernd Lammerer  
Walter Malkmus

## Zu Füßen der „weltalten Majestät“

Landschaft und Menschen um den Venediger

Louis Oberwalder

Der imperiale Anruf „Weltalte Majestät“, mit dem der Pfleger Ignaz v. Kürsinger sein Expeditionsziel mythisch personifizierte, ist eine Phrase der Romantik. Neben der Erhabenheit des weißen Gipfels war es auch der Kreis der Trabanten – ein gutes Dutzend Dreitausender – die als gewaltiger Eispulk den „König des Pinzgau“ umstehen. Die Erstersteigung 1841, ein touristisches Großunternehmen, wurde so auch zu einem Pinzgauer Nationalfest. Die viel kürzeren und leichteren Gipfelanstiege begünstigten touristisch aber die Talstandorte der Südseite. Allein der Hüttenpionier Johann Stüdl errichtete von 1872 bis 1904 mit der Sektion Prag vier Schutzhütten mit den erforderlichen Weganlagen. Erst 1885 erbaute die OeAV Sektion Salzburg die Kürsingerhütte im Obersulzbachtal. Der vorliegende Beitrag befaßt sich vorzüglich mit Siedlung und Kultur der Venediger-Südseite.

Von „Venedigermandln“ war schon Generationen vorher auf den Almen und Höfen zu Füßen des Riesen vielfältig die Rede. Jäger, Hirten und Steinsucher wollten ihnen begegnet sein und erzählten an langen Abenden seltsame Geschichten. Die Sagen hatten immer mit Gold zu tun. Und mit kleinen „Lötterlen“, die von weit her, von Italien kamen. Schwer bepackt, auf unbekanntem Wegen, verließen sie den Goldberg. Andrä Mariacher, Gastwirt in Prägraten und Miterbauer der Rostocker Hütte, meinte, die vorstoßenden Keese hätten den Berg vor weiterer Plünderung bewahrt. Nur der Name sei ihm von seinen seltsamen Besuchern geblieben. Die Namensdeutung, vom Gipfel des Venedigers sehe man an glashellen Tagen die Lagunenstadt, gehört ins Reich der Phantasie. Der Name, der 1757 erstmals aufscheint, bleibt vorerst ungeklärt.

Heute schmücken sich die Dörfer an den Schmelzwässern des immer noch großen Keesmantels mit dem Namen des Häuptlings: Neukirchen am Großvenediger im Norden, Prägraten am Großvenediger im Süden und, partizipierend, Matrei am Großvenediger im Osten der renommierten Gruppe. Die drei Gemeinden sind die bekannten Talstationen für Venedigerbesteiger. Die Identifikation mit dem Tauernriesen besteht zurecht. Seit gut 150 Jahren

bestimmt der Alpinismus mit zunehmender Bedeutung die wirtschaftliche Entwicklung der Talgemeinden zu seinen Füßen. In jüngster Zeit haben die Anrainer ihre Visitenkarte mit dem Attribut „Nationalparkgemeinde“ verschönt.

### „Der Tauern“, Klammer zwischen Nord und Süd

Was für die Alpen allgemein gilt: kontinental eine Sperrmauer, regional eine Klammer für die Siedler hüben und drüben, trifft im besonderen für die Hohen Tauern zu. Ähnliche physiogeographische Gegebenheiten, ethnische Verwandtschaft, fast gleiche Lebensbedingungen und Lebensmuster förderten die Kontakte, den Gütertausch und die oft abenteuerliche Brautwerbung über die Jöcher und Törlen hinweg. Die Abschottung der Bergregion durch Trogstufen, Klammern und versumpfte Talböden gegenüber dem sich weitenden Vorland war bis in die Neuzeit hinein Bergglücksschicksal.

Die Übergänge über den Hauptkamm, die Tauern, wie man sie seit alters nannte, erhielten mit der politischen Konsolidierung des Alpenraumes auch überregionale Bedeutung. Mit der Errichtung der Tauernhäuser im Hochmittelalter förderten die Landesherren, die Salzburger Fürstbischöfe, den Binnen- und Fernverkehr, demonstrierten aber auch ihre politische Präsenz.

Die Venedigerregion, eine geographische Einheit, hat zwei unterschiedliche Seiten: „Der grüne, nordische Pinzgau, das farbige, mediterrane Virgen“, wie sie ein Urlaubsgast charakterisierte. Die eisbedeckte Massenerhebung mit den hundert Dreitausendern zwischen Birnlücke im Westen und Felbertauern im Osten zeigt beim Gipfelabstieg treppenförmig Reste alter Landoberflächen. Sie sind durchbrochen von eiszeitlich tief eingeschnittenen U-Tälern. Auf der Salzburger Seite laufen diese Hochträge parallel in 10 bis 15 Kilometer Längserstreckung, sammeln die Schmelz- und Quellwasser und schütten sie wie die Schindelrinnen eines Daches in die Salzachtraufe. Dies in einem Wechselspiel von eingesägten Klammern und frei

fallenden Bächen. Anders auf der Tiroler Seite. Da greifen die Hochtäler wie die Finger einer gespreizten Hand in den kristallinen Hauptkamm. Aus fünf Almentälern speisen die sonnseitigen Keese die in die südliche Längstalfurche entwässernde Isel.

Die durch Talstufen abgehobenen weiten Almböden, besonders der Nordseite, sind landwirtschaftlich gesehen der erste Stock für die Viehwirtschaft. Die Mähwiesen und Weiden der Talsohle werden im Sommerhalbjahr von den Kuhalmen der Hochtäler und den Galtviehweiden, einer Art Mansarde, schon im Vorfeld der Gletscher, entlastet. Tälerübergreifender Almbesitz dokumentiert schon hier die Bedeutung der Tauern. So nahmen Bauern aus dem Südtiroler Ahrntal über den Krimmler Tauern hinweg das Krimmler Achental in Besitz und Bewirtschaftung. Viehübertriebe erfolgen noch heute.

**Die Besiedlung** des Oberpinzgau und des Virgentales geht auf eine sehr frühe Zeit zurück. Späteiszeitliche Funde bezeugen dies. Die Erzvorkommen führten in der Früh- und Hochbronzezeit (17. bis 14. Jahrhundert v.Chr.) zu verstärkter Besiedlung. Neben einem Armreif und einer Dolchklinge aus Virgen weist ein Bronzemesser vom Kaiser Tauern schon auf die Bedeutung dieses Überganges hin. Weitere Funde führen in die ältere Eisenzeit. Bekannt ist der große Gräberfund in Virgen/Welzelach. Hier wurden 1889 bis 1891 56 Steinkistengräber mit reichen Bronzebeigaben an Geräten, Waffen und Schmuck freigelegt. Das Gebiet ist in der La-Tène-Zeit (um 500 v.Chr.) bis in die Bergtäler hinein besiedelt. Es wird heute der „Tiroler Kulturprovinz“ zugezählt, nachdem die Illyrer als Siedler in Frage gestellt werden. Nach 400 v.Chr. zugewanderte Keltentämme schließen sich gegen Ende des 2. Jahrhunderts zum Königreich Noricum zusammen. Bergbaukundig gewinnen sie in den Tauern Kupfer und Eisen, aber auch Silber und Gold und treten mit den Römern in lukrative Tauschgeschäfte. Auf der Venediger-Südseite stammen die Silbergrube östlich von Mitteldorf und eine Reihe von Kupfer- und Eisenabbaustätten, so im Froßnitz und in der Sajat, schon aus der tauriskisch-römischen Zeit. Die Handelsverträge mit Rom enden mit der Einverleibung Noricums, 15 v.Chr., in das römische Reich. Eingebunden in die pax romana erlebt auch diese Provinz mit zunehmender Romanisierung eine wirtschaftliche und kulturelle Blüte. Vom wirtschaftlichen Zentrum „Municipium Claudium Aguntum“ (Ruinen östlich von Lienz) führten Handelswege über das Hochtor (Fund einer Hermesstatue, einer Tonlampe und eines Hufeisens) und den Felbertauern nach Norden. Ein großartiger Fund von erlesenem Tafelgeschirr in Zell am See ist nur ein Hinweis auf den hohen Zivilisationsstandard und den Tauerntausch. Das Virgental und der Oberpinzgau selbst dürften in der Zeit eher dünn und von wenig Romanen besiedelt gewesen sein. Die Funde sind bescheiden, es fehlen auch weithin

römische Namen. Die Christianisierung erfolgte von Aquiläa aus. Aguntum war auch Bischofsstadt.

Der Germanensturm und die Auflösung des Weströmischen Reiches 476 schuf ein Machtvakuum, in das um 600 die Slawen vorstießen. 610 zerstören sie Aguntum, besetzen und besiedeln Kärnten und Osttirol bis zum Tauernhauptkamm. Die slawische Landnahme erfolgt bis in die innersten Bergtäler, wie uns die Orts- und Hausnamen deutlich vor Augen führen. Windisch Matri (hieß der Marktort bis 1924), Virgen, Bobojach, Prägraten als Ortsnamen, Summering (Sonnberg), Budam, Grad, als Hofnamen, Welitz (Rötspitze), Obgasill, Malcham, Eicham, als Bergnamen, sind nur eine kleine Auswahl. Die Überschichtung der rätoromanischen Bevölkerung kann auch teilweise mit Gewaltanwendung erfolgt sein. Die Überlieferung in Virgen will wissen, daß das Allerheiligenkirchlein im Wald oberhalb des Weilers Marin in Virgen auf die versteckte Zufluchtsstelle damals verfolgter Christen zurückgehe.

Diese frühmittelalterliche slawische Besiedlung, die bald durch den Sieg Tassilos III. über die Slawen 772 von den Bajuwaren überschichtet wurde, bestimmt den Bevölkerungstypus auf der Venediger-Südseite mit. Der entvölkerte obere Pinzgau wird ethnisch voll bajuwarisch. Die weitere Bevölkerungsentwicklung wird vom engen Heiratskreis im Virgental beeinflusst. Der obere Pinzgau erhält vermehrt Zuzug aus dem Virgen- und Zillertal, wie man aus den Matrikelbüchern und den Familiennamen nachweisen kann.

Die Dreiherrnspitze am Dreiländereck weist auf die bald etablierten politischen Mächte hin. Die landnehmenden Bayern lebten nach den Rechtssatzungen, Sitten und Gebräuchen der Germanen. Viele Bräuche erinnern an jenes archaische Weltbild, wie das Perchtenlaufen, der Perchtentanz, das Alpererfahren zu Martini, die Rauh Nächte und Sonnwendfeuer, die Ranglerfeste und das Aufhängen der Leichenbretter an den Heustadeln.

Der Herzog nahm nach germanischem Recht das eroberte Land in Besitz. Er gab es an seine Getreuen, Generale, Richter und Verwalter des Gaus weiter. Als Grundherren beherrschten sie die eigentlichen Bauern. Als Grafen von Mittersill bezeichnen sich mehrere aufeinanderfolgende Herrschaftsgeschlechter. Die Grafen von Lechsgemünde (Stammesloß an der Lechmündung in die Donau) besaßen bereits um 1100 die Burg Mittersill und die Burg Weißenstein bei Matri. Mit dem Tod Heinrich IV., 1210, fiel ihr Besitz dies- und jenseits des Felbertauern an das Erzstift Salzburg und blieb in dessen Verband bis zur Säkularisierung in den Napoleonischen Kriegen 1805.

Inzwischen baute ein anderes bayerisches Grafengeschlecht, die Grafen von Lurngau, später von Görz, ihre Herrschaft südlich des Tauernhauptkammes aus. In ihre Herrschaftszeit fällt die spätmittelalterliche Blüte der Resi-

denzstadt Lienz mit Schloß Bruck als Fürstensitz. Ein verlorener Krieg mit dem Erzbischof von Salzburg bescherte den Görzern im Frieden von Lisahofen 1252 schwere Buße, alle Tauernübergänge bleiben nun unangefochten in Salzburgs Händen. Im Gegensatz zum Gericht Matri bleibt das Gericht Virgen Görzerischer Besitz und teilt damit das politische Geschick der Grafschaft im Süden. 1271 teilen die Görzer ihren inzwischen ausgedehnten Besitz in die eigenständige Grafschaft Görz und in die Grafschaft Tirol.

## Übern Tauern getrieben – das Pinzgauer Rind

Für den Osttiroler Bauernführer und Nationalrat i.R. Franz Kranewitter, einer der profiliertesten Regionalpolitiker, ging eine Welt unter. Nach harten Auseinandersetzungen beschlossen 1972 die Bezirksbauernfunktionäre, das Pinzgauer Rind als regionale Rasse gegen eine nationale, das Grauvieh, auszutauschen.

Probleme in Italien und ein massiver Druck aus Innsbruck hatten den Beschluß erzwungen. Für den verdienten Iseltaler Bauernfunktionär und viele ältere Bauern verlor Osttirol mit diesem „Verrat an seiner Rinderrasse“ ein Stück Identität. Wenn man weiß, was für einen Bergbauern ein gut geratenes Rind bedeutet, ein Zuchterfolg, ein Stück Existenzsicherung und damit ein persönlich nahestehendes Haustier, versteht man die Beziehung zwischen Mensch und Rind. Die „Pinzgauer“ sind große, kräftige Rinder, dunkelbraun mit weißem Rücken und weißer wolliger Bauchflanke. Ihre braunweißen Stirnlocken zwischen den schmuck gebogenen Hörnern geben ihrem Gesicht einen Charme, insbesondere wenn sie mit langer rosaroter Zunge ihre Betreuer lieblosen oder sich selbst die hellhäutigen Nasenhöhlen lecken. Die „Pinzgauer“ sind und bleiben die schönsten Rinder der Welt, farblich und im Körperbau, abgestimmt mit der Pferderasse der lendenkräftigen Noriker.

Bis in die dreißiger Jahre waren der Viehhandel und die Viehmärkte in Matri und über den Tauern in Mittersill regionale Lostage für den Zuchterfolg und damit das Jahreseinkommen eines Bauern.

**Die Tauernhäuser** waren Sammel- und Stützpunkte für die gemeinsamen Viehübertriebe. In den alten holzgetäfelten Stuben saßen die Treiber noch in Sicherheit vor den gefürchteten Stürmen auf der Kammhöhe, erzählten in Generationenfolge die alten Sagen und Erlebnisse; und wenn der „Selbstgebrannte“ funktionierte, machten Sprüche, Witze und Gstanzln urfröhlich die Runde. Wie nahe über ihrem Lachen das Unheil saß, erzählen Gemeindechroniken in Matri und Mittersill.

Das größte bekannte Tauernunglück ereignete sich am 28. Mai 1878: „In der Morgenfrühe, bei ungutem Süd-

wind, stiegen im Matrier Tauernhaus 60 Männer und 3 Mädchen auf, um einen großen Viehtrieb hinüberzubringen. 460 Kühe, 40 Kälber, 28 Pferde und 25 Ziegen bildeten auf dem Saumweg eine lange Kolonne, schon beim Anstieg von starken Windböen behindert. Einige Treiber rieten zur Umkehr, die Mehrheit aber meinte, man werde durchkommen. Auf dem Tauern brach aber um die Mittagszeit ein wilder Orkan los. Mit einem wütenden Schneetreiben, daß der Himmel ganz verdunkelt wurde. Bei diesem fürchterlichen Sturm verirrten sich die Treiber und kamen zu weit rechts. Der Sturm wütete mit solcher Gewalt, daß Menschen und Kühe niedergeworfen, die Ziegen wie dürres Laub in die Luft gewirbelt wurden. Unablässig prasselten Hagel und Regen, frischer Schnee nahm alle Sicht. Die Kühe brüllten, Kälber und Ziegen blökten, die Treiber schrien – es ähnelte einem schrecklichen Sturm auf dem Meere. Der Orkan ließ nicht nach. Das Kleinvieh wurde über die Wände herabgestürzt und zerschmettert. Die meisten Treiber ermatteten und einige blieben erschöpft liegen. Der berühmte Bramberger Viehdoktor Georg Kirchner packte einen ermatteten Burschen und trug ihn auf dem Rücken herab. Als er ihn im Drudental niedersetzte, war der Mann bereits tot. Vier Mann aus Windisch Matri und Virgen sind dabei zugrunde gegangen. Alle wurden in Mittersill beerdigt. Der Schaden dieses Höllentages war enorm: 104 Kühe, Pferde und alle Ziegen gingen drauf. Auf 13000 Gulden wurde der Schaden geschätzt... Nach Bekanntwerden des Unglücks und nach Besserung des Wetters gingen ganze Züge von armen Leuten hinauf mit Buckelkörben und Kraxen, um sich Fleisch zu holen. Seit jener Zeit kommen alle Jahre die Weißkopfgeier vom Balkan herauf und nisten im Felbertal.“ (Aus Josef Lahnsteiner: Oberpinzgau, von Krimml bis Kaprun).

Vier Jahre vorher wollten 20 Italiener über den Tauern gehen, um beim Bahnbau Salzburg – Innsbruck Arbeit zu finden. Sie hatten sich im Matrier Tauernhaus zu viel Mut angetrunken, dabei aber kaum Verpflegung in ihren Reisesäcken. Als sie gegen den Tauern hinaufkamen und der Schnee immer tiefer wurde, verließ sie Kraft und Mut. Ein Matrier, der ihnen begegnete, meldete in großer Eile das sich abzeichnende Unglück im Tauernhaus. Die Tauerne knechte stiegen mit personeller Verstärkung und reichlich Lebensmitteln und Getränken zu den Erschöpften auf und brachten sie alle lebend ins Salzburgerische. Die beiden dramatischen Ereignisse zeigen, wie hundert andere Beispiele, die unersetzbare Hospizfunktion der Tauernhäuser. Sie sind eine spezifisch salzburgische Einrichtung zum Schutze und zur Kontrolle der wichtigen Hochgebirgsübergänge.

Der Bevölkerungszuwachs und der vermehrte Binnenverkehr durch die Kolonisation zwischen dem 10. und 13. Jahrhundert erforderte den Ausbau schon vorhandener



Foto: Ronacher

Links: Historische  
Tauernüberquerung (nachgestellt);  
hier am Felbertauern  
in 2500 m Höhe

Unterstände zu bewirtschafteten Tafern mit verbrieften Rechten und Pflichten. Die Tauernknechte hatten die Wege instand zu halten, Schneestangen aufzustecken, bei Nebel Hornsignale zu geben und den „Tauerngehern“ in allem behilflich zu sein. Sie versorgten auch die Pferde für den Saumverkehr und organisierten Träger für Händler und begüterte Reisende. Dafür erhielten sie die Tauernprovisionen, die vor allem in Getreidezuteilungen bestanden. Nach einem Urbar um 1600 waren dies für das Tauernhaus Spital (Nordseite des Felbertauern) 9 Metzen Roggen und Bohnen, 18 Metzen Gerste und 36 Metzen Hafer. Später kam auch noch ein Metzen Weizen dazu. Mit der eigenen Rinder- und Kleintierhaltung mit Milch und Fleisch versorgt und von den kleinen Geschenken der Händler ließ sich in den Tafern zu beiden Seiten der Tauern gut leben.

1996 organisierte der Mittersiller Heimatforscher Gustl Ronacher ein Tauernfest mit einem historischen Tauern-treck. Friauler, Kärntner, Matreier und Mittersiller marschierten und wanderten in alten Trachten, mit den Geräten um die Zeit von 1600 ausgerüstet, von 9 Pferden als Saumtiere unterstützt, auf den alten Übergängen von Udine nach Mittersill, mit den typischen Waren, die seinerzeit vor allem Salz. Das abschließende Fest in Mittersill in historischer Aufmachung erinnerte an die alte Notgemeinschaft der „Täurer“ hüben und drüben und rief viele gemeinsame Schicksale in Erinnerung.

Das zu einem frequentierten Alpenhotel ausgebaute Matreier Tauernhaus erinnert in Bausubstanz und Einrichtung kaum mehr an seine wechselvolle Geschichte. Das Tauernhaus Spital ist ein echtes Pinzgauer Althaus, der First hat die Jahreszahl 1598, der Stall 1558. Einige alte Möbel und gotisch geschnitzte Türstöcke zeugen von der ehrwürdigen Tafern.

Die Tafern im Krimmler Achental zu Füßen des Krimmler Tauern scheint urkundlich schon um 1400 auf. Der überlieferten Geschichte, wonach Rudolf IV., der Stifter, über den Krimmler Tauern nach Meran zog, um von Margarethe Maultasch Tirol zu erwerben, liegt eine Verwechslung zugrunde. Es war der Luxemburger Böhmenkönig und spätere Deutsche Kaiser Rudolf IV., der Konkurrent des Habsburgers, der mit einem anderen Reiseziel über den Krimmler Tauern geritten sein soll, wie E. Lahnsteiner nachweisen will. Das mehrfach erweiterte und sanierte Tauernhaus, ein imponierender Holzbau, ist allein durch die gotische Stube eine Sehenswürdigkeit. In der fünften Generation führt die Familie Geißler die „Tafern in der Achen“, als Alpengasthof ein beliebtes Ausflugsziel und alpiner Stützpunkt.

Die Erfindung der Dampfmaschine und die Entwicklung des Eisenbahnwesens hat mit einem Quantensprung das weithin noch mittelalterliche Europa in die Moderne geführt. Der Bau der Westbahn 1867 bis 69 mit dem Seitenast von Zell am See in den Oberpinzgau macht die alten Tauernübergänge entbehrlich und schließt die Talschaft an den Salzburger Binnenverkehr an. 1872 wird die

Südbahn eröffnet und die Iseltäler orientieren sich zwangsläufig nach Süden, politisch längst ein Teil des südlichen Tirol. An die Stelle der alten Tauerngeher treten nun, im Zeitalter des klassischen Alpinismus, mehr und mehr die Touristen. Im Wettstreit um die notwendige Nord-Südachse obsiegte das Gasteinertal mit der Durchtunnelung des Mallnitzer Tauern. So verblieb das Virgental in seiner Abgeschlossenheit. Erst der Bau der Felbertauernstraße 1967 mit der Untertunnelung der Ammerschneid öffnete dem modernen Güter- und Reiseverkehr das Tor nach Norden, ohne dabei die alte Verbundenheit von Iseltal und Oberpinzgau wiederherzustellen.

### Eine Talschaft im Wandel

Mein verehrter Lehrer, der bedeutende Alpengeograph und langjährige Alpenvereinsvorsitzende Univ. Prof. Dr. Hans Kinzl, pflegte seine Studenten für die oft anspruchsvollen Exkursionen mit der Aufforderung zu motivieren: „Die Geographie wird mit den Füßen studiert.“ Der alte Göttl aus Prägraten sagt es volkstümlicher: „Wer nicht mehr gehen will, kann auch nicht mehr schauen.“ Und zu schauen gibt es viel an Hochgebirgsnatur und Volkskultur im Tal am Oberlauf der Isel. Der Summit Club des Deutschen Alpenvereins hat in seinem Angebot an Traumwanderungen auch das Virgental in sein Programm aufgenommen. Es bedarf der Wanderungen einer Woche, um die eigenwillige Schönheit der Natur und die eigenständige Kultur dieses Bergtales zu erleben.

Ein Spaziergang zum Budamer Hof, 1567 m, mehr noch eine Auffahrt zum Wetterkreuz, 2130 m, und Weiterwandern zum Zupal See vermitteln eine Art Vogelschau über das gesamte Virgental. 20 Kilometer lang folgt die breite Talanlage dem Tagesbogen der Sonne. Im Norden umsteht eine plattige Felsmauer, die Virgener Nordkette, die durch Felsstürze und Schuttkegel schräg gestellte Talsohle. Diese Felsszenerie ist Virgens Schmuck und Schutz gegen die rauhen Tauernwinde. In 1200 bis 1400 Meter Seehöhe ziehen milde Sommer über die Fluren und lassen noch gutes Obst reifen.

Das „Meran von Osttirol“ wird Virgen oft genannt. Pflanzenraritäten, deren Vorkommen nur im Lienzer Talboden und im benachbarten Südtirol bekannt sind, begründen den Vergleich. Eine Rarität ist der „Sevenstrauch“, eine Zwergthujen an der heißen Sonnenseite des Tales. Nadeln und Beeren sind giftig und wurden noch zu Großmutterzeiten fallweise als Abreibungsmittel verwendet. Oft mit bösen gesundheitlichen Schäden. Die Niederschläge sind gegenüber dem Pinzgau wesentlich geringer. Die sonnseitigen Felder wurden früher künstlich bewässert. Das dem ozeanischen Klimaverlauf ähnelnde Hochgebirgsklima ist in seiner Ausgeglichenheit den Einheimischen so lebenseigen, daß sie bei Ortswechsel Wind und auch alpi-

ne Beckenklimate mit kontinentalem Charakter nur schwer ertragen.

Die Senioren-generation im Tal hat noch die Selbstversorgung mit Getreide getätigt. Das Bild eines bunten Teppichs in Grün und Gold, mit hochstämmigem Mohn in Weiß und Rosa und mit Flachs in tiefem Blau ist Erinnerung an Gestern. Die Flurgehölze – bekannt ist die Virger Feldflur – halten dennoch das Bild lebendig, ein großes Biotop. Eingebettet in diese Feldflur lebt die alte Siedlung, bestehend aus Dörfern, Weilern und Einödhöfen. Sie bevorzugen die geneigte Sonnseite mit den von den Hochtrögen kommenden Bächen, deren Wasserkraft früher Mühlen, Schmiedehämmer und einfache Dreschmaschinen trieb. Die alte Hausform ist neben dem bajuwarischen Einhaus der Paarhof, vor allem in Steillagen, wo Wohn- und sonstige Gebäude notgedrungen getrennt werden. Die typischen Bauelemente sind zwei Feuerstellen, in Küche und Stube, der breite Flur, das flache Pfettendach und die oft kunstvoll gestalteten Söller mit einer oft erdrückenden Pelargonienfülle. Das durch Generationenalter sonnenverbranntes Holz in tiefem Braun oder Silberglanz gibt den alten Höfen Würde und Schönheit in der Harmonie von Landschaft, Baumaterial und funktionaler Zweckmäßigkeit. Einfamilienhäuser, die die alten Dorfkerne ausufernd umschließen, verändern zunehmend das Siedlungsbild.

Die dörfliche Gesellschaft und damit auch ihr Siedlungsbild war bis zum Zweiten Weltkrieg von Zwängen geprägt, deren nachhaltigster nur Hof- und Werkstättenbesitzern und den wenigen dörflichen Bürgern eine Familiengründung gestattete. Nichterben mußten auswandern oder häufig als billige Arbeitskräfte ein Jungesellendasein führen. So hielt sich die Bevölkerung zahlenmäßig in den schon überbevölkerten Bergtälern stabil. Seither haben weichende Kinder die Chance, als Pendler – zum Teil bis in den süddeutschen Raum – Familien zu gründen und im Herkunftsdorf zu wohnen. In einer Generation hat sich die Bevölkerungszahl von Prägraten von gut 900 auf 1700, von Virgen von 1200 auf 2000 und von Matri von 3000 auf 4500 erhöht. Bei spürbarer soziokultureller Veränderung hält sich die Berglandwirtschaft im Virgental auffallend gut. Mit 30% Bevölkerungsanteil prägt sie noch Bild und gesellschaftliches Leben der Täler. Eigenvermarktung der Produkte, so in einem Bauernladen in Virgen, und Vermietung von Ferienwohnungen und Privatzi-mern an Gäste stützen das an sich magere Einkommen.

Das starke dörfliche Element ist noch in allen Lebensbereichen spürbar. Mundart, Tracht, Brauchtum, tradierte Nachbarschaftshilfe und ein eigener Lebensstil verbinden die Talbewohnerschaft jeweils zur Gemeinde und stem-peln die Bewohner auch nach außen zum „Mattinger“ (Matreier), Virger und „Prädinger“ (Prägrater).

Seite 11: Virgen  
inmitten der alten Feldflur  
Unten links: St. Nikolaus, Osttirols  
bedeutendstes Kulturdenkmal  
Unten rechts: Wallfahrt  
mit dem Opferwidder



Die meist gut gewachsenen, kräftigen Menschen weisen überwiegend dinarische und alpine Körpereigenheiten auf. Auffallend nordische Typen – früher irrtümlich als Gotenreste in Kals und Prägraten beschrieben – sind seltener geworden. Der aus der Frühgeschichte bekannte Carantanische Blutsanteil zeigt sich deutlich in der musischen Begabung, in der Sangesfreude und Geselligkeit und in dem „weichen Strich auf der Seele“ mit einer versteckten Empfindlichkeit. Die Mundart mit dem gedehnten A hat viel Melodie und macht sie, in der Erzählgabe und Erzählfreude älterer Menschen demonstriert, zu erlebter Volkskunde.

### Kulturgut aus 8 Jahrhunderten

Matrei als Treffpunkt der süd- und ostseitigen Venedigerbäche hat landschaftliche Weite. Die Eisfluten des Isel- und Tauernglotzers haben in gewaltiger Stauwirkung das Becken geschaffen, in das nacheiszeitlich der Bretterwandbach seine Murkegel schüttete. So haben die frühen Siedler wohl „Echlwasser“, wie die Matreier sagen (also auf der anderen Seite des Wassers), ihren festen Wohnsitz genommen.

**St.Nikolaus.** Auf der Hangleiste alter Mittelgebirgsreste, abgehoben von Überschwemmungen, Murgängen und Großbränden, hat sich die romanische Kirche runde 800 Jahre – um 1500 mit einem Rippengewölbe im Langschiff verschönt – unversehrt erhalten. Locker umschart von niedrigen alten Bauernhöfen und gestutzten Flurgehölzen, scheint hier über Ensemble und Landschaft die Zeit stehengeblieben zu sein. Wir stehen vor Osttirols ältestem und bedeutendstem Kulturdenkmal. Der romanische Chorturm hat zwei übereinanderliegende quadratische Räume. Beide sind mit flachem Bogen zum Langhaus hin geöffnet und durch eine emporenartige Treppenanlage mit dem Langhaus verbunden. Der Unterchor, die

St. Nikolaus Kapelle, zeigt Malereien des ausgehenden Zackenstils vom Ende des 13. Jahrhunderts. An der Laibung des Bogens ist das Lamm Gottes, zu beiden Seiten ein Engel mit Reichsapfel als Herrschersymbol dargestellt. Den Graten entlang blaugrüne Streifen, wohl Paradiesesflüsse, die in den Gewölbedreiecken zu den Szenen um die Stammeltern Adam und Eva überleiten. An den Wänden finden sich Fragmente der Nikolauslegende. Älter und geheimnisvoller ist der Oberchor, die Georgskapelle. Die Fresken sind das Werk eines paduanischen Wandmalers, mit nachgewiesener Übereinstimmung mit dem „Admonter Missale“, datierbar durch die Regierungszeit des Erzbischofs Wladislav von Salzburg 1265 bis 1270, der vorher in Padua studiert hatte. In der Laibung des Bogens finden sich Fragmente von der Salbung des Altars und Jakobs Traum, Jakobsleiter mit auf- und absteigenden Engeln. Hinter gefalteten Vorhängen dann die Brustbilder von 21 Heiligen, darüber die Propheten des Alten Testaments mit Schriftrollen. In den Gewölbezwickeln befindet sich die personifizierte Darstellung der vier Elemente. Am Gewölbe selbst das himmlische Jerusalem, nach der Vision des Evangelisten Johannes. Im Unterchor befindet sich auf der freistehenden Mensa eine Statue Maria mit dem Kind um 1340, im Oberchor die Statue des hl. Nikolaus um 1400. Auf der Empore der hl. Alban aus der Zeit um 1430. Es ist anzunehmen, daß St. Nikolaus die Vorläuferpfarre von Matrei war. Mit Benefizien reich ausgestattet, unterstützte sie später das große barocke Bauvorhaben der inzwischen auf dem Schuttkegel zum Markt angewachsenen Siedlung.

Unser Blick geht vom westseitigen Vorplatz der Kirche isel-einwärts. Der alte Weg – die Straße wurde erst 1928 erbaut – führte, im Wald ansteigend, durch den Zedlacher Berg nach Mitteldorf. Das kleine Dorf in geschützter Sonnenlage hat seit alters guten Obstbau. Die dunkelroten Pflaumen und saftiggelben Birnen von Mitteldorf waren für uns als Kinder eine Vorahnung vom Paradies. Durch tiefgründige Felder weiter ansteigend erreicht die Straße bei der Mellitzbrücke die Höhe der Talmitte.



Fotos: Walter Berger

**Virgen – „causa amore“.** Schöner hätte es der fahrende Schüler 1528 auf den schlanken Schaft des gotischen Bildstockes neben der Antoniuskapelle nicht schreiben können, wenn er damals die freundliche Siedlung gemeint hätte. Sein Liebesglück betraf wohl ein Mädchen. Vielleicht die Tochter des Herren von Rabenstein. Die stattliche Burganlage nordseitig am Waldrand, auf 1410 Meter Seehöhe, wurde von den Görzer Grafen nach 1100 erbaut und war bis 1703 Sitz von Urbaramt und Gericht Virgen. Der Herr von Rabenstein übersiedelte dann ins Pflegerhaus im Pfarrdorf, heute Gasthof Neuwirt – die Burg selbst brannte im 18. Jahrhundert ab und war seither dem Verfall preisgegeben.

Abgehoben von der Straße beginnt bei Kapelle und Bildstock die „Virger Promenade“. Sie ist auch der Prozessionsweg der Gemeinde. Die festlichen Prozessionen, an vier Feldaltären vorbei, wenden sich hier wieder dem Kirchdorf zu. Der „Umigang“, wie man in Virgen sagt, hat immer noch barocken Glanz und volksreligiöse Frömmigkeit. Fahnen, Kinder, Musik, die Schützen und weitere Formationen, geschmückte Statuen, Träger und Trägerinnen in alten Trachten, der Baldachin mit dem Allerheiligsten, eskortiert von bunten Ministranten, mit gedämpftem Gebet, umsäumt von Mähwiesen im Frühlingsblüten, ist eine Demonstration der Pfarrgemeinschaft, aber auch ein persönliches Sichvorzeigen und Gesehenwerden.

Bei der Einmündung der Promenade in die Dorfstraße trauert die Gemeinde vor zwei mächtigen Holzplastiken von Virgil Rainer und Friedl Fuetsch um die Gefallenen der beiden Weltkriege. Anders als in anonymen Städten

leben die hier namentlich Versammelten in den Stuben der Angehörigen in Bildern und Gedenktafeln weiter. Die wachgehaltene Erinnerung zeigt sich bei den Jahrgangstreffen der älteren Generation, und da wischt sich dann nicht selten eine alte Frau eine versteckte Träne ins Halstuch, wenn vom Seppel die Rede geht, der noch so jung und fesch nie mehr zum Kammerfenster kam.

Das Dorfbild bestimmt die gotische – innen barockisierte – Kirche mit dem 72 Meter hohen Turm mit grün gestrichlenen Schindeln. Die Farbe erinnert an die kirchliche Zugehörigkeit zum Bistum Salzburg. Virgen wird als Ursprache schon um 1160 urkundlich genannt. Zu ihr gehörte auch das innere Defereggen. Über das Mullittztörl trug man damals die Toten zum gemeinsamen Friedhof. Das Dorf Virgen, mit reichem altem Hausbestand – sehenswert ist der gotische Widum – schmiegt sich windgeschützt in eine Talmulde.

Auf dem alten Wallfahrtsweg nach Obermauern, zwischen Plankenzäunen und verwachsenen Mauern weiterwandernd, stehen wir bald vor einem weiteren Bildstock, der an das große Pestunheil in den Jahren um 1635 erinnert. Der Tod machte die Einödhöfe und Weiler menschenleer, und mit dem Gelöbnis eines Widderopfers hat die Bevölkerung das Unheil bannen wollen. Heute noch wird ein weißfelliger, gut gebauter Jungwidder von einem Bauern in Pflege genommen und als zweijähriges Prachttier, gewaschen und mit Blumen und Bändern geschmückt, in die Kirche geführt. In kleiner Wallfahrrprozession – mit einer Gebetspause bei unserem Bildstock – wird er nach

Virgen begleitet und am Kirchplatz zugunsten der Kirche von Obermauern versteigert.

Die Wallfahrtskirche Obermauern, Maria Schnee, überragt auf einem gemauerten Hangsockel die altdörfliche Gemeinschaft niedriger, blumengeschmückter Holzhäuser. In ihrer hellen Schlankheit gleicht die Kirche einem immerwährenden Lob Gottes, erhaben über den Wechsel der Geschlechter und doch vertraut mit den umwohnenden Menschen.

Eine kleine frühgotische Kirche wurde Mitte des 15. Jahrhunderts durch Herausschieben der Südwand, Einwölbung und Ausbau des Chores so geschickt erweitert, als wäre das Bauwerk aus einem Guß entstanden. Über dem Südportal grüßt ein mächtiger Christophorus mit dem Jesuskind auf der Schulter die Ankommenden, die früher ein um die Kirche laufender Wachsgürtel zu einem Rundgang um die Kirche und zur Mitnahme eines Stückes des handgefertigten Gürtels einlud. Der Wachsgürtel wurde immer wieder von Bienenzüchtern im Ort ergänzt. In die Außenseiten der Kirchenmauer sind Steinreliefs aus der frühgotischen Vorläuferin eingemauert, besonders eindrucksvoll die Anbetung der Weisen aus dem Morgenland. Beim Eintritt in die Kirche wird der Besucher von dem Freskenzyklus, der die Nordwand und die Chorwände der Kirche ausfüllt, in Bann genommen. Als Biblia pauperum ersetzte diese Bilderfolge dem Leseunkundigen die damals unbezahlbaren „biblischen Geschichten“. An der nordseitigen Chorwand ist ein Sakramentshäuschen dargestellt und anschließend, vom Altar schon teilweise verdeckt, eine riesige Schutzmantelmadonna, der damaligen Exegese des sündenstrafenden Gottvaters entsprechend. Mariens Tod auf der Südwand des Chores findet sich in der gleichen Komposition in der Kapelle von Schloß Bruck wieder. Simon von Taisten aus der Brixner Bacherschule war Hofmaler der Grafen von Görz und hat sich im Bildschmuck dieser Kirche ein unvergängliches Denkmal gesetzt. Die Fresken sind in den Farben unverändert frisch, fast leuchtend. Sie wurden nie restauriert, lediglich einmal abgestaubt. Auf dem Chorbogen steht die Jahreszahl 1498 und in Verehrung des Hl. Sebastian kniet das Stifterpaar, der Pfleger von Rabenstein und seine Frau, vor dem vielverehrten römischen Offiziersmartyrer. Die Kanzel auf der Evangelienseite des Chores, ein handwerkliches Kunstwerk, hat der Meister aus einem riesigen Tuffsteinblock gehauen. Blieben die Fresken 500 Jahre unberührt, wurde 1660 der gotische Hochaltar barock umrahmt. Zum Glück ließ man den gotischen Altarschrein bestehen und integrierte die Schreinwächter St. Georg und St. Florian und den auferstandenen Christus in die barocke Umrahmung. Das für die Baldachinnische viel zu kleine Gnadenbild stammt aus der älteren Kirche um 1400. Ungut barockisiert, wurde aus der milden Mutter mit dem Kind durch die Beigaben von Krone, Szepter und Reichsapfel die



Fotos: Walter Berger

Himmelskönigin mit dem kommenden Weltherrscher. Anstelle der barocken Seitenaltäre stehen die vom Hochaltar stammenden plumpen Frauengestalten St. Katharina und St. Barbara, die Patroninnen des Bergbaus. Dieser Hinweis und die Sage von den drei Kristallen im Torbogen über dem Westportal erinnern an die Goldgräberzeit in den Hohen Tauern.

Die viel reicher ausgestattete Kirche von Heiligenblut am Ausgang des Fleißtales, vor dem Übergang über das Hochtor nach Salzburg, ist gleichfalls Zeugnis einer zu Ende gehenden Periode. Die Entdeckung Amerikas mit einer Goldschwemme aus der Neuen Welt und der Gletschervorstoß um 1500 – die Zungen der großen Keese reichten bis in die Almböden auf 1700 Meter herab, ähnlich wie um 1850 – haben den Bergbau zum Erliegen gebracht. Der Tod des letzten Görzer Grafen Leonhard 1500 und die Übergabe seines Besitzes an die Habsburger unter Kaiser Maximilian bedeutete auch das Ende des goldenen Zeitalters der Residenzstadt Lienz. Zumal die neuen Pfandherren, die Grafen von Wolkenstein-Rodeneck, miserabel wirtschafteten. Im Jahre 1653 kaufte das Haller Damenstift Schloß Rabenstein nebst dem Amte Virgen. Mit der Aufhebung des Damenstiftes durch Josef II. 1783 ging eine glücklose Zeit zu Ende. So veranlaßten schlechte Ernterträge die Prägrater Bauern, die fürstlichen Damen in Hall um einen Zinsnachlaß zu bitten. Das Ansuchen wurde abgelehnt, mit dem Ratschlag, durch Rodungen und zusätzlichen Anbau höhere Erträge zu erzielen. So menschenfern und weltfremd war die Zinsherrschaft.

Links: Freskenzyklus in der Wallfahrtskirche Maria Schnee, Obermauern  
Oben: Der Heimgang Mariens  
Darunter: Der Auferstandene erlöst die armen Seelen

Prägraten, das eigentliche Venedigerdorf, erwandern wir von Obermauern auf dem alten Fahr- und Touristenweg, weiter, an der Burg – einer prähistorischen Kultstätte – vorbei durch die Enge des Katzentales. Erst 1932 wurde durch den Straßenbau mit zwei Tunnelanlagen tiefer in der Klamm das innere Virgental an das öffentliche Verkehrsnetz angeschlossen. In dem gewellten, nach Süden geneigten schmalen Tal ist jeder Meter Boden sorgfältig bestellt. Seit einer Grundzusammenlegung ist das Tal von den alten Flurgehölzen fast kahlgeschoren. Das Kirchdorf Prägraten liegt im Windschatten des Bichl, Reststück jenes alten Talbodens, der schon in Virgen maßgeblich die Lage der Siedlungen bestimmt. Prägraten (Pregrat) heißt vor der Burg. Auf dem Bichl muß eine Burg gestanden haben. Heute liegt dort ein Weiler mit weit übers Tal schauenden alten Bauernhöfen. Die Gemeinde mit dem kürzesten Venedigeranstieg hat ähnlich wie Kals am Fuß des Großglockners viel Alpingeschichte erlebt. Franz Keil, der Geodät aus Lienz, hat bereits 1854 an der Zunge des Zettalunitzkeeses die Johannishütte errichtet. Nach der Großglocknerserschließung von Kals aus, hat Johann Stüdl in Prägraten das Bergführerwesen organisiert und mit dem Ausbau der Johannishütte und der Errichtung der Clarahütte alpine Pionierarbeit geleistet. Stüdl war vom Menschenschlag der Prägrater ähnlich angetan wie von seinen Kalsern und mit Andreas Mariacher, dem Nestor der Prägrater Bergführerdynastie, eng befreundet. Gleichzeitig hat Prof. Friedrich Simony das Gebiet geologisch erforscht und damit in der geographischen Fachwelt bekannt gemacht. Die Simonyspitzen im hinteren Maurertal erinnern an ihn. Mit dem „Herrenführen“, wie die Leute sagten, und dem Hütten- und Wegebau haben sich die Bauern, auf karger Scholle im Kleinbesitz, ein wichtiges Zubrot verdient. In den Auseinandersetzungen um die Kraftwerkspläne und eine mögliche Venedigererschließung für den Gletscherskilauf oder als Alternative die Errichtung eines Nationalparks Hohe Tauern ging es den Einheimischen zuvörderst um ihre wirtschaftliche Existenz in dem entlegenen Bergtal. Durch die Entwicklung auf dem Energiesektor, eine 17-Milliarden-Schilling-Investition hat sich nicht mehr gerechnet, obsiegt dann doch die Parkidee. Einheimische Befürworter und der Österreichische Alpenverein haben auf dem Bichl einen 300 Jahre alten, im Wirtschaftsteil verfallenen Bauernhof generalsaniert. Der Mitterkratzerhof ist heute als Nationalparkhaus ein Schmuckstück der bäuerlichen Architektur und Ausstattung. Hier werden, von Einheimischen betreut, Veranstaltungen, Vorträge, Seminare, Kurse, Ausstellungen und Treffen durchgeführt.

Die mehrfach erwähnte musische Begabung der Bevölkerung zeigt sich in Prägraten in einer Reihe besonders begabter Bildhauer. So waren schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts Josef Gasser, geadelt als Ritter v. Wallhorn,

und Johann Dorer aus Hinterbichl in Wien zu künstlerischen Ehren gekommen. Unter den zeitgenössischen Bildhauern haben Adrian Egger (1974 gest.) und Josef Toyer, nun wieder in Prägraten lebend, einen bedeutenden Namen. Holzplastiken beider Künstler schmücken die Pfarrkirche in Prägraten, in der auch ein Vesperbild an Josef Gasser erinnert. Die künstlerisch wertvollen Prozessionsstatuen stammen aus der Werkstatt Johann Patterers.

In Hinterbichl endet der Taltrog vorerst in einem kleinen Kessel mit tiefgrünen Wiesen, umstellt von Felsen und Steilwald. Von Norden mündet das Dorfertal ein mit dem Südanstieg zum Großvenediger.

Für einige Wiener Sängerknaben führte ein Aufenthalt in der Gegend zu einer großartigen stimmlichen Erholung. Daraufhin wählte Rektor Schnitt 1925 Hinterbichl als Ferienkolonie für die strapazierten kleinen Sänger. Er errichtete ein Bubenhaus und ein Hotel, für die Zeit eine großzügige Anlage. Neben den 70 Buben hielten sich an die 150 Gäste, aus Wien und der noch größeren Welt, in Hinterbichl auf, wo es auch Konzerte gab und Filme gedreht wurden. Der wirtschaftstüchtige Hofrat Schnitt war der größte Gastgeber im Tal und zugleich ein Pionier des Virgentaler Fremdenverkehrs. Mit seiner Pensionierung Mitte der fünfziger Jahre tauschten die Sängerknaben die würzige, kehlkopfheilende Prägrater Luft mit Bade- freuden am milden Wörthersee.

Nach einer weiteren Talstufe endet die Dauersiedlung mit dem Strödenhof am Zusammenschluß von Umbaltal und Maurertal. Vom neuangelegten Parkplatz erreicht man in gut 30 Minuten die Pebellalm und damit stehen wir vor den bekannten Umbalfällen. Sommerüber stürzen die Wasser des weitläufigen Umbalkeeses tosend und in allen Regenbogenfarben sprühend über die Kaskaden der 150 Meter hohen Talstufe.

Matrei, den zentralen Ort der Venedigerregion, sahen wir schon von St. Nikolaus aus. Der Siedlungskern auf dem Schuttkegel des Bretterwandbaches dehnt sich heute bis zu den Flußauen der Isel aus. Bis 1938 distanzieren sich die bäuerlichen Umwohner und die Marktler in zwei Gemeinden: Matrei Land und Matrei Markt. Großbrände und der mit ständigen Murgängen drohende Bretterwandbach vermochten den Lebenswillen einer vitalen, unternehmerischen Bevölkerung nicht zu erschüttern. Die historisch bedeutsame Lage am wichtigen Tauernübergang dürfte aber vermehrt die Mentalität der hier Ansässigen bestimmt haben. Bei allen Vorbehalten gegen Verallgemeinerungen ist der Matreier ein Menschenschlag für sich. Gut gewachsen, kräftig, auch mit mediterranem Einschlag, zeigen sich die Ranggler in den bis heute geübten Meisterschaften. Die Rauflost kommt dann anonym bei den Matreier Klaubäufen, die in Osttirol Legende sind,

# Dem Eiligen verschlossen

zum Vorschein. Beim „Klaubaufgehen“ an Dezemberabenden wird nicht zimperlich mit Schaulustigen, Passanten und lautstark besuchten Bekannten umgegangen. Prof. König, der das heidnische Ritual in seine Verhaltensforschung einbezog, landete mit einem Knochenbruch im Krankenhaus. Dabei ist der Matreier, wieder verallgemeinert, ein fröhlicher, in Gesinnung und Lebensweise liberaler Mensch und hebt sich auch in seiner Toleranz von den, zumindest früher, prüderen Nachbarn ab. Mit seinen zentralen Diensten wie Gericht, Grundbuch-, Forstamt, Sprengelarzt, Fachgeschäften und heimischen Gewerbebetrieben verband der Markt administratives Gewicht mit bürgerlicher Wohlhabenheit. Eine alte Beherbergungs- und Hoteltradition förderte die Entwicklung zu einem für Osttirol renommierten Fremdenverkehrsort. Heute hat auch die Tiroler Nationalparkverwaltung hier ihren Sitz. Mit dem Kesslerstadl hat sich der Alpenverein in Zusammenarbeit mit der Nationalparkverwaltung ein gediegenes Veranstaltungshaus mit Informations- und Ausstellungsräumen und einem Saal für Veranstaltungen geschaffen. Das zu diesem Zweck sanierte Wirtschaftsgebäude eines uralten Gasthofs liegt kirchennahe im Zentrum des Ortes. Der „Kessler“ war das alte Gasthaus am Kirchplatz. Ihm gegenüber schließt das mächtige alte Schulhaus den Platz nach Süden. In die Friedhofsmauer eingebaut ist das Denkmal der bekannten Anführer im Freiheitskrieg 1809, Johann Panzl und Anton Waldner. Panzl, eine bärenhafte Draufgängernatur, organisierte den Landsturm im Pinzgau und führte ihn, mit den Iseltaler Schützen verstärkt, erfolgreich bei den Kämpfen um Ainet. Nach General Brousiers Einmarsch in Matrei konnte er auf abenteuerliche Weise über den Felbertauern ins Salzburgerische fliehen und dort untertauchen. Von dem Matreier Haudegen sind heute noch viele Geschichten im Umlauf. Die Pfarrkirche zum Hl. Alban ist die größte Landkirche Tirols. Sie wurde 1776 bis 1783 nach Plänen des salzburgischen Hofarchitekten Wolfgang Hagenauer erbaut und liegt im Stil an der Wende des Barock zum Klassizismus. Die bauliche Anlage ist durch die seitlichen Arkaden einzigartig. Künstlerisch bedeutsam sind auch die Deckenfresken vom großen Barockmaler Franz Anton Zeiler. Den Hochaltar sollte der Salzburger Rokokobildhauer Petrus Schmid gestalten. Er hatte bereits Teile davon fertiggestellt, als er im Mai 1787 mit einem Gehilfen beim Überqueren des Felbertauern in einen Schneesturm geriet und am Tauern erfror. Die Kirche ist reich an Kunstschatzen aus der Gotik, des Barock und der Moderne (Virgil Rainer). Die Statue des Hl. Sebastian gilt als Johann Patterers schönstes Werk. Ein Einheimischer soll dem Künstler für den naturalistisch durchgearbeiteten Körper Modell gestanden haben. Der in die Westfassade eingebaute gotische Turm stammt aus der Vorläuferkirche, die nach dem großen Brand von 1326 erbaut und im 15. Jahrhundert vom Görzer Bauhof erweitert wurde. Bei Sprengarbeiten im Zuge der Erweiterung

des Hotel Goldried sind im Mauerwerk, das Turm und Langschiff verbindet, bedenkliche Risse aufgetreten. Auf der Westseite des von hohen Betonmauern eingefassten Bretterwandbaches liegt der Marktplatz von Matrei mit dem traditionsreichen Gasthof Rauter, der in jüngster Zeit durch ein Fünfsternehotel erweitert wurde. Schloß Weißenstein, in vornehmer Distanz zur bürgerlichen Marktsiedlung, ist in Privatbesitz und kann derzeit nicht besichtigt werden. Der Vater des letzten Schloßbesitzers Carl v. Thieme war ein großer Förderer Matreis und hat einen Ehrenplatz in der Chronik des Marktes.

Das nach Norden führende Tauerntal bleibt auch nach der Prosegglammverengung schmal, ist offen für den Tauernwind und hat nur mehr im äußeren Teil zwei Weilersiedlungen, Gruben und Seinitz. Mit dem Matreier Tauernhaus am Fuß des Felbertauern haben wir schon Bekanntschaft geschlossen. Das Tal selbst wendet sich nun nach Westen und endet nach den Gschlößalmen an der weitausladenden Ostflanke des Großvenedigers. Das kleine Almdorf von Außerschlöß im Windschatten eines Karriegels ist beliebtes Fotomotiv, ähnlich der Schildalmen gegenüber der Straßenabzweigung ins Matreier Tauernhaus.

Auf halbem Weg nach Innerschlöß ist in einem riesigen Bergsturzblock eine Kapelle eingebaut. Sodann weitet sich das Tal zu großen, meliorisierten Weideflächen, das Getreide, wie die Leute sagen. Die Almen von Innerschlöß haben Geschichte. Dazu zählt auch der mehrfache Aufenthalt des Malers Franz von Defregger. Das Bild „Franz auf der Alm“ zählt zu seinen bekannten Gemälden über das Bauernleben. Die abgezäunte Wiese vor dem Almgasthof Venedigerheim gehört zu den angenehmsten Rastplätzen in einem der schönsten Hochtäler der Ostalpen. Hier ist gut sitzen, wenn sich über die Almsiedlung der Sommertag senkt und die gespeicherte Wärme in Mauerwerk und Holzgebälk den Rücken wärmt, während das aufkommende Gletscherwehen Gesicht und Beine kühlt. Während die Schatten in den Taltrog wachsen, steht die große Szenerie von der Kristallwand über den Hohen Zaun, die Schwarze Wand zum Kleinvenediger noch im sich spiegelnden Licht. Die „weltalte Majestät“ schaut nur mit ihrer Firmmütze im vollen Sonnenlicht über ihre ostseitigen Trabanten ins Tal mit den alten Anstiegsrouten.

#### Literatur:

Draxl, Anton: Der Nationalpark Hohe Tauern, Innsbruck 1956  
Dehio: Tirol, Wien 1980  
Forcher, Michael: Matrei, Innsbruck 1980  
Forcher, Michael: Tirol, Tirols Geschichte, Innsbruck 1984  
Großlercher, Georg: Osttirol – Bezirkskunde, Lienz 1987  
Lahnsteiner, Josef: Oberpinzgau, Salzburg, 1965  
Oberwalder, Louis: Osttirol, Wanderführer, Innsbruck 1956  
Oberwalder, Louis: Die Felbertauernstraße, Innsbruck 1967  
Pizzini, Meinhard: Osttirol, Salzburg 1974

## Unterwegs im Bergraum der Venedigergruppe

Herbert Pardatscher-Bestle

Wie oft hatten wir auf der Fahrt im Salzburger Oberpinzgau zwischen Bramberg und Neukirchen schon sehnsüchtig ins Habachtal geblickt, ja, besonders in seinen Talschluß? Da leuchtete ein von der hochstehenden Sonne in gleißendes Licht getauchter Eisschild umrahmt von Felsbergen aus dem Talgrund; fesselte unsere Aufmerksamkeit mit einem mächtigen Gipfel, von dessen Höhe das Weiß in breiter Front ins grüne Tal wallte. Welch erhabenes Hochgebirgsbild doch unsere Neugier weckte! Doch so rasch sich dieses Bild ins Blickfeld drängte, so rasch war es auch schon wieder den neugierigen Blicken entschwunden, so als ob es dadurch seine Geheimnisse wahren und unsere Sehnsucht und Neugier ins Unermeßliche steigern wollte. Schnee, Fels und Eis, diese drei waren für mich schon immer die Elemente, aus denen Berge, die „richtigen“, bestehen sollten. All dies bedeutet doch in der Abfolge von oben nach unten, daß es Wasser gibt, oftmals Seen, viel Grün mit Blumen, Sträuchern und Bäumen. Und von unten nach oben, daß Vielfalt den Berggeher erwartet, unerwartetes, überraschendes Farben- und Formenspiel. So hat denn jeder seine Vorlieben, und nur wenn die Berge auch von Schnee und Eis bedeckt sind, ist für mich der Reiz und die Vielfalt alpiner Landschaft am größten.

## Annäherung ans große Eisgebirge

Jahrelang blieben aber für uns die Berge südlich des Salzachtals noch so unbekannt wie ein spanisches Dorf, und von den vielen Bergen dieser langen, unzugänglich erscheinenden Täler war uns gerade der Großvenediger geläufig, der auf der Fahrt von Zell am See über den Gerlospaß ebenfalls fast verschämt, sich hinter dem Kleinvenediger bedeckt haltend, nur einmal ganz kurz zwischen Neukirchen und Wald durchs Untersulzbachtal ins Salzachtal lugte. Es war, als wenn man durch die Rückseite einer Kamera blickte und auf den Auslöser drückte: In Sekundenschnelle öffnete sich ein Ausblick auf das allerschönste der Eisgebirge und war beim Ablauf des nächsten Verschlußvorgangs doch schon wieder verschwunden, so als ob uns zuviel der Blicke auf dieses Prachtbild großen Hochgebirges nicht wohl bekommen würden. So begnügten wir uns denn auch vorerst mit

diesen Sekundenbildern und ließen unserer Phantasie freien Lauf. Doch schon bei einigen der nächsten Bergfahrten in den Zillertaler Alpen, der Rieserfernergruppe und den östlichen Dolomiten drängte sich das große Eisgebirge wieder übermächtig ins Bild und steigerte unsere Neugier auf das Eisdach der Hohen Tauern ins schier Unermeßliche. Endlich hatten wir uns aufgerafft, den uns bislang unbekanntem Bergen zwischen dem Felber- und Krimmler Tauern, zwischen dem Salzachtal im Norden, dem Felber- und Tauerntal im Osten, dem Virgental im Süden und dem Ahrntal ganz im Westen einen Besuch abzustatten. Von Habach, zwischen Bramberg und Neukirchen, wanderten wir im Frühjahr schwerbepackt in das zunächst enge Habachtal. Vom anfangs großartigen Talschluß konnten wir am Taleingang nichts mehr sehen und der lange, wenn auch wenig beschwerliche Weg auf der Straße talein war denn auch eher enttäuschend. Erst beim Gasthof Alpenrose weitete sich das Tal, wurde freundlicher, und beim Aufstieg über die steilen Hänge hinauf zur Neuen Thüringer Hütte rückten immer mehr Gipfel ins Blickfeld und verließen für den folgenden Tag das große Erlebnis. Es war nicht zuwenig versprochen. Der Anstieg über den Firnkamm des Nordostgrates hinauf zum Plattigen Habach und der luftige Grat hinüber zur Hohen Furlieg bescherten schönere Bilder, als sie je in unserer Phantasie hätten entstehen können. Endlich standen wir dem Großvenediger und seinem hohen Eisdach direkt gegenüber. Klein- und Großvenediger in einer Reihe, beide mit einer mächtigen Eishauben bedeckt, beeindruckten mit ihren eisigen, felsdurchsetzten Nordostabstürzen, unter denen mächtige, von Spalten zerrissene Gletscher hingelagert waren. Ein Bild außerordentlicher Strenge und Erhabenheit, das seinesgleichen sucht in den Ostalpen. Jetzt endlich standen wir dem großen Eisgebirge auf Rufweite gegenüber, saugten das Bild vom Großvenediger regelrecht in uns ein. Hier wurde uns auch verständlich, warum sich die Erstbesteigung des Großvenedigers nicht nur so nebenbei ereignete, sondern nach einer Kundfahrt des starken Bramberger Försters Paul Rohregger hinauf zum Kleinvenediger eine bedeutende Angelegenheit des Erzherzogs Johann wurde. Dieser Berg drängt sich nicht

Rechts: Sonnenuntergang  
auf dem Gipfel der Dreiherrnspitze,  
Blick zum Großvenediger; dazwischen  
Simonyspitzen, Maurerkeesköpfe  
und Großer Geiger

auf, beherrscht nicht irgendein Ortsbild wie in Zermatt das alle Aufmerksamkeit auf sich ziehende Matterhorn oder in Sulden der übermächtige Ortler. Der Großvenediger ist ein versteckter Berg, der seine Geheimnisse nur dem offenbart, der keine Mühen scheut, zu Fuß die langen Täler zu durchwandern, hinaufzusteigen bis dorthin, wo ihn das ewige Eis umgibt. Vor Jahren, als man in Osttirol mit dem eigenen Fahrzeug vom Matreier Tauernhaus noch hinein bis ins Innergschloß oder von Hinterbichl im Virgental hinauf zur Johannishütte fahren konnte, waren zumindest die Anstiege über die Prager Hütten und das Defreggerhaus kürzer, aber der Tiroler Anteil des Nationalparks Hohe Tauern hat auch auf der Venediger-Südseite dafür gesorgt, daß „zu Fuß“ wieder in ist, außer man läßt sich von teuren Taltaxis bis ins Innere der Tauerntäler fahren. Wir hielten es mit den Erstbesteigern des Venedigers und näherten uns allein auf unsere Beinkraft vertrauend dem großen Eisberg; nicht umsonst, wie wir seither mehrmals befriedigt feststellten. Nur so erschließen und offenbaren sich dem Besucher die vielen Geheimnisse dieses Berglandes, botanische Besonderheiten ebenso wie geologische Aufschlüsse, die unzähligen Wasserfälle und hochalpinen Seen. Wer heute die Venedigergruppe besucht, sollte sich Zeit, viel Zeit nehmen. In diesem Bergraum erschließt sich nichts, rein gar nichts, dem Eiligen, und nur wer wiederkommt, die Täler durchstreift, hinaufsteigt auf die Jöcher, die hier „Tauern“, „Törl“ und „Lücke“ heißen, die Höhenwege begeht, den Schutzhütten, die hier wirklich noch oft „richtige Schutzhütten“ sind, Besuch abstattet, nur wer viel Zeit hat, die Gipfel zu besteigen, nur derjenige wird langsam das Wesen dieses Juwels unter den ostalpinen Berggruppen erfassen. Die Venedigergruppe ist keine Spielwiese der Extremen, wenn es auch nicht an einzelnen schwierigen und äußerst schwierigen Fels- und Eisanstiegen mangelt. Aber es fehlen die berühmten Namen, und so werden die alpinen Lorbeeren nach der Begehung schwieriger Routen ganz woanders vergeben. Ein Manko? Wir fanden, ganz und gar nicht. Berge wie Daberspitze (3401 m), Rötspitze (3495 m), Dreiherrnspitze (3499 m), Großer Geiger (3360 m), Hoher Eichham (3371 m), Hohe Fürleg (3244 m), Keeskogel (3291 m), Kleinvenediger (3477 m), Kristallwand (3329 m), Larmkogel (3022 m), Schlieferspitze (3289 m), Simonyspitzen (3499 m), Tauernkogel (2989 m), Wildenkogel (3022 m) und noch viele andere können ohne weiteres leicht neben jenen mit bekannteren Namen bestehen. Für mich kann ich jedenfalls nach dem Besuch all dieser Gipfel festhalten: Die Venedigergruppe ist ein überaus großes, wenn auch nicht räumlich, so doch an Vielfalt, Naturschätzen und wechselnden Landschaftsbildern reiches Bergland. Wer wie ich das Große sowie gleichzeitig Stille und Geheimnisvolle in den Bergen sucht und liebt, wird hier seinen bevorzugten Bergraum finden, dem Zauber des Großvenedigers und seines Reiches verfallen.

Rückblende: Die Sonne tauchte die Eiswogen in gleißendes Licht, damals, vor Jahren, als wir, vielleicht waren es bereits Stunden, am Gipfel der Hohen Fürleg saßen. An den Riesengraten des Großvenedigers vorbei blieb der Blick am Großen Geiger hängen, der hier nur stellvertretend für andere, ebenfalls alpin erstrangige Gipfel steht. Weit im Westen tauchte die düstere und abschreckende Wand der Dreiherrnspitze auf. Tief unter uns lag hingebreitet der Eisstrom des Untersulzbachkeeses, das wie alle Gletscher der Venedigergruppe im abgelaufenen Jahrhundert viel an Länge und Masse verloren hat. Wie viele Gletscher zählten wir? Am Hohen Eisdach des Großvenedigers sind sie miteinander verbunden, Schlattenkees und Obersulzbachkees sind über Einsenkungen und Scharten hinweg miteinander in Verbindung, ebenso Viltragenkees und Mullwitzkees.

Als wir spät über die mäßig steilen Eishänge zurück ins Tal abstiegen, war die Sonne längst hinter dem Horizont verschwunden. Eile war angesagt, um zumindest bei Tageslicht noch durch das einst von mächtigen Gletschern ausgehobelte Tal mit seinen steilen Flanken bis zum Beginn der Fahrstraße zu kommen. Wir bedauerten, nicht mehr Zeit gehabt zu haben, um weiter den funkelnden Schätzen des Venedigers nachzuspüren. Einige davon, besonders wertvolle, im Habachtal, das für seine Mineralienschatze berühmt wurde. Am meisten bekannt sind wohl die Smaragde, die einst in der Leckbachrinne sogar bergmännisch abgebaut wurden. Im Mittersiller Heimatmuseum, im Felberturm, bestaunten wir Jahre später, was Mineraliensammler aus den Klüften der Venediger-Gruppe geborgen hatten, und damit wuchs unsere Bewunderung für diese Berge nur noch weiter.

### Berg mit großer Alpingeschichte

Die räumliche Eingrenzung der Venedigergruppe wird im wesentlichen von großen Tälern vorgegeben, wobei es vor allem das vom Gerlospaß nach Osten streichende Salzachtal, das von diesem nach Süden zum Felbertauern hinaufreichende Felbertal, das vom Felbertauern nach Matrei absinkende Tauerntal und das von Matrei westwärts ziehende Virgental sind sowie das an der Westseite heranreichende hinterste Ahrntal, die eine natürliche Abgrenzung vornehmen lassen. Der große Bergfahrer Ludwig Purtscheller hat auch noch den Lasörlingkamm zwischen Virgen- und Defreggental sowie den Panargenkamm, die mit vielen landschaftlichen Reizen aufwarten können, zur Venedigergruppe gezählt; diese beiden über weite Strecken sehr ruhig gebliebenen Bergkämme mit einer Vielzahl wertvoller Gipfel, hochgelegener Scharten, Seen sowie Stützpunkten und Jausenstationen, wie der Neuen Reichenberger Hütte, der Lasnitzenalm, der Bergerseehütte, Merschenhütte, Arnitzalm, der Zunig Alm, können hier aber nur am Rande gestreift werden.



Foto: Leo Baumgartner

Die großen, das Gebirge begrenzenden Täler weisen eine lange zurückreichende Besiedlung auf; so sind beispielsweise im oberen Iseltal Spuren illyrischer, keltischer und slawischer Urbevölkerung erhalten, und heute noch weisen Siedlungs- und Flurnamen auf eine frühe Besiedlung dieser nicht germanischen Stämme hin. Bajuwarisch ist hingegen die früheste Besiedlung des Oberpinzgaus und des Ahrntales; schon früh kam es zu einem regen Wechsel über die eisfreien Pässe des Felbertauern im Osten der Venedigergruppe und des Krimmler Tauern an deren Westende. Allein, was sich im Laufe mehrerer Jahrhunderte an diesen wichtigen Übergängen an großen Tragödien ereignet hat, ist eine eigene Geschichte wert.

### Die alpine Großtat des Försters Paul Rohregger

Die alpine Erschließung der Venedigergruppe beginnt so richtig erst mit dem Beginn des vergangenen Jahrhunderts, zu einem Zeitpunkt, als andere hohe Gipfel der Alpen bereits „erobert“ und bestiegen waren. Dabei ist es vor allem dem Mut des bereits genannten Bramberger Försters Paul Rohregger zuzuschreiben, daß der Großvenediger in den Blickpunkt des öffentlichen Interesses rückte. Zunächst war es der bergbegeisterte Erzherzog Johann, der 1828 mit einer von Rohregger geführten Expedition aufbrach, um den bislang unerreichten Eisberg zu besteigen. 16 tüchtige Bergsteiger gehörten der Gesellschaft an, die sich am 7. August 1828 anschickte, durchs Obersulz-

bachtal den Großvenediger zu erreichen. Die Männer nächtigten auf der Hoferalm, bevor sie am 8. August zu ihrem großen Marsch über das Obersulzbachkees aufbrachen. Nach achtstündigem Schneemarsch querten sie schließlich am Nordgrat des Venedigers vorbei zur Nordwestwand hinüber. Hier vollzog sich der weitere Anstieg, der an Dramatik nicht mehr zu überbieten war. Mit bescheidener Ausrüstung mühten sich die Männer den steilen Firnhang über eine furchterregende Randklüft in die Höhe. Die Schilderung des Aufstiegs zählt zu den frühesten Aufzeichnungen einer alpinen Großtat und gewährte bis dahin unbekannte Einblicke in das alpine Können und die Gefahrenabwägung von kaiserlichen Obrigkeiten und deren Untertanen. Die ersten vier Männer stiegen unangeseilt und mit einer Holzhacke ausgerüstet stufenhakkend in die Höhe; der Rest der Gruppe folgte angeseilt in einiger Entfernung. Paul Rohregger wurde unweit des Gipfels auf die zunehmend drohende Lawinengefahr aufmerksam und riet zur Umkehr, die der hinter ihm nachsteigende Erzherzog Johann auch „großzügig“ gewährte. Allein, Rohregger blieb keine Gelegenheit mehr dazu, von dieser Gebrauch zu machen und heil zurückzukehren. Vom Gipfel sich plötzlich lösender Schnee rutschte talwärts und riß Paul Rohregger mit in die Tiefe; schleuderte ihn über die Randklüft und preßte ihn an deren Kante. Der gewandte Bergegeher konnte sich das Gesicht freihalten; eine aus dem Schnee ragende Hand zeigte seinen Kameraden die Verschüttungsstelle an. Diese konnten dann auch den schwer verletzten Rohregger bergen und nach einer mühsamen Rettungsaktion im Tal medizini-

scher Betreuung übergeben. Der erste, ernsthafte und geplante Versuch der Großvenedigerbesteigung war gescheitert. Eine ausführliche Beschreibung aller Ereignisse um diesen Versuch, das schwere Unglück und die dramatische Rettung gingen in die Alpingeschichte ein und vermitteln uns heute noch ein nahes und lebendiges Bild aus der alpinen Frühgeschichte am Großvenediger.

### Anton von Ruthner und Ignaz von Kürsinger – die Erstbesteigung des Großvenedigers vorangetrieben

Daß die Erstbesteigung des Großvenedigers schließlich im Jahre 1841 dann doch geglückt ist, kann der Anregung des Wieners Anton von Ruthner sowie des Pflegers Ignaz von Kürsinger zugeschrieben werden, der die Idee aufgriff und sie zu einer „pinzgauerischen Nationalangelegenheit“ machte. Die Besteigung des Großvenedigers wurde öffentlich ausgeschrieben und zur Teilnahme am Unternehmen in der Zeitung aufgefordert. Eine Reihe von Persönlichkeiten wurde eingeladen, und so marschierte am 2. September 1841 unter Trompetenklang eine wackere Schar von 40 mutigen Männern, angefeuert von den zurückbleibenden Frauen und holden Mädchen, durch Neukirchen ins Obersulzbachtal hinein. Der Hausstatt Sepp, Josef Schwab, und der Melcher in der Hoferalm, Franz Scharler, waren bereits vorher bis auf die Venedigerscharte aufgestiegen und hatten den leichtesten Anstieg erkundet. Wieder wurde im Talschluß übernachtet. Bevor die alpine Gesellschaft am frühen Morgen dann aufbrach, beteten alle noch ein Vaterunser. Vor dem Übertritt auf den Gletscher salbten sich alle das Gesicht mit einer Mischung aus Schießpulver und Öl ein, als Schutz gegen Sonnenbrand. Dann zog die Gesellschaft unter Trompetenklang mit einem weiß-roten Fähnlein los und querte den großen Gletscher hinauf in die Venedigerscharte. Wieder dabei auch der inzwischen 68jährige Förster Paul Rohregger, der somit spät, aber doch noch zu seinem Gipfelerfolg am Großvenediger kam. 26 Männer erreichten den Gipfel; als erster betrat der Hausstatt Sepp das Eisdach des Großvenedigers. Die Männer hißten die Fahne, rammten einen Pflock in den Gipfelfirn und brachten ein „Hoch“ aus, auf das Haus Österreich, die ganze Gesellschaft und alle Pinzgauer. Zurück im Tal wurde natürlich gefeiert, und Böllerschüsse sollen vom Gelingen des Unternehmens weit über den Pinzgau hinaus gekündet haben.

Unweit der Stelle, an der bereits 1875 die erste Hütte auf dem Weg zum Großvenediger Unterkunft bot, steht heute die große, nach Ignaz Kürsinger benannte Hütte der AV-Sektion Salzburg.

Die Erstbesteigungen vieler anderer Gipfel der Venedigergruppe verliefen wesentlich weniger spektakulär; zumin-

dest was die Teilnahme von Trompetern und Fahnen-trägern betrifft. Vielleicht war das auch gut so, denn so blieben diese Gipfel all jenen erhalten, die in den Bergen kein nationales oder lokalpatriotisches Heldentum übten, sondern ganz einfach nur eintauchen wollten in eine großartige und geheimnisvolle Bergwelt.

### Die großen Tauerntäler – Eintrittspforten ins Reich von Fels, Eis und Firn

Schon bei unserem ersten Besuch der Venedigergruppe wurde deutlich, daß hier Bergsteigen „langen Atem“ und Ausdauer verlangt. Als wir dann noch von den Kitzbüheler Gipfeln des Großen Rettensteins, Wildkogels, Steinkogels und Kröndlhorn in die ins Salzachtal mündenden Tauerntäler blickten, wurde die für ostalpine Verhältnisse beachtliche Länge dieser Seitentäler mit einem Schlag bildhaft klar. Obwohl voll der landschaftlichen Reize, muß der Bergsteiger, der hinauf zu den Schutzhütten will, zur Neuen Fürther Hütte im Hollersbachtal, zur Neuen Thüringer Hütte im Habachtal, zur Kürsinger Hütte im Obersulzbachtal oder zur Warnsdorfer Hütte im Krimmler Tal, schon erhebliche Wegstrecken zurücklegen, bevor er überhaupt seine Bergfahrten ins vergletscherte Hochgebirge beginnen kann. Hüttenanstiege, wie jener zur Neuen Fürther-, zur Kürsinger- und Warnsdorfer Hütte zählen zu den längsten der gesamten Ostalpen und stellen für sich allein schon eine Tagestour dar. Trotzdem, jeder Besucher sollte sich Zeit nehmen für die reichen naturkundlichen und kulturhistorischen Schätze dieser Täler, die seit der Errichtung des Nationalparks Hohe Tauern den Besuchern mit verschiedenen Initiativen nahegebracht werden.

Das **Felbertal** vermittelt zwar keinen direkten Zugang ins Innere der Gebirgsgruppe, stellt aber mit dem Felbertauern einen einst bedeutsamen Übergang vom Pinzgau nach Osttirol und damit auf die Alpensüdseite her. Über eine Steilstufe wird von Mittersill kommend im Felbertal der Hintersee erreicht, der in einem beeindruckenden Kessel liegt und von einem mächtigen Bergsturz aufgestaut wurde, der wahrscheinlich um 1495, von einem Erdbeben ausgelöst, von den Freiwänden und vom Hohen Herd zu Tal donnerte. Oberhalb des Talschlusses beim Hintersee steigt ein seichtes Hochtal von 2200 bis 2400 Meter auf und erinnert mit seinen Rundbuckeln, Gletscherschliffen, Becken sowie mehreren Seen an die landschaftsformende Kraft der Gletscher vor Tausenden von Jahren. Über dem Felbertauern erhebt sich steil der Tauernkogel, der östlichste Gipfel der Venedigergruppe und hervorragender Aussichtspunkt zwischen dieser, der Granatspitz- und Glocknergruppe. War der Felbertauern früher wegen heftig hereinbrechender Unwetter gefürchtet, bietet seit 1922 die St.-Pöltner-Hütte dem Wanderer und Berggeher Schutz oder Unterkunft, sei es beim Übertritt von Nord

Unten:  
Im Hollersbachtal  
bei der Scharrer  
Grundalm

nach Süd oder umgekehrt, oder als Stützpunkt für den großartigen, hochalpinen Höhenweg, der als „St.-Pöltner-Ost- und -Westweg“ die Glockner- mit der Venedigergruppe verbindet. Neben dem Grat im Aufstieg zum Tauernkogel befindet sich das Teufelsloch, ein markantes Felsloch, durch das hindurch man nach Osttirol sehen kann. In den Karen des glazial geformten Hochtroges unter dem Felbertauern liegen der Plattsee (2200 m), Langsee (2231 m) und Obersee (2350 m); alle drei Seen sind landschaftliche Kleinode in einer herben Hochgebirgs Umgebung.

### Der Felbertauern – Tod und Schrecken am einst wichtigen Übergang zwischen Nord und Süd

Der Felbertauern wurde bereits während der Römerzeit überquert, darauf deutet zumindest ein auf dem Naßfeld entdecktes Hufeisen aus jener Zeit hin. Größte Bedeutung hatte der Übergang aber dann im Mittelalter. Von 1300 bis 1500 wurde der Felbertauern am meisten begangen. Aus jener Zeit stammen auch die Tauernhäuser, an denen der Besucher im Anstieg von Mittersill durch das Tal bis zum



Foto: Sepp Brandl

Hintersee vorbeikommt. Die Salzburger Erzbischöfe haben diese Häuser errichten lassen, um die Gefahren des Übergangs zu verringern und bei eintretenden Schwierigkeiten Hilfe zu leisten. Die Tauernknechte hatten den Auftrag, die Wege instandzuhalten, Schneestangen einzurammen, Steinmännchen zu errichten sowie in Not geratenen Wanderern behilflich zu sein. Seit dem 18. Jahrhundert ließ der Verkehr aber erheblich nach, und mit dem Bau der Eisenbahn bis nach Lienz, Zell am See und in den Pinzgau kam er völlig zum Erliegen. Bei einem der großen Viehtriebe über den Felbertauern brach am 28. Mai 1878 ein wilder Schneesturm los. Von den 460 Kühen, 40 Kälbern, 28 Pferden und 25 Ziegen kamen 104 Kühe, ein Pferd, alle Kälber und Ziegen nicht an ihr Ziel. Von den 60 Männern und drei Mädchen, die den Viehtrieb begleiteten, verloren vier Männer ihr Leben. Diese Episode steht für Dutzende weiterer mit tragischem Ausgang und weist auf die einstige Bedeutung dieses Übergangs, aber auch auf dessen Gefährlichkeit hin. So sind zwischen 1566 und 1904 allein auf der Südseite des Felbertauern 90 Personen ums Leben gekommen. Der Felbertauern liegt an einer ausgeprägten Wetterscheide, an der sich aufziehendes Schlechtwetter besonders heftig entlädt. Das sollte auch heute bei Bergfahrten berücksichtigt werden, trotz verbesserter Ausrüstung und aktueller Wettervorhersage. Eine sehr frühe und anschauliche Beschreibung des Weges über den Felbertauern lieferte 1865 einer der Pioniere der Hochgebirgstouristik, Friedrich Simony, im Jahrbuch des Österreichischen Alpenvereins. Seit im Juni 1967 die Felbertauernstraße mit einem 5,2 Kilometer langen Tunnel den Alpenhauptkamm durchquert, hat der Felbertauern wohl endgültig seinen Schrecken verloren und nur wenige Reisende auf dem Weg in den Süden oder zurück nach Norden können sich die Mühen und Plagen früherer Generationen bei der Überquerung der Alpen vorstellen.

### Von Smaragden und anderen Landschaftsjuwelen in den Tauerntälern

Dem Hollersbach folgt ein Wasserschaupfad hinein ins **Hollersbachtal**, führt mit Erklärungen auf Schautafeln dem wilden und ungebändigten Wasser entlang ins Talinnere und über eine Hangstufe in den großen Talkessel mit dem Kratzenberg See, über dem die Neue Fürther Hütte steht. Von dieser lohnt der Aufstieg auf die prächtige Aussichtskanzel des Larmkogels, der, sobald im Sommer schneefrei, auch Nicht-Hochalpinisten zugänglich ist. Ein Kleinod hochalpiner Vegetation und eines Biotops ist das 2000 Meter hoch gelegene Vordermoos. Im Sommer mäandert der Bach durch den flachen Boden mit seiner typischen Feuchtgebietvegetation und ergibt so einen einzigartigen Kontrast zu der rauhen Hochgebirgs-umgebung.

Sonntagsköpfe (links)  
und Schlieferspitze über der  
Kürsingerhütte

Das **Habachtal**, nicht zuletzt wegen seiner Smaragdfunde berühmt geworden, den einzigen in den ganzen Alpen, läßt den Besucher mit dem eisgepanzten Plattigen Habach (3214 m) und der Hohen Furlig (3244 m) bereits die ganze Größe des Eisgebirges ahnen. Einst reichte vom breiten Eispanzer eine Gletscherzunge weit in den Talgrund herab, und aus dem großen Eistor spuckte der Gletscher Eisbrocken auf den Talboden. Von der einstigen Pracht ist nicht mehr viel geblieben; die Keeszunge hat sich seither weit zurückgezogen. Über die Felswände des vom Gletscher trogförmig ausgehobelten Tales stürzen heute viele kleinere Wasserfälle in die Tiefe. Die Anfang 1900 von Berliner Alpenfreunden erbaute Habachhütte in der Nähe des Habachkeeses wurde 1914 von einer Staublawaune hinweggefegt. An sicherer Stelle auf den weiten Hängen der Großen Weitalpe entstand 1926 in aussichtsreicher Lage die Thüringer Hütte; heute als Neue Thüringer Hütte (2300 m) im Besitz der Sektion Oberkochen. Die Hütte ist günstiger Ausgangspunkt für den Übergang ins Hollersbachtal, den Larmkogel und den in leichter Kletterei erreichbaren Kratzenberg. Direkt gegenüber, auf der anderen Talseite, erheben sich einige stolze Dreitausender, wie Habachspitze (3064 m), Gamsmutter (3091 m) und Törlbirgkopf, die aber nur selten Besuch erhalten und bereits gediegenes Gehen im Steilgelände und an ihren Felsgraten schon einiges an Kletterkönnen verlangen.

Das **Untersulzbachtal** darf als eines der ursprünglichsten und wildesten Täler der gesamten Ostalpen bezeichnet werden. Auch wenn von Neukirchen ein gesperrter Fahrweg bis zur Stockeralm führt, ist das Talinnere wild wie vor Jahrhunderten; nur der massive Gletscherrückzug des Untersulzbachkeeses hat das Landschaftsbild im Talinnern erheblich verändert. Gesteinsmaterial der Stirn- und Seitenmoränen markiert die einstige Größe des Gletschers, Hoch über diesem Tal, über dem sich Klein- und Großvenediger anziehend und abweisend zugleich ins Blickfeld drängen, ja, geradezu an seinem vergletscherten Ende, hat der unerschrockene Paul Rohregger 1810 seinen ersten Ersteigungsversuch des Großvenedigers unternommen. Über den Nordgrat soll er den Kleinvenediger erreicht haben, eine Riesenspalte in der Venedigerscharte und aufziehender Nebel versperrten Rohregger kurz vor dem Ziel den Weiterweg. Der Gipfel des Großvenedigers blieb ihm noch einmal versagt, und Rohregger kehrte enttäuscht und entkräftet zurück.

Heute wählen nur wenige Bergsteiger den Weg durchs Untersulzbachtal zum Venediger. Keine Hütte dient als Stützpunkt, die Anstiege über den zerklüfteten Gletscher oder neben ihm sind lang und mühsam. Andererseits, keines der anderen Täler bietet solche Einsamkeit und Weltabgeschiedenheit in einer strengen Hochgebirgsumgebung. Woanders würden die links und rechts des Tales aufragenden Gipfel allein schon wegen ihrer Höhe Beachtung finden; hier verirrt sich aber wohl jahre-, wenn nicht

jahrzehntelang keiner über die abschreckend steilen Flanken auf diese. Wieder, es fehlen die klingenden Namen, und so bleibt der Bergkamm zwischen Untersulzbach- und Obersulzbachtal ein Bergland, in dem Bergfahrten auf dessen Gipfel weiterhin unbeachtet bleiben, wo kein alpiner Lorbeer verteilt wird. Das Untersulzbachtal wartet dafür aber bereits am Taleingang mit einem für alle zugänglichen Naturschauspiel auf. Von mehreren Aussichtskanzeln kann man den prachtvollen Sulzbach in einen schier endlos gähnenden Schlund stieben sehen. Berühmtheit hat die Knappenwand über dem Taleingang erlangt, in der eine Vielzahl von Epidotkristallen geborgen wurden. Die wertvollen und einzigartigen Kristalle erregten weltweit Aufsehen und landeten in den besten Museen der Welt, nur Neukirchen selbst konnte von dem Schatz aus dem Berginneren nichts für sich retten.

Ins **Obersulzbachtal** wandert, wer hinauf in die ganz große und hohe Eisswelt der Venedigergruppe will. Bis zum Hopffeldboden ist die Zufahrt mit Fahrzeugen gestattet, doch dann heißt es auch hier aus eigener Kraft über die erste Talstufe zur Berndlalm aufsteigen. Hier zeigt sich bereits, was den Besucher erwartet. In einem schier endlosen Fall über eine steile Felsrinne stürzt das Wasser des Seebachs in den Obersulzbach. Uneinsehbar aus dem Talboden, ist hoch oben ein landschaftliches Kleinod verborgen. In einem von steilen Fels- und Grasflanken umrahmten Hochkar sind die beiden Seebachseen eingebettet; werden von Schmelzwasser gespeist, das über hohe und wuchtige Wände des Hüttentalkopfes und Foiskarkopfes in die Tiefe fließt. Das Seebachkar ist eine wahre Fundgrube für Mineralien und Alpenpflanzen; Epidotkristalle, Augite und Sphen wurden von Sammlern in großer Zahl entdeckt und fortgetragen. Der aus dem Hochkar mühsam, aber leicht erreichbare Foiskarkogel ist ein hervorragender Aussichtspunkt zwischen Obersulzbach- und Krimmler Tal; stundenlang saßen wir schon auf seinem geräumigen Gipfel, ließen die Blicke über die unzähligen Gipfel und scharfen Zackengrate der kühnen, so nahen Reichenspitzengruppe schweifen. Direkt vom Gipfel zieht ein scharfer Felsgrat über mehrere, schwer zugängliche Felsgipfel bis zur stolzen Schlieferspitze, im Frühjahr ein begehrtes Ziel hochalpiner Skitouristen. Das Wesen der Venedigergruppe? Diese hochgelegenen Kare, versteckten Seen, tosenden Wasserfälle, darüber stolze Gipfel mit scharfen Graten und dazwischen eingelagerten Firnfeldern und kleinen Eisflächen sowie riesigen Felstrümmern, eingefasst von grünen Almmatten und blumenübersäten Steilhängen; ist es nicht das, was das Auge und Herz in den Bergen voll werden läßt?

Von solcher Vielfalt hat das Obersulzbachtal sehr viel zu bieten, nicht nur an seinem Taleingang. Nur, dies alles zu entdecken und zu erleben verlangt erhebliche Anstrengung und Mühe. Bei der Berndlalm erblicken wir erstmals den imposanten Talschluß, den der Große Geiger mit



Foto: Sepp Brandl

majestätischer Haltung beherrscht. Allerdings, der einst makellose Eis- und Firnmantel schwindet immer mehr, so daß heute die ausapernden dunklen Felsen dem Berg ein noch unnahbareres Aussehen verleihen. Weit ist der Weg talein bis zur Postalm und an der Obersulzbachhütte vorbei bis zum Oberen Keesboden. Es ist noch gar nicht lange her, da reichte die wilde und zerklüftete Eiszunge aus den drei großen Nährbecken des Obersulzbachkeeses bis hier herunter. Das prachttolle Gletschertor mit dem mächtigen Abfluß des Obersulzbachs war Ziel vieler neugieriger Besucher, aber von alledem existiert heute nichts mehr. Auch nichts von der unerklärlicherweise noch in vielen Karten vermerkten „türkischen Zeltstadt“, einer Bezeichnung, die den wilden Eisbrüchen des Obersulzbachkeeses verliehen wurde. Der massive Gletscherschwund hat von der einstigen Pracht der Eistürme nichts übriggelassen. Noch um 1900 hatte das Obersulzbachkees eine Länge von 6 1/2 Kilometern und eine Flächenausdehnung von 1600 Hektar. Seither hat sich die Gletscherzunge rund zwei Kilometer zurückgezogen und das Obersulzbachkees viel an Masse verloren. Heute können Besucher den „Gletscherweg Obersulzbachtal“ begehen, der durch jenes Gebiet führt, das bis 1850 von Eis bedeckt war. Auf Schautafeln erfährt der Besucher alles über die ehemaligen Gletscherstände, die Gletscherschliffe sowie andere glaziomorphologische Ereignisse und Erscheinungen. Vom Oberen Keesboden leitet der Sommerweg über die Keeslahnerwand hinauf zur Kürsingerhütte (2547 m), die in äußerst

schöner Lage auf einer Felsschulter über dem Obersulzbachkees thront und mit einer Rundschau auf Großvenediger, Großen Geiger (3360 m) und Maurerkeeskopf (3313 m) begeistert. Für alle genannten Gipfel sowie den hinter der Hütte aufsteigenden Keeskogel (3291 m) ist die Kürsingerhütte idealer Stützpunkt.

### Tosende Wasser prägen die Täler, Gletscher das Hochgebirge

Mit einem wahren Paukenschlag oder, besser, mit lautstarkem Getöse beginnt das **Krimmler Achantal**. Von dem in einer schönen Talweitung liegenden Krimmler zieht eines der längsten Tauerntäler bis an den Alpenhauptkamm und schiebt sich mit seinen Seitentälern zwischen die Venedigergruppe und die den Zillertaler Alpen zugeordnete Reichenspitzengruppe. Auch nach mehreren Wanderungen hinein ins Achantal beeindruckten uns die Krimmler Wasserfälle immer wieder aufs neue. Anders als in den Nachbartälern hat es die aus besonders widerstandsfähigem Granit bestehende Talsohle der Krimmler Ache nicht ermöglicht, sich in die Tiefe zu arbeiten. So stürzt seit Urzeiten das Gletscherwasser über die Felswände in die Tiefe; wirft unaufhörlich Steine und Sand über die Felskanten, ohne sie ernsthaft anzugreifen. Rund 150 Meter donnern der erste und dritte Wassersturz in die Tiefe. Besonders zur Zeit der größten Schneeschmelze zwi-



Foto: Sepp Brandl

schen Mai und Juli ist das Wasserschauspiel am eindrucksvollsten. Mit solcher Gewalt drängen die abgeschmolzenen Keeswasser zu Tal, daß ihr Fall weithin ein dumpfes Brummen erzeugt und Nebelschwaden vom zerstiebenden Wasser aufsteigen. Tausende kommen jedes Jahr nach Krimml, um allein dieses Naturschauspiel zu erleben und den Wasserfallweg zu begehen. Am linken Ufer zieht der „Alpenvereinsweg“ in die Höhe und mehrere Schaukanzeln gewähren gefahrlos atemberaubende Blicke auf die urgewaltigen Wasserfälle.

Es ist das Wasser, das diese Landschaft geprägt hat. Krimml lag zur Zeit der großen Vereisung unter einer rund 1200 Meter hohen Eisdecke. Vom Großvenediger, dem Zentrum des großen Eismeeres, strömten die Eismassen in alle Himmelsrichtungen ab, schoben sich auch durchs Achental und gaben ihm sein heutiges Gepräge. Oberhalb der insgesamt 380 Meter hohen Wasserfälle wird das Tal flacher. Riesige Felsblöcke sind bei einem Felssturz zu Tal gestürzt, sind heute mit Zirben überwachsen. Dahinter windet sich die Krimmler Ache über mehrere möserige Almböden talaus. In einer kleinen Talweitung und an der Mündung des Rainbachtals steht auf einer Höhe von 1622 Metern das Krimmler Tauernhaus. Das seit dem Mittelalter bestehende Haus hat unzähligen Wanderern eine warme und heimelige Unterkunft gewährt und dem Frosttod Nahe gerettet. Weiter talein zweigt bei der Unlaßalm

der Weg über den „Alten oder Krimmler Tauern“ ab. Rund 150 Meter stürzt der Windbach in einem mächtigen Wasserfall zur Ache hinab. Im baumlosen Hochtal zieht der Weg zum 2633 Meter hohen Krimmler Tauern hinauf, einem der bedeutendsten Übergänge in diesem Abschnitt des Alpenhauptkammes. Seit Jahrhunderten wechselten Bauern, Handelsleute und zuletzt Bergsteiger aus dem Südtiroler Ahrntal in den Pinzgau oder aus diesem in die umgekehrte Richtung. Noch heute besitzen Südtiroler Bauern Weidegründe im Krimmler Achental und haben bis vor wenigen Jahren ihr Vieh im Frühjahr über den Krimmler Tauern getrieben, zu einem Zeitpunkt, als auf dem hohen Übergang noch meterhoch Schnee lag. Mehrere Gedenktafeln und „Marterln“ erinnern daran, daß auch im Hochsommer Grenzgänger im Wettersturz und Schneesturm zu Tode gekommen sind. Jedesmal standen wir betroffen vor diesen Tafeln, hielten für einige Augenblicke inne und gedachten der Unglücklichen, die hier ihr Leben lassen mußten. Wie jener Bauer mit seinem Sohn und einer Bauerstochter am 8. August 1926, die in einen Schneesturm gerieten und hilflos erfroren. Zwischen 1675 bis 1875, also vor dem Beginn des eigentlichen Alpinismus, haben 45 Personen auf dem Tauern ihr Leben verloren. 1945 konnten 2000 aus den Nazi-Konzentrationslagern gerettete Juden von ihren amerikanischen Befreierern über den Krimmler Tauern in oberitalienische Häfen gelotst werden und in die Freiheit nach Palästina ausreisen. Das Krimmler Achental und der Krimmler Tauern sind voll der Geschichte menschlicher Tragödien, aber zum Glück auch solcher Geschichten mit gutem Ausgang.

### Dreiherrnspitze – der Name erinnert an politische Machtverhältnisse

Unter der selten besuchten Jaidbach Spitze sind wir im enger werdenden Tal bis zur Äußeren Kees Alm gewandert und blicken jetzt auf das wild zerrissene und zerklüftete Krimmler Kees. Die düstere Nordostwand der Dreiherrnspitze und die an diese ostwärts anschließenden Simonyspitzen mit ihren Eisflanken sind ein Bild großer alpiner Erhabenheit. Im Talgrund ruhen die mächtigen Seiten- und Stirnmoränen, die vom letzten bedeutenden Gletschervorstoß herrühren und die einstige Größe der Gletscher ahnen lassen. Die Warnsdorfer Hütte (2336 m) steht heute erheblich weiter vom Krimmler Kees entfernt, als noch zum Zeitpunkt ihrer Erbauung im Jahre 1891. Trotzdem, die Hütte steht in einer Hochgebirgslandschaft, die mit dem nahen Krimmler Kees und seinen weißschimmernden Firnfeldern, den unzähligen Schründen und tiefen Klüften in eine andere Welt versetzt. Die Warnsdorfer Hütte war uns schon Stützpunkt beim Übertritt übers Krimmler Törl zur Kürsingerhütte und für Bergfahrten zur Schlieferspitze. Die Anstiege über die Hängegletscher und Eisflanken der Simonyspitzen sind schwierig und werden



Foto: Hans Steinbichler

nur selten, und dann nur von Eisspezialisten, ausgeführt. Noch seltener verirren sich Bergsteiger unter die Nordostwand der Dreiherrnspitze. Die wenigen Routen durch diese sind alpinistisch allesamt äußerst anspruchsvoll und bisher selten wiederholt.

Als einzige Gemeinde Salzburgs grenzt Krimml auf einer Strecke von rund 10 Kilometern an Italien; von der Dreiherrnspitze über die Grasleitenschneid, Birnlücke, Steinkarspitze, Zwillingköpfe, Klockerkarkopf, Krimmler Tauern bis zum Dreiecker zieht die Grenzlinie über die Gipfel zwischen dem Pinzgauer Achental und dem Südtiroler Ahrntal. Die Dreiherrnspitze (3499 m) ist in diesem Abschnitt eines der stolzesten Bergziele der Venedigergruppe und den Blicken der Nichtbergsteiger noch mehr entzogen, als der Großvenediger selbst. Alpin äußerst wertvoll und erstrangig, gibt es keinen einfachen Anstieg auf diesen stolzen Gipfel; alle Zugänge führen über zerklüftete Gletscher und zuletzt steile Firnhänge, ob man sich nun dem stolzen Berg von der Essener-Rostocker Hütte her über das Reggentörl nähert, aus dem Umbaltal über das großartige Umbalkees, aus dem ins Ahrntal mündenden Windtal über das Vordere Umbaltörl, oder von der Lahneralpe im hintersten Ahrntal über das Lahnerkees. Die Dreiherrnspitze erinnert mit ihrem Namen an die politische Machtverteilung im Mittelalter. Der Besitz der Grafen von Görz (Lienz), der Grafen von Tirol (Ahrntal) und der Erzbischöfe von Salzburg (Krimml) stieß hier

zusammen. Zur Hochzeit der alpinen Erschließung in den Ostalpen wurde die Dreiherrnspitze vom Prägratner Bergführer Balthasar Ploner 1866 erstmals betreten. Wie oft sind wir bereits unterhalb der Dreiherrnspitze vorbeigezogen? Immer wieder beeindruckte uns dieser Gipfel, ob während des Übertritts vom Reggentörl über das Umbalkees zum Umbaltörl, von der Lahneralpe zur Birnlücke, aus dem Krimmler Tal an der Inneren Kees Alm vorbei zur Warnsdorfer Hütte. Gegen diese zeigt sie ihre wildeste Seite, doch die schönste und alpinste zeigt die Dreiherrnspitze dem Begeher des „Lausitzer Höhenweges“ im Abschnitt Birnlückenhütte – Krimmler Tauern. Stundenlang saßen wir im großen Felskar unterhalb des Klockerkarkopfes und betrachteten den ebenmäßigen Aufbau dieses großartigen Berges, wie er sich über dem von der Lahnerschneid zweigeteilten Lahnerkees und gestützt auf die Riesengrater der Grasleiten- und Althauschneid aufbaut. Waren wir denn nicht weniger zufrieden, als wir diesem Prachtberg am Lausitzer Höhenweg in angemessener Entfernung gegenüber saßen, als damals, als wir das erste Mal auf seinem kleinen Gipfel standen? Wie auch immer, die Dreiherrnspitze ist einer der großartigsten Berge der Ostalpen und der unvergessene Hubert Peterka hatte bereits vor vielen Jahren in seinem wertvollen Alpenvereins-Venedigerführer zu mehr Besteigungen aufgefordert. Heute jedoch gönnen wir dem Berg gerne seine Ruhe, ohne irgendwelchen alpinen Egoismus...



## Osttirol – kleines Land mit großen Bergen

Nicht weniger groß als auf der Nordseite des Alpenhauptkammes ist das Bergland der Venedigergruppe auch auf deren Südseite. Hier sind es vor allem zwei Täler mit ihren abstreichenden Seitentälern, die den Zugang ins Innere der Venedigergruppe ermöglichen. Rund 20 Kilometer lang streicht von Innerschlöß das Tauerntal erst in West-Ost-Richtung und dann von Norden nach Süden bis in die Talweitung nach Matri. Nur unwesentlich länger zieht, bei Matri beginnend, das Virgental in West-Ostrichtung rund 25 Kilometer bis zum Umbalkees zwischen Dreiherrnspitze und Simonspitzen. Das Frosnitztal zieht als großes Seitental des Tauerntales gegen Westen hinauf bis zum Frosnitzkees und zum stolzen Gipfel der Kristallwand, während das Virgental eine Reihe zunächst kurzer, steiler Hochtäler nach Norden entsendet, wie die Nilltäler und das Timmeltal, dann, länger, das Dorfer- und das Maurertal. Besonders im Aufstieg durch Dorfer- und Maurertal mit ihren Talstufen, Bergstürzen sowie gletscher- und gesteinsbedingter Formenvielfalt trifft der Berggeher auf die hochalpine Typenlandschaft der Venediger-Südseite. Nach Süden streichen ebenfalls mehrere Seitentäler in die mit ihrem Hauptgipfel Lasörling bis 3098 m hoch aufragende gleichnamige Lasörlinggruppe. Zwischen diesen Tälern dehnt sich der Osttiroler Anteil an der Venedigergruppe aus, wie auf der Salzburger Seite zum Großteil in den „Nationalpark Hohe Tauern“ eingebracht. Dieses Bergland hält viele Höhepunkte bereit, historische und naturkundliche, kulturelle und alpine. Alle aufzuzählen,

würde den Rahmen dieser kurzen Übersicht bei weitem sprengen, es kann daher nur bei einzelnen Hinweisen bleiben, die auf das Besondere und Wertvolle dieses Gebirgslandes aufmerksam machen und zu persönlichem Entdecken einladen. Als Ziel aller hochalpinen Anstrengungen steht auch hier der Großvenediger wie ein Magnet im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit, obwohl eine große Anzahl weiterer wertvoller Gipfel nicht weniger Zuwendung verdienen. Neben den alpinen Zielen ist der Osttiroler Anteil an der Venedigergruppe äußerst reich an naturkundlichen und kulturhistorischen Besonderheiten. Das berühmte „Tauernfenster“ gibt Einblicke in die geologische Zusammensetzung des Gebirges und in die Frühzeit der Erdgeschichte; die Gesteinsabfolgen und die darin ein-



Seite 24 oben: Großvenediger von Südwesten, ganz rechts das Rainer Horn, darunter das Dorfer Kees  
Unten: Blütenpracht beim Defreggerhaus  
Rechts: kleiner See östlich des Löbentörls, Blick Richtung Osten

geschlossenen Mineralien geben Zeugnis von der Unruhe in der Erdkruste. Der Felsgeher wird den harten und festen Tonalit- und Granitgneis schätzen, der an den großen und langen Graten des Großvenedigers besonders lohnende Touren ermöglicht; gleichzeitig wird er andere große Anstiege nur mit größter Vorsicht begehen, wo diese nämlich über Grate oder Wände leiten, die aus zerbrechlichen und zerbröselnden Schiefen und Glimmer bestehen. Die Gesteinsvielfalt sorgt auch für unterschiedliche Bodenverhältnisse, und so ist es nur leicht verständlich, daß auf den vielen, oftmals überaus steilen Berghängen, und nochmals besonders auf jenen nach Süden ausgerichteten, klimatisch begünstigten und reichlich der Sonne ausgesetzten, eine überaus reiche Blumen- und Pflanzenwelt gedeiht, die das Herz jedes botanisch Interessierten höher schlagen läßt.

In den vielen hochgelegenen Karen sind zahlreiche Seen unterschiedlicher Größe eingebettet, und überhaupt sind die meisten Täler aufgrund der in Hochlagen vorkommenden Gletscher und Firnfelder wasserreich. Überall drängt das Schmelzwasser zu Tal, stürzt über vielfach hohe Felsflanken und drängt sich tiefer dann oftmals durch tiefeingeschnittene Klammern, wie der Tauernbach durch die wilde Proseggklamm bei Matri oder die Isel zwischen Bobojach und Welzelach durch die Iselschlucht.

## Großvenediger – der versteckte Berg

Noch mehr als auf der Nordseite scheint sich der Großvenediger auf Osttiroler Boden vor den Blicken neugieriger Besucher verbergen zu wollen; und nur wer einmal durchs heute mit der Felbertauernstraße gut erschlossene Tauerntal bis zum Matrier Tauernhaus angereist ist und von diesem über die Talstufe hinweg an der Felsenkapelle vorbei den ebenen Talboden bei Innerschlöß erreicht hat, sieht den Großvenediger mit seiner großartigen eisigen Umhüllung. Von vielen wird dieses Bild des Großvenedigers mit seinen Trabanten und dem Schlattenkees im Talschluß des Tauerntales als eines der schönsten Hochgebirgsbilder der gesamten Ostalpen bezeichnet, und wer viele andere Talenden kennt, wird diesem Urteil wohl nur beipflichten. Dabei muß das Bild vor rund einem Jahrhundert, während des letzten Gletscherhöchststandes, noch großartiger gewesen sein als heute. Damals reichte das mächtige Schlattenkees bis in den Talboden herab, überquerte den Gschlößbach und schob sich noch rund 20 bis 25 Meter am Gegenhang hinauf. Heute betrachten wir die Eispracht des Schlatten- und Viltragenkeeses vom „St.-Pöltner-Westweg“, der als Fortsetzung seines berühmten ersten Abschnitts von der St. Pöltner Hütte zur Neuen Prager Hütte leitet, einem günstigen Stützpunkt auf dem Weg von Innerschlöß zum Großvenediger, aber auch zu allen anderen das Schlattenkees säumenden Gipfeln wie Kristallwand (3329 m), Hoher Zaun (3467



m), Schwarze Wand (3511 m), Rainer Horn (3560 m) und Kleinvenediger (3477 m); halten vor dem Abstieg zum Viltragenkees noch Rast bei den Seen im Bereich Sandeben am Weg zum Sandeben Törl. Wer Zeit und Geduld mitbringt und vielleicht seine Kamera, wird vom Höhenweg abzweigen, aufsteigen zum Dichten See oder den Sandeben Seen; die Ausblicke auf den Großvenediger mit seinen Gletschern und den Seen im Vordergrund sind besonders fotogen. Eine Aussichtskanzel der besonderen Art mit Ausgangspunkt Matrier Tauernhaus stellt der Wildenkogel (3022 m) dar, und wenn für einen Gipfel „nomen est omen“ zutrifft, dann nimmt der Name des Wildenkogels hier bereits wirklich viel von dem vorweg, was einen an Landschaftsbildern im Anstieg zu diesem Gipfel erwartet. Steil am tosenden Wasser des Löbentbachfalls entlang aufwärts, in wilden Felskaren an darin eingebetteten Seen vorbei, das ist der Stoff all jener Träume, die sich nicht nur in fernen Kontinenten verwirklichen lassen, sondern auch in uns nahen Bergräumen, und von denen die Venedigergruppe, und hier im besonderen deren Südseite in Osttirol, übertoll ist. Auf viele vom Wildenkogel südwärts streichende Gipfel, steil, wild, mühsam, oft auch schwierig erreichbar, verirrt sich oft jahrelang kein Mensch, ein Paradies für die Wildtiere, die hier ungestörte Lebens- und Aufenthaltsräume finden.



Foto: Heinz Zak

## Frosnitztal – Tal für ein großes Bergland

Lang, sehr lang war der Anstieg von Gruben durch das Frosnitztal hinauf zur Badener Hütte, vorbei an der Katalalpe, der Mitteldorfer- und Zedlacher Alm. Viel Einsamkeit herrscht über den steilen Talflanken. Zu den kleinen, über die Frosnitzer Ochsenalpe verstreuten Seen ziehen nicht häufiger Berggeher ihre Spur wie hinauf zu den Felsgipfeln mit ihren eigenartig fremdländisch klingenden Namen: Dabernitz-Kogel und Raneburg. Wer sich erst einmal bis hier hinauf gemüht hat, ins Reich der kleinen Badener Hütte, tritt ein in eine scheinbar allem Irdischen entrückte Welt; auf langen Strecken bleibt der Höhenwanderer oder Berggeher dem Himmel näher als der Hektik der Täler, und fast möchte man vergessen, daß der Mensch in dieser Höhe nur Gast ist, sehender, staunender, entdeckender, aber eben nur Gast für kurze Dauer.

Das **Frosnitztal** mit dem Stützpunkt Badener Hütte (2608 m) bietet einige landschaftliche Kostbarkeiten. Da ist neben dem langen Anstieg über die Gipfel des Hohen Eisdachs zum Großvenediger der Übertritt ins Innergschlöß über das Löbbentörl (2770 m) auf eisfreiem Weg zu bewältigen, und der vorhin erwähnte aussichtsreiche und mit Prachtblicken zur Venediger-Eiskrone aufwartende Wildenkogel läßt sich ebenfalls vorteilhaft von der

Badener Hütte aus erreichen. Von der Hütte zieht der Venediger-Höhenweg hoch über dem inneren Frosnitztal nach Süden und überschreitet auf dem Weg zur Bonn-Matreier-Hütte (2750 m) die Galtenscharte (2882 m) im Frosnitzkamm, der vom Hohen Eichham bis zum mächtigen Gipfel des hoch über Matrei aufragenden Ochsenbuzg zieht. Der Eichhamstock mit Hoher Achsel (3161 m), Hexen-Kogel (3313 m) und Hohem Eichham (3371 m) bildet die wilde Südecke des hohen Eisdachs. Hier ragen wilde und kühne Felsberge auf, über deren Grate und ausgesetzte Kanten sowie Wände schwierige Felsfahrten führen, die zu den anspruchsvollsten der ganzen Berggruppe gehören. Trotzdem ist es großteils ruhig in den abgelegenen und oft nur schwierig oder mühsam zugänglichen Winkeln dieser Berge. Und doch, auch wer sich nicht als Felspezialist in diese Ecke der Venedigergruppe verirrt, wird als Hochtourengeher gemäßigter Richtung oder Höhenwanderer genügend Möglichkeiten entdecken, die Geheimnisse hochgelegener Gletscher, Firnfelder und einsamer Kare zu ergründen. Der „Venediger-Höhenweg“ bietet sich dazu als Panoramaweg erster Güte geradezu an; von der Bonn-Matreier-Hütte hoch über dem Virgental ins Timmeltal mit der Eisseehütte leitend, von der ein Abstecher zum Eisseee gegenüber der Zopetspitze im Wallhornkamm lohnt.

## Virgental mit Seitentälern – altes Bauernland, Blumenmatten und Eisgipfel unter südlicher Sonne

Das **Virgental** mit seinen vom Talende abstreichenden Seitentälern vermittelt von Süden den Eintritt ins vergletscherte Reich der Venedigergruppe sowie den Zugang zu deren höchsten, markantesten und wildesten Gipfeln. Doch auch hier gilt gleich vorweg, daß das Dorfer-, das Maurer- und das Umbaltal den Zugang auch für den Wanderer ermöglichen, der auf gut ausgebauten Wegen an den großartigen Wildbächen entlang bis hinauf in die Hochregion an den Fuß ewigen Eises wandern und so nicht weniger wertvolle Landschaftseindrücke sammeln kann als der Hochtourenist, der bis zum Großvenediger, Großen Geiger, den Maurerkeesköpfen, Malhamspitzen, zu Simonyspitzen und Dreiherrnspitze, zu Rötspitze und Daberspitze aufsteigt. Gleich mehrere hochgelegene Alpenvereinsstützpunkte bieten sich als Stützpunkte für zahlreiche Hochtouren und Übergänge im alpinsten Abschnitt der Venedigergruppe an; im Dorfertal die Johannishütte (2121 m) und das Defreggerhaus (2962 m), im Maurertal die Essener-Rostocker Hütte (2208 m) und im Umbaltal die Clarahütte (2038 m).

## Großvenediger und Schlatenkees vom Löbbentörl. Blick über den gesamten Gletscher bis hinunter nach Innergschlöß

Es war der Eintritt in eine wundersame Welt, damals, als wir von Bobojach zur Nilljochhütte aufstiegen, durch lichten Wald und über blumenbestandene Mäher, mehrere Gemen plötzlich unseren Weg abwärts kreuzten, uns ganz gehörig erschreckten, bevor wir dann ins Große Nilltal hineinquereten und über aufsteilende Hänge hinauf unter die Felsstufe, über die wir den Rand des Nillkees erreichten und die Eichham-Scharte. Von dieser war es über den Südgrat des Hohen Eichham (3371 m) ein Gang ins Licht, nur zuletzt wurde der Grat schmaler, steiler, etwas ausgesetzt, Hand anlegen erforderlich. Was beeindruckte mehr, die Einblicke in eine wilde, ursprüngliche Bergwelt oder der stellenweise brüchige, sprichwörtlich zerfallende Fels? Wir entschieden uns einstimmig für ersteres, das Gestein war nur Draufgabe, wenn auch sehr einprägsame. Der Weg zurück, über die steilen Hänge hinab ins Timmeltal, mit ganzen Edelweißbüscheln am Weg, schien kein Ende zu nehmen. Jenseits die von der Zopet Spitze südwärts streichende Berggruppe, mit dem Vorderen und Hinteren Sajatkopf. In einem beeindruckenden Bergkessel die von einem Prägratner Bauern erbaute Sajathütte, ein kleines Juwel unter den Schutzhütten, mit zahlreichen landschaftlichen Höhenpunkten bereits am Zustieg und auf Höhenwegen, die hinüberleiten zur Eisseehütte oder zur Johannishütte.

Der Weg durchs **Dorfertal** hinauf zur Johannishütte folgt großteils dem Fahrweg durchs Tal und kommt an einem Serpentinsteinschutt vorbei. Die Johannishütte, bereits 1857 mit der Förderung von Erzherzog Johann errichtet, zählt zu den ältesten Schutzhütten der gesamten Ostalpen. In ihrer Umgebung fallen die schön überwachsenen Rundbuckel und die dazwischen eingebetteten kleinen Moore auf, die unübersehbar auf eine von den Gletschern geformte Landschaft hinweisen. Noch höher, und inmitten einer großartigen Gletscherwelt, liegt das Defreggerhaus. Über das oberste Mullwitzkees ragen die Gipfel am hohen Eisdach des Venedigers auf: Hoher Zaun (3467 m), Schwarze Wand (3511 m), Rainer Horn (3560 m), Hohes Aderl (3504 m), und jenseits des Rainer Törls (3422 m) der Großvenediger (3667 m) selbst.

Wie oft sind wir bereits durchs **Maurertal** zur Essener-Rostocker Hütte aufgestiegen? Anfangs eng und von steilen Hängen begrenzt, öffnet sich das Tal bei der Maurer- und Göriacher Alm und gibt in seinem oberen Teil den Blick auf eine hohe Bergumrahmung frei, die voll alpiner Höhepunkte ist. Auf einer Ufermoräne, die von mächtigen Gletschern in der Mitte des vorigen Jahrhunderts zurückgelassen wurde, steht in aussichtsreicher Lage die Essener-Rostocker Hütte. Nur wenig unterhalb von ihr haben sich einst Simonykees und Maurerkees vereinigt und eine einzige Gletscherzunge gebildet. Ein gutes Bild einstiger Gletschergröße kann man sich vom Aussichtspunkt Rostocker Eck (2749 m) machen, das von der Hütte aus unschwierig zu erreichen ist und Prachtblicke auf das Simonykees und

Rötspitze aus dem Umbaltal  
Links unten: Johannishütte, im Hintergrund  
Großvenediger, Hohes Aderl und  
Rainer Horn



Foto: Sepp Brandl

die darüber aufragenden Simonyspitzen bietet sowie zum weit zurückgezogenen Maurerkees, der Felspyramide des Großen Geigers und des Großen Happ (3350 m). Drei hochalpine Übergänge ermöglichen den Übertritt in benachbarte Täler, das Türmljoch (2790 m) zur Johannishütte im Timmeltal, das Reggentörl (3056 m) aufs Umbalkees und im Abstieg ins Umbaltal sowie das Maurertörl (3108 m) aufs Obersulzbachkees, zur Warnsdorfer (2336 m) oder Kürsinger Hütte (2547 m). Wie sehr doch Bilder in Erinnerung bleiben. Kurz vor dem Übertritt auf das Umbalkees über das Reggentörl tauchte die Morgensonne die Simonyspitzen in ein rosa Licht, das so surreal erschien wie der aufsteigende, in die Sonne getauchte Steilhang vor uns. Unsere Schritte wurden schneller; Sonne, Licht, Wärme beflügeln diese doch ...

Bei Streden, nach Hinterbichl noch weiter talein gelegen mit großem Parkplatz, beginnt das Umbaltal als Fortsetzung des Virgentals, eines der noch ursprünglichsten und wildesten Täler der gesamten Venedigergruppe. Bereits der Taleingang wartet mit einem landschaftlichen Paukenschlag auf, den Umbalfällen. Um diese Wasserfälle gab es ein jahrelanges zähes Ringen zwischen Naturschützern und Vertretern der Energiewirtschaft; doch am Ende siegte die Vernunft und der Erhalt der Wasserfälle ohne Ableitung des Wassers. Der Alpenverein hat derweil den „Wasserschau Pfad Umbalfälle“ ausgewiesen. Pebell- und Islitzer Alm liegen in einem Becken, das nach Norden von steil aufragenden Felswänden begrenzt wird. An den Steilhängen steigen blumenreiche Wiesen weit hinauf. Riesige Felsblöcke sind einst ins Talbecken gestürzt und liegen heute hinter der Islitzer Alm. Von der Pebellalm (1513 m) führt der Weg ins Umbaltal an den unteren Katarakten der Isel vorbei talein; die unbändige Kraft des Wassers läßt dessen landschaftsbildende Arbeit anschaulich werden. Oberhalb der Wasserfälle führt der Weg an blumenübersäten Wiesen vorbei bis zur Clarahütte, dem einzigen und günstigen Stützpunkt im Umbaltal für hochalpine Bergfahrten zur Dreiherrnspitze (3499 m) und der das Tal

dominierenden Rötspitze (3495 m). Der Weiterweg bis zum Umbalkees wird vom wilden Gletscherbach begleitet; in den hochgelegenen Karen über dem Tal sind Gletscher eingelagert, von denen die Bäche über mehrere Stufen und Felswände tosend zu Tal brausen.

Die beherrschenden Berge des inneren Umbaltals sind die Rötspitze mit ihrem auffallenden und unverwechselbaren glockenartigen Gipfelaufbau sowie die Dreiherrnspitze, die als mächtiger Eckpfeiler des Venediger-Hauptkammes die Dreiländerecke zwischen Südtirol, Osttirol und Salzburg bildet. Weiter nach Osten schließen die markanten Simonyspitzen an, die wie die Dreiherrnspitze ebenfalls die stattliche Höhe von knapp 3500 Metern erreichen. Das Umbalkees, das seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts wie alle anderen Venedigergletscher viel von seiner einstigen Größe verloren hat, ist der Ursprung der Isel, die beinahe ganz Osttirol durchquert und alle anderen größeren Wasserläufe in sich aufnimmt.

### Südtirols Naturpark Rieserferner-Ahrn wurde mit dem Nationalpark Hohe Tauern verbunden

Im äußersten Westen grenzt die Venedigergruppe an das hinterste Ahrntal, von dem mehrere Seitentäler bis zu hohen und markanten Gipfeln hinaufziehen. Von der Birnlücke (2669 m), einem einfachen und oft begangenen Übergang vom hintersten Ahrntal ins Krimmler Achenal, streicht die zunächst von Ost nach West verlaufende Venedigergruppe von der Dreiherrnspitze (3499 m) mit Althauschneide (3275 m), Hohem Roßhuf (3199 m), Ahrner Kopf (3061 m), Rötspitze (3495 m), Daberspitze (3401 m) nach Süden ab und schwenkt ab der Panargenspitze wiederum von Südwesten nach Osten mit dem Panargenkamm weiter. Von der Rötspitze zieht ein hoher Kamm mit selten besuchten, aber immer noch hohen Gipfeln nach Südwesten, Kemater Spitze, Große Löffelspitze, Merbspitze, Lengspitze, Arventalspitze und Gabelspitze sind die bekanntesten Erhebungen, bevor sich der Kamm zum Klammljoch absenkt, dem Übergang aus dem Südtiroler Knuttental, einem Seitental des Reintales, ins Osttiroler Arvental.

Aus dem Ahrntal leiten zwei landschaftlich äußerst reizvolle Hochtäler zum Lenkjöchl mit der gleichnamigen Hütte, das Röt- und das Windtal. Die Anstiege durch beide Täler nehmen in Kasern, der letzten Dauersiedlung im Ahrntal, ihren Ausgang und führen zunächst über einige Steilstufen, an Wasserfällen und tosendem Wildwasser entlang in die Hochtäler. Aus dem Röttal ist der Übertritt über das hochgelegene Rotenmannjoch ins Osttiroler Schwarzachtal möglich, das zunächst an der Westseite des Panargenkammes und später nach Südosten schwenkend ins Defreggental führt. Der flache und weite Talboden mit



Foto: Wolfgang Halforther

der Rötspitze im Hintergrund ist ein besonderes Landschaftsjuwel und wie der gesamte westliche Anteil des Ahrntales mit seinen Seitentälern in den erweiterten Südtiroler Naturpark Rieserferner-Ahrn eingebracht. Dieser Naturpark bildet mit dem Nationalpark Hohe Tauern ein grenzüberschreitendes Naturschutzgebiet, das inzwischen zu den größten Mitteleuropas gehört und eine einzigartige Hochgebirgslandschaft wirksam vor erschließbarer Eingriffen schützt. Die alte Lenkjöchlhütte ist sowohl für die Rötspitze günstiger und hochgelegener Stützpunkt, als auch für Bergfahrten über das Hintere Umbaltörl hinweg zu Dreiherrnspitze und Simonyspitzen oder einfach im Übertritt über das Vordere Umbaltörl ins Umbaltal und zur Clarahütte. Ein landschaftliches Kleinod ist auch das hinterste Ahrntal, wo von Heilig Geist der für Fahrzeuge gesperrte Weg an der Trinksteinhütte zur Unteren Tauern Alm und von dieser über eine kurze Steilstufe zur Lahner Alm führt, deren ebener Almboden unter den steil abfallenden Hängen der Althauschneide mit ihren Gletschern liegt. Nochmals über einer Steilstufe thront auf einem gewaltigen Moränenrücken die Birnlückenhütte (2441 m). Von ihr bietet sich eines der ganz großen Prachtbilder der Venedigergruppe: die Dreiherrnspitze zeigt sich in ganzer Größe mit ihren scharf gezackten und steil aufstrebenden Felsgraten und den dazwischen abfließenden Gletschern, die dasselbe Schicksal erleiden wie alle übrigen Venedigergletscher. Das Prettau- und das Äußere Lahnerkees haben viel von einstiger Größe verloren, und es scheint wohl nur mehr eine Frage der Zeit, bis die Gletscher an der

Westseite der Venedigergruppe zu unbedeutenden Firnflächen zusammenschrumpfen. Jetzt aber drängen auch hier noch die Schmelzwasser mächtig zu Tal, zwängen sich zwischen Felsklüften hindurch, stürzen über Felsstufen. An mehreren solchen Wasserfällen vorbei ziehen wir durchs Windtal hinauf zur Lenkjöchlhütte und nach kurzer Rast weiter zum prächtigen Nordgrat der Rötspitze. Abwechselnd über Fels und Firnabschnitte gewinnen wir rasch an Höhe. Zuletzt queren wir über die abgeschliffenen Felsen hinüber zum Gipfel. Tief unter uns die Eiswogen des Welitz- und Umbalkeeses, grüne Täler und wie ein mächtiger Schiffsbug aus den Eiswogen ragend im Osten der Großvenediger. Großes Bergland zwischen Nord und Süd, voll Geschichte und großer Landschaft ...

#### Literatur- und Quellenhinweise:

- Kanonikus Josef Lahnsteiner:  
Oberpinzgau, von Krimml bis Kaprun, Selbstverlag A. und M. Lahnsteiner, Hollersbach, 1980  
Max Effenberger, Wolfgang Pözl und Wolfgang Retter:  
Der Pinzgau, Land inner Gebirg, Verlag der Salzburger Druckerei, Salzburg 1988  
Eberhard Stüber und Norbert Winding:  
Erlebnis Nationalpark Hohe Tauern, Naturführer, Band Tirol, Tyrolia Verlag Innsbruck, 1994  
Eberhard Stüber und Norbert Winding:  
Erlebnis Nationalpark Hohe Tauern, Naturführer, Band Salzburg, Tyrolia Verlag Innsbruck, 1992  
Sigmund Kurzthaler:  
Geschichte, Kunst, Kultur – Nationalparkregion Hohe Tauern – Tirol, 1997  
Harald Waitzbauer:  
Nationalpark Hohe Tauern – Kunst und Kulturführer, Band Salzburg, 1993  
Gletscherweg Innerschlöß, ÖAV  
Gletscherweg Obersulzbachtal, ÖAV  
Wasserfallweg Krimmler Wasserfälle, ÖAV  
Wasserschau Pfad Umbalfälle, ÖAV  
Gelehrpfad Habachtal, ÖAV  
Eberhard Stüber und Norbert Winding:  
Die Tierwelt der Hohen Tauern – Wirbeltiere, ÖAV 1992  
Helmut Hartl und Thomas Peer:  
Die Pflanzenwelt der Hohen Tauern, ÖAV 1992  
Karl Krainer:  
Geologie der Hohen Tauern, ÖAV 1994  
Clemens M. Hutter und Peter Schreiner:  
Österreichs Nationalpark Hohe Tauern, VCM-Verlag Salzburg, 1990  
Roland Floimair, Wolfgang Retter, Peter Hasslacher:  
Nationalpark Hohe Tauern, der Tiroler Anteil, Druckhaus-Nonntal-Bücherdienst, Salzburg 1986  
End und Peterka:  
Alpenvereinsführer Venedigergruppe, Bergverlag Rudolf Rother, 1994  
End und Peterka:  
Glockner-, Granatspitz- und Venedigergruppe, Bergverlag Rudolf Rother, 1994  
Brandl:  
Nationalpark Hohe Tauern – Nord, Bergverlag Rudolf Rother, 1996  
Oskar Kühlken:  
Das Venediger Buch, Eigenverlag der Oberpinzgauer Verkehrsvereine, 1980  
Clemens M. Hutter und Wolfgang Retter:  
Großvenediger, Verlag Anton Pustet, Salzburg 1991  
Berge – das internationale Magazin der Bergwelt Nr. 31  
Großvenediger – Tauerngipfel zwischen Oberpinzgau und Virgental, Olympia Verlag Nürnberg, J/A 1988  
Naturmuseum Südtirol, Amt für Naturparke Südtirol, 1997  
Grenzen überschreiten, Mineral und Erze, Naturschutz grenzenlos in den Hohen Tauern

Abfahrt  
vom  
Hohen  
Zaun



Foto: Leo Baumgartner

# Reservat für Skialpinisten

Der Venediger als Spiegel des alpinen Skisports

Peter Baumgartner

Die Venedigergruppe eignet sich unter allen Gruppen der Hohen Tauern am meisten für die Ausübung des hochalpinen Schneeschuhlaufes. Die Gletscherfahrten in ihrem Bereich brauchen auch einen Vergleich mit den vielgerühmten Winterhohtouren in den Oetzaler- und Stubai Alpen nicht zu scheuen. Wie bei den meisten Fahrten im winterlichen Hochgebirge ist mit dem Erreichen der Schutzhütten meist das schwierigste Stück der Tour zurückgelegt“, schrieb Franz Tursky im Jahre 1924 in seinem „Führer durch die Venedigergruppe“.

Schwierig schien uns damals, im Frühjahr 1960, der Weg durch das Obersulzbachtal nicht, aber endlos. Dazu die Ausrüstung der frühen fünfziger Jahre: die Steigeisen aus ehrlichem Schmiedeeisen, der Pickel für heutige Verhältnisse eine Alpenstange, aus Holz der Schaft natürlich, die 2,10 Meter langen Hickory-Ski, die wir den ganzen langen und schneelosen Weg bis hinauf zur Obersulzbachhütte auf dem Rucksack zu schleppen hatten, und dieser Rucksack erst: In Ermangelung entsprechender Barmittel waren wir bei allen unseren Touren Selbstversorger und hatten in Rosental noch ordentlich eingekauft, Brot und Speck und Nudeln und Sardinendosen; und jetzt trotten wir stumpfsinnig dieses endlose Tauerntal aufwärts durch einen regnerischen Apriltag, und sogar zum weg- und zeitverkürzenden Jammern über die Dummheit von Skibergesteigern im allgemeinen und die von Venediger-Fahrern im besonderen fehlte uns die Lust.

Beim kleinen Obersulzbachhütterl am Ende des Tales änderte sich unsere Stimmung schlagartig. Das Hüttendach, mit einer dicken Schneehaube versehen, signalisierte uns eine Art von Rechtfertigung für die Zwei-Meter-Latten, die wir den lieben langen Tag bis hierher geschleppt hatten. Eine befahrbare Schneedecke war nun auch da, der Rucksack war wenigstens um die verdammten Ski leichter.

Der Winterweg über die „Türkische Zeltstadt“ – dieser Eisbruch im Obersulzbachkees dürfte auch schon bessere Tage gesehen haben. „Weder von türkisch noch von Zeltstadt was zu sehen“, schrieb ich mir damals ins Tagebuch – der Weg über den Gletscher war ein Vergnügen gegen

die endlose Schinderei des Talhatschers, trotz des schlechten Wetters. Sieben Stunden nach unserem Aufbruch in Rosental stolperten wir ins Dämmerlicht der Kürsingerhütte. Die Ostertage waren vorbei. Wir waren mit den Wirtsleuten allein in der Hütte.

Die folgenden beiden Tage trieben wir uns im Nebel auf den weiträumigen Gletscherböden herum. Zuerst der Venediger, natürlich! Der Weg durch die Gletschermulde zur Scharte zwischen dem großen und dem kleinen Venediger ist ja auch im dicken Nebel kaum zu verfehlen. Auf der Höhe über der Scharte versuchte die Sonne ohne großen Erfolg, den Nebel zu durchdringen. Man hätte hier in einem weiten Bogen auf den oberen Keesboden des Schlatenkeeses auszuweichen, doch in diesem diffusen Nebellicht, das uns umhüllte wie ein dichtes Gespinnst aus Sonnenstrahlen und Wassertropfen, in diesem lichtdurchfluteten Dampfbad hielten wir uns viel zu nahe an den Nordgrat und mühten uns am Ende in unzähligen Spitzkehren über den steilen Hang zur Gipfelwächte. Die Abfahrt entlang der Aufstiegsspur war wie ein Sturz in den Nebel, und weil uns das alles so gut gelungen war, stach uns der Hafer des Kleinvenedigers.

Wenn man schon einmal so weit heroben ist, und wer weiß, ob wir je wiederkommen, und Zeit ist auch noch genug an diesem späten Vormittag, und es ist nach dem Führer ja nur ein harmloser Schneerücken zum Gipfel, ein paar Minuten nur, und so liefen wir Viertelstunde um Viertelstunde im Nebel herum, und es wollte nie lange genug hinaufgehen, sondern immer wieder nur hinunter zum Schlatenkees. Auf Karte und Bussole zu schauen hatten wir längst aufgegeben und wollten diesen verdammten Gipfel nur noch erreichen, um wieder nach Hause zu finden und hatten uns schon fast damit abgefunden, nun eben noch einmal unsere Spur auf den Großvenediger zu suchen – da erreichten wir eine Firnkuppe mit den unverkennbaren Spuren kürzlich stattgehabten menschlichen Besuches und beschlossen, dies sei der Kleinvenediger, und weil wir anschließend recht passabel in den steilen Hang unter der Venedigerscharte gefunden haben, wird er's wohl doch gewesen sein.

## Die Schlieferspitze war's nicht

Am nächsten Morgen war das Wetter soweit sichtbar, daß wir einerseits erkennen konnten, in welchem grandiosem Panorama wir gestern durch den Nebel gestümpert waren; zum zweiten schien uns der Tag recht für die Schlieferspitze. Wir fuhren in die weiträumige Firnmulde unter dem Geiger, und dort war es auch prompt vorbei mit der Sicht; wir steckten wieder in der seit vorgestern gewohnten Waschküche, nur daß heute auch noch Schnee dazu kam.

Auf dem steilen Anstieg hinauf zum Schneedach des Nordostsporns am Sonntagskopf schneite es bereits waagrecht. Der Weg durch die Firnböden unter den Schliefertürmen war leicht zu finden, man brauchte ja nur immer entlang des dunklen Schattens der Grattürme zur linken Hand gehen. Irgendwann einmal beschlossen wir dann, daß der schneeeverpappte Blockgrat vor uns der Südostgrat der Schlieferspitze sei, steckten die Bretter in den Firnböden und kletterten hinauf. Als es auf allen Seiten hinunterging, feierten wir unseren Gipfelsieg und verzogen uns wieder. Am Rückweg besuchten wir noch einen der Schliefertürme, glaublich jenen, der im Peterka-Führer schlicht als „belanglos“ bezeichnet wird. Es war dennoch ein schönes Gefühl, hier im Nebel den Fels anzupacken, weit entrückt allen Sicherheiten der Täler und der Zivilisation, allein auf uns gestellt, den Pionieren gleich ....

Die Abfahrt war schön. Das Schneetreiben hatte aufgehört, es war wärmer geworden, und der tiefe, nasse Schnee vermittelte auch in den steilen Hängen das Gefühl der Sicherheit. Mählich hob sich der Nebel, und immer wieder hielten wir an, um auf die Stätte unserer nebeligen Triumphe zurückzuschauen, und der Nebel hob sich weiter, und da stand mit einem Mal droben auf dem Berg, den wir erstiegen zu haben fest überzeugt waren, ein großes Gipfelkreuz, und bei dem waren wir nun wirklich nicht gewesen. Wir hatten unseren Sieg auf einem Gratzacken gefeiert. Obwohl wir beide noch recht jung waren, damals, eignete uns bereits ein gewisses Phlegma, eine Art Ergebung in das Schicksal: Waren wir eben nur auf dem Vorgipfel! Wir bekommen schließlich nicht bezahlt dafür. Und keine Sekunde erwogen wir, umzukehren und den richtigen Gipfel zu besiegen, obschon die Tageszeit noch dazu gereicht hätte. Die tausend Höhenmeter Abfahrt zum Obersulzbachkees, die blieben uns so und so.

## Sonne im Süden

Nach soviel Nebel soll einer zu Wort kommen, der über die Sonne am Venediger schreibt, an der Südseite, bei der Rostocker Hütte, wo damals noch Frau Ida herrschte, die er als Vierzehnjähriger kennengelernt hatte; einiges später

hat er ihr dann eine Liebeserklärung ins Alpenvereinsjahrbuch 1957 geschrieben, der Louis Oberwalder, und es war das eine Geschichte von Sonnenseligkeit und Firn, und die ging so:

„Können Sie das beschreiben – ich meine nicht das Sitzen hier, sondern das, wie Sie sich fühlen?“ Die überdachte und doch mühselig formulierte Frage war von meinem Nachbar gekommen, nachdem er tief Luft geholt hatte, sie hörbar durch die Nase einsog, als ob er sich in den Nachmittag hinein trinken wollte... Die Frage hatte mich von irgendwo zurückgeholt. Von jenem schweigenden Ineinandergleiten von Bildern, die mit hauchdünnen Rändern sich begegnen, wenn man über den müden Beinen die Augen schließt, fallendes Wasser vom Trogschluß heraufrauscht und die Sonne mit der Zärtlichkeit abschiednehmender Hände einem über Gesicht und Schultern streicht. „Nein, ich kann und möchte es auch gar nicht beschreiben. Es gibt doch soviel Schönheit und Glück auf der Welt...“ Ich brach ab aus Angst, in einer Phrase mich zu verlieren, sah zu dem Jungen hinüber, der neben mir auf den Brettern lag... Ein gutes Jahrzehnt lag zwischen uns beiden und mit ihm einiges Leben. Empfinden aber mochten wir jetzt ungefähr dasselbe: die Widerhitze, die wohlthuend aus den Brettern kam, die einen Tag lang Sonne in die leblosen Fasern gesogen hatten. Den schmerzend blauen Himmel, der sich vom Vordach der Hütte hochspannte... In dieses Blau, das nicht mehr blendete, konnte man hineinsehen, bis man das Gefühl für Raum und Zeit verloren hatte...“

Das Gebiet um die Rostocker Hütte im Süden des Venediger ist das zweite große, viel genannte Skigebiet dieser Berggruppe der Tauern. Vom sportlichen Standpunkt her ist ihm wahrscheinlich der Vorzug zu geben gegenüber dem Obersulzbachkees, an dessen Bergen man meist nur eine Steilstufe zu fahren hat zwischen den Firnebenen unter den Gipfeln und dem weiten flachen Gletscherboden. In jedem Fall aber, ob vom Süden aus oder vom Norden, in jedem Fall waren diese Berge das Reservat der Ski-Alpinisten, und das von allem Anfang an.

## Die „Norweger“ waren die ersten

Günther von Saar mit seinen Freunden Sehring, Graff und Doménigg war es, der den Venediger-Gipfel erstmals, und das an der Jahrhundertwende – am 27. Dezember 1900 – mit Ski erreichte. Die Partie startete im Innergschlöß und erreichte die Prager Hütte nach mancherlei und zwischendurch auch schneeschuholosen Mühen in der einbrechenden Dämmerung. Am nächsten Tag starteten die vier erst um sieben Uhr und erreichten die Spitze am späteren Nachmittag. Nur der oberste Teil der Abfahrt bis zu den Firnböden des Schlattenkeeses entlockte dem Berichtstatter Sehring in der Österreichischen Alpenzeitung 1901 ein bißchen Ski-Schwärmerei:

„Ein Genuß war es, in langen Kehren und Schlangenwindungen über die obersten Firnbecken des Schlattenkeeses zu Thal zu fahren. Doch ‚Des Lebens ungemischte Freude ward keinem Irdischen zuteil‘, rasch brach die Finsternis herein ...“

Um Mitternacht waren die vier wieder in der Prager Hütte und hatten noch einige Abenteuer zu bestehen auf ihrem Rückweg ins Tal. Sehring summiert:

„Im Sommer ist der Venediger bei halbwegs günstigen Schneeverhältnissen vom Tauernhause in acht Stunden zu erreichen, wir benötigten für diese Strecke, die Rasten abgerechnet, 18 Stunden. Somit bestätigt sich der alte Erfahrungssatz, bei Wintertouren mindestens die doppelte Sommerzeit in Voranschlag zu bringen.“

Welch bravouröse Leistung diese erste Skifahrt auf den Großvenediger tatsächlich war, kann man freilich erst beurteilen, wenn man Sehrings Ausrüstungstips liest:

„Wir fuhren mit norwegischen Schneeschuhen und bewiesen sich dieselben auch diesmal als vortrefflich. Von den Bergschuhen sind wir bei solchen Unternehmungen böser Erfahrung halber gänzlich abgekommen. Fell- und Filzschuhe sind entschieden das Beste und halten bei großer Kälte stets warm. Kommt man in die Lage, harten Firn oder gar Eishänge zu queren, so sind die Steigeisen da, die man selbstverständlich wie Pickel und Seil mitnehmen wird...“ Die Steigeisen, an die Filzstiefel geschnallt, mögen eine eigenartige Eistechnik erfordern, eine Art Yeti-Gewatschel am Steilhang; aber besser als erfrorene Füße ist auch das allemal, solange man dabei nicht abstürzt. Wirklich mitleiderregend jedoch ist Sehrings Ski-Tip, denn schon 1896 hatte Mathias Zdarsky in seiner „Alpinen Skitechnik“ nachgewiesen, daß die endlosen Norweger-Latten für das Laufen und Gleiten in der Ebene, nicht aber für das Fahren im alpinen Gebirge geeignet sind. Aber eben: Zdarsky war ein Einheimischer, ein Österreicher, ein Hinterwäldler noch dazu aus dem niederösterreichischen Lilienfeld. Saar und Gefährten zählten zu den Gebildeten, und die meisten von denen mochten nicht glauben, daß auf heimischem Mist sowas Revolutionäres wie die Lilienfelder Skitechnik entstehen könne. Die Venediger-Fahrer von 1900 hatten wahrscheinlich Meerrohr-Bindungen, mit denen praktisch nur die Schuhspitze auf den Ski fixiert werden konnte, den „Norwegern“ schien dies ein unbedingtes Erfordernis, da man mit dem Riemenzeugs des Zdarsky bei schneller Fahrt nicht mehr die Notbremse ziehen konnte: seitlich neben den Ski und mit den Schuhsohlen in den Schnee steigen!

Außerdem empfahl der Lilienfelder die Einstock-Technik, und die Spezies Homo sapiens ist nun einmal mit den Vorderläufen geschickter als mit den hinteren, weshalb die norwegische Doppelstock-Technik auch im Skialpinismus Sympathisanten genug fand, obschon Zdarsky im Stil seiner Zeit predigte: Ins Gebirge gehen sei, wie in den Krieg

ziehen, und dorthin gehöre ein ordentlicher Stock. Heute ist diese Diskussion natürlich obsolet, doch ich habe die Einstock-Technik noch ausprobiert, mit einer alten Kabelzugbindung bei ausgehängten Tiefzügen. Es war dies die sicherste Skitechnik, die ich kenne. Um den in den Schnee gerammten Stock konnte man auch am steilsten Hang wie eine Fahne herum flattern, ohne jedes Gefühl der Gefahr; es war ja auch keine, solange der Stock im Schnee hielt.

Es ist an dieser Stelle nicht uninteressant, sich klar zu werden darüber, daß die ersten Venediger-Fahrer noch in dem nach Erwin Mehl ersten und alten Abschnitt der Geschichte des „Schneeschuhs“ lebten; er dauerte etwa 5000 Jahre. Die Zeit des neuen „alpinen“ Skifahrens – nicht: „Skilaufens“ – ist gerade hundert Jahre alt. „Brauchkunst“ – ein Wort des Turnvaters Jahn – war der „Schneeschuhaul“ fünf Jahrtausende lang, eine Fertigkeit also, die nötig war für Jäger, Bauern, Soldaten, sofern sie in der subarktischen Zone dieser Welt lebten (hierzulande dauern die schneefreien Zeiten des Jahres lang genug, daß man alles zum winterlichen Überleben Nötige bis zum ersten Schneefall einbringen konnte und sich für das bißl Holz sammeln im Winter mit Schneereifen behelfen mochte). Zum Sportgerät wurde der Ski durch die Entwicklung seit Zdarsky, und man muß nur den Artikel von Sehring über die Venediger-Ersteigung lesen, um zu verstehen, daß die Latten der Norweger mit ihren wackeligen Meerrohr- oder Sohlenkappenbindungen keine andauernde Begeisterung für die Skialpinistik hätten auslösen können. Auch später, als sie in Kristiania, dem heutigen Oslo, von den Engländern als Sportgerät entdeckt wurden, erwiesen sich diese Ski fürs Laufen geeignet und fürs Springen, nicht aber für die Abfahrt.

## Hundert Jahre Skigeschichte am Venediger

„Für den Schneeschuhläufer gibt es gleichfalls eine große Zahl lohnender Ziele. Den Hauptanziehungspunkt bildet auch für ihn der Großvenediger, dessen Besteigung mit den nordischen Hölzern zweifellos genußreicher ist als ohne deren Verwendung. Sehr geeignet für den Besuch mit Schneeschuhen sind aber auch der Gr. Geiger, die Schlieferspitze und der Keeskogel. Daß sich diese Aufzählung noch um etliche Namen bereichern ließe, braucht bei der vorzüglichen Eignung der weit ausgedehnten Gletscherreviere kaum erwähnt zu werden...“, so wieder Franz Türsky in seinem Venediger-Führer des Jahres 1924.

Im AV-Jahrbuch 1913 findet sich vom gleichen Autor (zusammen mit Hans Skofizh) ein Bericht über „Schneeschuhfahrten in den Hohen Tauern“, und über den Venediger heißt es darin:

„Der Besuch des Großvenedigers ist zweifellos die schönste Schneeschuhtour in den Hohen Tauern; sie bietet eine glückliche Vereinigung dessen, was der Winterhochoberist

als Bergsteiger und Skiläufer zugleich beansprucht. Die Prachtblicke, die der Aufstieg zum Kees, die ‚Türkische Zeltstadt‘ und der Gipfel selbst bieten, die Einblicke in die ausgedehnten winterlichen Gletschergebiete der Gruppe, die ungemein lange Abfahrt, die überall im günstigen Gelände vor sich geht und mit Ausnahme des kurzen Stückes zwischen Ascham- und Berndlalpe ein ununterbrochenes Gleiten gestattet, das sind Vorzüge, wie man sie vielleicht wenigen Skiberger in den ganzen Alpen nachrühmen kann.“

Diese Venediger-Vorliebe der Jahrhundertwende und der Jahre danach mag einerseits durch die Technik der Bergsteigerei jener Zeit und andererseits ebenso durch die damalige Skitechnik bedingt gewesen sein. Über die Skitechnik haben wir oben schon geredet. Anspruchsvolle und steilere Abfahrten waren mit dem damaligen Gerät einfach nicht möglich. Auch Tursky ist bei der oben geschilderten Besteigung des Großvenedigers das letzte Stück zu Fuß gegangen:

„In den Hängen des Keeskogels waren wir tags darauf zum Zwischensulzbachtörl emporgestiegen, wo uns die ersten Sonnenstrahlen blitzend begrüßten, und fuhren nun auf dem Untersulzbachkees der Scharte zwischen Groß- und Kleinvenediger zu. Knapp unter dieser ließen wir unsere Schneeschuhe zurück, da wir in dem steilen Firn ohne sie besser fortzukommen hofften...“. Das hätte ich auch so getan, mit diesen damaligen „Schneeschuhen“; aber auf das schönste Stück der ganzen Abfahrt an der Venediger-Nordseite verzichtet man damit.

Was nun die Bergsteigerei jener Zeit in den Tauern anging, so waren die berühmten Talhatscher einfach ein unverzichtbarer Bestandteil der Tour. Und man war ja auch gut zu Fuß, damals. Dies alles mag dazu beigetragen haben, daß der Venediger und seine Trabanten so früh schon zum Ziel der Skialpinistik wurden: 1900 der Hauptgipfel, 1906 das Rainerhorn und der Hohe Zaun, die Kristallwand, die Schwarze Wand und die Weißspitze, 1912 die Dreiherrnspitze und der Große Geiger.

Die neue Zeit begann dann mit Roman Szalay, der 1923 die Venediger-Umfahrung durchführte, jene zweitägige hohe Runde vom Hauptgipfel über das Rainertörl, das Aderschartl und das Dorferkees zum Venediger-Westgrat und hinunter zum Obersulzbachkees und zur Kürsingerhütte. Auch diese Skihochtour ist wesentlich leichter als zum Beispiel die Glockner-Umfahrung, wenn auch der Abstieg vom Westgratschartl zum Gletscherboden bei schlechten Verhältnissen ganz schön fordern kann.

Allemal und in all diesen Jahren stand der Venediger immer ein bißl im Schatten des Glockners. Nicht zuletzt deswegen, weil er wesentlich umständlicher anzufahren war; und das änderte sich erst viele Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg, während die Glocknerstraße – als ein Bestandteil staatlicher Arbeitsbeschaffung zur Zeit der

Wirtschaftskrise – schon in der Zwischenkriegszeit eröffnet wurde. Louis Oberwalder dazu 1957:

„In den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg hat der Frühjahrsbesuch bei der ‚Weltalten Majestät‘ wohl weiter zugenommen. Er blieb jedoch wegen der ungünstigen Verkehrslage weiterhin als Massenbesuch, wenn man bei der begrenzten Aufnahmemöglichkeit der wenigen Hütten diese Übertreibung anwenden will, auf die Frühjahrsferialtage beschränkt. Der Versuch ideenreicher Manager, auch den Großvenediger nach dem erfolgreichen Vorbild des Großglockners zu einem internationalen Skirennberg zu machen, mußte wegen der Entlegenheit und der geringen Wintererschließung scheitern. Alte Winterfreunde dieser Berggruppe sind darüber kaum unglücklich gewesen... Bis zur Fertigstellung der viel propagierten, in der Projektierung bereits vorliegenden Felbertauernstraße, leider vorerst noch mehr Wunschtraum als fixes Projekt, bleibt die Venedigergruppe winterüber in einer verkehrsentlegenen Weltferne, die ihr einen regelmäßigen Touristenzustrom versagen muß. Ist dies einerseits ihr großes Mißgeschick, so ist es für den Unberührtheit suchenden Winterwanderer ihr besonderer Reiz...“

### Ein Reservat geblieben

Die Felbertauernstraße gibt es nun auch schon seit 1966. Um Matri, bei Virgen und bei Prägraten sind vielbesuchte Wintersportgebiete entstanden. Im Oberpinzgau treten der Plattenkogel, die Königsleiten und die Gerlosplatte in die Konkurrenz mit den umliegenden Top-Skiorten von Kitzbühel bis Zell am See und Kaprun. Doch viele Tage im Jahr ist es ruhig um den Venediger und seine Trabanten, das Skivolk tummelt sich an den Zehen der Tauernriesen; die langen Wege zu den Hochregionen, die vergleichsweise unspektakulären Skitouren-Möglichkeiten, das Fehlen entsprechender Animation durch clevere Berg-Vermarkter, dies alles mag dazu beigetragen haben, daß auch die Unternehmungen neuerer Zeit kaum den Weg in die Öffentlichkeit finden. Man fährt sehr steile Sachen an diesen Bergen, sowohl mit den Skiern als auch mit dem Board. Zum Verkaufen aber taugen diese Stücke schon deswegen nicht so recht, weil man ja einem internationalen Fernsehpublikum jedes Mal erst mühsam erklären mußte, daß diese Abfahrt nicht in der Nähe vom Markusplatz und der Seufzerbrücke stattgefunden hat.

Er ist ein Reservat für die Skialpinisten geblieben, der „Mons Veneticus“ jener den Kelten im Süden als Siedler nachfolgenden Veneter-Kaufleute, die ihre Waren über den Felbertauern in den Oberpinzgau schleppten, wo der Berg noch der „Sulzbacher“ oder der „Käserkogel“ hieß. Nach Venedig sehen, wie Einheimische den kk. Kartographen im 18. Jahrhundert aufgebunden haben, nach Venedig sehen hätten wir von seiner Spitze auch ohne den Nebel nicht können. Es ist das aber auch nicht nötig.

# Granit und Eklogit

## Von Tiefengesteinen und tiefen Gesteinen

Bernd Lammerer  
(Text und Abbildungen)

**A**n eisfreien Stellen der ebenmäßigen Pyramide des Großvenedigers schimmert grauer harter Fels durch, der Zillertal-Venediger Zentralgneis, durch den man bereits beim Anstieg läuft, seitdem man die Talfüllungen des Obersulzbachtales verlassen hat (Abb. 1). Bei genauem Hinschauen entdeckt man im Gestein zu jeweils etwa einem Drittel den grauen und speckig-durchsichtigen Quarz, den weißlichen Feldspat und die dunkel glänzenden Blättchen des Biotitglimmers bzw. die etwas stumpfer reflektierende schwarze Hornblende. Die Minerale sind nicht ganz zufällig angeordnet, sondern man entdeckt unschwer eine Vorzugsrichtung, die Schieferung. Es ist ein „Orthogneis“, wie man aus den landeskundlichen Einführungen der Führer erfährt. Was steckt hinter diesem, den meisten Menschen fremden Wort?

Ein Gneis ist ein „metamorphes“ oder umgewandeltes Gestein, also ein unter Druck und bei Temperaturen meist zwischen 400–800°C zwar noch nicht aufgeschmolzenes, aber doch verändertes Gestein. War das Ausgangsmaterial ein Sedimentgestein, etwa ein Tonstein, in dem neue Minerale gewachsen sind und das komplett umkristallisiert ist, spricht man von einem Phyllit (wenn feinkörnig und seidig glänzend), Glimmerschiefer (wenn reich an Glimmer und dünn spaltend) oder einem Paragneis, wenn relativ massig und reicher an Feldspat. Lag dagegen ursprünglich ein magmatisches Gestein, etwa ein Granit vor, nennt man es einem „richtigen“ Gneis, eben einen Orthogneis. In diesem Falle bilden sich kaum neue Minerale, denn ein Granit ist bei ähnlichen Bedingungen kristallisiert. Die Wärme reicht aber aus, das Gestein so weich zu machen, daß es fließen kann, wenn Druckdifferenzen vorhanden sind.

Auf metamorphen Gesteinen lastete bei der Entstehung ein enormer Druck, meist zwischen dem 3.000 bis 10.000fachen Atmosphärendruck, was der Last von 30.000 bis 100.000 Tonnen auf jeden Quadratmeter entspricht. Solche Drücke sind in einer Tiefe von 10 bis 30 Kilometern erreicht. Doch nicht der absolute Druck allein ist wichtig, sondern auch die Druckdifferenz in verschiedene Richtungen. Das ist wie beim Wasser, das im tiefen See oder am Meeresgrund still steht, obwohl in den tief-

sten Tiefseegräben auch über 1.000 Atmosphären herrschen. Aber selbst bei dem kleinsten Gefälle seiner Oberfläche fließt das Wasser. Gesteine fließen zwar milliardenfach langsamer, aber sie haben Jahrmillionen dafür Zeit. Die Fließstrukturen kann man sehen, denn tafelige oder nadelige Minerale regeln sich parallel zu den Fließlinien genauso ein, wie ein Stock oder Ast im Fluß. Diese Fließregelung ergibt das typische „Gneisgefüge“. Im Venedigergebiet ist – wie in weiten Teilen der Zentralalpen – die Fließrichtung Ost-West. Das ist merkwürdig. Zeigt es doch, daß die Alpen nicht nur in die Höhe wachsen, sondern auch in Längsrichtung zerfließen und sich ausdehnen – ein Phänomen, das man eigentlich nicht erwarten würde.



**Abb. 1:** Der graue Granodiorit bzw. Tonalit des Venedigergebietes ist von zahlreichen dunklen Einschlüssen durchsetzt. Vor 300 Millionen Jahren ist hier basaltisches Magma unter hohem Druck sehr schnell in das zähe Granitmagma injiziert worden und hat sich dabei in einzelne Tropfen aufgelöst

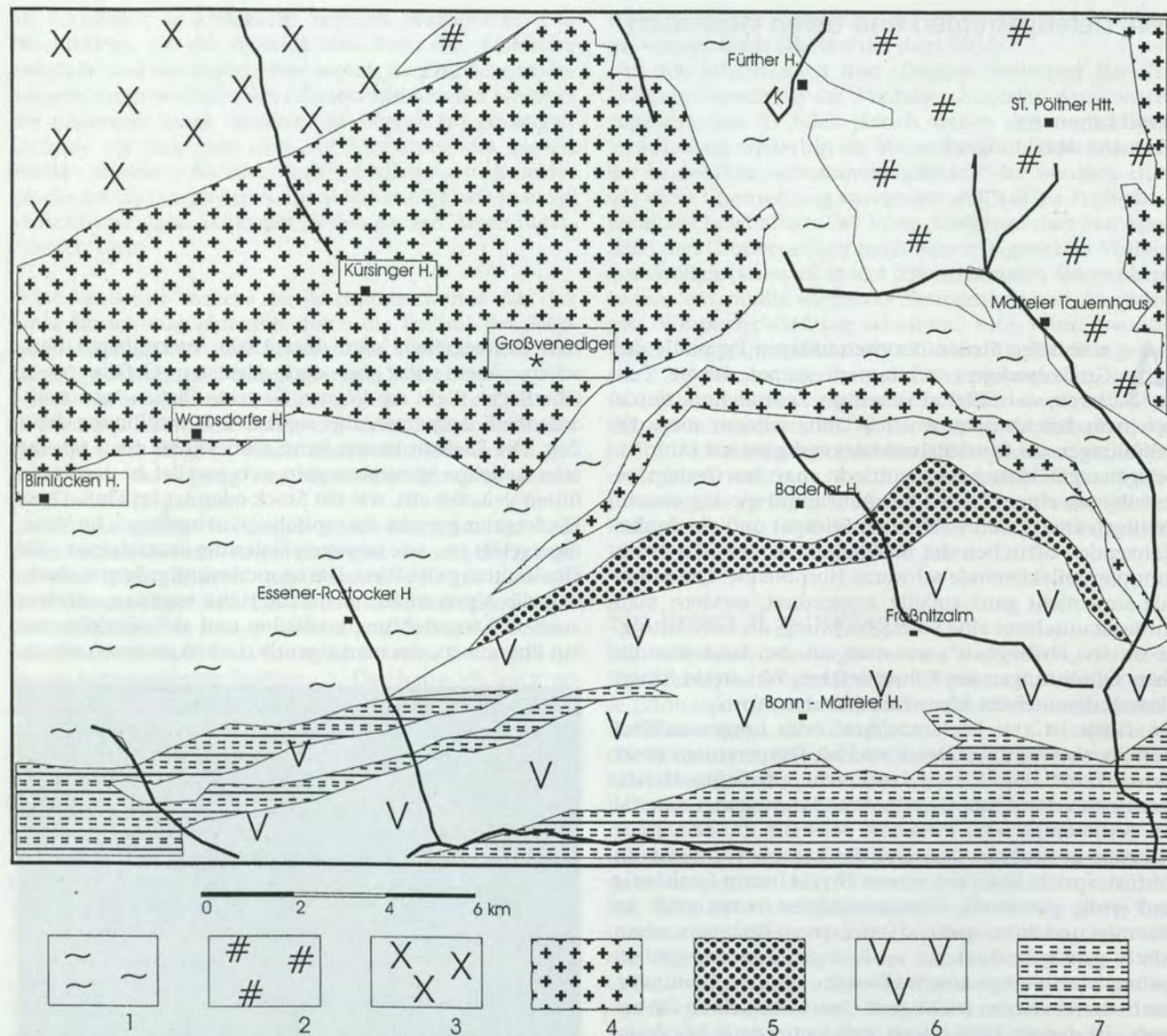


Abb. 2: Geologische Kartenskizze des Venedigergebietes (vereinfacht nach: Geologische Karte der Republik Österreich, 1:50.000; Blatt 151: Krimml und Blatt 152: Matrei in Osttirol).

Legende:

K = Kratzenbergsee

1 = Zone der Alten Gneise (Paragneise und Glimmerschiefer, graphitische Glimmerschiefer (mit Pflanzenresten aus dem Karbon); mit Einschaltungen von Amphibolit und Marmor unbestimmten Alters, in den Kontaktbereichen zum Zentralgneis migmatisch und von zahlreichen hellen Aplitgängen durchsetzt;

2 = Habachserie: Amphibolite, fein- und grobkörnig; Biotit-, Epidot- und Chloritschiefer, Hornblendite, Serpentinite, Talkschiefer, Graphitquarzite und dunkle Phyllite (Präkambrium);

3 = Tuxer Orthogneis (ehemaliger Granit, vor ca. 300 Millionen Jahren aufgedrungen)

4 = Zillertaler-Venediger Orthogneis (ehemaliger Granodiorit und Tonalit, vor ca. 300 Millionen Jahren aufgedrungen);

5 = Eklogitzone (Eklogite, Gabbros, Serpentinite, Hochdruckmarmore; vor ca. 60 Millionen Jahren umgewandelt);

6 = Obere Schieferhülle: Prasinite (= Grungesteine aus Chlorit, Epidot, Albit, ehemals vulkanisches Ozeanbodengestein), Serpentinite, Talkschiefer;

7 = Obere Schieferhülle: Kalkglimmerschiefer, Phyllite, Marmore, (zw. 165 und 65 Millionen Jahren abgelagert)



Abb. 3: Kilometergroße Falten kennzeichnen das Venedigergebiet: die Schichten liegen links im Bild (= Norden) relativ flach, fallen nach Süden hin immer steiler ein und tauchen am rechten Bildrand fast senkrecht in die Tiefe ab. (Blick vom Venediger-Höhenweg nach Nordosten auf die Raneburgspitze, ganz im Hintergrund der Großglockner)

Hören Geologen ungern

Granit und Orthogneis werden im Volksmund pauschal „Urgestein“ genannt, was die Geologen gar nicht gerne hören. Zu Goethes Zeiten hat man nämlich noch geglaubt, aus einem „Urozean“ seien erst die Granite und Gneise, dann Schiefer und Grauwacken und schließlich die Kalke kristallisiert. Heute weiß man, daß dies kompletter Unsinn ist. Granite entstehen durch teilweises Aufschmelzen älterer Gesteine. Diese Schmelzen separieren sich, dringen auf Spalten nach oben und speisen Vulkane. Wenn sie aber die Erdoberfläche nicht erreichen, wie das bei den sehr zähen Granitmagma häufig der Fall ist, erstarren sie in dem Isoliermantel der Nebengesteine langsam und kristallisieren grobkörnig (Tiefengesteine oder Plutonite). Auch variiert ihre Zusammensetzung. Im Venedigergebiet war sie nicht genau die von Granit, sondern von Granodiorit oder Tonalit, das sind etwas dunklere Tiefengesteins-Varietäten, die kaum Orthoklas (Alkalifeldspat), dafür viel Plagioklas (Kalk-Natron-Feldspat) und oft Hornblende führen. Der Laie kann den Unterschied kaum bemerken. Dieser läßt sich aber in einem auf wenige tausendstel Millimeter dünn geschliffenen Gesteinsplättchen, wie es üblicherweise für petrographische Untersuchungen verwendet wird, unter dem Polarisationsmikroskop leicht erkennen.

Nun überdeckt der Zillertaler-Venediger Orthogneis, der bis zum Hochfeiler nach Westen reicht, eine Fläche von

ca. 1000 Quadratkilometern. Das sind riesige Dimensionen, die man nicht ohne weiteres in die Tiefe extrapolieren darf, denn es müßten dafür unglaublich große Anteile an Erdkruste aufgeschmolzen gewesen sein. Auch ist der Orthogneis in kilometergroße Falten gelegt und dazu muß er schichtförmig sein – eine in der Mitte über einen Kilometer dicke Granitschicht gewaltigen Ausmaßes! Diese Form kommt bei Tiefengesteinen häufig vor, denn die Erdkruste ist im oberen Teil oft horizontal geschichtet und Magma, das nicht weiter aufsteigen kann, zwingt sich in solche Schichtfugen und breitet sich wie ein Tintenlecks flächig aus. Die überlagernden Gesteine werden dabei angehoben.

Eine weitere Granitschicht, der Tuxer Orthogneis, streicht von Hintertux herüber und ist im Obersulzbachtal nördlich der Post Alm zu finden. Möglicherweise besteht in der Tiefe eine Verbindung zum Granatspitzkern, ein weiter Orthogneisdom am Ostrand des Kartenblattes.

Der Venediger-Granodiorit ist vor rund 300 Millionen Jahren in alte Gneise eingedrungen, die man weiter östlich, etwa um den Kratzenbergsee und die Fürther Hütte oder die alte Prager Hütte herum findet, wo man auch die Intrusionskontakte studieren kann. Vom Kontakt etwas weiter entfernt um die St. Pöltener Hütte oder das Matreier Tauernhaus dominieren dann 400–500 Millionen Jahre alte Amphibolite (ehemals vulkanische Gesteine) und

Seite 39 oben, Abb. 4:  
Fast schwarz erscheinen die aus mehr  
als 60 Kilometern Tiefe hochgepreßten  
Marmore und Grüngesteine der Eklogitzone  
am Hohen Eichham und Hexenkopf

Phyllite, ehemalige tonige Sedimentgesteine, die z.T. bis 700 Millionen Jahre alt sind und damit in die Erdurzeit, das Präkambrium, zurückreichen.

### Andere Kontinente und Ozeane

Die geologische Situation war noch vor 700 bis 400 Millionen Jahren mit der heutigen überhaupt nicht vergleichbar. Die Kontinente und Ozeane waren völlig anders angeordnet und auch die Erdbeben- und Vulkanzonen, welche die Plattengrenzen markieren. Für unser Gebiet (und große Teile des gesamten Alpenraumes) rechnet man wegen des Vorherrschens von vulkanischen Gesteinen, wie sie typisch für Inselbögen sind, mit zahlreichen Vulkaninseln und kleinen Meeresbecken dazwischen – wie heute in Japan oder Indonesien.

Vor 300 Millionen Jahren, als die meisten der gewaltigen Granitmassen der Alpen aufdrangen, waren die Inselbögen dagegen wohl schon einem Kontinent angegliedert, an dessen Rand sich ein vulkanreiches Gebirge auftürmte. Die gesamte damalige Situation ist mit der in den heutigen Anden vergleichbar. Auch dort sind in den letzten 60 Millionen Jahren große Mengen an Graniten, Granodioriten und Tonaliten aufgedrungen, weil etwa 1300°C heiße basaltische Mantelmagmen sich zwischen Kruste und Mantel ausbreiteten und die kontinentale Erdkruste von unten her überhitzt haben. Heute werden solche Szenarien mit Hilfe ausgetüftelter Methoden der Isotopenchemie und der Mengenverhältnisse spezieller Spurenelemente ausgearbeitet. Man kann aber auch im Gelände Hinweise auf die Entstehung noch sehen: In den Orthogneisen fallen etwa handtellergröße dunkle Einschlüsse auf, die weit verbreitet und relativ gleichmäßig verteilt sind (Abb. 1). In ihnen vermutet man noch die Spuren der Injektion basaltischer Magmen, welche vor 300 Millionen Jahren die damalige Erdkruste zum Schmelzen brachten. Wie Wasser, das aus einem Gartenschlauch spritzt und an der Luft in Tröpfchen zerstäubt, vermutet man in diesen schwarzen Einschlüssen basaltische Magmentropfen, die im granodioritischen Magma während des Aufsteigens gleichmäßig verteilt wurden.

### Noch viele offene Fragen

Ein Granit ist immer jünger als sein Nebengestein. Aber wenn die überlagernden Schichten abgetragen sind und der Granit an der Erdoberfläche freigelegt wird, können sich natürlich noch jüngere Schichten auf ihm ablagern. Das findet man auch bei den Zentralgneisen. Weiter westlich liegen über dem Zentralgneis Perm, Trias oder Juraschichten, was eine 100 Millionen Jahre lange Exposition an der Oberfläche zeigt. Im Venedigerggebiet waren die Granite wohl nicht freigelegt, denn hier schließt sich

erst südlich an die alten Gneise ein schmaler Streifen an, in dem man auf Kalk- oder Dolomitmarmore und Quarzite stößt, welche die einstige Landoberfläche anzeigen, die dann in der Zeit der Trias oder des Jura vom Meer überspült wurde.

In den „alten Gneisen“ zwischen Warnsdorfer Hütte und Essener-Rostocker Hütte haben Berliner Mineralogen unlängst Reste von Koniferen und Farnen aus der Karbonzeit gefunden und damit ein viel jüngeres Alter nachgewiesen, als man bis dahin vermutet hat. Es gibt noch viele offene Fragen gerade in Bezug auf die Alter der Gesteine.

Während in der Nordhälfte des Kartenbereichs die Grenzen zwischen den verschiedenen Gesteinen ziemlich flach verlaufen, ändert sich das nach Süden, wo die Schichten immer steiler einfallen und bald fast senkrecht stehen (Abb. 3). Dadurch quert man hier mehr Gesteine und eine Wanderung nach Süden bedeutet geologisch zugleich, daß man in immer höhere geologische Einheiten gerät. Normalerweise bedeutet dies, in immer jüngere Schichten, aber bei einem so komplex zusammengesetzten Gebirge wie den Alpen heißt das, eventuell auch in wieder ältere Gesteine einer höheren tektonischen Decke.

### „Tief ins Innere der Erde geschaut“

Eine Besonderheit ist die Eklogitzone zwischen Badener Hütte und Froßnitzalm, denn Eklogite sind Hochdruckgesteine, die in besonders großer Erdtiefe umgewandelt wurden – nach den Erkenntnissen der Mineralogen in vielleicht 60 oder 80 Kilometern Tiefe, also eigentlich tief im Erdmantel (Abb. 4).

Die echten Eklogite sind dunkle, sehr schwere Gesteine, die aus schwarz- oder dunkelgrünem Pyroxen und kleinen, roten Granaten bestehen und die sich von Basalten herleiten. Im Gegensatz zu diesen enthalten sie keinen Feldspat, denn dies ist ein relativ leichtes Mineral mit einem relativ offenen Kristallgitter, das unter hohem Druck nicht mehr stabil bleibt. Es wird einfach zerquetscht und es formen sich dichtere, stabilere Minerale wie Granat und Pyroxen daraus (Abb. 5).

Neben den basaltischen Eklogiten gibt es Reste von Erdmantelgesteinen (Serpentinite, Abb. 6), aber auch Hochdruckmarmore, also einstigen Kalksteinen des Meeresbodens, in denen Granat und Zoisit gewachsen ist. Ein Stück Ozeanboden muß an einer Subduktionszone tief ins Erdinnere hinabgezogen und bald darauf wieder nach oben transportiert worden sein – wie, darüber rätseln die Geologen noch, ein wirklich überzeugendes Modell ist dafür noch nicht gefunden. Jedenfalls, wenn Sie diese Gegend besuchen, denken Sie daran, daß Sie einen ehemaligen Tiefseeegraben mit Meerestiefen von vielleicht 8.000 Metern Wassertiefe queren und die Gesteine tief ins Innere der Erde geschaut haben.



Ähnlich ist es mit der „Oberen Schieferhülle“, die den gesamten Südtail des Gebietes einnimmt. Kalkglimmerschiefer, Marmore und Phyllite finden sich hier, also metamorphe Sedimentgesteine, wie sie am Meeresboden vorkommen. Ihnen sind wiederum metamorph veränderte ozeanische Vulkan- und Mantelgesteine zwischengeschaltet, aber die Drucke bei der Metamorphose waren bei weitem nicht so hoch. Es muß also gewaltige Relativbewegungen mit mehreren Zehnerkilometern Höhendifferenz gegeben haben, auch wenn das heute nicht mehr ohne weiteres sichtbar ist.

Die Obere Schieferhülle repräsentiert, genau wie die Eklogitzone, einen echten kleinen Ozean, der sich erst vor ca. 165 Millionen Jahren südlich der Tauern aufgetan hat und 100 Millionen Jahre später schon wieder verschwand. Wahrscheinlich war er auch nicht viel breiter als das Rote Meer. In der für einen Ozean recht kurzen Zeitspanne seiner Existenz haben sich mächtige Kalk- und Tonschichten auf seinem Grunde angehäuft, die bei der Gebirgsbildung wieder zusammengesoben und hochgequetscht worden sind. Und daß heute Gesteine an der Oberfläche liegen, ja Berge von mehr als 3000 Metern Höhe aufbauen, die einst nicht nur am Meeresgrund, sondern weit im Erdinneren lagen, läßt die gewaltigen Umwälzungen erahnen, die sich dort abspielen und daß ein Gebirge sehr viel mehr ist, als nur eine hochgehobene Landoberfläche. All dies ist der sichtbare Ausdruck für die Konvektion, die stete Umschichtung des Erdmantels und zeigt, daß die Erde ein dynamischer Planet ist – zum Glück für uns, sonst gäbe es keine Berge.



Abb. 5:  
Typischer Eklogit des  
Froßnitztales im  
Anstieg zur Badener  
Hütte: dunkle pyroxenreiche Bänder sind  
durchsetzt mit rotem  
Granat und hellen  
grünen Zoisitbändern.  
Selbst in der hellen  
Quarzkluft wachsen  
noch Hochdruck-  
minerale wie Disthen.



Abb. 6:  
Scherkräfte lassen  
selbst die extrem  
festen Gesteine  
des Erdmantels  
zerfließen, was an  
den linsenförmig  
ausgewalzten  
Pyroxenen eines  
Serpentinites gut  
sichtbar wird.



Foto: Leo Baumgartner

# Apollo – Götterbote auf zarten Schwingen

Beobachtungen von Alpenapollo in der Venedigergruppe und Apollos im Rätikon

Walter Malkmus

**E**in leichter Wind flog kühl vom jenseitigen Gebirge her und traf die gesenkte Stirne des Schlafenden. Lächelnd und langsam schlug er die Augen auf, von der Klarheit der reinen Seeluft und von den fröhlich leuchtenden Farben der Landschaft erquickt. Er richtete sich wohlig auf. – Da glitt ein weißer Schein an ihm vorüber. Er hielt inne, er blickte lauschend auf. Unhörbar und ruhig senkte sich ein heller Schmetterling in elegantem Bogen aus der Luft herab, flog am Boden hin, flatterte, Umschau haltend, und blieb an der abschüssigen, sonnbeglänzten Fläche eines Felsens hängen. Er schien zu lauschen, er bewegte die feinen Fühlhörner, und dann breitete er alle vier Flügel weit und ruhig im warmen Lichte aus. Apollo! Auf den seidenen, weißen Flügeln traten dunklere Adern in zarten Linien mit metallischem Glanze hervor, und mitten auf dem weißen, seidenen Grunde glänzten hellblutrot die prachtvollen Augen.

Der Apollo schlug die Flügel zusammen, daß ihre vornehm längliche Form mit der untadeligen Rundung der Oberflügel deutlich sichtbar ward, breitete sich noch einmal wohlig, wie atemholend, in voller Drehung aus und flog auf. Er flog vom Felsen auf die Spitze einer hohen, violetten Distel, von da gegen den See in die dunklere Tiefe. Dann erhob er sich wieder, schwebte einen Augenblick unschlüssig, tat plötzlich eine Reihe jauchzender Flügelschläge und verschwand nach oben in den tiefen leuchtenden Himmel.

So schrieb der schmetterlingbegeisterte Dichter Hermann Hesse 1901 über den „Falterkönig Apollo“ in seiner Erzählung „Ein Wandertag am Vierwaldstätter See“. Für den fränkischen Dichter Friedrich Schnack war er „der Märchenschmetterling nach dem Schneewittchenmotiv: weiß wie Schnee, rot wie Blut, schwarz wie Ebenholz“.

Wem als Bergwanderer, Fotograf oder gar Schmetterlingskenner das Glück zuteil wurde, auf einer Bergtour einen Apollofalter aus der Nähe zu beobachten, der wird die dichterische Begeisterung nachempfinden können und von der zerbrechlichen Schönheit dieses Hochgebirgsfalters tief beeindruckt sein. Diesem Glück kann man etwas nachhelfen, wenn man sich über den Lebensraum und die Lebensgewohnheiten der Apollofalter kundig macht.

Apollofalter gehören zur Schmetterlingsfamilie der Papilioniden, der Schwalbenschwanzartigen oder Ritter, die in den Tropen ihre größte Artenvielfalt entwickelt hat. Innerhalb dieser prächtigsten Tagfalterfamilie bilden die Apollos eine Unterfamilie, die sogenannten „Parnassier“, nach dem Dichterberg Parnaß benannt. Sie sind charakteristische Gebirgsschmetterlinge, die ihren Verbreitungsschwerpunkt mit der größten Artenfülle in den Hochgebirgen Zentralasiens haben. Von dort aus verbreiteten sie sich rund um die nördliche Halbkugel und bildeten rund 40 verschiedene, zum Teil sehr ähnlich gezeichnete Arten aus. Auf dem europäischen Kontinent flogen davon nur drei Arten: der Apollo (Parnassius apollo), der Alpenapollo (Parnassius phoebus) und der Schwarze Apollo (Parnassius mnemosyne).

Allen drei Arten gemeinsam ist die weiße Flügelgrundfarbe mit einer mehr oder weniger breiten, glasigen, schuppenfreien Binde am Außenrand der Vorderflügel. Desgleichen finden wir bei allen europäischen Arten vornehmlich auf den Vorderflügeln größere schwarze, variable Flecke. Männchen und Weibchen sind in ihrer Flügelzeichnung recht ähnlich, unterscheiden sich aber durch die Intensität der Körperbehaarung. Während das Männchen am ganzen Körper stark weißlich „bepelzt“ ist, trägt der Hinterleib des Weibchens kaum Haare, dafür aber bildet sich bei ihm bei der Begattung eine deutlich erkennbare Begattungstasche (Sphragis) aus Chitin aus. Die Raupen der Apollos tragen eine schwarz-gelbe bzw. schwarz-rötliche Warntracht und signalisieren damit ihre Ungenießbarkeit. Sie fressen an Dickblatt-, Steinbrech- und Erdrrauchgewächsen (Gattungen Sedum, Saxifraga und Corydalis) und verpuppen sich am Boden in einem Gespinnst. Alle drei Arten überwintern als Ei und fliegen in einer Generation im Jahr.

In den nachfolgenden Ausführungen wollen wir den Alpenapollo (Parnassius phoebus F.) in den Mittelpunkt unserer Betrachtungen stellen. Der Autor konnte ihn in mehreren Jahren in seinem natürlichen Lebensraum (Habitat) an den Südhängen der Venedigergruppe im Nationalpark Hohe Tauern während der sommerlichen

Flugperiode beobachten und seine Lebensweise studieren. Der Alpenapollo kommt in Europa ausschließlich in den Alpen in der subalpinen bis alpinen Stufe von ca. 1500 m – 2600 m vor. Außerdem fliegt der Falter noch im Ural sowie in den zentralasiatischen und nordamerikanischen Hochgebirgen. Vom Aussehen her ähnelt er sehr stark dem normalen Apollo (*Parnassius apollo*), ist jedoch etwas kleiner und trägt am Vorderflügelrand einen beim Männchen meist, beim Weibchen stets rot gekerntem schwarzen Fleck. Ein recht deutliches Unterscheidungsmerkmal zwischen den beiden Arten ist der Fühlerschaft, der beim Alpenapollo scharf schwarz-weiß geringelt, beim Apollo dagegen undeutlich grauweiß beschuppt ist. Die Weibchen des Alpenapollo sind kräftiger dunkel gezeichnet und mit stärker hervortretenden roten Augenflecken ausgestattet als die Männchen.

Ich konnte die Falter auf meinen Bergwanderungen Anfang bis Ende August in über 2000 m Höhe weit oberhalb der Waldgrenze auf der Südabdachung des Venedigerhauptkammes zum Virgental beobachten. Ihr Flughabitat sind von rotbraunen Moosen überzogene, wasser-



Fotos: Walter Maikmus

Alpenapollo-Weibchen auf Fetthennen-Steinbrech, der Futterpflanze der Alpenapollo-Raupe

durchrieselte Quellfluren sowie Schotterbänke zwischen sich verzweigenden Gletscherbächen, die von kräftigen Polstern des zu dieser Zeit blühenden Fetthennen-Steinbrechs (*Saxifraga aizoides*) gesäumt sind. Kein Wunder, denn der Fetthennen-Steinbrech ist die Futterpflanze der Alpenapollo-Raupe. Auf einer großen, von blühendem Fetthennen-Steinbrech bewachsenen Schotterbank flog eine starke Population von Alpenapollo. Etwa 10 Männchen konnte ich im charakteristischen Flatterflug auf der Suche nach den selten auffliegenden Weibchen zählen. Versteckte sich die Sonne hinter Wolken, waren alle Falter wie ein Spuk in der Bodenvegetation verschwunden. Um die Flugmuskulatur in Gang zu halten, brauchen sie in dieser Höhenlage die wärmenden Strahlen der Sonne.

Das Glück war mir hold, und ich überraschte erst ein Männchen, dann ein Weibchen auf den zitronengelben Blüten eines Steinbrechpolsters. Dabei konnte ich das in Fachbüchern erwähnte Schreckverhalten des Falters bestätigt finden. Wenn der Falter bei Störung wegen zu niedriger Körpertemperatur nicht wegfliegen kann, schlägt er das vordere Flügelpaar ruckartig nach vorne und stellt damit die leuchtend roten Augenflecke auf den Hinterflügeln urplötzlich zur Schau.

Der Feind soll damit erschreckt und zur Flucht bewegt werden. Diese Art von Mimikry finden wir im Insektenreich des öfteren. Ein wehrloses Tier imitiert ein stärkeres, gefährlicheres Tier. Der Trick gelingt in den meisten Fällen: Der Freßfeind sucht das Weite und das Opfer hat wieder einmal seine „Haut“ gerettet. Kaum scheint die Sonne, beginnen die Falter lebendig zu werden und erheben sich in lebhaftem Flatterflug aus der Vegetation. Als Nektarquelle steuern sie vorwiegend violettfarbene oder gelbe Blüten an. Ich konnte sie mit Vorliebe an Flockenblumen, Disteln, Skabiosen, aber auch an Habichtskräutern saugen sehen.

Nach erfolgter Begattung legen die Weibchen ca. 100 – 150 Eier in der Nähe der Futterpflanze ab. Mitunter wird das Ei auch an der geschützten Stelle eines Steins oder Felsbrockens festgeklebt. Die im Herbst sich entwickelnde Jungraupe überwintert in den meisten Fällen in der Eihülle, ehe sie im darauffolgenden Mai das Ei verläßt und ihre Fraßtätigkeit am Fetthennensteinbrech beginnt. Die heranwachsenden Raupen sind samtartig schwarz, kurz behaart und tragen seitlich auf jedem Segment je drei zitronengelbe Flecke. Mit dem Futter nehmen sie Giftstoffe auf, die sie für Vögel und andere Freßfeinde ungenießbar machen. Durch ihre schwarz-gelbe Warntracht signalisieren sie ihre Giftigkeit. Wie die Falter sind auch die Raupen bei hoher Sonneneinstrahlung sehr lebhaft und freßtüchtig. Bei Störung und Gefahr stülpen sie eine fleischige orangefarbene Nackengabel (*Osmaterium*) aus dem vorderen Brustsegment hervor und vollführen ruckartige Bewegungen mit dem Vorderkörper.

Alpenapollo-Männchen (oben) auf Habichtskraut und Alpenapollo-Weibchen (darunter)



Ende Juni verpuppt sich die ausgewachsene Raupe schließlich zwischen den Stengeln der Steinbrechpolster oder zwischen Bodenvegetation und Steinen in einem selbstgewebten, dünnwandigen weißlichen Kokon, aus dem nach zwei bis vier Wochen ein neuer prächtiger Falter entsteigt und sein kurzes Sommerleben beginnt. Die Hauptflugzeit ist hier im Venedigergebiet zwischen Mitte Juli und Anfang August. Doch beobachtete ich am 20. August immer noch mehrere, leicht bis stark abgeflogene Männchen, die im Sonnenlicht herumflatterten und an Flockenblumen saugten.

Auch seinen etwas größeren Vetter, den eigentlichen Apollo (*Parnassius apollo* L.), kann man im Nationalpark Hohe Tauern beobachten. Allerdings liegen seine Flugareale vorwiegend in tieferen Lagen in der montanen bis subalpinen Zone zwischen 1100 m und 1800 m über Meereshöhe. Er kommt in allen europäischen Gebirgen vor und fliegt in den Alpen in einer langgestreckten Generation von Mai bis September. Selbst im außeralpinen Raum wie im Fränkischen und Schwäbischen Jura sowie im Moselgebiet finden wir ihn noch in inselartigen Restpopulationen.

Sowohl in seinem äußeren Erscheinungsbild als auch in seiner Lebensweise unterscheidet er sich kaum vom Alpenapollo. Doch bevorzugt er im Gegensatz zu diesem trockene und sehr sonnige, magere Hangwiesen mit steinigem Untergrund, wo auch die Futterpflanze seiner Raupe wächst: der Weiße Mauerpfeffer (*Sedum album*), auch Weiße Fetthenne genannt.

Die Variabilität seiner Flügelzeichnung ist äußerst groß; selbst innerhalb einer lokalen Population sind starke individuelle Unterschiede feststellbar.

Im Rätikon konnte ich an einem sonnigen und steinigen, südostexponierten Hang Anfang August 1992 in 1800 m Höhe eine Population von ca. 30 Apolofaltern beobachten. Die Tiere waren bei hochsommerlichen Temperaturen um die Mittagszeit in höchster Flugaktivität und bevorzugten auch hier Flockenblumen, Skabiosen und Disteln als Nektarquellen. Viele der Falter zeigten ein ausgeprägtes Paarungsverhalten. Die auf nahezu vegetationsfreien steinigen Stellen wartenden Weibchen wurden von den weitaus in der Überzahl befindlichen Männchen (Verhältnis Männchen:Weibchen = 5:1) umflattert und begattet. Während der Kopulation, die sehr lange anhält, verfallen die Falter in eine Art Trancezustand und zeigen keinerlei Scheu oder Fluchtreaktion. Wesentlich für eine solche Populationsstärke ist – wie auf diesem Hang – ein großer Bestand an Weißer Fetthenne. Die Metamorphose vom Ei zum fertigen Falter erfolgt in ähnlicher Weise wie beim Alpenapollo.

Sowohl der Alpenapollo als auch der Apollo sind im inneralpinen Raum aufgrund ihrer vom Menschen kaum belasteten Habitate nur gering bedroht. Kleinräumig können jedoch ihre Lebensräume durch Bachverbauungen, Stauseeanlagen oder allzu starke Beweidung gefährdet oder gar zerstört werden. Hier sollten örtliche Naturschutzgruppen und -verbände um die Erhaltung der Flughabitate und damit auch der gesetzlich geschützten Apolofalter Sorge tragen; denn nur wenn der Lebensraum der Apollos intakt bleibt, werden auch die Falter überleben können.

Wenn ich ein Wappentier für die Alpen im allgemeinen und für die Venedigergruppe im besonderen benennen sollte, so würde ich den Apollo wählen, jenen Märchenfalter der sonnigen Bergmatten, gleichsam als Bote einer lichtereren, unbeschwerteren Welt, ein Symbol irdischer Schönheit, ein „flüchtiges Gleichnis des Unvergänglichlichen“ (Hermann Hesse).

Hoffen wir, daß die Lebensräume des Apollos in Zukunft nicht nur innerhalb des Nationalparks Hohe Tauern, sondern auch in anderen Alpenregionen erhalten bleiben. Wäre es nicht wie ein Stück verlorengegangenes Paradies, wenn der Märchenglanz seiner Schwingen nicht mehr über sommerlichen Quellfluren und blumenreichen Bergmatten aufleuchten würde?

# Bizarrerien der Erdkruste überraschungsträchtige Erlebniswelten



Fotos: Siegfried Weippert/Lothar Stutte

Paradiesische  
Strände,  
grünes Fegefeuer,  
steile Zähne -  
polynesische  
Abenteuer  
(zum Beitrag auf  
Seite 91)



Beiträge von:  
Alexander Huber/  
Jan Mersch  
Alfred Zängerle  
Helmut Schulze  
Kurt Albert/  
Harry Neumann  
Siegfried Weippert  
Christoph Höbenreich  
Horst Nargang  
Michael Vogeley  
Folkert Lenz  
Andreas Dick

# Erfolg und Erlebnis

Zweimal Abenteuer im Karakorum

Alexander Huber/Jan Mersch

## Latok II – „The Wall“

Nach 1995 stehe ich jetzt zum zweiten Mal hier in Pakistan, zum zweiten Mal am selben Berg. Warum nach zwei Jahren wieder derselbe Berg? Nun, das liegt zum einen daran, daß ich beim ersten Mal am Latok II gescheitert bin und zum anderen daran, daß das Ziel, die Westwand des Latok II, eine besondere Herausforderung darstellt. Die Westwand ist eine Kombination von dem, was man in den Westalpen als große, klassische Eistour bezeichnen würde, mit einem Bigwall, nämlich dem senkrechten Granitozean zwischen 6000 und 7000 Metern.

### Was ist ein Bigwall?

Der Begriff „Bigwall“ etablierte sich in den 60ern für Felswände, die derart schwierig und lang sind, daß sogar die weltbesten Kletterer für den Durchstieg einer solchen Wand mehrere Tage benötigen. Dies machte es unmöglich, solche Wände im klassischen Alpenstil zu durchsteigen, da man Biwakrüstung, Wasser und Verpflegung mitnehmen mußte. Und die hohen Schwierigkeiten machten es unmöglich, mit diesen Lasten auf dem Rücken solche Wände zu durchklettern. Daher wird beim Bigwallklettern das gesamte Material vom Vorsteiger der Seilschaft hochgezogen, während der Nachsteiger selbständig mit Steigklemmen am vom Seilersten fixierten Kletterseil hochsteigt. Eine neue Technik war geboren, das Bigwallklettern!

### Das Team

Die Kombination von Höhe, einem 1300 Meter hohen Eiscouloir plus Bigwall erfordert die Symbiose eines erfahrenen Höhenbergsteigers, Alpinisten und exzellenten Kletterers. Diese Symbiose ist in einer Zeit der zunehmenden Spezialisierung auch im Alpinismus nicht oft zu finden;

und der Kreis der für ein solches Unternehmen geeigneten Allrounder, den Zehnkämpfern des Alpinismus, entsprechend klein. Solche Allrounder für ein derartiges Unternehmen zu gewinnen, ist der Grundstein für den Erfolg und dementsprechend die Zusammensetzung unseres Teams.

Ein solcher Allrounder ist unser Expeditionsarzt, Bernd Geffken. Leider ereilt ihn das Schicksal, beim Anmarsch eine Infektion einzufangen; und bereits nach zwei Tagen Basislager ist für ihn der Abbruch der Expedition unumgänglich.

Nicht viel besser ist es Michael Grassl aus Berchtesgaden ergangen. Fit und akklimatisiert sowie maßgeblich am Aufbau des vorgeschobenen Basislagers beteiligt, ereilt ihn zwei Wochen nach Erreichen des Basislagers eine Nierenbeckenentzündung. Auch bei ihm war somit die Abreise nach Europa nicht zu umgehen.

So blieb ein auf sechs Bergsteiger zusammengeschrumpftes Team für die Durchsteigung der Westwand: *Toni Gutsch*, Bergführer aus München, ein ruhiger, aber auch energischer Alpinist, der bereits eine Durchsteigung der Aconcagua-Südwand auf seinem Konto hat, *Conrad Anker*, unser blonder Sunnyboy aus Californien und seines Zeichens Bigwallspezialist mit Expeditionserfahrung, sowie mein Bruder Thomas und ich. *Franz Fendt* aus Berchtesgaden sowie *Christian Schlesener* aus München gingen ihren eigenen Weg und erreichten nach einem Versuch, eine eigene Route durch die Westwand zu legen, über das Westwandcouloir und den Nordwestgrat am 27. Juli den Gipfel.

### Rawalpindi – Pakistan

Eine Expedition beschränkt sich bekanntlich nicht nur auf das Bergsteigen selbst, und noch viel weniger ist es eine Pauschalreise, die man einfach so im Reisebüro buchen kann. Eine Expedition beginnt noch zu Hause und ein Jahr zuvor mit der Beschaffung der Genehmigung, die es einem erst erlaubt, an dem Berg zu klettern. Und dann bricht man endlich auf, zu einer Reise, die

Rechts:  
Toni Gutsch,  
Alexander und  
Thomas Huber (v.l.)  
auf dem Gipfel  
des Latok II

eigentlich in die absolut menschenleere Hochgebirgswüste des Karakorums führen soll. Und doch steht man zuerst im pulsierenden Großstadtchaos von Rawalpindi, mitten im Herzen Pakistans.

Vier Tage verbringen wir in der Großstadtheftik, um sämtliche Auflagen der Regierung zur Durchführung einer Expedition zu erfüllen. Permanent 40 Grad im Schatten und 100 Prozent Luftfeuchtigkeit machen uns einerseits das Leben schwer, andererseits sind es Idealbedingungen für Bakterien. Deswegen Finger weg vom Essen an der Straße, und seien die Angebote noch so verlockend. Besser, man hält sich an die Regel, die die Engländer schon während der Kolonialzeit aufstellten: „Cook it, peel it or forget it.“

## Der Karakorum-Highway

Vor uns liegen jetzt 24 Stunden wilde Busfahrt auf einer Straße, die der Bezeichnung „Karakorum-Highway“ nicht annähernd gerecht wird. Eine Abenteuerreise der besonderen Art. Ausgebrannte Busse liegen als Werk von eingeschlafenen Busfahrern weit unten an den Ufern des Indus und verstärken das Bild von der Lebensinstellung der Pakistanis. Ihnen ist alles egal. „Inshallah – so Gott will“ – kommen wir heil an. Ein ganzes Bergsteigerteam ist in der Hand eines einschlafenden Busfahrers – mit Vollgas nach Skardu – wir sind machtlos.

In Skardu treffen wir Koch und Hilfskoch, Ismail und Kassim, die uns während der Zeit im Basislager mit den kulinarischen Genüssen der pakistanischen Küche verwöhnen wollen.

Wir verladen die 80 Trägerlasten auf Jeeps zur letzten Rallyeetappe: auf einer Sand- und Schotterpiste weitere 100 Kilometer durch die wilde Bralduschlucht. Das Ende unserer motorisierten Reise ist Askoli, auf 3000 Meter die letzte ständig bewohnte Siedlung vor der Eiswüste des Karakorums.

Hunderte von Männern erwarten dort unsere Ankunft. Sie warten hier auf ihre Arbeit, das Tragen. Das Tragen für die vielen Expeditionen ist für die Männer im hintersten Baltistan zu einem festen Bestandteil ihres Lebens geworden. Sie verdienen dabei zwar nur 10 Mark pro Tag und werden davon nicht reich, aber es ist doch ihre einzige Möglichkeit, Geld zu verdienen, und dementsprechend begehrt ist diese Arbeit. Ein unglaublicher Anlauf an Arbeitssuchenden; entsprechend groß ist das Chaos.

Dieses Chaos in eine Ordnung zu verwandeln, ist die Aufgabe eines Sirdars, des Trägerführers. Er unterscheidet sich von den anderen Baltis nur durch die Fähigkeit, Englisch zu sprechen sowie Lesen und Schreiben zu können. Diese Eigenschaften allein reichen hier noch aus, um automatisch eine Führungsrolle in der Gesellschaft einzunehmen. Die Aufgabe unseres Sirdars ist nun, die besten Träger auszusuchen, unsere 80 zu jeweils 25 Kilogramm gepackten



Foto: Conrad Anker

Lasten zu verteilen und während des Anmarsches darauf achtzugeben, daß keine der Lasten verschwindet.

Das Ende der Lastenverteilung bedeutet dann endlich den Aufbruch zu unserem vier Tage dauernden Anmarsch in das Basislager. Schnell verwandelt sich das Grün der Bäume von Askoli in das einheitliche Graubraun der Felsen, unterbrochen vom Eis der hohen Berge und den Fluten des reißenden Braldu, dem Abfluß der Gletscherriesen Baltoro und Biafo. Unser Anmarsch entlang des Biafogletschers folgt dabei immer der Richtung der traditionellen Jagd- und Treiberwege der Baltis, die wir nach drei Tagen verlassen, um unser Basislager inmitten der Latokgruppe auf 4400 Meter zu erreichen.

## Das Basislager

Unser Basislager auf der Gipfelhöhe des Matterhorns ist ein wahrhaftiges Idyll: Eingezwängt von gewaltigen Gletschern und deren Seitenmoränen, liegt es auf einer traumhaften Wiese mit plätscherndem Bach und einem See, in dem wir bei schönem Wetter sogar baden können. Sofort untersuche ich mit dem Fernrohr die Wand. Ist meine Rechnung aufgegangen? 1995 verwehrte uns im August gewaltiger Steinschlag jegliche Chance, in die Westwand des Latok II einzusteigen. Deswegen plante ich, dieses Mal die Expedition sechs Wochen früher anzusetzen, um bessere Eisverhältnisse anzutreffen. Und meine Rechnung geht auf, das Couloir ist schneeweiß, kein Anzeichen der von Steinschlag zeugenden schwarzen Streifen! Sofort nehmen wir die Arbeit auf, beginnen den Materialtransport in das vorgeschobene Basislager am Fuß der Westwand auf 4900 Meter.

## Das Couloir

Morgen ist es soweit: Selbstzweifel martern meinen Kopf. Ist es eine Flucht nach vorne ohne Rückkehr? Keiner wird mir diese Frage beantworten können.

Der Frühaufsteher Conrad reißt uns um ein Uhr nachts aus dem Schlafsack. Tee kochen und noch schnell ein Müsli genießen, falls man das um diese Zeit überhaupt als genießen bezeichnen kann. Heute machen wir den ersten Schritt ins Couloir. Es wird nicht viel gesprochen, jeder erlebt die gleiche bedrückende Spannung vor dem gefährlichsten Teil unserer Expedition, durch diese Scheiß-Schneerinne, den Schlüssel zur eigentlichen Wand.

Wir queren waagrecht unter einer 800 Meter hohen Felswand ins Couloir. Nur nicht an die Steinlawinen von 1995 denken, schnell weg von hier. Aber die Situation wird nicht besser. Noch bevor wir nach rechts in scheinbar sicheres Gelände queren können, steigen wir 30 Minuten unter einem überhängenden Serac hoch. Conrads Augen haben sich verändert, er schreit einen Spruch, der die Situation im Couloir treffend beschreibt: „Dancing in the ballroom of death with the fat lady of faith“. Von jetzt an nennen wir diesen Serac liebevoll „The fat lady“. 800 Meter über uns lauert ein weiterer riesiger Hängegletscher. Im „Ballroom of death“ ist in uns die Angst bei jedem Schritt gegenwärtig, die Angst, mit einem lauten Schlag in ein schwarzes Nichts abzugleiten. Aber trotz dieser Angst zieht uns irgend etwas nach oben, Schritt für Schritt, als ob da oben, 1500 Meter über unseren Köpfen, ein riesiger Schatz auf uns warten würde. Was uns da oben erwarten wird, wissen wir nicht, wahrscheinlich nur Schnee, bei gutem Wetter eine gigantische Aussicht auf die umliegenden Berge. Sonst nichts. Aber dieser höchste Punkt ist wie ein Magnet, trotz Risiko steigen wir weiter. Nach drei Stunden erreichen wir einen einigermaßen sicheren Platz unter einem Felsüberhang auf 5600 Meter Meereshöhe. Wir schaufeln ein kleines Plateau, Platz für zwei kleine Zelte. Wir sitzen vor unseren Zelten, als Menschen nur noch kleine Punkte im Couloir, diesem gigantischen Abflußrohr der Lawinen. Über unseren Köpfen der Bigwall. Er hat erdrückende Ausmaße, die durch die Monotonie des Eisfeldes noch verstärkt werden.

## Der Bigwall beginnt

Auf 6000 Meter schlagen wir eine weitere Plattform aus dem Eis, das Lager 2, das unsere Basis für die ersten Seillängen in der Wand sein soll. Thomas und Conrad steigen wieder ab, um den Materialtransport zum Wandfuß voranzutreiben, während Toni und ich heute in die Wand einsteigen wollen. Mit der 80 Kilogramm schweren Bigwall-Grundausrüstung steigen Toni und ich noch weitere 100 Meter links aufwärts, bis wir den vom Basislager aus mit dem Fernrohr bestimmten Einstieg erreichen. Wir

sind das erste Mal auf 6000 Meter, sind dementsprechend schlecht akklimatisiert und brauchen ganze drei Stunden für diese 100 Meter.

Der vorgesehene Riß beginnt erst in 12 Meter Wandhöhe, die kompakte Platte dorthin verspricht gleich zu Beginn ein heißes Spiel mit dem Feuer zu werden. Als ich dann einsteige, bekomme ich die Höhe zu spüren – oder ist es die Überanstrengung, die Aufregung, das Adrenalin? – ich weiß es nicht. In jedem Fall zwingen mich die rißlosen, kompakten ersten 12 Meter zu gewagter Freikletterei, jeder Muskel im Körper arbeitet auf Hochtouren und verbrennt Sauerstoff. Sauerstoff, der bei schlechter Akklimatisation auf dieser Höhe Mangelware ist. Mehr und mehr wird er dann auch Mangelware in meinem Blut, das bald im Kopf zu rauschen beginnt.

Nach 12 Metern im VII. Grad erreiche ich den ersten Riß, voll betrunken hänge ich in der ersten Sicherung. Das Abenteuer Klettern auf 6000 Meter – es hat nicht gerade erst begonnen, sondern ich bin schon mittendrin.

Nach zwei Seillängen seilen wir ab und richten unser Biwak am Wandfuß ein. Die erste Nacht auf 6000 Meter. Immer wieder wachen Toni und ich nach Luft schnappend auf. Unser Atemzentrum ist auf diese Höhe noch nicht eingestellt und reagiert mit Cheyne-Stokes'scher Atmung – zwei Minuten Atempause mit darauffolgendem panischen Ringen um Sauerstoff. Nichtsdestotrotz legt Toni am nächsten Morgen einen phänomenalen Vorstieg über ein verzweifelt glatt aussehendes Dach hin. Rurps, Kniflblades und noch ein Hook, die erste A3-Länge ist perfekt.

In den nächsten zwei Tagen werden Toni und ich von Thomas und Conrad abgelöst, und die zwei treiben die Route bis auf eine Höhe von 6450 Meter voran, noch bevor eine Schlechtwetterfront wieder alle im Basislager vereint.

## Unterwegs im Bigwall

11. Juli: Der gestrige Tag brachte wieder gutes Wetter, Toni und ich sind erneut am Ort des Geschehens. Vom Ende der während des Rückzuges angebrachten Seile klettere ich

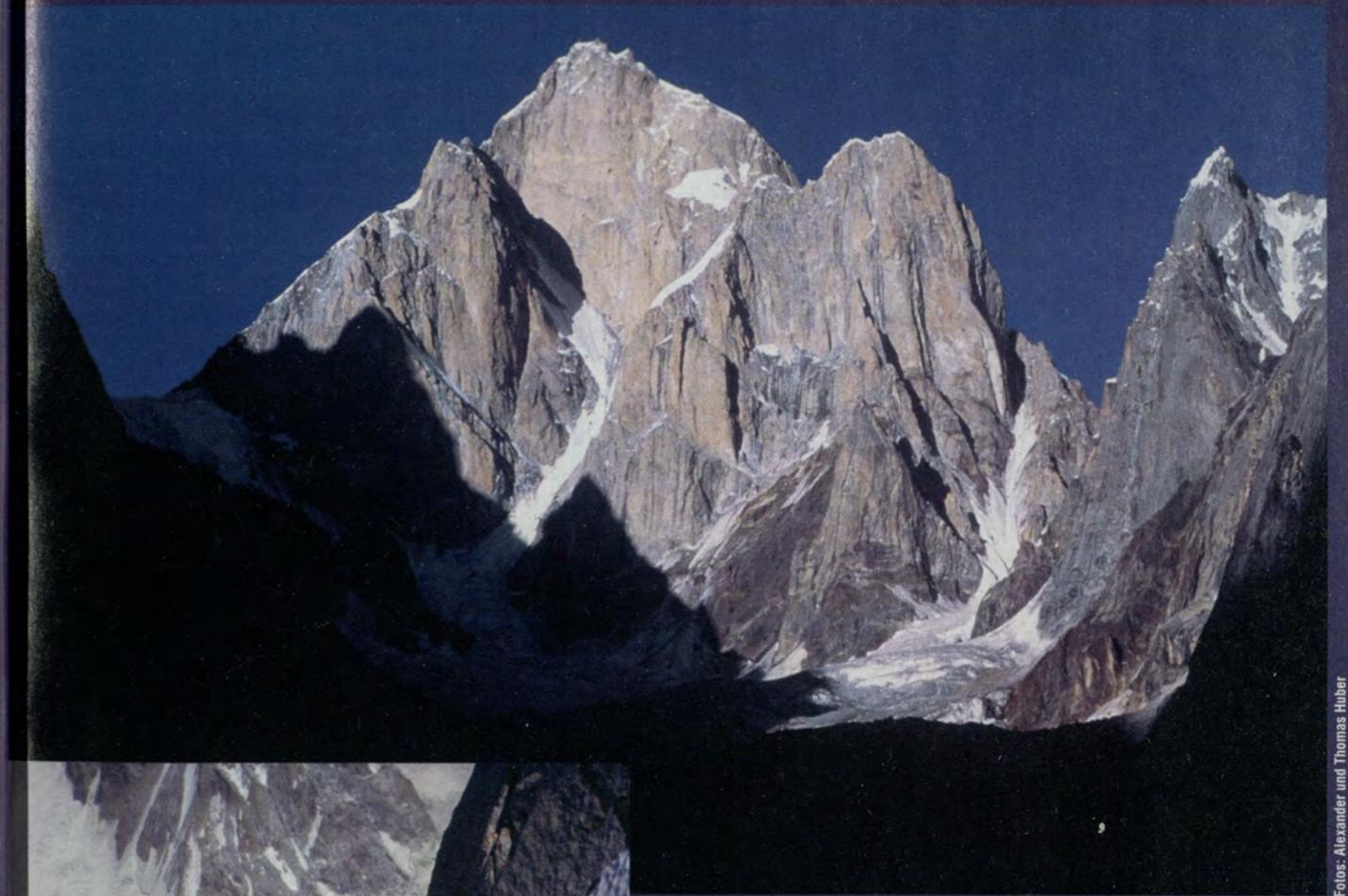
Foto: Thomas Huber



Conrad  
Anker in der  
Wand

Unten:  
Kletterstellen  
am Latok II

Pendelquergang  
in der Latok-Westwand  
Darunter:  
Biwak im  
Zustiegscouloir  
zur Wand



Fotos: Alexander und Thomas Huber



# Latok vertikal

Oben: Der Latok II  
mit seiner Westwand  
über dem markanten  
Zustiegscouloir

Links: Die letzten  
Schritte zum Gipfel  
des Latok II

eine formvollendete Piazzschuppe bis sie sich verliert. Mit Skyhooks auf nur wenige Millimeter breiten Leisten quere ich jetzt nach rechts. Gelassen suche ich den richtigen Hook für die nächste Leiste aus. Verdammter Hook! Kopf über hänge ich 10 Meter weiter unten im Seil. Alles noch einmal von vorne. Erneut quere ich vom oberen Ende der Schuppe nach rechts. Die Stelle mit dem ausgebrochenen Hook entschärfe ich dieses Mal mit einem kleinen Loch, in dem der Hook nun sicher hält. Auch die folgende Länge ist pikant. Nach einer delikaten Hookplatte folgt ein moderater Haarriß von 10 Metern Länge. Die darauffolgende sechs Meter hohe Schuppe ist Sprengstoff in Reinstform. Nur noch durch Eis an der Basis fixiert, schwebt sie anscheinend völlig losgelöst über unseren Köpfen. Nein. Ich will nicht – keine Flugübungen mit derartig fluguntauglichen Objekten – und schleiche mit Hilfe von Hammer und Meißel an der Schuppe vorbei.

Als Toni und ich tags darauf bei Sonnenuntergang abseilen, treffen wir wie abgesprochen auf Thomas und Conrad. Der Zeitpunkt ist gekommen, an dem wir auf das Leben in der Wand umsteigen. Thomas und Conrad haben den ganzen Tag geschuftet und in wahrer Knochenarbeit ihre ganze Ausrüstung für 8 Tage Leben in der Vertikalen bis auf 6500 Meter hochgezerrt. Während Thomas und Conrad die nächsten zwei Tage die Route weiter vorantreiben werden, transportieren Toni und ich unsere Ausrüstung sowie Gas- und Proviantreserven bis ins Wandlager, das aus zwei Portaledges besteht. Portaledges muß man sich wie ausgeklappte Gefängnispritschen vorstellen, die wie Schwalbennester an die Wand geklebt werden. Auf den ersten Blick ein eher fragiles Gebilde, bietet es doch die einzige Möglichkeit für ein Überleben in der Wand. Diese Portaledges stellen für die Zeit im Bigwall die einzigen waagrechten Quadratmeter dar und sind für uns wie ein kleines Gefängnis. Untertags haben wir zwar Freigang, das Klettern, doch die Kälte der Nacht zwingt uns immer wieder zurück in die kleine Zelle.

## Das Finale

Eine Woche arbeiten wir vier in der Wand und treiben ohne Unterbrechung die Route voran. Der Grund für das schnelle Vorankommen ist die Organisation, das Aufteilen der Mannschaft in zwei Teams. Während zwei klettern, sind die anderen zwei mit dem Materialtransport und -nachschiebung beschäftigt, und nach zwei Tagen werden die Rollen wieder getauscht. Nur so schaffen wir es, jede Minute Tageslicht für das Klettern zu nutzen.

Am 17. Juli erreichen Thomas und Conrad eine Höhe von 6800 Meter, der Gipfel ist in greifbarer Nähe, wir glauben, ihn jetzt in einem Tag erreichen zu können. Wir alle sind von den letzten Tagen erschöpft, der dauernde Aufenthalt in einer Höhe von mehr als 6500 Metern fordert seinen Tribut. Rasttag am 18. Juli. Das stabile Wetter in den letz-

ten sechs Tagen gibt uns Vertrauen. Keine schlechten Zeichen sind am Himmel zu sehen. Warum sollte sich gerade übermorgen das Wetter verschlechtern?

Am 19. Juli um 0.00 Uhr brechen wir auf. 200 Kilometer entfernt am Nanga Parbat baut sich eine riesige Gewitterfront auf, ein gewaltiges Feuerwerk, das sich über den gesamten westlichen Horizont erstreckt.

Bereits 1995 hat mich eine Gewitterfront am Nordwestgrat auf 6600 Meter zur Umkehr gezwungen, 1997 das gleiche auf 6900 Meter? Haben wir mit dem Rasttag den Gipfel verschenkt?

Um 4.00 Uhr, knapp vor Sonnenaufgang, erreichen wir das Ende der senkrechten Wand auf 6900 Meter. Auf dem ersten kleinen Eisfeld quere ich nach links, noch einmal 10 Meter senkrechter Fels trennen mich vom kombinierten Gelände des Gipfelcouloirs. Vor mir legt sich im Licht der Taschenlampe der Fels zurück. Auf den Frontzacken meiner Steigeisen stehe ich in einer von Wassereis über- ronnenen Platte, zwei Meter über mir das untere Ende des Gipfelcouloirs. Ich schlage meine Eisbeile in die unterste, zerbrechliche Eiszunge.

Die Zeit drängt, die Gewitterfront sitzt uns im Nacken, trotzdem beginne ich zu denken. Wenn ich jetzt mit vollem Gewicht an diesen Eisbeilen hänge und die Eiszunge bricht, stürze ich bei Finsternis in unbekanntem Gelände. Mein Verstand befiehlt mir das Umkehren. Trotzdem beobachte ich nur Momente später, wie ich mit vollem Gewicht an den Eisbeilen hänge, zwei schnelle Schritte mache und im Gipfelcouloir stehe. Für einen wenn auch nur kurzen Moment war der Drang nach oben stärker als der Verstand.

Langsam wird es hell, das Gelände zeigt sich jetzt gut strukturiert und gut zu klettern. Wir kommen schnell voran, doch vor allem das wichtigste, das Wetter, zeigt sich ebenso von seiner besten Seite: blauer Himmel bei absoluter Windstille, und die Gewitterfront ist noch immer weit hinten am Horizont.

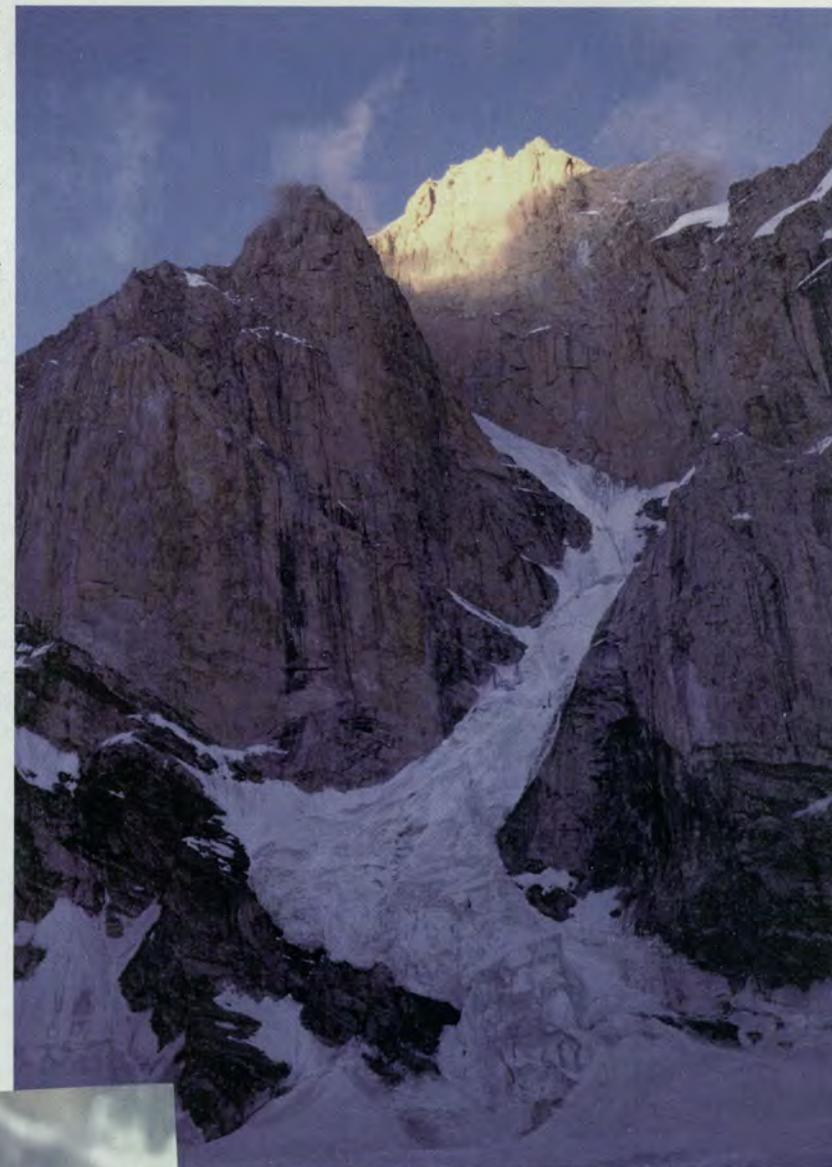
## Der Gipfel

Wir haben es geschafft! Im Team, alle vier sind wir heute gemeinsam am Gipfel. Der Toni, Conrad, Thomas und ich. Und der Gipfel ist „nur“ ein kleiner, flacher Schneehaufen auf 7108 Meter, aber er ist doch auch mehr. Für uns bedeutet der Gipfel das Ende einer Sehnsucht, die uns über Jahre gefesselt hat. Und jetzt sind wir wieder frei! Für kurze Zeit wird unserem Leben Plan und Ziel fehlen. Aber wir wissen auch nur zu genau, daß dort am Horizont das nächste Ziel auftauchen wird. Und haben wir dieses Ziel dann erreicht, wird sich ein neuer Horizont mit noch mehr Zielen öffnen. Und so werden wir noch auf vielen Gipfeln stehen, den Horizont werden wir jedoch nie erreichen. Bergsteigen ist unser Lebensauftrag!

Alexander Huber

Den großen Doppelerfolg haben der Expedition Franz Fendt und Christian Schlesener (unten v.l.) mit der Überkletterung des bislang noch nicht begangenen oberen Teils des Latok II – Nordwestgrats gesichert (rechts).

Im Couloir, das hinaufleitet zur Westwand und unterhalb dieser hinaus zum Grat, beziehen sie am 25.7. auf 6000 m Höhe ein Biwak. Von dort Aufbruch tags darauf um 6 Uhr. Unerwartet hoher Schwierigkeiten (bis VII und A1/A2) sowie eines Verhauers am Grat wegen gerät die Seilschaft in die Dunkelheit, klettert aber mit Stirnlampen weiter. Am Morgen des 27.7. erzwingt das Gelände ein Ausqueren in die Wand. 100 m unterm Gipfel die letzte sehr schwierige (Techno-)Seillänge. Ankunft „ganz oben“ am 27.7. um 16. Uhr. Nach abenteuerlicher Abseilerei über meist unbekanntes Gelände Rückkehr ins Couloirbiwak und damit Ende eines 48-Stunden-Nonstop-Trips am 28.7. um 4 Uhr. Von dort nach nur vierstündigem Schlaf weiterer Abstieg zum Basislager...



Fotos: Alexander Huber



## „Mit Pfeil und Bogen“

Der Erfolg von Conrad Anker, Toni Gutsch, Alexander und Thomas Huber an der Westwand des Latok II hat, und das zurecht, auch international ziemliche Beachtung gefunden.

Eher unbeachtet geblieben ist daneben, das allerdings gar nicht zurecht, der Streich von Franz Fendt und Christian Schlesener am Nordwestgrat des Berges.

Gewiß, das ist ein weniger spektakuläres Ziel. Doch hat die Seilschaft das in einer Manier erreicht, der uneingeschränkter Respekt gebührt: nämlich als Zweierseilschaft im Alpinstil!

Wohl am zutreffendsten charakterisiert hat das Bravourstück der beiden Conrad Anker, als er mit dem Kompliment gratulierte: „Ihr habt das Reh mit Pfeil und Bogen erlegt.“ (d.Red.)

## Versuch am Ogre

**D**ann wandten wir uns der Heimat entgegen in der Überzeugung, Werte errungen zu haben, die das Leben lebenswert gestalten, die dem Dasein dauernden Inhalt zu geben vermögen, die den Menschen aus dem Alltagsdasein emporführen zu wahrer Menschlichkeit...“ (Willo Welzenbach nach der Erstbegehung der Nordwand des Lauterbrunner Breithorns).

*Nach Hause zu kommen von einer Expedition gehört mit zum Besten überhaupt, egal ob die Expedition erfolgreich ist oder nicht. Stück für Stück kehre ich zurück in die Zivilisation, die erste Coca Cola, pißwarm in Askole, die Betten in Skardu, der Bäcker in Rawalpindi, das erste Bier auf dem Heimflug, die „nicht-bestechlichen“ Zollbeamten in München, die erste Dusche, in der ich den Mund einfach offen lassen kann ohne mich am Wasser zu infizieren, der erste Salat, das satte saftige Grün der oberbayerischen Wiesen und Wälder, das angenehme und ausgeglichene Klima, die Geborgenheit in der Familie und unter Freunden, manchmal auch die Wärme und Nähe einer Frau. Allein um des „Nachhausekommens“ willen ist jede Expedition eine unheimliche Bereicherung und ermöglicht mir, den Alltag gelassen und mit Freude zu leben, zeigt mir, wie wenig es braucht, um glücklich und zufrieden zu sein.*

Anfang Juni 1997 schnaufen wir die Basislagermoräne hinauf, und es ist fast ein bißchen wie „Nachhausekommen“. Nachdem wir 1995 bei der Expedition zum Latok II hier oben bereits sechs Wochen verbrachten, ist uns die Umgebung doch sehr vertraut. Der Latok II schaut mächtig auf uns herunter und schickt zur Begrüßung gleich einmal eine ordentliche Eislawine aus den unteren Seracs. Bei unseren Versuchen 1995 an der SW-Wand und dann am NW-Grat lernten Jochen und ich uns kennen, und schon damals auf dem Heimweg beschlossen wir, 1997 wiederzukommen.

In einem kleinen homogenen Team ohne großen Organisationsaufwand den Ogre über den Südpfeiler anzugehen, bestimmte dann zwei Jahre lang unser Denken und Handeln. Neben Vorbereitungsstouren im Yosemite-Valley oder in Chamonix bestimmten vor allem die Suche nach zwei weiteren Mitstreitern und lange Diskussionen über Taktik, Möglichkeiten und Chancen unser Leben. Unsere nähere Umgebung war schon am Rande des Wahnsinns; wenn man bei uns den Knopf drückte, kam nur OGRE. Im Laufe der zwei Jahre hatten wir mindestens 20 verschiedene dritte und vierte Männer, doch letztendlich sind wir zu zweit, da der Kauf der Eigentumswohnung, die aktive Familienplanung oder ein ehrgeiziges Filmprojekt eine neunwöchi-

ge Abwesenheit nicht gestatteten. Unsere Gipfelchancen setzten wir kühl und rational mit 20% an, mit Herz und Seele glaubten wir aber fest an unsere Unsterblichkeit. Die taktischen Höhenflüge vom „Drei-Tage-bis-zum-Gipfel“ wichen bald realistischen Einschätzungen, so daß wir uns ein Portaledge und eine Haultonne besorgten und damit rechneten, nach einer längeren Akklimatisations- und Vorbereitungsphase mindestens 10 Tage unterwegs zu sein.

Jetzt stehen wir also hier und schauen nur, das heißt, ich schaue nur und sehe all den vielen Schnee, der noch in den Wänden und Flanken liegt, während mein Begleiter trotz der akuten Sauerstoffmangelsituation – wir sind recht flott auf 4400 Meter heraufgekommen – vor Verzückung hin und her springt und Laute wie „toll, geil, Wahnsinn, schau doch der Ogre“ von sich gibt. Die nächsten zwei Tage versuchen wir uns zwischen den Verschneefspausen im von der Huberischen Latok-Expedition (s. S. 45) okkupierten Basislager bequem und luxuriös einzurichten und das Wiedersehen mit Ismail und Kasim, den Köchen, ausgiebig zu feiern. Irgendwann ist dann der Auftrieb des Herrn Haase nicht mehr zu bremsen, und der Gletscher sieht uns einen ersten Transportgang absolvieren. Als der Morgen dämmt, stehen wir im Gletscherbruch auf unseren Kurzski und müssen unsere Köpfe immer weiter nach hinten legen, um den Himmel über dem Ogre noch sehen zu können. Wir deponieren am frühen Vormittag unsere Lasten, um auf dem inzwischen aufgefirnten Gletscher Skigenuß zu erleben. Der ist uns auch für 200 Höhenmeter gegönnt, dann kommen wir mit unseren Kurzski eher wie mit Flossen am Strand daher, und der weitere Abstieg zurück zu den Leckereien des Basislagers wird zum Drama. Um dem nachmittäglichen Gletschersumpf zu entgehen, ist also Aufstehen um Mitternacht oder tagelanges Rumliegen im Gletscherzelt auf 5000 Meter angesagt. Die folgende Zeit sind wir gut beschäftigt, unser Material durch den Bruch zu schleppen, das Zustiegscouloir hinaufzuschleppen, die ersten vier Längen am Pfeiler zu fixieren, um dann einen weiteren Lastgang das Couloir herauf zu machen. Nach 10 Tagen ist dann schließlich alles soweit, die Stunde X kann kommen. Erst einmal treibt uns aber Schnee und Sturm zurück ins Basislager.

Zusammen mit den „Latoks“ veranstalten wir gezwungenermaßen ein siebentägiges Schafkopfrennen, wobei einige Träume vom Teppichkauf nach der Expedition zunichte gemacht werden. Für etwas Abwechslung sorgt die ständige Nahrungsaufnahme.

Als die Sonne wieder zu sehen ist, donnern die Berge erst einmal zwei Tage lang, und während ich mich zufrieden in der Sonne räkelnd dem süßen Nichtstun hingebe – „bin ich wirklich zum Bergsteigen hierhergekommen?“ – wird Jochen vor lauter Nichtstun immer ungenießbarer. Warum bin ich bloß mit einem Sportler und Bewegungssüchtigen hier?

Foto: Jan Mersch



Der Ogre,  
Licht und Schatten  
trennend  
der Südpfeiler

„Der nächste Schritt  
zählt, der nächste  
Biwakplatz,  
der nächste Topf  
mit Eßbarem ...“

*Auf Expedition bin ich hinausgeworfen in die unmenschliche Natur, ich bin ein ganz kleines Menschlein inmitten der gewaltigen Stein- und Eiswüsten, die von den Granitriesen und dem Wetter beherrscht werden. Hier gibt es keinen Helikopter, den ich mit dem Handy anrufen kann und der mich bei nächster Gelegenheit direkt ins nächste Krankenhaus bringen kann. „Hilf dir selbst, sonst hilft dir Gott!“, wird somit zur Maxime und Überlebensstrategie. Ich muß versuchen mit dem Berg zu leben. Das Wissen um meine eigene Verletzbarkeit, um meine Stärken, Schwächen und Grenzen und die meines Partners ist das Regulativ. Nirgends sonst in meinem Leben liegen Härte, Stärke und Demut, Schwäche so nahe beieinander. Zu zweit im alpinen Stil, ohne die sichere Rückzugsmöglichkeit von 1000 Metern Fixseil exponiert am Ogre-Südpfeiler zu hängen, ein Spielball des Berges und des Wetters zu sein, das zerrt an den Nerven, das ist Abenteuer pur. Es sind nicht vorherseh-*

*bare Unwägbarkeiten im Spiel, die zu überwinden es gilt. In einer Genuß-Kletterroute mit genormten Haken, genormter Schwierigkeit und Nirosta-Abseilpiste habe ich dieses Abenteuer nicht, da empfinde ich vielleicht Genuß und Freude an den schönen Kletterzügen und Bewegungen, ansonsten handelt es sich aber um ein vollkommen planbares Freizeitprogramm, das in der Erinnerung verblaßt neben ähnlichen Aktionen. Die Erprobung und Überschreitung der eigenen Grenzen ist für mich nie so intensiv möglich, wie während einer Expedition. Hier kann ich sehen, was mir im modernen, komplizierten westlichen Leben normalerweise verborgen ist. Der Sinn des Lebens reduziert sich ungemein auf meine existentiellen Grundbedürfnisse. Der nächste Schritt zählt, der nächste Biwakplatz, der nächste Topf mit Eßbarem, diesen einen Aufschwung noch hinaufschleppen. Es verliert an Bedeutung, was morgen, nächste Woche, nächsten Monat, nächstes Jahr sein wird.*

Der ultimative Versuch ist nicht mehr aufzuhalten. Ein mitternächtlicher Start bringt uns den neuschneebedeckten Gletscher hinauf. Im ersten Licht quälen wir uns den Bruch und das anschließende Couloir hinauf, um mittags total platt an unserem Depot anzukommen. Eine köstliche Suppe aus dem Hause Unox führt zu einem Energieausbruch, und die ersten drei Technolängen ergeben sich in ihr Schicksal, indem wir, das Heraufziehen der Nacht ignorierend, stundenlang in unseren Leitern und Gurten herumbaumeln. Unser Portaledge treibt uns noch kurzzeitig an den Rand des Wahnsinns, aber die Vorfreude auf Nudeln in Kräutercreme läßt uns auch diese letzten Mühen des Tages mit stoischer Ruhe ertragen. Am nächsten Morgen ist es bitter kalt, meine Daunen flüstern mir zu: „Bleib doch im warmen Schlafsack“, die Sonne ist auf der anderen Pfeilerseite und will wohl auch nicht vor Mittag um die Ecke schauen. Die Aussicht auf Müsli, angemacht mit Babybrei, ist auch nicht gerade motivationsfördernd. Zwei Stunden später haben wir dann unser Chaos gebändigt, in den Säcken verstaut und die angeforenen Zehen zu neuem Leben erweckt. Die am Vorabend fixier-

ten Seile hinaufzujümmern ist eine Sache, unsere Säcke heraufzuholen eine ganz andere. Sie sind sauschwer und, genau wie wir das spätestens seit Reinhard Karl kennen, sie hängen fest, wo wir nie erwarten, daß sie hängen, und erst recht dort, wo wir es erwarten. Es ist zum Kotzen. Wie soll dies nur den ganzen Pfeiler entlang so weitergehen. Jochen meint aufheiternd: „Jeden Tag weden sie viel leichter.“ Da ich aber unser Essen rationiert habe, weiß ich genau, daß ein Tag Essen gerade mal 11/2 Kilogramm ausmacht, unsere Säcke aber im Bereich von 60 Kilogramm anzusiedeln sind. Die nächsten Längen sind technisch und dementsprechend zeitaufwendig, und der späte Nachmittag sieht uns auf der Pfeilerkante. Während wir das Portaledge bändigen, geht die Sonne glotztrot im Westen unter und im Südwesten ragt der Nanga Parbat aus den von Süden herandrückenden Monsunwolken. Es ist phantastisch, einer dieser wenigen Augenblicke, die sich in die Erinnerung ganz tief eingraben. Eine halbe Stunde später finde ich es dann weit weniger phantastisch. Ich hänge im Portaledge, eingebaut zwischen Fels und Jochen, mein Kopf 30 Zentimeter tiefer als die Füße.



Irgendeinen geheimen Trick zum richtigen Aufbau haben wir wohl übersehen, und ich weiß nicht recht, wie ich diese Nacht verbringen soll, während Jochen von unserer Situation vollkommen angetan ist und John Long zitiert: „Hey man, we will have great fun!“ Am nächsten Morgen wärmen uns dafür die ersten Strahlen der Sonne beim „köstlichen“ Frühstück, und nach dem üblichen Packkrieg nimmt Jochen die nächsten zwei Seillängen unter die Hufe. Am frühen Nachmittag wühle ich mich über in sich zusammenfallende Schneepilze, um im wieder steiler werdenden Gelände noch Felsgenuß zu erleben. Am Vormittag unseres vierten Tages schrubbt sich Jochen bravourös einen Slot und einige Seillängen Bruchhaufen hinauf. Im letzten Licht erkundet er noch den Weiterweg durch einen eisgefüllten Kamin, um tief enttäuscht festzustellen, daß er in einem Verhauer gelandet ist. Am Morgen des fünften Tages gönne ich mir zum Aufwärmen einen weiteren Verhauer. „Wo sind hier unsere Vorgänger nur weitergeklettert?“ Letztendlich wüрге ich mich, von Selbstzweifeln geplagt, eine brüchige Verschneidung hinauf, die vor mir unmöglich eines Menschen Hand berührt haben kann – und werde kurz darauf durch zwei alte Haken eines Besseren belehrt. Kurzweiliges Sechsergelände, mit Schneeeinlagerungen garniert, bringt uns auf einer Höhe von 6200 Metern unter den kompakten letzten Pfeileraufschwung. Wir können das Eisband und somit das Ende der Schwierigkeiten schon 100 Meter über uns erahnen, schräg rechts über uns erstreckt sich die Eiswand und der Gipfelturm. Zum Greifen nahe. In den verbleibenden zwei Stunden Licht fürchte ich mich die angebliche Siebener-Querung hinüber ins „leichte“ Gelände hinter der Pfeilerkante. Hans Christian Hocke hat mir von seiner Begehung dieser Länge 1990 vorgeschwärmt, ich aber kann dem ganzen nichts außer einer vollen Hose abgewinnen. Zweifelhafte Sicherung, unübersichtliches Gelände, hohle Schuppen, vereiste Risse. In einem Seilzugquergang an einem abgebundenen Haken suche ich mein Heil, nur um vom Regen in die Traufe zu kommen. Im letzten Licht fixiere ich das Seil hinter der Kante und seile zurück zu Jochen und den Säcken. Während im Osten nur noch die Spitze des K2 beleuchtet über dem Dunkel aufragt, verstauen wir uns in den Schlafsäcken und fiebern dem köstlichen dreigängigen Menü entgegen. Euphorie packt uns: „Morgen das Schneeband, übermorgen unter den Gipfelturm, dann der Gipfel und zurück.“ Im ersten Licht packen wir zwei kleine Säcke mit dem Nötigsten und

jümmern zum Stand hinter der Kante. Was folgt, ist ein Trauerspiel. Jochen kämpft sich Zentimeter für Zentimeter die eisgefüllten Risse nach oben und ein Ausweichen auf die nur 80 Grad steile Platte ist nicht möglich, da die Fels-oberfläche reinster Quarzsand ist. Stunde um Stunde geht dahin, während das Seil nur zentimeterweise durch meine Hände gleitet und Jochen mit allen Tricks wie ein Besessener vor sich hin werkelt. Nachmittags um Vier sind wir gerade mal zwei Seillängen nach oben gekommen, vom Schneeband trennen uns noch 30 verfluchte Meter, es ist wie verhext. Von Süden drücken mächtige Wolken heran, so daß wir schweren Herzens den Rückzug zum Portaledge antreten. All unsere Seile fixieren wir in direkter Linie hinunter, um noch eine Chance zu wahren. Der nächste Morgen bringt Schnee, und nach einigem Hin und Her überzeugt mich Jochen, einen Durchbruchversuch zum Pfeilergipfel zu versuchen. Also rein ins Goregraffel und hinaus ins Sauwetter. Die inzwischen vereisten Seile hinaufjümmern geht ohne Gepäck ja noch relativ flott, dann aber wiederholt sich das Trauerspiel vom Vortag. Zentimeter um Zentimeter, mal mit Steigeisen in den glasierten Rissen durchdrehend, dann wieder in den Leitern baumelnd den Riß freischlagend, kämpft Jochen mit vollem Einsatz. Der Schneesturm um uns wird immer heftiger, kleine Lockerschneerutsche ergießen sich in regelmäßigen Intervallen über uns und unsere Seile lernen immer mehr das Fliegen. Am frühen Nachmittag resignieren wir vollkommen zermürbt. Ganze 10 Meter weiter hat uns unser Bemühen gebracht, das ersehnte Schneeband ist nur noch 20 Meter über uns. Auf einmal und ohne Vorwarnung ein ohrenbetäubender Knall, ein grelles Licht, es hat in nächster Nähe auf der Pfeilerkante eingeschlagen. Das gibt uns den Rest und zwei Stunden später kriechen wir ausgefroren und erschöpft ins Portaledge. Die folgenden 15 Stunden sind pickelhart. Wir sitzen im Portaledge, versuchen etwas Gefühl in unsere Füße zu massieren, halten das Fly, an dem der Sturm heftig zerrt, in Position und schaufeln den hereingewehten Schnee wieder hinaus. Gegen Morgen läßt der Wind etwas nach und das Wetter bessert sich leicht. Die Wand über uns ist mit einer dicken Eisschicht überzogen, wir haben nur noch Essen für zwei Tage, unsere Schlafsäcke haben ihr Gewicht verdoppelt und vor allem sind wir zwei Weicheier durchgekocht. Jochen meint nur: „We have had enough fun! Let's get out of here!“ Unser Rückzug gestaltet sich undramatisch mühsam. Kurz vor dem Gletscher schneide ich mir den Finger halb ab, so daß wir nach einem letzten Transportgang die Heimreise antreten und all die schönen Granitnadeln vergessen müssen.

Was bleibt, sind acht Tage Abenteuer pur, das Wissen um ein geschenktes Leben, eine Narbe, aber die ist ja männlich, und zu Hause die immer wiederkehrende Frage: „Und wart ihr auf dem Gipfel?“ „Nein, aber wir haben ein Wahnsinnserlebnis gehabt.“



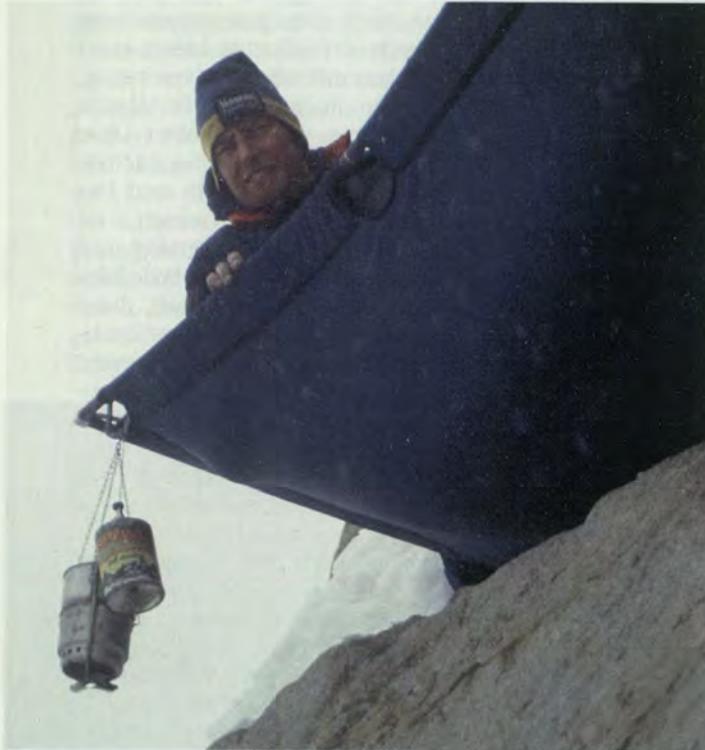
Fotos: Jochen Haase (2), Jan Mersch

Kletter-  
und Biwakszenen  
am Ogre

Unten: Jan Mersch im  
Portaledge-Biwak am Ogre

„Auch wenn ich dort weit weg  
im Karakorum unglaublich  
zufrieden war ...“

Qualität hängt am Berg von Erlebnis, Gefahr und Grenzgang ab. Monate später, zu Hause, zählt nur noch Gipfel oder Nicht-Gipfel. Alpinismus ist Spiegel der Leistungsgesellschaft. Es zählt das Höher, Schwieriger, Erster – die Frage nach dem Wie ist zurückgetreten. Wir wollen Erfolge und strahlende Sieger, Übermenschen, die top sind, und gerade auf Expedition ist top nun mal der Gipfel.



Im Augenblick des Rückzuges empfinde ich nicht das Gefühl des Versagens, des Verlierens, ich bin nur unglaublich froh darüber, den Sturm überlebt zu haben, keinen Fehler begangen zu haben, noch am Leben zu sein, vom Berg wieder mehr oder weniger gesund ausgespuckt worden zu sein. Noch im Basislager bin ich nur stolz, so weit gekommen zu sein. Schon in Skardu, als ich von anderen „erfolgreichen“ Expeditionen höre, schleicht sich in mein Denken das Gefühl von Mißerfolg ein, spätestens zu Hause, zurück in der Gesellschaft, muß ich mir eingestehen, daß dies eine erfolglose Expedition gewesen ist. Auch wenn ich dort weit weg im Karakorum unglaublich zufrieden war, ein „Erfolgs“-Erlebnis hatte, das mir keiner mehr nimmt, hier im Jetzt und Heute, in der Gesellschaft – und ich bin nun einmal Teil dieser Gesellschaft – war ich nicht auf dem Gipfel und somit nicht am Ziel. Dieses Gefühl setzt sich so in meinem Kopf fest, daß es das Positive und Schöne fast schon überdeckt, daß ich mich immer wieder gedanklich an den Pfeiler zurückbefördere, um zu wissen, warum es trotzdem super war und auch immer noch ist.

Und ich werde wieder zum Ogre zurückkehren. Es ist unsinnig, ich kenne den Pfeiler Meter für Meter. Genußklettere, die man einfach um ihrer Schönheit willen immer wieder macht, ist das bestimmt nicht. Pakistan, Rawalpindi, Karakorum-Highway, Skardu, Askole, Biafogletscher, unser schönes Basislager, das ist für mich alles ein alter Hut. Die alpinistische Herausforderung kann nicht mehr gesteigert werden: Wir waren nur zu zweit, gleich schlecht und fast ganz auf alpinen Stil eingestellt. Und dennoch nagt er in mir, der Wurm, der „Ogre-Virus“ und läßt mich nicht los. Ich will diesen Berg besteigen, der wie eine unnahbare Trutzburg so mächtig am Rande des Biafogletschers steht. Er ist kein schöner Gipfel im Sinne von Linien, Gestalt, Form, Ästhetik. Aber er ist ein absolut abweisender Gipfel, er verströmt den Hauch von Unberührbarkeit, von Macht und Gewalt. Und dann ist da noch die Geschichte, der Mythos, den sich dieser Berg seit nun mehr als zwanzig Jahren aufbaut. Immer wieder hat er mit den potentiellen Besteigern Katz und Maus gespielt, und seit der dramatischen Erstbesteigung vergönnt er keinem Bewerber mehr, sein Haupt zu betreten. Nach der Erstbesteigung mit ihrer Thrillergeschichte steht er kurz im Brennpunkt des internationalen Alpinbewußtseins, um in den folgenden Jahren vor allem deutschen und französischen Teams schlaflose Nächte zu bereiten.

## BAINTHA BRAKK (Ogre, 7285 m)

### – Historie

1971-76:

5 Expeditionen versuchen über verschiedene Routen den Gipfel zu besteigen.

1977:

Doug Scott und Chris Bonington gelingt die Erstbesteigung. Unterstützt von Clive Rowland und Mo Anthoine waren sie über den früher versicherten Westgrat zum Westgipfel aufgestiegen. Nach einem letzten Biwak in einer Schneehöhle auf 7000 Meter gelingt es den beiden, den 250 Meter hohen Gipfelturm des Hauptgipfels (7285 m) in schwerer Felsklettere, VI, A1, im letzten Tageslicht zu erreichen. Beim nächtlichen Rückzug rutscht Scott aus und bricht sich beim Abfangen des Sturzes beide Knöchel. Den weiteren Abstieg kann er nur noch auf den Knien rutschend zurücklegen. Ein Schneesturm hält sie zwei Tage in einer Schneehöhle auf 7000 Meter gefangen. Als sie den Abstieg fortsetzen, bricht sich Bonington noch die Rippen und zieht sich eine Lungenentzündung zu. Unter Aufbietung der letzten Kräfte und durch einen unmenschlichen Überlebenswillen erreichen die beiden nach 8 Tagen das Basislager. Kommentar Doug Scott: „Wenn ich zurückblicke, muß ich sagen, daß ich nach dem Everest glaubte, unbesiegbar und allem gewachsen zu sein. Ich war viel zu hochmütig.“

Fotos: Jochen Haase/Jan Mersch/Archiv INWIA-Sportartikel GmbH



1977: Doug Scott auf dem Gipfel (unten) und gemeinsam mit Chris Bonington beim Abstieg (mit gebrochenen Knöcheln/links) vom Ogre (großes Foto links)

1978:

Eine japanische Expedition scheitert auf der Nordseite 20 Meter unter dem Gipfel im Schneesturm

1983:

Die Franzosen Michel Frauquet und Vincent Fine können nach Vorbereitungen als Erste den Südpfeiler (1000 Meter, VII und A1+) durchsteigen, enden aber im Schneesturm unter dem Gipfelturm auf 7000 Meter

1988:

Eine deutsche Expedition versucht sich an der Südostkante des unbestiegenen Ostgipfels vom Choktoigletscher aus, scheitert aber auf 6200 Meter

1990:

Einer bayerischen Expedition gelingt teilweise die zweite Pfeilerdurchsteigung, in der Eiswand zwingt sie jedoch ein einsetzender Schneesturm zum Rückzug

1993:

Beim Versuch einer deutschen Expedition am Südpfeiler stürzt Philipp Groebke tödlich ab.

Basken erreichen an der Südostkante vom Choktoigletscher aus 6700 Meter

1995:

Zwei Franzosen gelingt die dritte Begehung des Südpfeilers, sie sind aber am Ende ihrer Kräfte und müssen trotz schönen Wetters abseilen

1996:

Briten erreichen über die Südostkante eine Höhe von 6900 m.

1997:

Wir scheitern 20 Meter unter dem Ausstieg aus dem Pfeiler in einem Schneesturm.

### Tips für Nachfolger

Die Scott-Route von 1977 erscheint uns als sehr gefährlich, so konnten wir während unserer Begehung beinahe täglich sehr große Eislawinen über die Route, bzw. in unmittelbarer Nachbarschaft abgehen sehen. Die Ausläufer dieser Lawinen reichten teilweise bis zu unserer Aufstiegs spur im äußersten rechten Teil des Gletscherbeckens und unser Gletscherzelt wurde von der Druckwelle einer dieser Lawinen um 200 Meter versetzt. Somit sollte man sich in dieser Zone nicht allzu lange aufhalten.

Bei einer Begehung des Pfeilers ist eine umfassende Akklimatisierung sehr wichtig, um dann am Pfeilergipfel noch ausreichend Kraft zu haben. Aus demselben Grund und wegen der erfahrungsgemäß recht kurzen Schönwetterperioden sollte man eine möglichst kurze Durchstiegsdauer für den Pfeiler anpeilen. Ein Vier-Mann-Team im Alpinstil, evtl. den Anfang vorbereiten, erscheint uns als sinnvoll, da so die Problematik des Materialtransports verringert wird. Der Einsatz von Portaledges, sturmtaugliches Fly!!, erscheint uns unumgänglich, da nur wenige richtige Biwakmöglichkeiten vorhanden sind, außer man ist in der Lage, mit all dem Material in zwei Tagen durch den Pfeiler zu klettern. Eine Schneehöhle am Pfeilergipfel ist sicherlich sinnvoll als Ausgangspunkt für die Eiswand. Die Eiswand gilt nach Neuschneefällen als äußerst lawinengefährlich, der Gipfelturm hatte schon Scott und Bonington einen Tag lang aufgehalten und ist sicher nicht zu unterschätzen. Der Abstieg über den Pfeiler ist zeitaufwendig und mühsam.

Jan Mersch



**S**o sehr und absolut unangefochten diese, unsere Post-Wende-Gesellschaft der Glaubensgewißheit hingegeben scheint, Quantität sei zugleich ein ausreichend aussagekräftiges Indiz für Qualität: Das ist und bleibt ein Irrglaube. Folglich unterliegt einem solchen ebenfalls, wer nach dem Zusammenschluß der heute sogenannten „neuen“ Bundesländer mit den „alten“ z.B. auch den „Gewinn“ der damit neu dem DAV zugewachsenen Mitglieder und Sektionen lediglich an deren Zahlenstärke mißt. Wer so wertet, ignoriert, daß Dresden (zusammen mit benachbarten, dem Elbsandsteingebirge noch näher bzw. überhaupt darin gelegenen Orten wie Pirna, Bad Schandau, Hohnstein, Sebnitz u.a.) sich ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu einem der bedeutendsten Bergsteigerzentren entwickelt hat. Immer wieder haben seither Repräsentanten des Elbsandsteinkletterns die bergsportliche Erschließung der Alpen, doch auch anderer Gebirge mit wesentlichen Impulsen belebt. Eine (leicht um ein Vielfaches vermehrbare) Auswahl von Namen solcher Repräsentanten unterstreicht das: Oscar Schuster, Rudolf Fehrmann, Emanuel Strubich, Fritz Wiessner, Lothar Brandler, Karl-Heinz Gonda, Bernd Arnold ... Ungebrochen lebendig erhalten aber haben die Bergsteiger Sachsens, Thüringens, doch zugleich anderenorts in der DDR ihre Tradition selbst über die Jahrzehnte der Existenz eines zweiten deutschen Staates hinweg. Daß sie von dort aus während dieser Zeit sich ihre Ziele umständehalber anderswo, unter anderen Voraussetzungen und eben darum mitunter wohl auch von anderen Motiven bewegt gesetzt haben als ihre Münchner Artgenossen etwa, macht ihre Erfahrungen für letztere und uns „Altbundesländer“ alle indessen nichts weniger als belanglos. Im Gegenteil! Wo im ersten Drittel dieses nunmehr bald abgespulten Jahrhunderts z.B. von München aus geplante und aufbrechende Bergsteigerexpeditionen bemerkenswerte Pionierleistungen erbracht haben, wohin aufzubrechen allerdings von hier aus späteren Generationen teils gänzlich verwehrt, teils nur sehr beschränkt möglich gewesen ist, im

Kaukasus, im Alai, Pamir und weiteren Hochgebirgsgruppen nördlich des Himalaya: Eben dort haben die Bergsteiger der DDR, so lange diese währte (wenngleich ebenfalls nicht immer problemlos) ein vielgestaltiges und anspruchsvolles Betätigungsfeld gefunden. Deshalb sind ihnen die Kapitel der Erststeigungsgeschichte, die dort Leute wie Merzbacher, Schuster (s.o.), Rickmer-Rickmers, Schulze, Distel, Leuchs, Pfann, Paidar, Schmaderer, Vörg, Allwein, Schneider, Wien u.a. geschrieben haben, heute zumeist weit lebendiger bewußt, als den „Münchnern“ (und „Wessis“ überhaupt). Beste Voraussetzungen also für einen fruchtbaren Erfahrungsaustausch. Einen echten; einen also, der Mutmaßungen über ein Erfahrungsgefälle von einer zur anderen Seite gewiß schnell als Vorurteil entlarvt. Aufschlußreich genug zeigen dies die folgenden Beiträge von Alfred Zängerle und Helmut Schulze. Zugleich lassen die sehr deutlich erahnen, daß – wie ein „innerdeutscher“ im kleinen – ein intensivierter Erfahrungsaustausch zwischen Bergsteigern der machtpolitischen Hemisphären von gestern insgesamt nicht lediglich einseitigen Gewinn versprache. Gottfried Merzbacher, einer der Erstbesteiger des Totenkirchls im Kaiser (1881) z.B. oder Willi Rickmer-Rickmers, „Stifter“ der Bibliothek des Deutschen Alpenvereins in München, sind auch russischen Bergsteigern weit besser bekannt als den meisten Bayern oder Tirolern. (Nur nebenbei, wenngleich mit äußerstem Respekt vermerkt sei hier außerdem die führende Rolle, die neben Franzosen, Engländern, Amerikanern, Japanern immer wieder Polen, Slowenen, Tschechen und zuletzt auch Teams aus der ehemaligen UdSSR in wichtigen Entwicklungsphasen des Extrembergsteigens im Himalaya, Karakorum und anderswo gespielt haben.) Uns, dem mit diesem Jahrbuchband sich verabschiedenden Redaktionsteam des DAV, bedeutete es viel, sollten wir mit unseren Bemühungen, zur Anregung dieses Erfahrungsaustausches das unsere beizutragen, nicht gänzlich ins Leere gezielt haben.

Elmar Landes

# Das Land der unbekannteren, verbotenen und hohen Berge

Die Gebirge der ehemaligen Sowjetunion (UdSSR – SU)

Alfred Zängerle

Seite 58: Im Alai-Gebirge, auf dem Weg zum Tengis-Bai-Paß (siehe Seite 75)

**D**as größte Land der Erde war die ehemalige Sowjetunion (SU) mit ca. 22.400.000 qkm Fläche. Die West-Ost-Ausdehnung betrug von der Danziger Bucht bis Kap Deshnjow über 12.000 km. Die Nord-Süd-Ausdehnung von der Rudolfsinsel auf Franz-Josef-Land bis zur Stadt Kuschka ca. 4.500 km. Die SU hatte 12 Zeitzonen. Östlich der Halbinsel Tschutschen verläuft die Datumsgrenze. Das Land erstreckt sich über zwei Erdteile, Europa (25%) und Asien (75%). Etwa 65 % dieser Fläche ist Flachland bis 500 m NN, ca. 35% Gebirgsland. Auf europäischem Boden sind die Waldkarpaten, im Süden die Krim, im Norden das Kolagebirge und im Osten der Ural. Der Kaukasus ist teils in Europa, teils in Asien. Alle anderen größeren Gebirgssysteme sind auf asiatischem Boden. Sehr schwierig ist es, die richtige Schreibweise von Gebirgszügen, Gipfeln oder Orten wiederzugeben. Meist sind zwei oder mehrere Möglichkeiten vorhanden\*. Erschwerend wirkt sich der Zerfall der SU in selbständige Republiken, die in der GUS (Gemeinschaft unabhängiger Staaten) lose zusammenarbeiten, aus. Einige Republiken, vor allem in Asien, haben sich völlig von Moskau losgesagt und tragen Grenzkonflikte teilweise kriegerisch aus. Bei Fahrten im Osten dieses Reiches ist die Hürde der Sprachen erheblich. Neben Russisch gibt es ca. 120 amtliche Sprachen mit etwa 30 Alphabeten. Das allergrößte Hindernis aber ist die Überwindung der riesigen Entfernungen. Ab dem Ural gibt es nur eine durchgehende Eisenbahnverbindung, die Transsibirische Eisenbahn, und diese liegt im Süden. Die weiter im Norden gebaute Baikal-Amur-Magistrale (Eisenbahn) ist nicht durchgehend befahrbar. Es fehlt hier ein Teilstück im Stanowoj-Hochland. Eine Straßenverbindung, die ohne spezielle Kettenfahrzeuge befahrbar wäre, existiert nicht. So ist der Osten des Landes fast ausschließlich auf den Flugverkehr angewiesen. Zuzüglich spielt die Schifffahrt auf den Strömen Sibiriens eine große Rolle. Für den Schwervertransport gibt es noch die Möglichkeiten des Seewegs über

\* Die unterschiedliche Schreibweise von Gebirgszügen, Gipfeln und Orten kommt auch im nachfolgenden Beitrag von Helmut Schulze zum Ausdruck. Da es keine verbindliche Regelung gibt, haben wir uns dazu entschlossen, die vom jeweiligen Autor gewählte Schreibweise zu übernehmen (d.Red.)

das Nordpolarmeer oder durch den Suezkanal zum Japanischen Meer. Der russische Alpinimus ist heute meist frei von staatlichen Reglementierungen. Der Cheftrainer der russischen Alpinisten, Vladimir Schataev, hat 1996 der UIAA 9.997 diplomierte Bergsteiger gemeldet. Die sind ungefähr vergleichbar mit dem ehemaligen Hochtourenführer des DAV. Außerdem gibt es 70 alpinistische Clubs und 54 regionale Verbände. Es wird geschätzt, daß ca. 200.000 Alpinisten in die Gebirge gehen.

## Anders als in Westeuropa

In der ehemaligen SU unterschied sich das Bergsteigewesen sehr von unseren europäischen Gepflogenheiten. Von der Ausbildung für den einfachen Berggeher bis zum Erlangen eines Bergführerdiploms war alles streng reglementiert. Alles war unter dem Dach von Goscomsport, dem staatlichen Sportverband, in der alpinen Abteilung zusammengeschlossen. Von hier kamen die Mittel für den Aufbau und Unterhalt der wenigen Bergsteigerlager in den einzelnen Gebirgen. Die Finanzierung von Expeditionen oder großen Auslandsfahrten wurde von dieser Stelle getätigt. Das Ziel der Bergsportabteilung des Goscomsport war nicht das freie und ungezwungene Besteigen von Bergen, sondern die systematische wehrsportliche Erziehung zum „Kampfsport“ Bergsteigen. Es wurden „Nationalmannschaften“ der selbständigen Republiken und Regionen aufgebaut, die heute noch teilweise vorhanden sind. So fanden regelmäßig unter diesen Mannschaften Meisterschaften statt. Das Ziel war immer, den „Allunionsmeister“ zu finden. Es gab Meisterschaften im Einzel oder in der Mannschaft. Die Disziplinen waren vor allem Schnellklettern in den oberen Schwierigkeitsgraden und Routen bis zu 500 Metern Länge oder in Hallen mit kurzen Distanzen. Es wurden auch Wettkämpfe für noch nicht durchstiegene Wände ausgeschrieben. Zusätzlich sind auch Ausschreibungen für Massenbesteigungen von 4.000ern und 5.000ern bekannt. Die Sieger bekamen Prämien und Auszeichnungen. National- und Allunionsmeister erhielten großzügige Zuwendungen und wirtschaftliche Vorteile. Die höchste Auszeichnung für einen

Bergsteiger ist und war der „Goldene Schneeleopard“. Nur wer alle fünf 7.000-Meter-Berge der SU bestiegen hat, erhält diesen Orden. Eine Erschließung der Gebirge im Sinne der Alpen mit Wegenetz, Berghütten oder Biwaks, Markierungen, Karten und genauen Beschreibungen existiert für den „Normal“-Bergsteiger nicht. Neuerdings sind für einige bekannte Gebiete Übersichtskarten und für bekannte Gipfel teilweise sehr gute Routenbeschreibungen erhältlich. Meist nur in Russisch oder Englisch, für den Zentralkaukasus aber sogar in Deutsch käuflich erwerbbar. Berghütten mit Bewirtung und Schlafgelegenheiten, die öffentlich zugänglich sind, gibt es nicht. Die berühmte „Priyot 11“, die Elbrushütte, ist nur beaufsichtigt und verfügt über Kochgelegenheit. Leider ist Wasser auch hier nicht immer verfügbar. Als gut touristisch erschlossen gelten im Kaukasus die Gebiete um das Baksam Tal und Dombai. Auch die Halbinsel Krim zählt dazu. Hier stehen einige Ferienlager, Datschas und Sporthotels für einen Aufenthalt zur Verfügung. Mehrere Sessellifte und zwei Seilbahnen sind in diesen Regionen in Betrieb. Der Transport zu den nächsten Flughäfen und Bahnstationen ist mit Bussen oder Privatautos gesichert. Die Region Pamir besitzt normalerweise zwei internationale Bergsteigerlager für Hochtouren. Im Altai sind ebenfalls zwei Lager im Gebiet der Belucha vorhanden. Zwei Lager sind im Sommer am Kan Tengri im Tien Schan. Zwei feste Hütten gibt es im Krasnojarsker Klettergebiet, mittelsibirisches Bergland. Weitere ständige Bergsteigerlager sind in den anderen Gebieten nicht bekannt.

## Schwierige Orientierung

Bergsteigen in den asiatischen Bergen bedeutet immer, sein Zelt nebst Kocher und Lebensmitteln mitzutragen. Diese Gebiete sind sehr dünn besiedelt. Problematisch sind hier die Transportmöglichkeiten und der Nahrungsnachschub. Das Fehlen von aussagekräftigen Landkarten erschwert die Orientierung. Oft sind auf den erhältlichen Landkarten existierende Bahnlinien, Straßen, Flughäfen und Ortschaften gar nicht oder sehr fehlerhaft eingezeichnet. Neuerdings gibt es für viel Geld für einige Regionen „Militärkarten“ 1:100.000. Die Beschriftung ist nur in Kyrillisch zu haben. Führer in Russisch sind für einige wenige Gebiete erschienen. Notgedrungen muß man auf Uralliteratur von Reisenden, Entdeckern und Expeditionsberichte zurückgreifen. Schwierigkeiten bereiten die „Neuen Republiken“, ob Mitglied in der GUS oder völkerrechtlich anerkannte Staaten. Es ist immer aufwendig zu erfragen, welche „Permits“ oder Visa für welche Gebiete nötig sind. Die genauen Grenzlinien und deren Übertrittsmöglichkeiten sind meist nicht klar ersichtlich. In vielen Regionen gibt es große Sperrgebiete. Diese sind teilweise militärischer Natur, teilweise handelt es sich um Atomversuchsgelände, strahlen- oder chemisch verseuch-

te Gebiete, Bergbau- und Industriebezirke, unsichere Grenzregionen und, zum kleinsten Teil, um absolute Naturschutzgebiete. Für die Durchführung einer Tour in den Bergen benötigt man ein solides deutschsprachiges Bergsteiger- oder Trekking-Unternehmen, das mit örtlich erprobten Organisationen zusammenarbeitet. Gerade in Rußland ist eine große Anzahl von Reiseagenturen, Firmen, Cooperativen in der jüngsten Zeit aus dem Boden geschossen. Viele von diesen stehen nur auf dem Papier und sind unsolid. Gültige und genaue Flugpläne und Fahrpläne für die Eisenbahnen existieren nur für das europäische Rußland und zudem sind lediglich die großen Flughäfen und wichtige Bahnhöfe aufgeführt. Aus der staatlichen „Domestic Aeroflot“ sind etwa 100 private inner-russische Fluglinien hervorgegangen. Die großen Städte Sibiriens werden mehr oder minder von einigen Linien angeflogen. Über einen umfassenden Flugplan für die GUS-Staaten ist nichts bekannt. Mehrere westliche Fluglinien fliegen nach genauem Plan den asiatischen Raum der GUS an, z.B. Almaty, Irkutsk. Auf den europäischen Flüssen wie Wolga, Don etc. verkehren Passagierschiffe nach festen Fahrplänen. Über das Kaspische Meer fahren täglich Fähren. Auf den großen sibirischen Flüssen wie Jennisei, Ob, Angara, Lena und Amur gibt es nur Frachtverkehr. Mit dem Auto nach Rußland oder gar nach Westsibirien zu fahren, gleicht einem echten Abenteuer. Von der Westgrenze nach Moskau, St. Petersburg oder zur Krim zu fahren, ja sogar bis Terskol im Kaukasus ist relativ gut möglich. Es gibt bis zum Ural Straßen, die aber nicht mit unseren Ansprüchen übereinstimmen. Mit unterbrochenen Straßen oder unpassierbaren Brücken ist immer zu rechnen. Das Angebot an Tankstellen und Werkstätten ist auf dem Lande sehr spärlich. Die Entfernungen zwischen zwei Tankstellen können durchaus 200 km betragen. Leider hat nicht jede dieser Tankstellen immer Treibstoff. Wer östlich des Ural noch weiter mit einem Kfz fahren möchte, sollte folgende Regeln beherzigen: Nur LKW möglichst der Marke „Ural“ 16 to und „Tatra“ mit Allradantrieb, Benzinmotor mit mindestens 150 PS, haben eine Chance, weiterzukommen. Straßen sind nur noch Pisten, fehlende Brücken zwingen zur Durchfahrung von Bächen und Flüssen. Im Permanentfrostgebiet kann teilweise nur mit 20 km/h gefahren werden.

## Schwierigkeitsskalen, Klassifizierungen

In Rußland gibt es eine eigene Schwierigkeitsskala für das Bergsteigen und Klettern. Diese weicht erheblich von der UIAA-Skala ab. Bei der Klassifizierung einer Gesamttour werden auch die Berghöhe, die Erreichbarkeit des Bergfußes und evtl. Biwakmöglichkeiten miteinbezogen. Für die Gesamtbewertung einer Route und Gipfelbesteigung werden die Schwierigkeiten in arabischen Ziffern (1,2,3,4,5,6) angegeben. In den letzten Jahren hat sich der

Schwierigkeitsgrad bei der Bewertung von Neutouren auf 6 erhöht. Der derzeitige Höchstgrad ist also nicht mehr 5, sondern 6. Neuerdings wird bei Kletterwettkämpfen im Freien oder in der Halle die UIAA-Skala angewendet. Einzelne Kletterstellen in Routen werden mit römischen Ziffern (I,II,III,IV,V,VI) bewertet. Diese bezeichnen die Schwierigkeit einer Stelle, wenn diese ohne Hilfsmittel im freien Klettern überwunden wird.

### Schwierigkeitsgrade einer Tour

- |                  |                            |
|------------------|----------------------------|
| 1 = leicht       | 4 = sehr schwer            |
| 2 = mäßig schwer | 5 = außergewöhnlich schwer |
| 3 = schwer       | 6 = extrem schwer          |

### Technische Schwierigkeiten (Kletterstellen)

- I = leichte Routenabschnitte, Steilheit 15 – 20 Grad
- II = einfache Routenabschnitte, Steilheit 20 – 25 Grad
- III = mittelschwere Routenabschnitte, Steilheit 35 – 45 Grad
- IV = höher als mittelschwere Routenabschnitte, Steilheit 35 – 55 Grad
- V = schwere Routenabschnitte, Steilheit über 50 Grad
- VI = äußerst schwere Routenabschnitte, senkrecht, griffarm

### Zusätzliche Buchstaben zur genauen Klassifizierung

- A = Stellen, die mit einfachen Hilfsmitteln, Haken, Seilschlingen als Sicherung überwunden werden.
- B = Mehrere Stellen, die die Schwierigkeit II enthalten und mit mehreren Sicherungen, Haken, Seilschlingen überwunden werden.
- E = Stellen, die nur mit zusätzlichen Hilfsmitteln, Bohrhaken, Trittschlingen, Seilzug überwunden werden

Bei der genauen Klassifizierung einer Route oder Besteigung eines Berges spielt die Höhe eine große Rolle. Die Schwierigkeiten werden in großer Höhe höher bewertet. Ab 5.000 m werden alle Grade um ein Grad höher eingestuft. Also I wird zu II bei 5.000 m und bei 6.000 m zu III. Zwischen 6.000 m – 6.500 m erhöht sich der Grad um zwei Zähler, I wird also zu III. Ab 6.500 m – 7.000 m erhöht sich der Grad um drei Zähler, I wird zu IV. Ab 7.000 m schließlich erhöht sich der Grad um vier Zähler, I wird zu V. Analog erhöhen sich auch die anderen Schwierigkeitsgrade bis zur Höchstmarke von VI.

In der Literatur sind die Schwierigkeiten sehr genau angegeben. Es sollten diese Angaben nur als Anhaltspunkte gewertet werden. Alle Zeitangaben sind mit Vorsicht zu genießen, da vor allem bei hohen Bergen die Verhältnisse und die Witterung eine große Rolle spielen. Vor der Ausfüh-

rung einer Tour müssen die Anmarschwege genauestens überprüft werden. Vor allem in Bergregionen, die abseits von den bekannten Touristenzentren liegen, sind 3 bis 4tägige Anmarschwege durch wegloses Gebiet keine Seltenheit, bis man den Fuß des Berges erreicht. Eine große Anzahl von Gipfeln ist in fast allen Bergregionen noch nicht erstiegen. Sogar im Pamir und Tien Schan gibt es Berge über 6.000 m, die noch nicht bestiegen sind. Nicht immer ist es möglich, am zur Besteigung geplanten Berg ein komfortables Basislager einzurichten. Entweder kann der Heli den Platz nicht anfliegen, oder es gibt keine Piste für Fahrzeuge und irgendwelche Tragtiere kommen auch nicht durch. Dann hilft nur noch, das ganze Gepäck selbst zu tragen, denn Träger sind in der ehemaligen SU unbekannt. Voraussetzungen für Unternehmungen im asiatischen Teil sind vor allem eine gute körperliche Verfassung und ganz besonders viel Zeit. Neben der großen Mückenplage in den Tälern und in Tundragebieten sind kriminelle Flußüberquerungen und die extremen Wetter- und Temperaturschwankungen das Hauptproblem. Unterschiede von minus 20 Grad in der Nacht und plus 30 Grad am Tage sind keine Seltenheit. Plötzlich auftretende Stürme mit bis zu 150 km/h Geschwindigkeit und ausgiebige Schneefälle sind alltäglich.

## Ein Blick auf die einzelnen Gebiete

### Chibiny-Gebirge in Karelien

Dieses nordwestliche Bergland liegt auf der Kola-Halbinsel. Leicht erreichbar durch die Stadt Kirowsk an der Bahnlinie St. Petersburg – Murmansk. Der höchste Gipfel ist der Tafelberg Chibin mit 1.240 m. An einigen der vielen Granitfelsen sind Kletterrouten bis russisch VI eingerichtet. Um die Berge liegen viele Seen, die durch kurze, wasserreiche Flüsse verbunden sind. Waldtaiga herrscht vor in diesem unberührten Paradies der Einsamkeit. Im Sommer reifen alle möglichen Beeren, auch Pilze kommen zahlreich vor.

### Die ukrainischen oder Waldkarpaten

Nur ein kleiner Teil des Karpatenzuges liegt auf ukrainischem Boden, aber dies ist der schönste Teil. Ein ausgesprochenes Wandergebiet mit vereinzelt Kletterfelsen. Die höchsten Berge sind Gowerla (2.065 m) und Petroso (2.020 m); sie sind leicht zu ersteigen. In diesem bis 1.500 m bewaldeten Gebiet gibt es einige unbewirtschaftete Hütten und kleine Gasthöfe. Das Gebiet ist seit langem gut erschlossen mit Wegen. Die Hauptorte sind Jasinja und Rachow. Beide Orte sind mit Bahn und Straße erreichbar. Hier wohnen die Guzulen, die bis heute ihre Sprache, Kultur und Lebensweise erhalten haben. Es herrscht reine Waldflora vor. Wichtige Tiere sind: Braunbären, Luchs, Wolf, Hirsch und Rehe. Das Klima ist bereits kontinental mit Schnee von Oktober bis Mai.

**Unten:  
Die beiden Elbrugipfel  
im Zentralkaukasus**



Foto: Alfred Zängerte

#### **Krim-Gebirge**

Die Halbinsel Krim mit mediterranem Klima liegt am Schwarzen Meer. Das schönste und beliebteste Klettergebiet, das Krim- oder Jalta-Gebirge, befindet sich an der Südküste. Die höchste Erhebung ist der Kalkklotz Roman Kosch (1.707 m). Das Eldorado der Kletterer ist die Südküste zwischen Jalta und Foro. Hier gibt es an über 30 Massiven Hunderte von Routen. Die Schwierigkeiten reichen von 3 bis 9 nach der UIAA-Skala; die Längen von 30 m bis über 500 m. Bereits zur Zeit der Zaren war die Halbinsel beliebte Sommerfrische. Die Infrastruktur ist sehr gut. Dieses Gebiet ist ein Garten Eden. Es sind Kletterführer in Englisch und Deutsch erschienen. Die Krim ist leicht mit Flugzeug, Bahn, Auto oder Schiff erreichbar.

#### **Der Kaukasus**

Dieses Hochgebirge zieht sich von der Taman-Halbinsel am Schwarzen Meer über ca. 1.500 km bis in die Gegend von Baku am Kaspischen Meer. Die Breite schwankt zwischen 100 und 180 km. Es bedeckt eine Fläche von ca. 150.000 qkm. Der Kaukasus besteht im westlichen und mittleren (Zentralkaukasus) Teil überwiegend aus Urgestein (Granit, Gneis) und ist teilweise stark vergletschert. Der östliche Teil ist aus Schichtgestein, vor allem dunklem Schiefer, aufgebaut. Nur nordseitig sind Gletscher ab 3.500 m Höhe zu finden. Der Westkaukasus wird vor allem durch die Abchasische Kette gebildet. Die Grenze ist der Tschiper-Asau Paß (3.268 m). Hier beginnt die Swanetische Kette. Nördlich davon stehen die beiden höchsten Gipfel des Gebirges: Westlicher Elbrugipfel (5.633 m) und Elbus-Ostgipfel (5.621 m), ehemalige Vulkankegel. In dieser Kette stehen die bergsteigerisch interessanten Gipfel

Schchelda-Mauer, Uschba, Ulla-Tau. Weiter im Osten dieser Kette findet man die 5.000er Dschangi-Tau (5.051 m), Schchara (5.200 m), die 12 km lange Besingi-Mauer, Dych-Tau (5.200 m) und Koschtan-Tau (5.150 m). Die Digorische und Ossietische Kette ziehen ca. 150 km weiter nach Osten. Hier sind auch die größten Gletscher des Kaukasus, Karaugom und Zej, zu finden. Weiter nördlich liegt der Kasbek (5.047 m). Er gewinnt als „Heli-Ski-Berg“ an Bedeutung. Dort haben Österreicher ein kleines Skigebiet mit Hotel errichtet. Über den Kreuzpaß führt die einzige Straße, die den Norden mit dem Süden des Gebirges verbindet. Der Paß ist auch die Grenze zum Ostkaukasus, auch Dagistanisches Bergland genannt. Hier verlieren die Berge an Höhe. Der höchste Gipfel ist der Basardjusu (4.466 m). Ein sehr interessantes Bergmassiv ist der Erydag (4.200 m) mit seinem schiffsbugartigen Wandsystem von mehreren Kilometern Länge. Die Wandhöhen schwanken zwischen 1.000 m und 1.800 m. An der berühmten Marmorwand dieses Massivs fanden mehrmals russische Meisterschaften im Schnellklettern statt. (r. V B – VI B). Dieses Gebiet ist noch kaum besucht und erschlossen.

Im Süden des Kaukasus liegt der Transkaukasus. Das grussische und armenische Bergland haben hier noch Gipfel mit 4.000 Metern. Mit dem Ararat (5.165 m), auf türkischem Gebiet, endet der Transkaukasus.

Fauna und Flora sind im Kaukasus sehr vielfältig. In den tieferen Lagen viel Wald mit Laub- und Nadelbäumen, in höheren Lagen gibt es alpine Weiden und Almwiesen. Die Bergkämme sind in den Hochlagen stark zerklüftet und mit großen Gletschern und ewigen Schneefeldern bedeckt. Die Schmelzwässer fließen über prachtvolle Wasserfälle in die Täler, und daraus werden reißende

Flüsse, die östlich des Elbus fast ausnahmslos im Kaspischen Meer münden. Die Tierwelt ist reichhaltig. Es gibt Bären, den Tur, eine steinbockartige Wildziege, Bezoarziegen, Wildschweine, Gemsen, Adler und mehrere Geierarten.

Touristisch ist der West- und Zentralkaukasus gut erschlossen. Vor allem sind das die Gebiete Dunbai, Baksamtal, Kasbek und Swanetien. Es existieren mehrere Hotels mit westlichem Standard, einfache Herbergen oder Lager, ein paar Skilifte und Bergbahnen. Für Bergsteiger gibt es besondere Lager mit ausgebildeten Führern; neuerdings sind sogar Karten und Führer in Deutsch von Teilen des Gebietes erhältlich. Die im Schrifttum angeführten Hütten existieren meist nicht mehr oder sind nur sehr bedingt benutzbar. Die beste Zeit für alpinistische Unternehmungen ist Mitte Juli bis Ende August. In dieser Zeit herrscht im Zentralkaukasus meist beständiges Wetter. Der Elbus hat die Angewohnheit, sich immer am frühen Nachmittag in Wolken einzuhüllen, so daß es oben schneit. Eine Skibesteigung des Elbus ist nicht anzuraten, da im Frühling nachts noch eisige Kälte herrscht und oft starke Winde auftreten. Der Ostkaukasus kann dagegen schon ab Mitte Juni bis Ende September besucht werden. Das Kaspische Meer ist dafür verantwortlich, denn es macht meistens schönes Wetter mit viel Sonne.

Die Erschließung und Erkundung des Kaukasus begann vor ca. 150 Jahren. Vor allem waren hier Freshfield, Mummery und Cockin erfolgreich. Es folgten dann Deutsche und vor allem Münchner, Merzbacher, Pfann und Schuster. 1935 und 1936 besuchten Paidar, Schmaderer und Vörg das Gebirge und leisteten alpinistisch Hervorragendes. Auch Wiggerl Gramminger war hier tätig. Völkerkundler haben am Kaukasus die größte Freude. Es werden hier ca. 42 verschiedene Sprachen gesprochen. Auch gibt es hier 12 Alphabete. Wieviele einzelne Völker oder Stämme es gibt, ist nicht einmal Wissenschaftlern genau bekannt.

Der Anmarsch zum Kaukasus ist relativ einfach. Von Moskau besteht eine gute Flugverbindung nach Mineralny Wody. Von hier aus gehen Autobusverbindungen in die Gebiete Dumbai und Terskol/Baksamtal. Für den Osten ist der Flughafen Machatschkala am Kaspischen Meer günstiger. Auch hier gibt es Autobusverbindung in das Dagistanische Bergland.

#### **Berge der Karakum-Wüste**

In der Nähe der Stadt Krasnowodsk am Kaspischen Meer liegen in der Karakumwüste die Berge des Nebit-Dag. Diese Berge sind wegen ihrer großen und tiefen Canyons und der heißen Schlammseen bekannt. Vom Großen Balchan (1.800 m) mit einem Felskamm ist ein Einstieg in den größten Canyon mit über 1.000 m Tiefe möglich. Diese Wüste, zwischen Kaspischem Meer und Aralsee gelegen, ist eine Sand- und Salzwüste. In einem großen Natur-

schutzgebiet leben hier wilde Kamele, Antilopen, Wildesel und eine eigenartige Echsenart, der Bärtige Krötenkopf. Klimatisch bedingt ist das Gebiet nur im März und April oder im Oktober zu besuchen.

#### **Kopet-Dag-Gebirge**

Das Kopet-Dag-Gebirge bildet die Grenze zwischen der Republik Turkmenistan und dem Iran. Es gibt viele Hochplateaus und Parallelbergzüge, die durch tiefe Täler getrennt sind. Es herrscht eine ausgesprochene Steppen- und Wüstenvegetation vor. Die höchste Erhebung mißt ca. 3.117 m. Das ganze Gebiet ist sehr stark erdbebengefährdet. Diese Bergregion war bis vor kurzem absolutes Sperrgebiet und für jedermann verboten. Alpinistische Informationen über diese Berge gibt es nicht.

#### **Der Ural**

Der Ural bildet die Grenze zwischen Europa und Asien. Er erstreckt sich von der Karasee im Norden bis östlich der Stadt Ufa ins Quellgebiet von Ufa und Belaja. Seine Länge beträgt ca. 2.500 km und seine Breite liegt zwischen 40 und 150 km. Das Gebirge unterteilt sich in Polarural, höchster Gipfel Pajer (1.499 m), dem Vorpolarural mit dem Gipfel Naradnaja Gora (1.894 m), der auch gleichzeitig die höchste Erhebung des ganzen Gebirgszuges ist, Nordural mit dem Gipfel Telposis (1.617 m), den Mittelural mit Gipfel Konshakowski Kamen (1.569 m) und dem Südural mit dem Gipfel Jamantau (1.640 m). Im Polar- und Vorpolarural sind die Berge stark zerklüftet, mit spitzen Gipfeln und Graten versehen. Ca. 150 Gletscher gibt es in diesem Gebiet. Der Nord- und Mittelural ist meist Waldtaigagebiet mit flachen Gipfelkuppen. Mannigfache Geländeformen mit stark gegliederten Gipfelkuppen zeichnen die Bergzüge des Südural aus. Der Ural ist ein sehr altes Gebirge und besteht hauptsächlich aus Granit, Gneisen und paläozonischem Gestein. Sein östlicher Rand fällt steil nach Sibirien ab, während sich der westliche Rand sanft nach Europa neigt. Gold, Platin, Eisen, Kupfer, Zink, Asbest, Blei, Nickel und viele Edelsteine sind der Reichtum dieses Gebirges. Unermeßliche Wälder bedecken große Teile dieser Region. Zahlreiche Wildtiere von Adler, Bär bis Wolf und Zobel sind hier heimisch. Die Flora beginnt mit arktischen Pflanzen und hört mit Steppengewächsen auf.

Der Ural ist ein hervorragendes Trekkinggebiet für Freunde der Waldtaiga. In den 80er Jahren sind im nördlichen und südlichen Teil einige kleinere Klettergebiete entstanden. Im Winter sind einige Skitouren als Durchquerungen des Gebirges in Mode gekommen. Unterkünfte und Verpflegungsstationen sind fast nicht vorhanden. Zur Grundausrüstung gehört hier Zelt und Verpflegung für mindestens zwei Wochen. Ausgangspunkte sind im Süden die Stadt Jekaterinburg, mit Flugzeug oder Bahn von Moskau erreichbar. Für die Mitte ist Sewerouralsk ein guter Start-

platz. Der Norden ist von St. Petersburg mit Flugzeug oder Bahn über die Ausgangsstation Workuta erreichbar. Schon im frühen Paläolithikum (ca. 75.000 Jahre v. Chr.) lebten hier Menschen. Sie waren die Urväter der Urgofinnen und Nenzen.

#### Das Putorana-Gebirge

Dieses für russische Verhältnisse kleine, sich noch im Urzustand befindliche Gebirge, ist ein Kleinod. Es befindet sich ca. 900 km südlich der Taimyrhalbinsel und ca. 300 km östlich von Norilsk. Dieses Plateaugebirge hat viele Canyons, Flüsse, Wasserfälle und Stromschnellen. Der Berg Kamen ist hier mit ca. 2.037 m der höchste. Bekannt ist dieses Gebiet vor allem durch seine ca. 1.000 m hohen Wände. Das Gestein ist meist aus Granit, vereinzelt auch Basalt. Das Gebiet ist fast menschenleer. Auf 20 qkm lebt ein Mensch. Siedlungen sind hier nicht vorhanden. Der Sommer ist warm, 20 – 30 Grad, der Winter dagegen eisig, 40 – 50 Grad minus. Der Wildreichtum ist groß und hat eine Besonderheit, den Putorana-Steinbock. Die Flora ist überreich, vor allem gibt es viele Waldbeerenarten, viele Pilzarten und die Waldtaiga. Die spärliche Bevölkerung setzt sich aus den Ewenken, Dolganen, Ngasen und Nenzen zusammen. Diese Stämme führen noch heute ihr altes Nomadenleben. Das Gebiet ist jetzt noch teilweise Sperrgebiet. Der Grund dafür ist, daß es nördlich einige Bergwerke gibt, denen Straflager angeschlossen waren. Normal ist das Gebiet von Norilsk (Flughafen) erreichbar. Auch mit einer langen Frachtschiffahrt auf dem Jenissej ab Krasnojarsk oder Lessosibirsk kann man zu diesen Bergen kommen.

#### Tien-Schan Gebirge (Himmelsgebirge)

Der Tien-Schan ist eine der größten Gebirgsketten Zentralasiens. In der West-Ost-Richtung hat er eine Ausdehnung von ca. 2.600 km, in der Nord-Süd-Richtung von ca. 300 km. Somit ist seine Grundfläche fast 1 1/2 mal größer als die der Alpen. Die Hälfte des Gebietes gehört zur ehemaligen SU, die andere zu China. Durch Gebirgskämme ist der Tien-Schan mit dem Dsanganarischen Alatau, höchsten Gipfel Besbaskan (4.464 m) und dem Alai, höchsten Gipfel 5.620 m, verbunden. Weitere größere Bergketten sind Sailiiski, Kungei, Terkei, Talass-Alatau und Tschatkal. Die Gletscher des Tien-Schan bedecken eine Fläche von ca. 10.200 qkm, einige davon sind länger als 50 km. Durch Bergsteigerlager ist der westliche Tien-Schan und der kirgisische Alatau im Gebiet von Ala-Archa erschlossen. Die umliegenden Berge wie Korona (4.860 m) und Seminova Tjenshanskogo (4.875 m) mit ihren großen 1.000-Meter-Wänden sind für alpine Kletterer eine Herausforderung. Das beste Standquartier im nördlichen Tien-Schan ist das Ausbildungslager Chimbulak. Es liegt nur ca. 50 km von Almaty entfernt und ist über eine Straße erreichbar. Hier steht ein Skicenter mit Liften. Skitouren sind auf einige

der umgebenden 4.000er möglich. Im Terksey-Alatau, Central Tien-Schan, steht das Bergsteigercamp Karakol. Das Lager ist über eine Straße mit der Stadt Prshevalsk verbunden. Hier stehen bekannt schwierige Gipfel wie Karacolskiy (5.281 m) und Dzhigit (5.170 m) nebst weiteren interessanten Viertausendern. Der Höhepunkt des Tien-Schan ist einer der schönsten Gipfel der Welt: der Kan Tengri. Die exakten Messungen im Jahre 1990 ergaben eine definitive Höhe des Berges von 7.010 m. Zur Besteigung dieses Berges stehen auf den Zungen des Enghilsek-Gletschers (65 km lang) zwei Bergsteigerlager. Für die Besteigung auf dem Normalweg (V B) sind mindestens drei Wochen einzuplanen. Der Ukrainer Pobrebetsky erreichte 1931 als erster den Gipfel. Vom südlichen Lager ist der Eis- und Schneekoloß der Pobeda (7.439 m) ersteigbar. Nach vielen Tragödien bei Besteigungsversuchen gelang es 1956 Abalakov, als erster den Gipfel zu erreichen. Wegen des wechselhaften Wetters, größerer Temperaturstürze und Stürme und der Länge der Routen gilt dieser Berg als äußerst schwierig. Da dieser Gipfel genau auf der Grenze China/SU liegt, war er lange Zeit Sperrgebiet. Das längste Tal des Tien-Schan, das Bayancol, ist mit einer Straße und mit Camps gut erschlossen. 5.000 und 6.000 Meter hohe Berge umzäunen es. Einer davon, der Kirov (6.079 m), ist bis heute noch nicht bestiegen.

Als erster Europäer erreichte der Russe Seminow diese Region. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts kam der Italiener Cesare Borghese mit Giulio Brocherel und dem Schweizer Führer Mattias Zubriggen hierher, um eine Besteigung des Kan Tengri zu versuchen. 1902 besuchten die Münchner Gottfried Merzbacher, Hans Pfann, Hans Keidl und Francesco Kostener aus Corvara diese Berge. Nach einem 15-km-Marsch auf dem Gletscher Enghilsek brach Merzbacher den Besteigungsversuch des Kan Tengri ab. Seinem Tagebuch vertraute er an: „Tien-Schan ist kein Platz für alpine Unternehmungen.“

#### Pamir – Alai Gebirge

Der Pamir liegt in der Transalaikette. Dieses Gebirgssystem hat eine Ost-West-Länge von ca. 275 km und eine Nord-Süd-Breite von ca. 200 km. Die Gletscherfläche beträgt ca. 8.400 qkm. Im Pamirgebiet liegen die höchsten Gipfel der ehem. SU: Pik Kommunismus (7.495 m), Pik Lenin (7.134 m) und Pik Korzhenevskoy (7.105 m). In der Alai-Kette bedeckt der Gissaro Alai den größten Teil dieses Gebietes. Er erstreckt sich von West nach Ost über 900 km und seine Breite von Nord nach Süd ist ca. 180 km. Die Geographen sind sich uneinig, welche Regionen mit ihren Berggruppen zu welchem System gehören. All diese Bergregionen liegen westlich des Tien-Schan, nördlich von Afghanistan und grenzen östlich an China.

Über 100 prachttvolle Gipfel, darunter 10 Fünftausender, liegen in den gut erschlossenen Fanskie-Mountains (Fan-Gebirge), die zwischen Samarkand und Dushambe liegen.



Foto: Helmut Schultze

Man findet hier Lager, vor allem in der Gegend der Alaudinskie Seen. Der höchste Gipfel ist der Chimtarga Pik (5.487 m). Die Aksuregion wurde erst im Rahmen der SU-Meisterschaften 1982 erkundet und dabei auch das Aksu-Camp errichtet. Die höchsten Gipfel dieser Gruppe, Pik Aksu (5.355 m), Pik Alexander Block (5.239 m), Pik Petragrades (5.163 m), Pik Iskander (5.120 m) und Admiraleets (5.090 m) wurden in dieser Zeit erstmals bestiegen. Diese Berge haben fast alle enorme Granitwände bis zu 1.500 m Höhe mit den höchsten Schwierigkeiten. In der Asan-Usen Region befindet sich seit 1988 das Bergsteigerlager „Karavshim“. Der Pyramidalniy Peak (5.509 m) wurde von Teams aus Odessa und Leningrad 1988 erstbestiegen. In der Zaalaiyskiy Gruppe des Pamir liegt der Pik Lenin

(7.134 m). Dieser Berg wurde anlässlich einer Vermessungsexpedition der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft um den 28. September 1928 durch die Münchner Allwein, Wien und den Tiroler Schneider erstbestiegen. Es war dies die erste Besteigung eines 7.000ers in Rußland. Sein Name war damals Pik Kaufmann. (Zum 60. Jahrestag der Erstersteigung wurde 1988 auf Initiative der DAV-Sektion Bergbund, München, eine Gedenktafel am Gipfel durch die Bergsteiger Dainius Markauskas und Victor Baibera angebracht.) Unterhalb des Pik Lenin liegt das große Alpinistenlager „Ak-tasch“ (ca. 3.800m). Es ist das Zentrallager für die ganze Berggruppe und dient als Versorgungslager für die Camps „Moskvina“ am Pik Korzhenevskoy (7.105 m) und Camp „Fortambek“ am Pik



Kommunismus (7.495 m). Beide Gipfel sind nicht leicht zu erklimmen. Selbst Messner mußte 1988 einen Besteigungsversuch des Pik Kommunismus, dem höchsten Berg der SU, wegen schlechten Wetters aufgeben. In dieser Gegend liegt auch der größte Gletscher Zentralasiens, der Fedchenko mit ca. 75 km Länge. Im Zentralpamir und im Südpamir gibt es mehr als 20 Gipfel über 6.000 m, einige davon sind noch unerstiegen. Äußerst schwierige Berge über 6.000 m wie Pik Marx (6.723 m) und Pik Engels (6.510 m) liegen im südlichen Pamir. Große Teile des Pamirs sind heute kaum erreichbar. Einmal, da es keine Transportmöglichkeiten gibt, und außerdem bestehen zur Zeit lokale Streitigkeiten über die nicht eindeutigen Besitzverhältnisse und Grenzen in dieser Region. Im Pamir hat nur eine gut ausgerüstete und körperlich fitte Expeditionsmannschaft eine Chance, einen hohen 6.000er oder 7.000er zu besteigen. Der Gissaro-Alai hat vier Hauptkämme, Serawschan, Gissar, Alai und Turkestan. Die höchste Erhebung liegt im Alaikamm mit 5.539 m. Über bergsteigerische Aktivitäten sowie über die vorhandenen Gletscher ist sehr wenig bekannt. Die Flora beider Gebiete ist wegen der großen Tulpen-, Mohn- und Edelweißwiesen bis zu 4.000 Meter Höhe bemerkenswert. Im Pamir gibt es Yak-Herden, Steinböcke und verschiedene wilde Ziegenarten. Die berühmten, genügsamen Pamirpferde grasen in Höhen bis zu 4.000 Metern. Die Randgebiete des Gebirges werden von Kirgisen, Bergbadachshanan, Tadshiken und Gruppen von Afghanen und Kasachen bewohnt. Die berühmte Seidenstraße führte von China über den Karakulsee durch das weite Alaital nach Samarkand.

#### Das Altai Gebirge

Die Altairegion liegt zwischen den Flüssen Irtisch und Jenissej. Im Norden wird sie von den Städten Baranaul und Abaka, im Süden vom mongolischen Altai begrenzt.

Die West-Ost-Ausdehnung beträgt ca. 1.000 km, die von Nord nach Süd ca. 700 km. Mehr als 10.000 Bäche und Flüsse sowie ca. 5.000 Seen sind in diesem wasserreichen Gebiet bekannt. Funde in der Nähe der Stadt Gorno-Altai sk bezeugen, daß bereits im Paläolithikum, vor mehreren 100.000 Jahren also, hier Menschen siedelten. Sicher ist, daß vor mehr als 5.000 Jahren hier Gold gefunden und verarbeitet wurde. Die Altaivölker sind ethnologisch mit den Indianern Amerikas verwandt. Die Gebräuche der Altaiski, vor allem der Schamanen, die Hüttenbauten, Gewänder und Schmuck sind denen der Indianer sehr ähnlich. Eine wissenschaftliche Theorie besagt, daß Bewohner des Altai über die Beringstraße nach Alaska und Nordamerika ausgewandert sind. Schon 1756 wurde dieses Gebiet von Rußland besetzt und erforscht. Auch Alexander von Humboldt beteiligte sich an Forschungen in diesem Gebiet. Das Klima ist hier streng kontinental, kalte Winter bis minus 40 Grad, heiße Sommer bis 35 Grad plus. Die berg-



Seite 66 oben:

Pik Lenin-Basislager, 1990

Unten: Kirgise mit Pferden  
im Alaital

steigerische und touristische Erschließung begann erst richtig in den 50er Jahren. Das Katun-Gebiet mit dem höchsten Gipfel des Gebirges, der Belucha (4.506 m) ist mit zwei Bergsteigerlagern gut zugänglich. Auch an der mongolischen Grenze bei Kuraj, dem Ak-Tru Gebiet, gibt es Sommerlager. Eine wissenschaftliche Station der Universität Omsk liegt direkt am Fuße des höchsten Gipfels dieser Gruppe, dem Ak-Tru (4.044 m). Weiter ist das Dreiländereck China, Mongolei und Rußland mit dem Grenzgipfel Nairamdal/Youyi Fang (4.374 m) relativ einfach zu erreichen. Wegen der ca. 1.300 Gletscher dieses Gebietes gibt es viele reißende, wasserreiche Flüsse, die vorzüglich für den Kajaksport geeignet sind. Diese sind vor allem Katun, Tschuya, Bija und deren Nebenflüsse. An ihren Läufen gibt es teilweise Wege und Straßen sowie einige Siedlungen. Die östlichen Teile des Altai sind: West- und Ostsajan, Tanna Gebirge und das Tuwa Gebirge. Diese Gebirge erinnern teilweise mit ihren alpinen Formen an die Alpen. Die Berge erreichen stattliche Höhen, so im Westsajan die Kysyl-Taiga (3.121 m), im Ostsajan der Mundag Sardyn (3.491 m), im Tanna der Mongun Taiga (3.976 m) und im Tuwa Gebirge der Ak-Ojuk (3.614 m). Auch hier gibt es viele Möglichkeiten für Wassersportler, denn mehrere Flüsse sind dazu geeignet. Wenige Touristen kommen in diese Region, denn Siedlungen und Verkehrsverbindungen sind hier Mangelware. Die Flora hat hier einen alpinen Charakter und zählt ca. 150 endemische Arten. Als Fauna ist vor allem der sibirische Tiger, der Bär, der sibirische Steinbock und viele Arten von Greifvögeln zu nennen.

#### Krasnojarsker „Schwarze“ Berge

Bei Krasnojarsk, in den Ausläufern des Wostotschny-Gebirges, liegt das Klettergebiet der „Roten Granittürme“. Diese Türme aus rotem Granit sind zwischen 30 und 300 Meter hoch. Auch mehrere Massive mit bis zu 300 m Höhe und 800 m Kantenlänge sind hier zu finden. Die vielen Kletterrouten sind gesichert und liegen meist in den oberen Schwierigkeitsgraden. Viele Meisterschaften werden hier veranstaltet. Clubhütten der Kletterer sind hier vorhanden, dort sind genaue Routenbeschreibungen und Tips für das Klettern erhältlich. Dieses Gebiet ist in kurzer Fahrt mit dem Auto von Krasnojarsk erreichbar.

#### Die Berge des Baikalsees

Der Baikalsee ist der zweitgrößte Süßwassersee der Welt. Seine Größe ist enorm. Er ist 636 km lang und ca. 100 km breit. Mit einer Tiefe von 1.620 m gilt er als tiefster See der Welt. Nur ein Dutzend Siedlungen stehen am See. Sie sind meist nur per Schiff erreichbar. Der See wird von großen Bergketten eingekreist. Die Nordwestküste ist felsig und sehr steil mit den Bergketten Primorskiy (1.728 m) und Baikal (Tschergogo 2.572 m), die Südostküste ist flacher und mit Taigabergen umgeben. Dies sind der Chamarda-

ban Zug (Cham Ular 2.370 m) und nördlich die Bargansinski Berge (2.840 m). Die nordwestlichen Berge sind vor allem im Norden des Sees leicht vergletschert. Bergsteigen in diesem Gebiet heißt vor allem, die Bergtaiga (Urwald) mit ihren vielen Tüchern und Wasserläufen mit Sümpfen zu überwinden. Nur so kommt man an den Fuß der Berge. Teilweise leichte Rinnen oder steile Hänge, ausgesetzte Grate, Kletterstellen und Gletschereis sind, ohne Spur oder Markierungen, zu bewältigen, ehe man die Gipfelblicke genießen darf. Von ihnen überschaut man die Größe Sibiriens. Bergketten und Bergketten überall wohin man sieht. Am Kap Khaskusy gibt es als Belohnung ein heißes Mineralbad (71 Grad) direkt am See. Im See selbst zu baden ist bei einer Wassertemperatur im August von ca. 12 Grad nicht empfehlenswert. Dafür hat das Gewässer eine große Zahl von Delikatessen bereit. Onek, ein Knochenfisch, lebt nur hier, ebenso die Baikalsüßwasserrobbe. Im Norden des Sees sind die Sawero-Baikalskoje Nagorje Berge (bis 2.570 m) und die lange Kette der Stanoje Berge, die sich 1.800 km bis zum Ochotkischen Meer hinzieht, die Grenze. Der Baikalsee ist über Irkutsk (Flug- und Bahnstation) und mit dem Schiff auf der Angara oder mit der Bahn bis Baikal zu erreichen.

#### Sibirische Berge südlich und östlich der Lena

Die Lena entspringt in den Baikbergen und mündet nach ca. 4.400 km in die Laptewsee des Arktischen Ozeans. Sie bildet die Grenze zwischen Mittel- und Ostsibirien. Die Berge der autonomen Republik der Burjarten sind durchwegs Waldtaigaberge und kaum erschlossen. Lediglich in Gipfelhöhen trifft man auf Felsformationen. Die höchsten Punkte erreichen 1.500 m bis 2.500 m. Die Transsibirische Eisenbahn durchfährt die Bujartkaja auf ihrer Route nach China. In der Nähe der Stadt Ulan-Ude liegt das Zentrum des Buddhismus Rußlands mit dem Lama-Kloster Ivolginsk Dakan. Die Stadt ist ein guter Ausgangspunkt für Unternehmungen in diesem Gebiet mit Flughafen und Bahnstation. Nördlich und östlich des Amurflusses, der die Grenze zu China markiert, liegen etliche Gebirgsketten. Es sind die Berge des Amurskajagebiets, Stanowoje, Maiski, Turana, Dshagdy, und die Ketten Bureinski, Badshalski und Tschajaty. Diese Berggebiete sind alles Waldtaigaberge mit fast undurchdringlichem Urwald. Die durchschnittlichen Höhen liegen bei 2.000 m, die höchsten Gipfel überschreiten 2.500 m. Erschlossen ist diese Region für touristische Zwecke nicht, auch alpinistische Informationen sind sehr spärlich.

In Ussurien liegt das lange (550 km) Sprimorski Gebirge mit Gipfelhöhen von 2.000 m. Der G. Tardoki-Jani hat eine Höhe von 2.078 m. Dieses Küstengebirge am Japanischen Meer ist wegen seiner Flora und Fauna sehr interessant. Hier treffen die Fülle der sibirischen Arten mit den Küstenarten des Japanischen Meeres zusammen und bil-

Seite 69: Der Kamen, 4700 m,  
Nachbar der Kliuchevskaja Sopka,  
4800 m, höchster aktiver  
Vulkan der Eurasien-Erdplatte  
Unten: Piste bzw. Straße  
in Ostsibirien

den eine Einheit. Kletterer aus Wladiwostok sollen in den Bergen kleinere Gebiete erschlossen haben.

Die Ostsibirischen Bergsysteme beginnen nördlich des Amur und enden am Cap Dechnjow auf der Tschuktschen-Halbinsel. Dieses Gebiet hat eine West-Ost-Länge von ca. 2.300 km und eine Nord-Süd-Länge von 1.800 km. In diesem großen Gebiet existiert nur eine Autostraße: Von Tynda, Knotenpunkt der Transsibirischen und BAM-Eisenbahn, über Jakutsk an der Lena nach Magadan am Ochotskischen Meer.

Die Bergketten und Gebirge haben hier eines gemeinsam: In den tieferen Lagen herrschen Laub- oder Nadelwälder vor. Die alpinen Zonen, die oft schon bei einer Höhe von 1.000 m beginnen, haben verwitterte Felszonen, Gerölle und auch Sumpfböden. Durch die Permanenteiszone wird die oberste Bodenschicht im Sommer bis ca. 50 – 100 cm aufgetaut und es entstehen unzählige Tümpel und Sümpfe. Das Klima ist kontinental mit Temperaturen im Winter bis minus 60 Grad und im Sommer bis plus 30 Grad. Sehr schnell können sich Stürme bilden bis zu Windstärken von 200 km/h. Fast alle auf der Erde bekannten Mineralien, aber auch Erdgas und Erdöl sind in diesem Gebiet gefunden worden und werden zum Teil mit abenteuerlichen Methoden abgebaut. Das hatte zur Folge, daß sehr viele Straflager und Arbeitslager unter der Sowjetzeit entstanden und auch große Naturschäden angerichtet wurden. Ein Großteil der Region war und ist auch heute noch Sperrgebiet. So gibt es über dieses Riesengebiet nur sehr wenig Informationen, die zudem teilweise mit Vorsicht zu genießen sind. Nur die bekanntesten Bergregionen werden hier aufgeführt.

Das Wrchojansker Bergland zieht sich östlich der Lena bei Jakutsk bis nach Tiksi an der Laptewsee hin. Der Sachonda ist der höchste Gipfel mit 2.389 m. Nördlich der Endstation der Kleinen „BAM“-Eisenbahn, Barkakit, ist das Aldanskigebirge mit Höhen von 2.300 m. Am Ochotskischen Meer bei der Stadt Ajan ist das Dshugdshur Gebirge mit dem Gipfel Pik Go Topko (1.906 m). Der zweithöchste Berg Ostsibiriens ist der G. Mus Chaja mit 2.959 m, er liegt im Santar Bergland. Im Jano-Oimjakonskoje Berggebiet ist der 1.726 hohe G. Ulahan-Yanach der bekannteste Gipfel. Hier ist auch bei der Siedlung Werchojansk der Kältepol der nördlichen Halbkugel mit minus 68 Grad zu finden. Der höchste Berg Jakutiens und damit von Ostsibirien ist die G. Pobeda mit 3.147 m, ein Granitberg mit Gletschern und schwierigem Aufstieg. Er liegt in der Nähe des Ortes Sassyr in den Tscherskogo-Bergen.

In der von Küstenbergen umschlossenen Tauiskaja-Bucht liegt die Hafenstadt Magadan mit ca. 100.000 Einwohnern. Die höchste Erhebung dort ist der Pik Eguija (1.587 m). Magadan ist mit seinem Flughafen und der Anbindung durch eine Straße nach Jakutien der beste Ausgangspunkt für Expeditionen zu diesen östlichen Gebieten am Ochotskischen Meer.

Vom Hafen Walkymej an der Tschaukakaja Bucht der Ostsibirischen See sind die Bergketten des Oloiski-, Anjuiski-, Andyrskoje-, Pekulneje und Tschukotojegebirge erreichbar. Die Höhe der Berge erreicht bis zu 1.800 m. Hier herrscht ausgesprochen arktisches Klima. Leider ist ein Großteil des Gebietes absoluter Sperrbezirk und nur mit Sondererlaubnis betretbar.

#### Gebirge der Halbinsel Kamtschatka

Kamtschatka zählt zu den interessantesten Regionen der Welt. Wo gibt es schon Eisvulkane mit arktischem Urwald in den Tälern? Die Halbinsel ist im Westen vom Ochotskischen Meer, im Osten und Süden vom Pazifik und im Norden von der Tschukotsken Halbinsel umgeben. Sie ist ca. 1.200 km lang und ca. 450 km breit. Der größte Naturhafen der Welt, die Awatschinskaja-Bucht mit ca. 20 x 24 km Ausdehnung, liegt hier. Petropawlowsk-Kamtschatki ist Hauptstadt und Hafen zugleich. Die Gesamtbevölkerung beträgt ca. 400.000, davon leben in der Hauptstadt ca. 220.000 Menschen. Die Bevölkerungsdichte beträgt ca. 1,1 Bewohner pro qkm. Die Halbinsel ist heute ein Sondergebiet Rußlands und war bis 1991 absolutes Sperrgebiet für Ausländer und Russen, die nicht in Kamtschatka ansässig waren. In Petropawlowsk sind fast alle Güter der Welt zu haben, vom chinesischen Bier bis zum italienischen Auto. Es gibt sogar einige Industriebetriebe und vor allem eine gute Brauerei, die ihr Bier bis Alaska und Japan liefert. Vom Flughafen starten täglich mehrere Flüge auch nach Japan und Alaska. Landschaftlich ist diese Region nicht zu überbieten. Rauchende, eisbedeckte Vulkane, Täler mit zahlreichen Geysiren, dichte Taigawälder mit Zedern, Buchengehölz und Steinbirken. Ein Getümmel von Lachs-Fischen gibt es in den schnellfließenden, klaren Flüssen mit Stromschnellen und Wasserfällen. Weit über 100 Vulkane, davon zur Zeit 28 aktive mit Dampf Wolken, krönen die Gegend. Die letzten großen Ausbrüche gab es 1991 und 1992 an Avachinskaya



Fotos: Alfred Zängerte

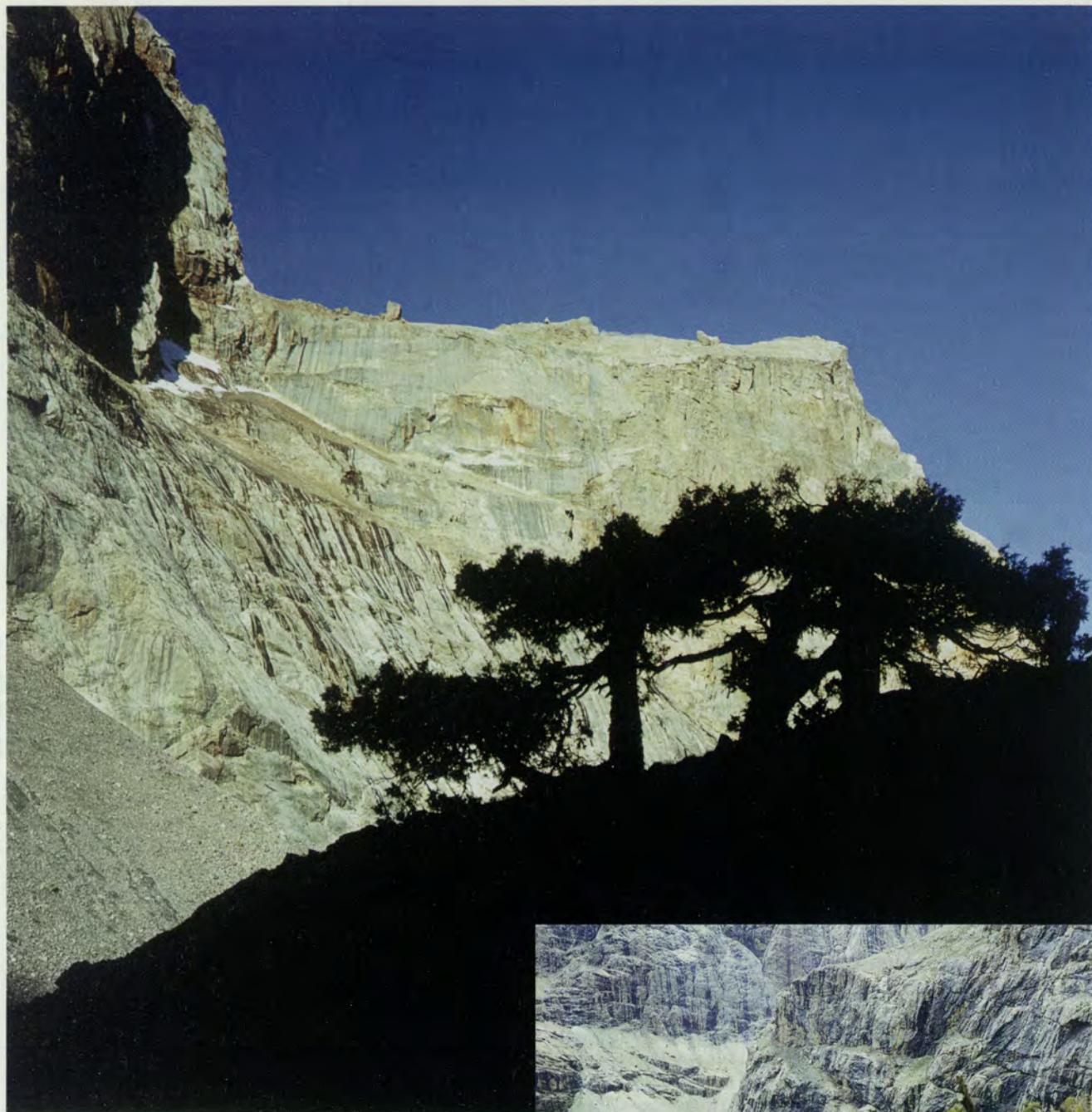
und 1996 Kliuchevskaja Sopka. Straßen sind hier rar. Um die Hauptstadt gibt es ein kleines Straßennetz. Eine Pistenstraße führt von hier ca. 400 km nordwärts zum Kriegshafen Ust-Kamtschatsk und eine weitere nach Bolscherezk am Ochotskischen Meer. Orte, die nicht an diesen Straßen liegen, sind nur mit dem Heli erreichbar. Im Lande sind die häufigsten Verkehrsmittel der Ural-LKW, der Mannschaftspanzer und teilweise Pferde. Einer der Höhepunkte, die diese Gegend zu bieten hat, ist eine Begehung des Kraterinneren des Mutnovski Vulkans (2.323 m) mit seinem Kratergletscher und zahlreichen Fumoren und Schlammgeysiren. Auch die Besteigung der aktiven Vulkane Koriaskaya 3.456 m, Avachinskaya 2.741 m und Konzeleskaya 2.170 m sind großartige Erlebnisse. Über 100 Heißwasser- und Schlammgeysire spucken andauernd im Tal der Geysire. In der Mitte der Halbinsel liegt das größte Vulkanzentrum der Eurasien-Erdplatte. Das Gebiet der Kliuchevskaja Sopka (4.800 m) umfaßt 12 selbständige, tätige Vulkane mit Eis auf einer Fläche von ca. 20 x 30 km. Fast alle erreichen eine Höhe über 3.000 m. Der schönste Berg Kamtschatkas ist der Kamen (4.700 m), der „Steinerne“. Ein Felsberg mit Eiswänden, dessen Südwestwand bis heute noch keinen Begeher gefunden hat. Heiße Quellen gibt es überall, sogar im Flußbett des Kamtschatka-River. Meist sind Mineralquellen primitiv in kleine Becken gefaßt. Die Flüsse sind für Wildwasserfahrten sehr geeignet. Außer im Umkreis der Hauptstadt gibt es praktisch keine Unterkunftsmöglichkeiten, nur das eigene Zelt. Beste Zeit ist Juli und August, auch in dieser Zeit ist man aber nicht sicher vor

plötzlichen Regen- und Schneeschauern. In den Sibirischen Bergen sind folgende seltene Tierarten heimisch: Der Bär mit vier Unterarten, davon der größte, der Kamtschatkabär, das Rentier, der Elch, Gemse und Steinbock, viele Arten von Wildziegen, sibirische Hirsche, viele Arten von Murmeltier und Erdhörnchen, Wolf, Luchs, Wildkatze, Schneetiger, im Norden Moschusochsen und Schneehammel, im Süden Kulan (Wildesel) und Wildkamele. An den Küsten des Nordens: Eisbär, Seelöwe, Seeelefant, Walroß, verschiedene Robbenarten, weit über 1000 Vogelarten und über 10.000 vor allem endemische Arten von Pflanzen sind bekannt.

Die Berge der Inseln im Nordpolarmeer, das Franz-Josef-Land, Nowa Semilja, Severnaja und Semilja, Ostsibirische Inseln, Wrangel Insel, die Vulkaninseln der Kurilen, Sachalin und Komandorinsel konnten nicht beschrieben werden. Diese sind auch heute noch absolute Sperrgebiete, über die es fast keine Informationen gibt. Lediglich über Sachalin und alle Kurilen gibt es ein paar dürftige japanische Besreibungen aus der Vorkriegszeit.

Viele Informationen stammen auch von russischen und sibirischen Freunden, vor allem Victor Baibara. Herzlichen Dank dafür!

Ferner habe ich eigene Kenntnisse durch Fahrten in großen Teilen der europäischen und asiatischen UdSSR in vielen Jahren erworben und verarbeitet. Als Ergänzung wurden deutsche und englische Quellen herangezogen. Sollten sich Fehler oder Ungenauigkeiten eingeschlichen haben, so werden Korrekturen gerne angenommen.



„... türkisblaues Wasser, große knorrige Artschas mit saftig grünen Nadeln, braunrote Felswände ... – sieht es so im Bergsteigerhimmel aus?“  
Am Großen Allosee im Fangebirge/Tadschikistan

# Durchs wilde Turkestan

## Zwischen Fangebirge und Pamir

Helmut Schulze  
(Text, Fotos und Kartenskizzen)

*Diesen Artikel möchte ich Harald Heinze in Erinnerung an unsere gemeinsamen Bergtouren in Mittelasien widmen. Er und weitere 41 Bergsteiger kamen am 13. Juli 1990 am Pik Lenin ums Leben, als eine Lawine Lager 2 verschüttete.*

Zwei Tage ist es her, seit wir in Moskau unser Schlafwagencoupé bestiegen haben. Mit gemütlichen 50 Stundenkilometern bummelt der Zug durch die endlose Weite der kasachischen Steppe. Telegrafmasten parallel zum Schienenstrang und gelegentlich ein paar Kamele am Horizont, das sind die einzigen Punkte, an denen die Augen Halt finden. Die aus dem nicht abzustellenden Abteil-lautsprecher tönende mittelasiatische Folklore wird nach Stunden zum nervtötenden Gedudel. Hinzu kommt eine schweißtreibende Hitze wenn der Zug hält, denn die Klimaanlage funktioniert nur bei Bewegung. Und der Zug steht oft und lange irgendwo auf der Strecke. Doch für ein wenig Abwechslung ist gesorgt: Ab und zu steckt die Deschurnaja (Schlafwagenschaffnerin) Swetlana, eine etwas dralle Moskauer Studentin im Semesterferienjob, ihren Kopf ins Abteil und fragt: „Tschai budjet?“ (Tee gefällig?). In prunkvollprotzigen Metallgefäßen mit Glaseinsatz wird er serviert.

## Unerkannt durch Freundesland

Wir schreiben das Jahr 1988. Uns, die wir das Jahr über in der Sächsischen Schweiz klettern gehen, zieht es natürlich auch über den Tellerrand hinaus, in die Hochgebirge dieser Erde. Im Westen steht zu dieser Zeit noch der „Eiserne Vorhang“ unserem Reisedrang in die Alpen, Anden oder Rocky Mountains im Weg. Aber auch Fahrten in den Kaukasus, Pamir oder das Altaigebirge sind nicht möglich. Offiziell jedenfalls. Reisen in der Sowjetunion war schon immer für Ausländer reglementiert. Nur Reisegruppen unter staatlicher Aufsicht dürfen auf genau festgelegten Routen das Land besuchen. Für Bergsteiger, die im Gebirge weit abseits dieser Touristenrouten klettern wollen, denkbar schlechte Voraussetzungen. Bleiben die Grauzonen der Legalität. In der DDR hat sich in den letzten Jahren eine Reisebewegung, scherzhaft „UdF“ (Unerkannt durch Freundesland) entwickelt. Jedes Jahr sind etliche Gruppen zwischen Krim und Sibirien zum Bergsteigen, Trekking oder Wildwasserfahren unterwegs. So ist beispielsweise das „Transitreisen“ eine von mehreren Spielarten, sich individuell durch die Sowjetunion zu bewegen. Mit einem „Reiseanlage für den visafreien Reiseverkehr“ genannten

Dokument darf man über Polen und die UdSSR nach Rumänien reisen. In der Ukraine steigt man einfach aus dem Zug, kauft sich – Russischkenntnisse vorausgesetzt – eine Fahrkarte ins Landesinnere. Nur von der Miliz möchte man sich nicht erwischen lassen oder sollte eine gute Ausrede wissen.

Auf unserer Vorjahresreise waren einmal in der Stadt Saratow die Fahrkarten nach Mittelasien tagelang ausverkauft. Wir wußten uns keinen anderen Rat als eine „Selbstanzeige“. Der Miliz erzählten wir, irgendwo hätten wir unsere Reisegruppe verloren und müßten der Gruppe schnellstens folgen. Es wurde ein unvermeidbares Protokoll geschrieben, wenig später brachte ein Milizionär Fahrkarten für den nächsten Zug in die von uns gewünschte Richtung. Eine Eskorte begleitete uns bis ins Abteil. Das Land ist groß und der bequemste Weg ist, Probleme zu delegieren.

Auf eben dieser Eisenbahnstrecke waren 1928, also genau 60 Jahre vor uns, die Wissenschaftler und Alpinisten einer deutsch-russischen Expedition um Rickmer-Rickmers in den Pamir unterwegs. Neben den unterschiedlichsten Forschungszielen, Vermessungs- und Kartierungsarbeiten gelang den Bergsteigern Allwein, Schneider und Wien die Erstersteigung des 7134 Meter hohen Pik Lenin, der damals noch für den höchsten Punkt der Sowjetunion gehalten wurde. Neben kopierten handgezeichneten Kartenskizzen sind uns diese alten Expeditionsberichte, so z.B. aus dem Jahrbuch des DÖAV von 1929, wertvolle Hilfe, um mit der ansonsten eher spärlich zu diesem Gebiet vorhandenen Literatur die Reise vorzubereiten.

Unser Ziel in diesem Jahr heißt Fangebirge. In Tadschikistan zwischen den Städten Pendschikent und Duschanbe liegt dieses mit bis zu 5400 Meter hohen Bergspitzen reich bestückte Gebirge. Im Gegensatz zum landschaftlich eher kargen Ostpamir gedeiht hier eine üppige Vegetation. Knorrige Artschas, Wacholderbäume, säumen die Ufer von Bergseen mit klarem, türkisblauem Wasser. Die Täler werden von Flanken aus rötlichem und gelbbraunem Fels begrenzt, Schneefelder und Gletscher bilden einen Kontrast zum dunklen Blau des Himmels. Einfach ein Bilder-

buchgebirge. Kurze, mit Bus oder Linien-LKWs zu bewältigende Anreisewege und ein stabiles Wetter in den Sommermonaten tragen noch ihren Teil zur großen Beliebtheit dieses Gebirges, nicht nur bei russischen Bergsteigern und Touristengruppen, bei.

### Im Schatten der Fünftausender

Dichtgedrängt zwischen usbekischen und tadschikischen Bauern und Hirten auf der Ladefläche eines dieser Linien-LKWs stehend, erreichen wir die Woruschlucht an den Westausläufern des Fan. Den Namen Straße verdient der Weg schon seit etlichen Kilometern nicht mehr, nur die Dichte der Menschen auf der Ladefläche verhindert, daß wir von einer Ecke in die andere fliegen. Total verstaubt klettern wir im Kischlak Gasa von der Ladefläche und schultern unsere wieder viel zu schweren Rucksäcke. Einige Kilometer wandern wir die Woruschlucht entlang. Die Landschaft ist staubbraun, nur wo Bewässerungsgräben angelegt wurden, gedeihen grüne Felder und wachsen Pappeln. Über eine Brücke queren wir den Woru und biegen ins Sindontal ein. Langsam wandelt sich das Landschaftsbild. Es wird zunehmend grüner, Sträucher, später Artschas wachsen im Tal. Die Artscha ist ein sehr langsam wachsendes Wacholdergewächs. Die Jahresringe sind etwa einen Millimeter stark, dementsprechend sind die größeren Bäume über 300 Jahre alt.

In 2500 Meter Höhe, am Kleinen Allosee, schlagen wir unser erstes Nachtlager auf. In der Abendsonne verteilen wir unsere Ausrüstung zum Sortieren über Boden und Steine. Von irgendwo taucht ein kleiner gelber Skorpion auf und rennt über die Schlafsackhülle. Ein Hinweis für uns, wir sollten früh vor dem Anziehen die Schuhe ausschütteln.

Brennende Hitze, steile Geröllhänge, lose Steine, 700 Höhenmeter Plagerei bis zum Großen Allosee. Hier aber treffen wir erstmals auf die eingangs erwähnte Szenerie: türkisblaues Wasser, große knorrige Artschas mit saftiggrünen Nadeln, braunrote Felswände und schneebedeckte Gipfelzähne. Sieht es so im Bergsteigerhimmel aus? Kaum haben wir die Rucksäcke abgelegt, tritt hinter einem Felsblock ein würdevoll aussehender graubärtiger Alter hervor. Er schüttelt uns kräftig die Hände und zieht Harald am Ärmel mit sich fort.

„Kuschatch, kuschatch, dawetje – essen, essen!“ An einem aus Steinen gebauten Tisch kommen wir wieder zur Besinnung und genießen die Gastfreundschaft in einem russischen Alpinistenlager. Unser Gastgeber entpuppt sich als der Leiter dieses Alplagers. Gegen unsere monotone, gewichtreduzierende Tütensuppenkost speisen die Russen geradezu fürstlich. Ihre Alpiniade bezeichnen sie als Ischakiade (Ischak = russ. Esel); tagelang schlepten sie ihre Verpflegung und Ausrüstung die Sindonschlucht hoch.

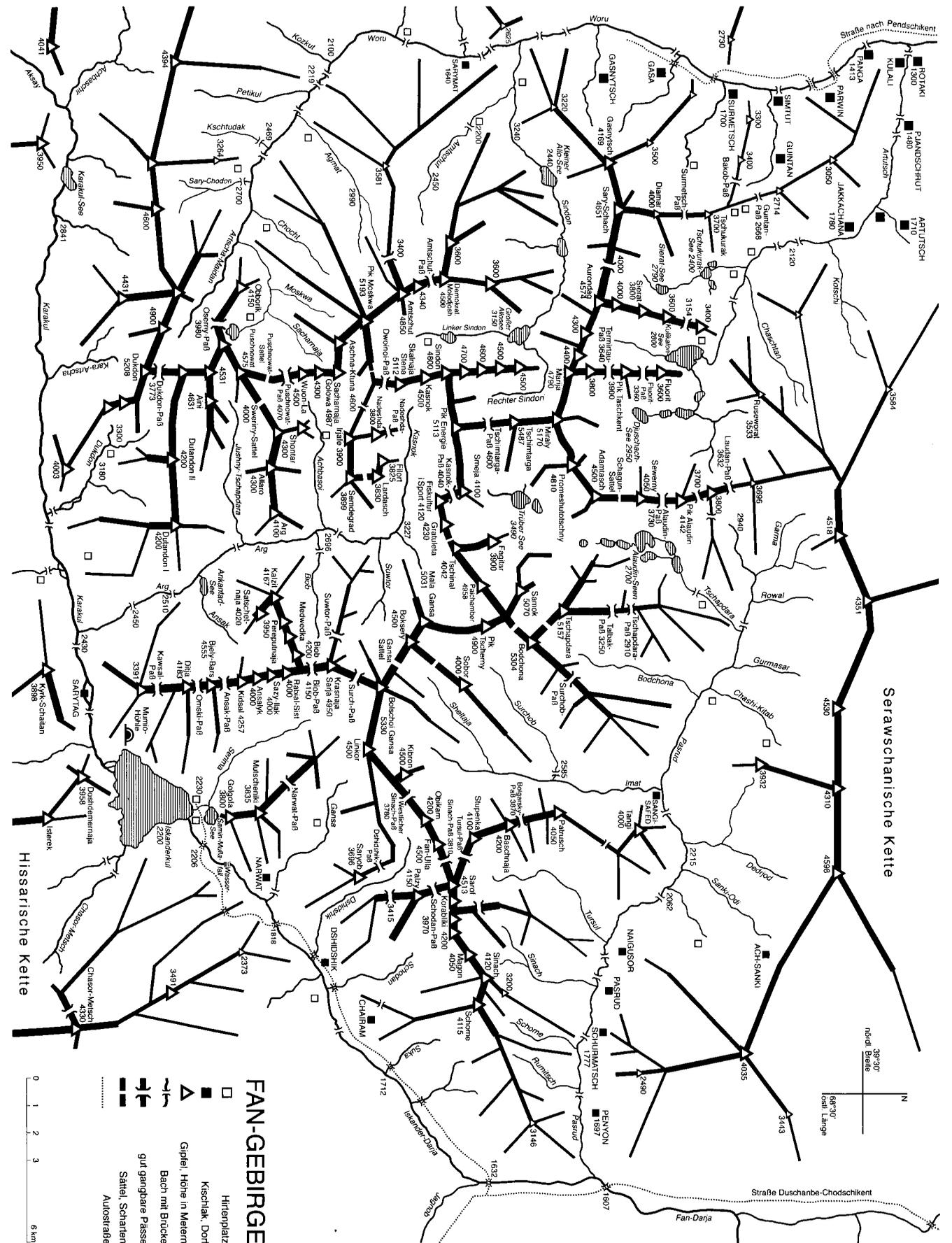
### Fünfhundert Meter Geröll

Nach einem kurzen Tagesmarsch durchs linke Sindontal campieren wir unter dem Tschimtagapaß am Fuß des Pik Energie. Diesen Gipfel, knapp über 5000 Meter hoch, greifen wir am nächsten Morgen an. Doch dem Gipfelsieg geht harte Arbeit voran. Eine ausführliche Schilderung der Schinderei spare ich mir, nur soviel: über 500 Höhenmeter sind auf losem, ständig nachrutschendem Geröll bis zum 4600 Meter hohen Tschimtagapaß zu überwinden. Vom Paß folgt man dem schneebedeckten Nordgrat, zügig steigen wir empor. Der Schlußhang steilt auf, eine Felsplatte ist zu überklettern. Der Firn ist jetzt blankem Eis gewichen. Noch 20 steilere Meter sind es bis zum Gipfel. Ruhig den Pickel verankern, die Steigeisen ordentlich setzen, schwer ist es nicht, nur der Blick in die Abbrüche der Nordwand, über der wir jetzt klettern, beunruhigt etwas. Dann stehen wir oben, auf 5113 Meter, ringsum unzählige Bergspitzen bis zum Horizont. Neben dem Pik Energie ragen weitere 10 Fangipfel über die 5000-Meter-Marke. Genau gegenüber auf der anderen Seite des Passes der höchste, der 5487 Meter hohe Tschimtaga. Den Rückweg zum Paß wählen wir links vom Grat, über einen Firnhang gelangen wir leichter als im Aufstieg nach unten.

Es folgt ein Ruhetag. Vielleicht war unsere Planung etwas unklug, aber wir müssen zum zweiten Mal über den Tschimtagapaß, diesmal mit allem Gepäck. Der Abstieg auf der anderen Paßseite geht in die Knochen. Gletschereis mit einer dünnen Schuttschicht. 1100 Meter tiefer am Trüben See rebellieren die Knie. Im Gegensatz zu den übrigen Fangebirgsseen ist das Wasser hier bräunlich trüb, Gletscherbäche spülen Schlamm in den See. Unter einem Felsüberhang stoßen wir auf die Schattenseiten des Tourismus. Berge teils schon arg verrosteter leerer Konservendosen, einige am Design unschwer erkennbar „Made in GDR“. Die trotzdem wohl vorwiegend russischen Gäste dieses Gebirges haben nicht unser heutiges Umweltverständnis: Oft sieht man die Stümpfe von zu Heizzwecken umgesägten Artschas, auch anorganischer Müll wird bestenfalls unter Steinen entsorgt. Und der Tourismus und somit auch diese Umweltsünden haben in den letzten Jahren stark zugenommen.

### Zwei auf einen Streich

Der Trübe See ist Ausgangspunkt für unsere nächste Gipfeltour. Als die Morgensonne die Gipfelfelsen des Tschimtaga leuchten läßt, sind wir schon einige Zeit auf dem Gletscher in den Sattel zwischen Samok und Paichamber unterwegs. Einige der wenigen vorhandenen Gletscherspalten können wir umgehen, eine andere auf einer Schneebrücke überschreiten. Vom Sattel laufen wir über Geröll. Nur ein Felsturm muß mit Steigeiseneinsatz auf einem steilen, gefrorenen Schneefeld gequert werden.



Dann führt ein Pfad leicht ansteigend zum höchsten Punkt des Samok (russ. Schloß). Zurück am Sattel, erreichen wir in der anderen Richtung nach 15minütiger leichter Kletterei den Gipfel des Paichamber. Während der Samok mit 70 Metern die 5000er-Linie überragt, ist der Paichamber trotz seiner 4958 Meter ein eher unscheinbarer Gipfel.

Einige Wegstunden talwärts liegen die Alaudinseen. Vom Trüben See kommend, leuchtet uns das hellblaue Wasser entgegen. War es schon am Großen Allosee einmalig, hier gibt es die Steigerungsform. Stundenlang streife ich mit dem Fotoapparat zwischen den Seen umher. Über uns, in der Abendsonne, glüht die Westwand der Tschapdara.

Von Osten führt ein Fahrweg durchs Pasrudtal bis kurz vor die Seen. Dies, die einzigartige Landschaft und natürlich die unzähligen Kletterziele machen diesen Fleck zu einem beliebten Lagerplatz für Leute aller Schattierungen. Bunte Zelte sind übers Tal verteilt. Hinter dem Kamm der westlich das Tal begrenzenden Bergkette verbirgt sich eine weitere Seenplatte. Über zwei vielgenutzte Paßübergänge sind diese Seen in einem Tagesmarsch zu erreichen. Deren größter ist der Kulikalensee. In einer Felswand über dem Ufer befindet sich ein Stollensystem. Berichten russischer Alpinisten zufolge soll sich hier eines dieser vielen über das Land verteilten Gulags befunden haben. Von 1935 bis 1946 mußten Strafgefangene Fluorid abbauen.

Zum Kulikalensee wollen wir in diesem Jahr nicht, lieber lassen wir unsere Tour mit einem Ruhetag ausklingen. In Gedanken sitzen wir schon in einem Fahrzeug zur Straße Duschanbe-Aini. Dieser Wunsch wird uns nicht erfüllt, kein Auto ist unterwegs. Erst am Nachmittag des zweiten Marschtages erreichen wir die Verbindungsstraße. Wir lungern im Schatten eines Buswartehäuschens, warten, irgendwann...

### Mit Dienstreisevisum zum Ziegenhüten

Juni 1990: In Moskau wurde mittlerweile der erste Mc Donalds zwischen Berlin und Alaska eröffnet. Gegen die allgemeine Reiserichtung „Let's go west“ möchten wir wieder in unsere „Hausberge“. Es ist abzusehen: So wie wir diese mittelasiatischen Landschaften und ihre Bewohner kennen, werden sie nicht mehr lange erlebbar sein. Fragen wie: „Skolko stoit Mercedes Benz – Was kostet ein Mercedes Benz?“ lassen einen kommenden Trend erahnen.

Diesmal bekommen wir von einem Dresdner Polizeibeamten ohne jede Diskussion einen verwaschenen blauen Stempel mit der dreisprachigen Zeile „für Dienstreisen“ in den Paß gedrückt. Dieser eigentlich mit jedem besseren Kinderstempelkasten zu setzende Stempel öffnet uns (fast) alle Tore in Gorbatschows Reich. In dieser Zeitphase zwischen der Auflösung der DDR und dem folgenden Anschluß an die BRD herrscht eine gewisse behördliche

Anarchie, die uns sehr zugute kommt. Gerade dies verdeutlicht uns aber auch die frühere und auch heute wieder gegenwärtige vielfache Sinnlosigkeit eines aufgeblähten Bürokraten- und Beamtenapparates.

Unser Reiseziel ist diesmal der Pik Lenin. Das Problem: Die Straßenverbindung von Osch bis ins Basislager führt durchs Grenzsperrgebiet zu China, und diese Zone ist für uns noch immer ohne Sondergenehmigung tabu. Eine andere Straße über das Alaigebirge gibt es nicht, also werden wir dieses Gebirge zu Fuß überqueren.

An einer durch das letzte Hochwasser unterspülten und vom Hang abgerutschten Brücke kommt auch das geländegängigste Fahrzeug nicht mehr weiter. Jetzt müssen uns unsere Beine über den Alaihauptkamm tragen. Die großen, unförmig aussehenden Rucksäcke sind außen zusätzlich mit Verpflegungstaschen und Plastikbergstiefeln „verziert“.

Einen Tag später im Kischlak Ljangan, der letzten Siedlung auf der Alai-Nordseite: Krachend fallen die Rucksäcke von den schmerzenden Schultern. Heute gehen wir keinen Schritt mehr. Mit weichen Knien stolpern wir dann doch noch einmal sechs Kilometer. Allerdings sind unsere Rucksäcke jetzt hoch zu Roß. Um diese Jahreszeit werden viele Schaf- und Ziegenherden auf die Sommerweiden im Pamir getrieben. Zwei kirgisische Hirten haben uns angeboten, die Rucksäcke mit auf ihre Packpferde zu laden. Und wir helfen ihnen dabei, 400 Ziegen, 10 Schafe, einen Esel, zwei Pferde und einen Hund über den 3850 Meter hohen Tengis-Bai-Paß zu bringen. Jetzt sind wir also zwei voll in den Arbeitsalltag integrierte Hilfsziegenhirten. Unsere neuen Kollegen heißen Fakul und Rafik. Fakul kennt Ostdeutschland, genauer gesagt Wünsdorf bei Berlin. Im größten sowjetischen Kasernenkomplex auf dem Gebiet der DDR war er als Soldat der Roten Armee stationiert.

Über Nacht stehen die Ziegen in einem Pferch. Die Hirten schlafen in bunte Decken gemummelt unter einem Holzunterstand, wir bauen daneben unser kleines Zelt auf. Erst wenn alle Tiere sich hingelegt haben, können sich auch die Hirten zur Ruhe begeben, müssen aber trotzdem ein waches Auge auf ihre Tiere haben.

Am nächsten Vormittag sind einige Bäche zu queren. Mühsam ist es, die ersten Tiere durch das Wasser zu bekommen. Teils stehen wir im kalten, knietiefen Bach und ziehen die Ziegen an den Hörnern hinter uns her. Sind erst einmal einige Tiere im Wasser, folgt die Herde fast von alleine. Den ganzen Tag treiben wir unsere Ziegen mal mehr, mal weniger steil aufwärts, dem Tengis-Bai-Paß entgegen. Zur Mittagspause stehen die Tiere auf einer Insel, welche der Bach bildet, hier grasen sie friedlich und brauchen nicht ständig beaufsichtigt werden. Später macht ein junges Zicklein schlapp. Schwupp, steckt es Rafik in den Packsack. Sein helles Gemecker tönt jetzt vom Pferderücken. Auch ein Schaf ist am Ende seiner Kräfte.

### „Wie kommt ein Bus hierher?“ Lagerplatz unterm Tengis-Bai-Paß im Alaigebirge, Kirgisien



Kurzerhand setzen es die Hirten auf den Esel und binden es fest. Schaukelnd schaut es etwas dümmlich blickend in die Gegend.

### Pferde haben keine Handbremse

Eigentlich kannte ich Pferde bisher nur aus Indianerfilmen, jetzt führe ich zwei hintereinandergebundene am Zügel. Vorn an der Hangseite neben dem ersten Pferd laufe ich, ständig versucht das Tier, mich den Hang hinunterzudrängen. Eine Weile benötige ich bis zu des Rätsels Lösung: Ich ziehe zu sehr auf meiner Seite am Zügel des Pferdes. Jetzt fasse ich etwas anders zu, und schon läuft es wie gewünscht. Aber da folgt schon das nächste Problem. Die Kirgisen sind mit der Herde ein Stück zurückgeblieben, ich möchte auf sie warten. Doch wie hält man Pferde an? Sie wollen nicht. Also führe ich die Tiere mehrmals im Kreis, bis die Kirgisen heran sind und mir das entsprechende Zauberwort verraten.

Wir gelangen in ein breites, flaches Hochtal ohne Bäume, ein verzweigter Bach durchfließt sumpfiges, sattgrünes Grasland. In 3000 Meter Höhe, neben einem alten Reisebus, beenden wir den heutigen Marsch. Wie kommt ein Bus hierher? Über den Tengis-Bai-Paß war, ein gewichtiger Grund mag wohl auch die strategische Bedeutung gewesen sein, eine Straße geplant. Diese führt auch von Süden bis über den Paß, konnte aber auf der Nordseite niemals fertiggestellt werden. Das schwierige, steile Gelände, Erdbeben und Hochwasser verhinderten dies. Aus der Zeit des Straßenbaus findet man LKW-Wracks mitten im Gebirge.

Unsere Kirgisen zücken ihre Messer und schneiden an den Busreifen herum. Ihr Treiben ist uns anfangs unverständ-

lich. Aber Gummi brennt gut, der Schlauch ist eine gute Grundlage für das Kochfeuer. Zu jeder Mahlzeit gibt es den landestypischen Grünen Tee. In ihre Tassen werfen die Kirgisen einen großen Klumpen Kandiszucker. Wir bieten ihnen Süßstofftabletten an. „Nur zwei Stück?“, fragen sie ungläubig in Anbetracht der Winzigkeit der Tabletten. Erst die Geschmacksprobe kann sie überzeugen. Die beiden murmeln irgend etwas von Kosmonautennahrung und bitten uns um ein paar Tabletten, welche sie sich gut in Papier einwickeln. Damit kann man im Heimatdorf Nachbarn verblüffen.

Aus einem der Packsäcke zieht Fakul die Einzelteile eines Kleinkalibergewehres und montiert es auf dem Holzschaft. Zwischen den Steinen sitzen jede Menge Murmeltiere. Sie sind sehr scheu, verschwinden blitzartig in ihren Erdlöchern, wenn sich ihnen jemand nähert. Hinter Steinen Deckung suchend, schleicht sich Fakul an die Murmeltierkolonie, das Gewehr hält er entschert in der Hand. Plötzlich läßt er sich aus der Deckung eines großen Steines zur Seite fallen, noch in seiner Bewegung hören wir den Schuß. Das Murmeltier hatte keine Chance und der Hund sein Abendessen.

Hier oben wird es nach Sonnenuntergang merklich frisch und es fällt ein leichter Sprühregen. Für solch unsicheres Wetter führen die Kirgisen ein Zelt mit – nagelneu, originalverpackt und farbenfroh. Trotz unserer Outdoorkenntnisse und ihres Studiums der Aufbauanleitung gelingt es uns nicht, das Zelt aufzubauen – russische Technik. Aber bei dieser Kälte gibt das Zelt wenigstens eine zusätzliche Decke für das Nachtlager.

Früh, lange bevor die Sonne unseren Lagerplatz erreicht, rüsten wir zur anstrengendsten Etappe. In Serpentinien zieht sich die Straße zum Paß. Doch unsere Ziegen sind nicht zum Kurvenlaufen zu bewegen, sondern laufen stur geradeaus den steilen Hang hoch. Am späten Vormittag ist der Paß erreicht. Hier ist kein Grün mehr, ruhig sitzend gönnen uns die Ziegen eine Pause. Ihnen sind genauso wie uns die Anstrengungen und die dünne Luft anzumerken.

### Hindernislauf nach Daraut Kurgan

Nach der zweiten Kurve verlassen wir die Straße und steigen weglos zu einer Schlucht ab, welche direkt nach Daraut Kurgan führt. Die rotbraunen Felswände stehen eng beieinander, lassen nur Platz für einen schmalen Pfad neben dem reißenden Bach. Brav laufen die Ziegen im Gänsemarsch. Einen Felspfeiler, der den direkten Weg durch die Schlucht versperrt, können die Ziegen am steilen Hang umgehen, während die Pferde durch das Wasser geführt werden, denn Hochwasser hat auch hier die Brücken weggerissen. Auf diese Art dringen wir mehrere Stunden tiefer in den Cañon ein. Die Wände werden höher, selten dringen Sonnenstrahlen bis auf den Grund der Schlucht vor.

Irgendwann ist Schluß. Steil fällt die Felswand bis ins Wasser. Wir müssen durch den Fluß, doch die Tiere wollen nicht. An den Hörnern ziehen wir einzelne Tiere durch das Wasser. Um alle 400 Ziegen ans andere Ufer zu bekommen, würden Stunden vergehen.

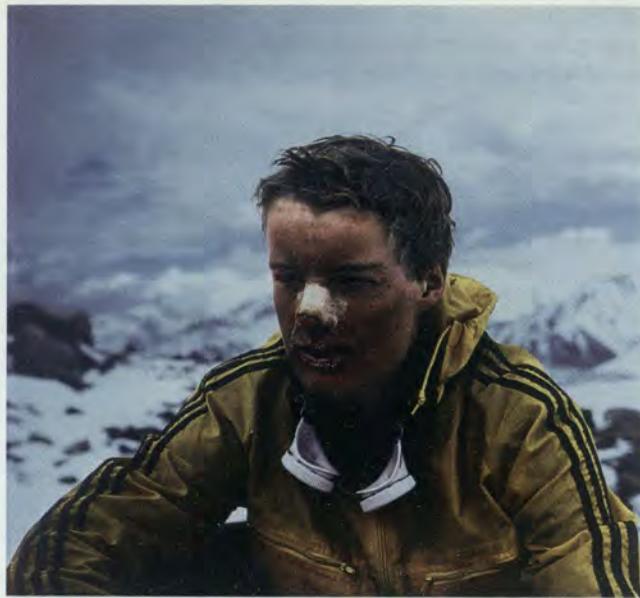
Wir trennen uns. Harald und Rafik treiben die Ziegen über eine Geröllrinne aus dem Tal, derweil bringen wir den Esel, den Hund und die Pferde mit dem Gepäck weiter flußab. Die Schlucht verengt sich, zwischen großen Felsblöcken stürzt das Wasser zu Tal. Der Kirgise deutet auf den Fluß, hier müssen wir durch. Zuerst reitet Fakul, das zweite Tier mit den Lasten am Zügel führend, durchs Wasser. Er läßt das Gepäck ab und kommt mit beiden Pferden zurückgeritten. Jetzt wird es für mich ernst. Wenig später sitze ich auf dem Pferderücken, die Füße über dem brodelnden Wasser hochhaltend. Auf dem steinigen Flußgrund hat das Pferd Mühe, Halt zu finden. Erleichtert betrete ich wieder festen Boden. Jetzt ist noch der Esel zu holen. Nur der Hund bleibt zurück, steht zaghaft am Ufer. Erst als wir hinter der nächsten Flußbiegung verschwinden, kommt er geschwommen.

Öfters ist der Fluß zu queren. Aber das Wasser ist seichter, wir führen die Pferde am Zügel, um nicht jedesmal das Gepäck auf- und abladen zu müssen. Nur der Esel ist meist nicht von alleine durch den Fluß zu bekommen.

Ein schmaler Weg führt einige Meter über dem Fluß durchs Geröll. Fakul führt die beiden Pferde hintereinander am Zügel. Plötzlich bricht unter den Hinterhufen des zweiten Tieres der Hang weg. Es versucht Halt zu finden, löst aber immer mehr Geröllschutt und kommt ins Rutschen. Die Pferde sind zusammengebunden, das vordere Tier wird mitgerissen, sie rollen den steilen Hang in den Fluß. Blitzschnell hat der Kirgise sein Messer aus dem Stiefelschaft gezogen und ist hinterhergesprungen, befreit die Pferde vom Gepäck. Wir bringen die Säcke ans Ufer und helfen den Tieren auf die Beine. Außer ein paar Hautabschürfungen haben sie sich zum Glück keine Verletzungen zugezogen. Eine spätere Inspektion unserer fast wasserdichten Rucksäcke ergibt: Fast alles ist heil geblieben, Gletscherbrille, Fotoausrüstung, Kocher, nur der Steinschlaghelm ist gebrochen.

Es ist spät geworden. An einer Stelle, wo sich die Schlucht etwas weitet, lagern wir. Harald ist mit den Ziegen vom Berg gekommen. Müde rollen wir die Isomatten und Schlafsäcke aus, zum Aufbauen des Zeltes fehlt uns jeglicher Elan.

Am nächsten Morgen geht dieses anstrengende Spiel weiter. Die Herde wird aus der Schlucht über die Bergflanken nach Daraut Kurgan getrieben und die Lasttiere werden durch den Cañon gebracht. Nur wenige Kilometer trennen uns von unserem Ziel, doch es sind noch einige Hindernisse zu überwinden. Ein schmutziges, teils vereistes Schneefeld, vermutlich eine Lawine des letzten Winters, versperrt den Pfad. Um auf den Schnee zu gelangen, ist ein



Harald Heinze im Juli 1988 in Lager 1 am Pik Lenin

großer Schritt über den bereits weggetauten Rand notwendig. Auf guten Tritten im Schnee stehend, ziehe ich den Esel über die Randkluft. Er macht einen Satz auf mich zu, aber da ich in den einzigen Trittplätzen stehe, trampelt er mir auf den Füßen herum.

Gegen Mittag treffen wir in Daraut Kurgan ein, zwei Stunden später kommen Harald und Rafik mit den Ziegen über den Bergrücken. Hier trennen sich unsere Wege. Die Hirten ziehen weiter in Richtung Altyn Masar, auf die Sommerweiden im zentralen Pamir. Und wir begeben uns auf die Suche nach einem LKW, der uns ins Basislager am Pik Lenin bringt.

### Eine Lawine verschüttet Lager 2

Im Basislager treffen wir Freunde aus Dresden, teils sind sie mit dem Helikopter von Duschanbe über das Alaital hierher geflogen. Gemeinsam sind wir in den nächsten Tagen am Berg unterwegs. Mit Saisonauftakt drängen sich viele Alpinistengruppen am Berg, sie nutzen den klettertechnisch einfachen Pik Lenin als Akklimatisationsberg für anspruchsvollere Touren im zentralen Pamir, an den Siebentausendern Pik Korshenewskaja und Pik Kommunismus.

In der Morgendämmerung des 14. Juli wanken abgekämpfte Gestalten ins Lager 1, tschechische Bergsteiger. Am Vortag haben sie nicht mehr die lange Querung durch die Nordwand des Pik Lenin zum Lager 2 geschafft, sondern vorher biwakiert. So wurden sie Augenzeugen, wie sich in den Abendstunden eine fast 1000 Meter hohe Schneewand in einer Breite von 500 Metern löste und Lager 2 unter sich begrub. Auslöser dieser Lawine soll ein Erdbeben in Pakistan gewesen sein.

Zwei überlebende Bergsteiger können in den Nachmittagsstunden geborgen werden, die Druckwelle der Lawine hatte sie in den Eisbruch geschleudert. 42 Tote sind die schreckliche Bilanz dieses Unglücks.

### Mit dem Rad übern Pamirtrakt

Angefangen hat diesmal alles in München. Ich lerne im Frühjahr 1991 Anatoly Bychkov kennen, seines Zeichens Chef der Mountaineering Union, dem nichtstaatlichen sowjetischen Alpinistenverband. Er meint, er könne mir zu einem offiziellen Visum für den Pamir verhelfen. Für Individualtouristen ist es trotz Perestroika und Glasnost eigentlich immer noch unmöglich, aber dank Anatolys Einladung komme ich in den Genuß eines „organisierten“ Tarnanstrichs. Als sich damit, jetzt gewissermaßen als „Westtourist“, wieder die Chance bietet, habe ich eine Idee: mit dem Fahrrad von Chorog in Tadschikistan nach Osch in Kirgisien. Über 700 Kilometer durch kaum bekannte Gebirgslandschaften. Der östliche Pamirtrakt.

Wenige Tage später schickt Anatoly ein offizielles Einladungstelex zum Generalkonsulat nach München, dort beantrage ich die Einreisegenehmigung. Eine Woche darauf bekomme ich den Paß kommentarlos zurückgesandt – ohne Visum. Es sei kein Einladungstelex gekommen, gibt man mir bei einer erneuten Vorsprache zu verstehen. Auf mein Drängen wird nochmals in den Aktenordnern gestöbert. Und – welch Wunder – da ist mein Telex ja. Eine Stunde später ist mein Visum ausgestellt.

Aber ich bekomme nur eine Standard-„Marschroute“. Das ist eine auf der Einreisegenehmigung genau aufgeschlüsselte Reiseroute mit Angabe aller Stationen. Normalerweise wird der Paß im Land kaum kontrolliert, nur gelegentlich auf Flughäfen oder bei Übernachtung in Intouristhotels. Man kann also etwas „variieren“.

Aber der Pamirtrakt ist wegen der Nähe zu Afghanistan und China streng gehütetes Grenzsperrgebiet, ohne den richtigen Stempel würde ich nicht mal in die Nähe meiner geplanten Route kommen. Nach einer längeren Diskussion mit den unbeweglichen Konsularbeamten bleibe ich

### Am Beginn des Pamirtrakts



Verlierer. „Sie müssen in Moskau fragen.“ Mir bleibt nichts anderes übrig. Wochen später in Moskau klappt es tatsächlich. Nach – für russische Verhältnisse – kurzer Zeit und nur wenigen Behördengängen habe ich die nötigen Visa.

Von Duschanbe, der Hauptstadt Tadschikistans, fliegt man etwa eine Stunde bis Chorog, den Ausgangspunkt meiner Tour. Das Rad liegt halb auf mir. Im Frachtraum der Jak 40 ist für so große Gepäckstücke kein Platz – da nimmt man sein Rad eben auf den Schoß. Die 20 000-Einwohner-Stadt Chorog, Hauptstadt des autonomen Gebietes Berg-Badachschan, liegt unmittelbar an der Grenze zu Afghanistan. Ein paar Kilometer weiter südöstlich beginnt mit der Grenze zu Pakistan und Indien das Hindukuschgebirge. Im Osten liegt China. Der Pamirtrakt mit seinen über 4000 Meter hohen Pässen beschreibt einen weiten Bogen entlang der Grenzen. 1932 wurde dieser seit 1891 bestehende Fahrweg von Chorog nach Osch für Kraftfahrzeuge befahrbar gemacht. Dem folgte 1940 der ingenieurtechnisch weit kompliziertere westliche Abschnitt von Chorog nach Duschanbe.

Neben dem Flughafen montiere ich im Schatten einiger Bäume das Rad. Neugierige dunkle Kinderaugen begutachten mich und das Mountainbike. Auch ich sehe hier zum ersten Mal das Rad vollbepackt – in der Hektik vor der Abreise hat es zum Probepacken einfach nicht mehr gelangt. Die Taschen sind zum Glück groß genug. 25 Kilo Gepäck sind es insgesamt.

Chorog mit den typisch vergammelt und uniform aussehenden sowjetischen Neubauten lasse ich schnell hinter mir. Anfangs fürchte ich mich auf meinem schwerbepackten Rad vor jeder Bodenwelle, sehe Speichen brechen. Doch schon nach kurzer Zeit fasse ich Vertrauen zu meinem Fahrzeug und radle an diesem Abend bis zum Kilometerstein 49. 728 Kilometer windet sich die Straße nach Osch durch das Pamir- und Alaigebirge. Die Strecke ist mit Kilometersteinen markiert und führt über sechs Pässe, der Akbaitalpaß ist mit 4655 Metern der höchste.

Die Straße wird von schneebedeckten Fünftausendern gesäumt. Die Farbe Braun dominiert die karge Landschaft, nur an Flüssen oder künstlich bewässerten Feldern wachsen Pflanzen und einzelne Bäume.

Den nächsten Tag geht es stetig bergauf. Nachmittags vor dem 4271 Meter hohen Koitesekpaß überlege ich: Fahre ich an diesem Tag noch über den Paß und biwakiere auf dessen anderer Seite? Mit der Überlegung, wenn ich vom Paß wieder abfahre, habe ich gleich eine gute Akklimatationstour gemacht, radle ich los. Auf den ungenauen Karten konnte ich es nicht erkennen, aber hinter dem Paß zieht sich die Straße endlos über eine Hochebene. Nun steht mein Zelt doch auf über 4000 Meter.

Zumeist ist die Staße von Chorog nach Osch über den Pamir gut asphaltiert; auf den Paßstrecken gibt es allerdings auch Schotterpisten

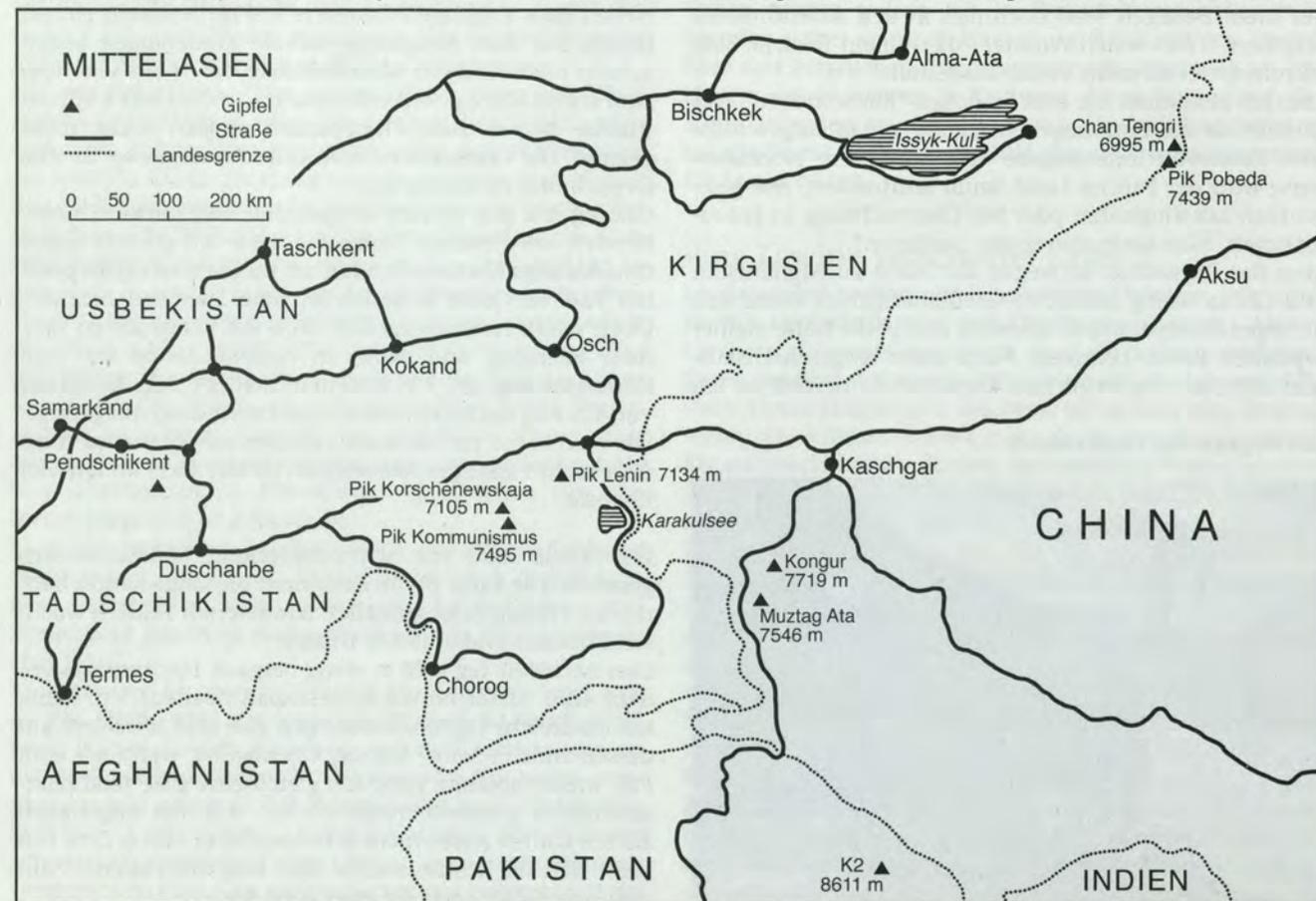
## Salzseen und Schneeregen

Die Hochebene hat es in sich. Rechts und links feinkörniger Sand und Geröll, von einigen vertrockneten Pflanzen durchwachsen. Weiter hinten sind einige Salzseen und Bergketten zu sehen. Eine Fahrt wie durch die Wüste: Die Sonne brennt, der Asphalt ist weich, die Reifen bleiben fast kleben; selbst bergab muß ich treten. Kilometerweit kein Bach, kein Wasser, kein Schatten.

Nachmittags zieht Bewölkung auf, bald regnet es wie aus Gießkannen: Vor mir hält ein Kirgise auf einem Motorrad mit Seitenwagen. Er könne mich bis Murgab, der nächsten größeren Stadt, mitnehmen. Nur schwer kann ich ihm begreiflich machen, daß ich lieber mein Rad durch den Regen schiebe als mit einem Fahrzeug mitzufahren. Der Regen geht langsam in Schnee über. Es ist empfindlich kalt geworden, Handschuhe habe ich keine dabei, deshalb ziehe ich die Jackenärmel über die Hände. Ein Lastwagen hält. Nochmals dieselbe Diskussion. Trotzdem kann ich den Fahrer nicht von der sportlichen Bedeutung meines Schiebens überzeugen. Kopfschüttelnd fährt er davon. In der Dämmerung sehe ich einige Kilometer entfernt ein

paar Häuser, ich erkenne sie spontan zu meinem Tagesziel. Insgeheim spekuliere ich auf eine Einladung, in meinen durchweichten Sachen dürfte die Übernachtung im Minipack-Schönwetterzelt sehr unangenehm werden. Als ich mein Rad in einer verfallenen Halle unterstelle, liegen 99 gefahrene und geschobene Kilometer hinter mir. Einheimische tauchen auf, prompt werde ich ins Haus gebeten. Der Abend vergeht teetrinkend in der Gesellschaft von drei Kirgisen. Attakur, der älteste der drei fragt mich, woher ich komme. „Deutschland...?“ – „Liegt das in der Nähe von Duschanbe?“ Schneeflocken wirbeln ans Fenster, Weihnachten im Juli?

Die Berge sind verschneit, fast bis an die Straße reicht die Schneegrenze. Bei wolkenlosem Himmel radel ich los, noch ist es sehr kühl. Aber schon nach einigen Kilometern schäle ich mich aus einigen Kleidungsstücken. Am späten Vormittag biege ich in ein grünes Flußtal ein und komme nach Murgab. Die erste größere Ortschaft an der Strecke besteht aus einigen Läden, einer Garnison der Roten Armee und einem Gewirr von hölzernen Strommasten über den Häusern. Der Kommunismus brachte die Elektrifizierung – sonst nichts. Einige Kinder kommen auf ihren



Rädern angefahren, bestaunen mein schwerbepacktes Bike, betasten die Stollenreifen und wundern sich über die vielen Ritzel.

Bis hierher führt der Pamirtrakt in östliche Richtung. Hinter Murgab biegt er nach Norden, immer in Grenznähe zu China. Schon bald treffe ich auf die russischen Grenzsicherungsanlagen, ein Stacheldrahtzaun zieht sich quer durchs Gebirge. Am Straßenrand stehen zottige, schwarze Yaks und beäugen mich. Neben einem Bach, auf einem Flecken Grün baue ich mein Zelt auf. Bald brummt der Benzinkocher, Tütensuppe, Zwieback oder Kekse und Tee sind meine Standardmahlzeit.

Am Morgen sind die Wasserlachen im Bachbett überfrozen. Die kühle Morgenluft tut gut, denn heute geht's über den Akbaitalpaß. Nach kurzer Fahrt passiere ich Kilometerstein 364/364 – Halbzeit.

Zumeist ist die Straße gut asphaltiert. Auf den Paßstrecken jedoch rutschen von den Geröllfeldern ständig Steine auf die Straße. Deshalb ist man gleich bei einer Schotterpiste geblieben. Zuviel für mich. Die nächsten Kilometer muß ich schieben. Dann die Paßhöhe: 4655 Meter.

## Abfahrt zum Karakul

Im nächsten Abschnitt ist die Straße noch in Bau, ich fahre auf einer Art Wellblechpiste und bekomme schnell schmerzende, verkrampfte Schultern. Dann taucht der Karakulsee auf. Fast endlos geht es nun geradeaus und leicht bergab. Ohne daß ich bremsen oder treten muß, ziehen die Kilometersteine vorbei.

750 Höhenmeter unter dem Paß komme ich am Karakulsee zum Stehen. Der gleichnamige Ort liegt am Ostufer, dominiert wird er von einer Kaserne und einer Radarstation. Ein verlassener Kontrollposten steht am Ortseingang. Noch vor nicht allzulanger Zeit kam hier nur durch, wer einen gültigen Passierschein fürs Sperrgebiet hatte. Hinterm Dorf zieht sich der Stacheldrahtzaun durch die Ebene, verschwindet im Gebirge. Der See, der größte im Pamir, ist von bis zu 6000 Meter hohen Bergen umgeben, auf der nächsten Kette im Osten verläuft die chinesische Grenze.

Neben einem Gebäude, auf dem die rote Fahne weht, stelle ich mein Rad ab und gehe auf Fotopirsch. Als ich zurückkomme, wartet schon ein Offizier der Grenztruppen auf mich. Mein Visum wird akzeptiert, auf meine Frage nach Übernachtungsmöglichkeiten empfiehlt er mir das einzige Hotel im Ort. Eine Holzbaracke, ursprünglich hellblau angestrichen. Die Übernachtung kostet zwei Rubel, Sonderpreis für Ausländer, mit einem Rubel Verdienst in die Tasche des Schlüsselverwalters. Dafür bekomme ich ein extragroßes Vorhängeschloß für meine Tür, und das Rad darf mit aufs Zimmer. Später kommt der Grenztruppenoffizier mit einem Soldaten als Übersetzer zu Besuch. Die Sprachkenntnisse des Dolmetschers beschränken sich weitestgehend darauf, daß er schon von der deutschen Sprache gehört hat. Den Fragen nach hat ihr Besuch wohl mehr inoffiziellen Charakter. Das Leben hier ist eintönig, man sucht Abwechslung. Heute will ich ins Alaital fahren, den wildesten Teil der Tour habe ich dann im Rücken. Die Straße führt noch ein-



mal über zwei Pässe. Der zweite, der 4280 Meter hohe Kysylartpaß, bildet die tadschikisch-kirgisische Grenze, was einem mit zwei großen Betonmonumenten auf der Paßhöhe nochmals klargemacht wird. Das Alaital ist nach soviel steiniger Hochebene eine willkommene Abwechslung. Viel Grün fürs Auge. Zwischen Filzjurten weiden Pferde- und Ziegenherden, die Hirten jagen zu Pferd über das Grasland. Langsam kommt Sary Tasch näher. Hier kreuzt mein Weg die alte Seidenstraße, die von den mittelasiatischen Handelsstädten durchs Alaital nach China führte. Von Sary Tasch kommt man auch per LKW zum Fuß des Pamir-Siebentausenders Pik Lenin. Wie schon in Karakul, hat sich meine Anwesenheit schnell herumgesprochen. Und wie in Karakul taucht eine Abordnung der Grenztruppen auf, um meine Aufenthaltsgenehmigung zu sichten. Auch das Hotel hier ist ähnlich, zwei Rubel Übernachtung, diesmal aber Massenquartier. Am Abend schaue ich in den Dorfladen, habe Appetit auf etwas Frisches. Außer alten Tomaten und Äpfeln, deren Vertrocknungsgrad auf die Ernte des vorletzten Herbstes schließen läßt, gibt es nichts zu kaufen.

### Kumys ist schlimmer als Durst

Zum Frühstück werde ich von Hirten eingeladen. Ich rolle an ihren Jurten vorbei, und sie winken und rufen mir zu. Angeboten wird Brot, Tee und Kumys, das ist vergorene Stutenmilch mit dunklen Fettaggen und nicht genau zu definierenden Batzen. Tapfer trinke ich die Schale leer. Als meine leere Trinkflasche entdeckt wird, kann ich nicht verhindern, daß auch sie mit diesem edlen Getränk gefüllt wird. Später, an einem sichtgeschützten Platz, leere ich die Flasche in den Bach. Kumys ist eindeutig schlimmer als Durst.

Vom Tal dykpaß, der den Alaihauptkamm quert, windet sich die Straße in endlosen Serpentinien abwärts. Auf den letzten Metern bergauf überholt mich ein Lada mit mitleidig grinsenden Passagieren. Zwei Kurven nach dem Paß steht der Lada mit einem plattgefahrenen Reifen am Rand.

Diesmal lächle ich... Die Straße geht steil bergab. In den Kurven stehen öfters Autos mit kochendem Motor. Meine Bremsen haben da weniger Probleme. Unten im Tal gönne ich meinen Händen eine Entkrampfungspause. Weiter geht's durchs Alaigebirge. Man sieht wieder viele Dörfer, Jurtensiedlungen und Landwirtschaft. Nachmittags verdunkelt sich der Himmel, der Gegenwind ist so stark, daß ein Vorwärtskommen nur im Schrittempo möglich ist. Gerade als ich mich vorm beginnenden Regen unterstellen will, kommen mir zwei Radfahrer entgegen. Wir lehnen unsere Räder an einen Leitungsmasten, decken sie mit Plastikplanen ab und setzen uns dazwischen. Die beiden kommen aus Westsibirien, wohnen irgendwo am Rand des Altaigebirges. Den Pamirtrakt möchten sie in umgekehrter Richtung befahren. Um ihre Räder gebirgstauglich zu machen, haben sie am Hinterrad zusätzliche Speichen eingezogen und mit viel Bastelarbeit noch manches verändert. Später schrieben sie mir, daß sie in den folgenden Wochen insgesamt 1700 Kilometer, 12 Pässe und zwanzig Minuten Super-8-Film abgekurbelt hatten.

Ich fahre weiter, aber der Regen ist zu ungemütlich. Unter dem Vordach eines verlassenen Hauses koche ich Tee. Plötzlich taucht eine Familie auf, die nebenan wohnt. Man schließt mir die Tür zu den leerstehenden Räumen auf. An einigen Stellen regnet es durch, trotzdem findet sich ein trockener Platz für die Nacht. Ständig kreuzt jetzt irgendein Familienmitglied auf, man bringt mir eine Thermoskanne Tee, die Großmutter schleppt ein Feldbett herbei. Im größten Sauwetter komme ich zu einer hochkomfortablen Nacht – wer hätte das gedacht!

Der Regen hat irgendwann ein Ende, genau wie meine Tour. Bei Sonnenschein geht es bis Gultscha immer bergab. Von hier führt die Straße noch einmal über einen 2460 Meter hohen Paß. Kleinigkeit, denke ich, doch die Schlußetappe entpuppt sich als der längste steile Anstieg der ganzen Strecke. Dann rolle ich in die Hitze des fruchtbaren Ferganabeckens. Unterwegs noch eine Pause in einer der landesüblichen Teestuben. Lärmende, hupende Autos, Benzingestank, Verkehrschaos in einer mittelasiatischen Stadt, ich bin am Ziel.

#### Literaturauswahl

Renner/Selic: Abseits der großen Minarette. VEB F.A. Brockhaus Verlag Leipzig, 1982. Geschichte Mittelasiens  
Georg Renner: Biwak auf dem Dach der Welt. VEB F.A. Brockhaus Verlag Leipzig, 1975. Als Bergsteiger in den Gebirgen Mittelasiens  
Walter Steiner: Auf den Gletschern des Pamir. VEB F.A. Brockhaus Verlag Leipzig, 1982. Bergsteigererlebnisse mit geologischem Schwerpunkt  
Krause/Jensen/Rump: Pamir – zwei Handbreit unterm Himmel. Sportverlag Berlin, 1977. Bergsteigererlebnisse  
Rudolph/Lewenstein/Stulz: Zu den Gipfeln Turkestans. Sportverlag Berlin, 1967. Bergsteiger im Fangebirge.  
D.M. Satulowski: In Firn und Fels der Siebentausender. VEB F.A. Brockhaus Verlag Leipzig, 1967. Pamir und Tienschan  
Klaus Pander: Sowjetischer Orient. DuMont Buchverlag Köln, 1988. Kunst und Kultur, Geschichte und Gegenwart der Völker Mittelasiens  
Jahrbücher des DÖAV von 1914, 1929, 1993, 1998

# Kontrastprogramme

Klettern am Südzipfel und Skialpinismus im hohen Norden des amerikanischen Doppelkontinents

Kurt Albert/Harry Neumann

## „El Condorito“

Patagonien – es ist wieder soweit. Für Bernd und mich ist es bereits das fünfte Mal. Wir dürfen uns schon „alte patagonische Hasen“ nennen. Zusammen sind wir 94 Jahre alt – und in drei Jahren feiern wir unser 100jähriges Patagonienjubiläum!?

Dritter im Bunde ist Egbert Dozekal. Für ihn ist es das erste Mal, und mit offenem Geist und offenen Augen genießt er noch jede Minute seines patagonischen Abenteuers, bei jeder Rast eine Zigarre im Mundwinkel... – er ist eine echte Bereicherung für unser Vorhaben: eine Erstbegehung am Fitz-Roy-Trabanten „Aguja St. Exupéry“.

Vor einem Jahr war Bernd, des schlechten Wetters überdrüssig, losgezogen und entdeckte die „Linie“ in der 750 Meter hohen Südostwand. Unten im Rio Blanco-Camp schwärmte er von Rissen, welche die gesamte Wand durchzögen ..., der nächste Patagonienaufenthalt war damit schon vorprogrammiert – wir mußten wiederkommen!

### Sonntag, 18. Januar:

Schon das dritte Mal „buckeln“ wir unsere Ausrüstung hoch zur Biwakhöhle oberhalb der „Laguna Sucia“. 1000 Höhenmeter sind zu bewältigen, über steiles Schotter- und Blockgelände. Für mich mit einem soliden „Dreißiger“ (30-kg-Rucksack) bedeutet das ein über drei Stunden langes „Selbstüberwinden“ Schritt für Schritt. Unter der Last meiner Ladung, die einem das Blut abdrückt, erschrecke ich bei dem Gedanken, daß ich diese Geröllhalden wohl noch weitere zehnmal „hochschottern“ muß, was mir heute den Blickwinkel auf die einmalige patagonische Bergkulisse gewaltig trübt.

Negative Gedanken, die mir bei solchen Brachialaktionen immer im Kopf herumschwirren, belasten die Psyche und schwächen den Körper. Was will ich eigentlich schon wieder hier? Der mathematische Teil meines Gehirns macht die Bilanz, die heute nicht gerade positiv ausfällt: 5 x Pata-

gonien = 8 Monate lange „Selbstknechtere“ – patagonische „Zermübnungspädagogik“ –, welche Anstrengung und Erfolg selten ins rechte Licht rückt = 30 Klettertage + 12 Kilometer kräfteaubendes „Jümarn“ mit den Steigklemmen, verbunden mit 25maliger Plackerei hoch zum „Paso superior“. Und das alles kostete mich 30.000 DM. Führt man die Rechnung weiter, so bleibt mir unterm Strich ein Klettertag pro Woche (meistens nur 2–3 Seillängen im Sturm). Für diesen Klettertag bezahle ich 1000 DM, muß ca. 1.500 Höhenmeter (4 Std.) zum Berg und 400 Höhenmeter mit Steigklemmen das Fixseil „hochwuchten“ – und das alles freiwillig! Eine ernüchternde Bilanz, welche das patagonische Bergsteigen mit vielen Fragezeichen belastet – momentan jedenfalls.

Ich gönne mir eine Pause und werfe auf frevlerische Weise meine Plastiktonne ins Geröll, hatte sie uns doch an den großen Weltbergen so wertvolle Dienste erwiesen. Wie geölt flutschte sie als „Haulbag“ zweckentfremdet über den rauhen Granit, den Waldboden und über Baumstämme der kanadischen Wildnis, von amerikanischen Kletterern belächelt und als „big aspirinbox“ bezeichnet. Jetzt streicheln meine Gedanken die ungezählten Kratzer und Kerben auf ihrer Oberfläche, welche mit so vielen wertvollen Erinnerungen verbunden sind. Ich denke zurück ans Schlingenbiwak in der Steilwand am Fitz Roy, wo ich, 10 Stunden lang wie auf dem Klo sitzend, bequem auf ihr die Nacht hinter mich brachte, die Augen aufs Kreuz des Südens gerichtet.

In solchen Momenten des Zweifels hilft vielleicht etwas Philosophie: „Die totale Selbstknechtung, um danach wieder das ganz normale Leben schätzen zu lernen“ oder: „Nur was sich unserem Willen entgegensetzt nehmen wir unmittelbar und intensiv wahr“. Das war es doch, was wir wollten: intensiv leben; und das patagonische Bergsteigen erweist sich als idealer Willensbrecher. Also, „da mußt du durch“, klingt es in meinen Ohren – Zähne zusammenbeißen und weiter!

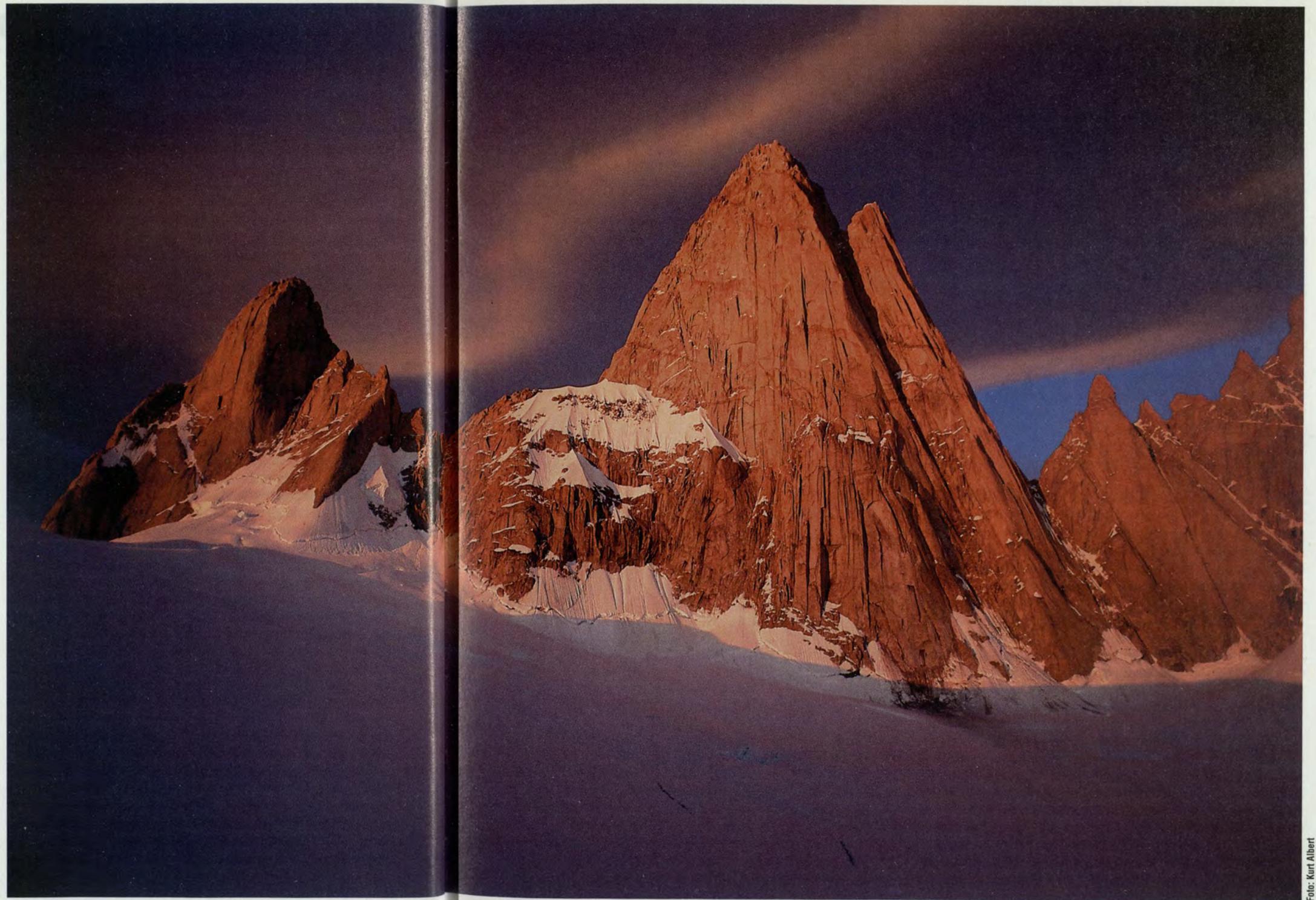
Der Blick schweift hinaus in die Weite der patagonischen Pampa – eine Landschaft von ursprünglicher Schönheit, mit ihren türkisfarbenen Seen, den vom Wind zerzausten

Fitz Roy-Ostwand;  
knapp rechts der Gipfelfalllinie die  
Rißreihe von „Royal Flush“

Baumskeletten, dann hinauf zur anderen Welt, unserer Welt der Gletscher und der patagonischen Berge. Der Anblick dieser gigantischen Felsabstürze beflügelt wieder die Fantasie und verspricht ein exklusives vertikales Abenteuer. Diese urtümliche Umgebung und vor allem die wetterexponierte Lage mit den fast unablässig fauchenden Stürmen gibt dem patagonischen Bergsteigen seine besondere Anziehungskraft und immense Herausforderung. Dies entfacht Neugierde und den sportlichen Ehrgeiz, an diesen bedeutenden Bergen eine Erstbegehung durchzuführen – sie sind sicherlich vom Feinsten – und solch einer magnetischen Anziehungskraft kann sich wohl kaum ein Bergsteiger entziehen, ein echter alpiner Höhepunkt! Solche Motivation, verbunden mit dem Gefühl, hier etwas Besonderes zu vollbringen, ist sicherlich der Knackpunkt beim patagonischen Bergsteigen. Die ständigen Rückschläge der Wetterkapriolen, Anstrengungen, investiertes Risiko erscheinen so in neuem Licht, lassen den kurzfristig verlorengegangenen „Glanz in den Augen“ wieder zurückkehren. Der letzte Geröllrücken zur Biwakhöhle wird im Sturm lauf genommen, und ich träume wieder von einer tollen Route im patagonischen Granit.

### Wiederholerfreundlich

Unsere Biwakhöhle ist der ideale Ausgangspunkt für bergsteigerische Unternehmungen an der „Exupéry“. Eine Stunde Fußmarsch trennt uns vom Gletscher, der uns nach einer unkomplizierten Querung zum Einstieg bringt. Der Fluchtpunkt unseres Interesses ist natürlich eine frei zu erkletternde Linie. Mit dem Fernglas tasten wir die Steilwand nach erkletterbaren Strukturen ab. Durch den kompakten, rötlich gefärbten linken Wandteil, der für unser Vorhaben völlig ungeeignet erscheint, führt die bisher einzige Ostwandroute: „Le petit prince“ (dem gleichnamigen Buch von Saint-Exupéry gewidmet) wurde 1994 mit aufwendigen Big-Wall-Tricks (A4) auf weiten Strecken in technischer Kletterei erobert. Rechts davon entdecken wir unsere „Lebensadern“ – ein Rißsystem, das viel Freikletterei verspricht. Wir entscheiden uns für den feinen Riß, der die rechte Begrenzung darstellt. 300 Meter führt er lotrecht zur Pfeilerkante empor. Die nächsten 200 Meter sollten dann in exponierter Kletterei direkt über die Pfeilerkante führen. Dieser Teil ist mit einem großen Fragezeichen belastet, denn der kompakte Granit läßt sich wahrscheinlich nur schwierig absichern. Ohne Zweifel ist diese Linie vom Freikletterstandpunkt gesehen die große Herausforderung in der Südostwand. Wir wollen hier am Berg einen hohen Maßstab festlegen und der Nachwelt eine exquisite, für patagonische Verhältnisse nicht alltägliche Route hinterlassen. Flair und Ästhetik dieser Linie faszinieren unmittelbar, und das ist meiner Meinung nach besonders wichtig, um die Begeisterung für die nun folgenden „Strapazen und Qualen“ zu konservieren. Den



patagonischen Wetterkapriolen trotzen wir wieder mit der „Fixseil-Schiene“, so daß bereits jede gekletterte Seillänge als kleiner Erfolg zu werten ist. Bei den zu erwartenden Schwierigkeiten und kurzen Schönwetterperioden rechnen wir maximal mit drei Seillängen pro Tag. Die „Fixseil-Schiene“ garantiert den schnellen und sicheren Rückzug und Aufstieg zum Hochpunkt. Außerdem ist es unser Anliegen, eine „wiederholerfreundliche“ Route zu kreieren. Was bedeutet, daß alle Standplätze grundsätzlich mit

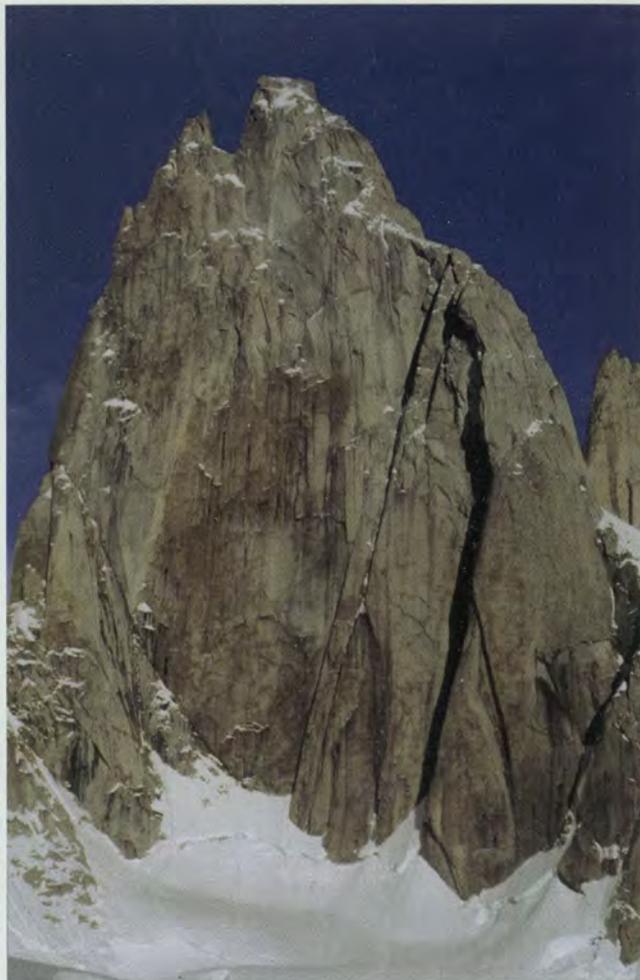
zwei Bohrhaken versehen werden. Die Route soll „vernünftig“ abgesichert werden – wer will schon an windigen Normalhaken freiklettern?

Die Risse sichern wir natürlich auf weite Strecken mit Klemmkeilen. Bei entsprechenden Wand- und Witterungsverhältnissen sollte es dann möglich sein, die Route im Alpinstil (ohne Fixseile) an ein bis zwei Tagen zu wiederholen, und zwar ausschließlich mit Klemmkeilen. Diese Aufgabe rechtfertigt unseren Materialaufwand. Mit

in die Wand kommen Bohrmaschine, 100 Bohrhaken (Longlife), 500 Meter Fixseil.

Unsere Rechnung ist einfach: sukzessive Material zum Hochpunkt bringen, fortlaufend Seile fixieren und das gesamte Klettermaterial am Hochpunkt hängen lassen. Ist somit der Erfolg programmiert? Keineswegs, denn die patagonische Realität zeigt, daß selbst bei schönem Wetter herabstürzende Eisplatten oder armdicke Vereisung der Fixseile den Aufstieg vereiteln können.

Aguja Saint-Exupéry  
(2680 m) mit Südostwand  
und Ostpfeiler (rechts)



## Windgeschützt

Endlich Fels! Während der kommenden sieben Tage herrscht reger Pendelverkehr in unserer Wand. An vier Klettertagen können wir unserer Wand 12 Seillängen bei ungünstigen Wetterverhältnissen abkämpfen. Wir profitieren von der windgeschützten Lage unserer Südostwand. Um uns herum krachen tosend die Windböen, die sich an den Felskanten brechen, während wir in guter Stimmung Meter um Meter an Höhe gewinnen. Noch sind die Risse stellenweise stark vereist, aber wir sind guter Hoffnung, daß wir später bei guten Bedingungen freiklettern können. Immer wieder fallen Eisbrocken auf uns herab, aber, aufgrund der Steilheit der Wand, Gott sei Dank weiter draußen im Raum. Unsere Routenwahl entpuppt sich als Volltreffer und fordert das gesamte Repertoire an Reißklettertechniken. Die Wand ist morphologisch zweigeteilt: Nach 8 Seillängen steiler Kletterei endet unser Riß abrupt. Es folgt außergewöhnliche Wand- und Hangelkletterei direkt an der Pfeilerkante. Skeptisch beobachte ich Bernd, als er die „Ideallinie“ direkt an der Kante angeht. Vom Standplatz, von unten aus betrachtet, ist der Granit kompakt rißlos und ohne Strukturen, und ich vermute schon eine Bohrhakenleiter auf den nächsten 100 Metern. Die Bohrmaschine läuft auf Hochtouren und saugt unsere Akkus leer. Zwei Seillängen unter dem Pfeilerkopf müssen wir unserem Tun ein vorläufiges Ende setzen und den Rückzug ins Rio Blanco-Camp antreten.

Im Camp ist Hochbetrieb: knapp 30 Zelte. Der Ort bildet das Zentrum einer losen Bergsteigergemeinschaft. Argentinier, Chilenen, Österreicher, Spanier, Italiener – die kletternde Völkerfamilie hofft auf besseres Wetter und bessere Bedingungen am Berg. Fast alle wollen natürlich dem „Chef“ – dem Fitz Roy – aufs Dach steigen, aber Sturm und vor allem viel Eis in den Rissen vereiteln bisher alle Besteigungsversuche in diesem Jahr. Hier im Camp diktiert inzwischen das digitale Piepsen der Barometer den Lebensrhythmus – langanhaltende Passivität und unvermittelt geforderte Leistungsexplosion im steten Wechsel werden vom Luftdruck bestimmt. Das lange Warten und das patagonische „Sisyphos-Dilemma“ nervt und nagt an der Motivation. Wozu wird man zählen? Wird man Gewinner oder Verlierer sein? Gibt es den Unterschied hier überhaupt? Allein das Hiersein, jede Bewegung in der Aura dieser Berge ist schon eine Gnade und Gewinn genug. (Ein Psychologe würde hier bestimmt ausreichend Stoff für seine Doktorarbeit entdecken: „Verarbeitung von Niederlagen“, „Aufrechterhaltung der Motivation“.

Die Hütten und der Wald des Rio Blanco vermitteln Geborgenheit, jedoch spätestens nach einer Woche am Berg lockt „Chalten“ mit all seinen Vorzügen der Zivilisation. Inzwischen blüht hier das Geschäft mit dem Tourismus – Chalten wächst Jahr für Jahr in erschreckender Schnelligkeit – droht aus allen Nähten zu platzen und ist dabei, seine „Seele“ zu verlieren...

## Mittwoch, 28. Januar:

Bereits vier Tage später hängen wir wieder oben an unserer Pfeilerkante in fast 500 Meter Höhe ausgesetzt über dem Gletscher. Heute ist mein Geburtstag – also mein Tag am Berg! Bei solchen Anlässen überläßt mir Bernd, quasi als Geburtstagsgeschenk, die Führung (hoch zum Pfeilerkopf). Das Wetter ist sehr unsicher, und es grenzt eigentlich schon an Frechheit, überhaupt eingestiegen zu sein. Aber wir profitieren hier von der windgeschützten, niedrigen Lage unserer Wand und den Fixseilen. Während man heute oben am Fitz Roy im Sturm bestimmt keinen „Muxer“ macht, sind wir doch guter Dinge, heute unsere Route zu vollenden. Die 13. Seillänge verläuft wieder wie auf Messers Schneide direkt an der Pfeilerkante und wird mit 10 Bohrhaken „geschmückt“. Vier Stunden verbringe ich damit, diesen letzten Steilaufschwung vom Eis freizulegen, dann ist der Weg nach oben frei!

Die nächsten 8 Seillängen (250 Meter) vom Pfeilerkopf zum Gipfel führen über die „Ostpfeiler“-Route (Buscaini/Metzeltin) – dem Weg der Erstbesteiger.

Oben am Gipfel sitzen wir zu dritt im 100-km/h-Sturm im Windschatten des Gipfelblocks und genießen die lokale Windstille mit Whisky und Cigarillo ...

Dann wird noch die Abseilstelle vom Gipfelblock mit einem soliden Bohrhaken saniert, der neben zwei vermuteten Holzkeilen und einer „Rostgurke“ unvermittelt

Unten und rechts:  
In der Route „El Condorito“

Geborgenheit ausstrahlt. Es ist für mich unbegreiflich, daß es Leute gibt, welche sich über so etwas aufregen. Viele Unfälle – vielleicht die meisten – in Patagonien ereignen sich beim Abseilen ...

Die gesamte Kletterausrüstung wird wieder hinuntergebracht und am ersten Standplatz belassen, denn wir wollen zurückkehren und bei besseren, eisfreien Bedingungen die Route frei klettern.

Oberhalb der letzten Abseilstelle (hinunter auf den Gletscher) knallt es plötzlich über uns, und auf uns herab stürzt eine Eislawine aus fußballgroßen Eisblöcken. Jetzt heißt es gleich handeln, wenn ein Handeln überhaupt möglich ist. Ich springe in die Randklüft, die mir, im Abseilseil hängend, ausreichend Schutz gewährt. Danach Momente der Stille, was war mit Bernd, er hing völlig ungeschützt und festgebunden oben am Standplatz. Ich vermute das Schlimmste, aber Gott sei Dank, unsere Tonne, die ausgeleert neben Bernd baumelte, diente ihm als überdimensionaler Helm und Schutzschild – Glück gehabt!



## Sonntag, 8. Februar:

Wir steigen nochmals in die Wand ein und ernten „Freikletterfrüchte“ – heute eine Pflichtübung. Bei klirrender Kälte und Südwind können wir alle Kletterstellen mit Ausnahme der Reißspur in der 8. Seillänge knacken (20 m/A2). Wir wissen noch nicht, daß der heutige Südwind Vorbote einer dreiwöchigen Schönwetterperiode sein sollte; Bedingungen also, welche Besteigungen aller Gipfel zulassen sollten, so daß alle Gipfelstürmer nicht völlig unbelohnt nach Haus zurückkehrten – ein patagonisches Wunder, das kurzerhand ebenfalls den Auswirkungen des „El Niño“ zugeordnet wird.

Hervorzuheben ist dabei sicherlich die erste Wiederholung unserer Route „Royal Flush“ über den 1300 Meter hohen Ostpfeiler des Fitz Roy durch die deutsche Seilschaft Rainer Trepppe, Gunter Gäbel, Michael Schafroth. Sie waren die ersten, die in diesem Jahr auf dem Gipfel standen. Perfektes Timing bescherte ihnen das „große Los“ im patagonischen Glücksspiel über die „schönste Route“ am „schönsten Berg der Welt“.

Kurt Albert

## AGUJA ST. EXUPERY (2680 m) – Südostwand: „El Condorito“ (Kleiner Kondor)

Gesamthöhe 740 m (21 Seillängen), davon Neutour 500 m (14 SL) / Ostpfeiler 240 m (7 SL); überwiegend Reißkletterei mit Wandpassagen max. 5.12 / 8. Seillänge A2 u. 5.11.; Bohrhaken (Longlife) an den Standplätzen einschl. Zwischensicherungen, bei Wiederholung mindestens 1 Satz Friends (kompl.) und Stopper erforderlich.

Erste Begehung 28./29.1.98 (nach Vorarbeit); 8.2. freie Begehung mit Ausnahme der 8. SL durch Bernd Arnold, Kurt Albert und Egbert Dozekal.

# Über die winterlichen Rocky Mountains

Canada, wie wir es uns immer schon vorgestellt hatten: grandiose Berglandschaften, große Gipfel und mächtige Gletscher, liebliche Täler, Bären, Regenbogen aus Schneekristallen im eisigen Winter, glasklare, türkisblaue Seen, endlose Prärien, Wälder und Weiten und die kontrastreiche Vegetation und Tierwelt auf Vancouver Island: eine einzigartige und faszinierende Wildnis. Dort wollen wir hin.

Gemeinsam mit Friedbert Bartel aus Mainz breche ich im Winter zu dieser expeditionsartigen Tour auf, um die Rocky Mountains auf Ski (und mit Daniela Raihl aus Nürnberg im Sommer und im Herbst zu Fuß) zu durchqueren. Bereits die einmaligen Sonnenauf- und -untergänge beim Flug über die schneebedeckten Gletscher und unberührten Gipfel von Grönland und Baffin Island lassen uns ein Kribbeln über den Rücken laufen. Unsere Abenteuerlust ist kaum zu bremsen, wir können es kaum erwarten, in eine der schönsten Landschaften dieser Erde einzutauchen.

## Start

Von Canmore, dem canadischen Alpinzentrum südlich von Banff, brechen wir an einem eisigen Wintermorgen im Dezember auf. Von den Three Sisters (2972 m) entlang des Bryant Creek wandern wir mit unseren Ski durch endlos erscheinende Täler über den Assiniboine Paß in Richtung Mount Assiniboine, 3618 Meter, dem Matterhorn der Rocky Mountains. Sechs Tage benötigen wir, um von dort über die Sunshine Meadows, den größten Hochalmen Nordamerikas und einigen Pässen wieder das Bow Valley und den Eingang zum Johnston Canyon zu erreichen.

An den Spray Lakes geht es entlang in Richtung Bryant Creek. See und Flüsse sind zugefroren. Im Winter gibt es keine Markierungen, keine Tafeln, die uns den Weg weisen, wir sind auf uns alleine angewiesen. Die Militärkarten im Maßstab 1:50000 geben uns nur ungefähre Hilfe. Auch hier sind so gut wie keine Trails eingezeichnet. Die Orientierung mit dem Kompaß ist unabdingbar. Gleich am ersten Tag werden Psyche und Geduld bei Temperaturen von minus 35 Grad hart auf die Probe gestellt. Die schweren Rucksäcke tun ihr übriges. Alles, was wir in den nächsten Wochen benötigen, schleppen wir mit: vom sturmerprobten Expeditionszelt mit Thermo-Überzelt, den für extreme Temperaturen geeigneten Daunenschlafsäcken bis zu unserer Eisrüstung. Am schwersten wiegt trotz strengster Rationierung die Expeditionsverpflegung. Ein Topf und ein Gaskocher sind für die nächsten Wochen unsere Küche, die das Überleben sicherstellen soll.

10 Kilometer gehen wir das Tal hinauf, gewinnen nicht einen einzigen Höhenmeter. So sollte es uns noch öfters ergehen. Schneebedeckte Wiesen und endlos erscheinende Täler und Wälder wechseln sich ab. Nach einigen Stunden erreichen wir die Bryant Creek warden cabin, sie ist

zugesperrt. Wir gönnen uns eine erste Brotzeit und orientieren uns mit Hilfe des Kompasses auf dem Weg in Richtung Assiniboine Paß. Wir müssen uns an die gewaltigen Dimensionen dieser wilden Naturlandschaften erst gewöhnen. Manchmal stehen wir vor drei Pässen und sind nicht sicher, welcher der richtige ist. Es wird früh dunkel, das Wetter verschlechtert sich. Wir haben heute 20 Kilometer durch teilweise knietiefen Schnee zurückgelegt. Wir sind müde und beschließen, das Lager für die Nacht herzurichten. Eine Stunde brauchen wir dazu, Schneefall und Wind setzen ein. Kochstelle und Proviant müssen mindestens 50 Meter vom Zeltplatz entfernt sein, um die Bären nicht anzulocken. Alles, was irgendwie riecht, auch die Zahnpasta, muß jeden Abend aus dem Zelt verschwinden und wird in fünf Meter Höhe auf einem Baum aufgehängt. Es wird eisig kalt, alle Tätigkeiten müssen wir mühsam mit unseren vierlagigen Expeditionshandschuhen ausführen. Bei Temperaturen um minus 40 Grad braucht es fast eine Dreiviertelstunde, bis wir einen Liter kochendes Wasser auf 2000 Meter Höhe erhalten und voller Genuß einen Teebeutel hineinhalten können. Wir wünschen uns nichts Sehnlischeres, als in unsere warmen Schlafsäcke hineinkriechen zu können.

Es schneit fast die ganze Nacht. Am nächsten Morgen haben wir zunächst damit zu tun, unser Zelt mit den Lawinenschaukeln auszugraben und vom Schnee zu befreien. Der Tag beginnt mit Wasserkochen für Tee und Müsli, es ist gut, daß wir abends einige Flaschen bereits vorkochen und mit in die Schlafsäcke nehmen. Wir gewinnen somit viel Zeit und Energie in den eiskalten Morgenstunden.

Im Laufe des Vormittags klart es etwas auf. Wir freuen uns, daß der Aufstieg zum Paß endlich steiler wird. Die Orientierung fällt uns nach wie vor schwer, wir sind in einer Landschaft von unglaublichen Dimensionen. Die letzten 100 Meter steigen wir zwischen zwei Felsbändern hinauf auf 2180 Meter. Durch eine schmale Rinne geht es auf der anderen Seite wieder hinunter auf die O' Brian Meadows. Fast vier Kilometer spüren wir monoton ohne Steigung auf diesen Wiesen weiter, bis wir in einem kurzen Gegenanstieg den Mount Assiniboine (3618 m) erreichen: wolkenverhangen und bei immer stärker werdendem Schneefall sehen wir von diesem „Matterhorn der Rocky Mountains“ so gut wie nichts. Auch vom wunderschönen Lake Magog ist nichts zu erkennen.

Wir sind müde nach sieben Stunden Gehen, auch wenn wir uns gegenseitig im Spuren ablösen. Es wird dunkel. Oberhalb des Sees, so entnehmen wir der Karte, gibt es cabins, einfache Behausungen, die normalerweise im Sommer benützt werden. Bevor wir in mühsamer Kraftanstrengung unser Zelt aufschlagen, gehen wir dorthin und können es kaum glauben: Eine dieser Unterkünfte ist offen, innen befinden sich vier harte Pritschen, auf denen wir die heutige Nacht verbringen werden. Welch ein Luxus! Es schneit die ganze Nacht, fast einen halben Meter



Foto: Harry Neumann

Blick zu den Sunshine Meadows, den „größten Almwiesen Nordamerikas“

Neuschnee am nächsten Morgen. An ein Weitergehen ist nicht zu denken. Einmal wird es sehr schwer werden, den weiteren langen Weg zum Citadellpaß (2360 m) zu finden, zum anderen schließt die Lawinengefahr ein Weitergehen aus. Wir erinnern uns, daß uns die Fähigkeit, abwarten und auch umkehren zu können, schon öfters das Leben gerettet hat. Der Erfolg unserer Unternehmen liegt in dieser Fähigkeit begründet.

## Erneuter Aufbruch

Mit Schneeschmelzen verbringen wir den größten Teil des kurzen Tages, um vier Uhr nachmittags wird es dunkel. Der Pfefferminztee wird zum lebensnotwendigen Getränk. Wir gießen ihn literweise in uns hinein. Auch unser Traum, eine Winterbesteigung durchzuführen, geht nicht in Erfüllung. Unsere Vorräte sind eng begrenzt, nach drei Tagen brechen wir auf. Der Luftdruck steigt beständig an, so daß wir auf besseres Wetter hoffen können. Es wird zunehmend noch kälter. Selbst stundenlanges Gehen reicht nicht aus, um unseren Körper zu erwärmen. Mehrfach gelangen wir bei minus 45 Grad an die Erfrierungsgrenze.

Die tagelangen Aufstiege in ursprünglicher Einsamkeit und Abgeschiedenheit geben uns jedoch immer wieder Mut und neue Energie. Kilometerlange, nicht enden wollende Tiefschneeabfahrten und nicht beschreibbare Ausblicke geben uns die Kraft, durchzuhalten, unser Ziel zu erreichen, die canadischen Rocky Mountains auch unter extremen Verhältnissen zu durchqueren. Schon als wir das

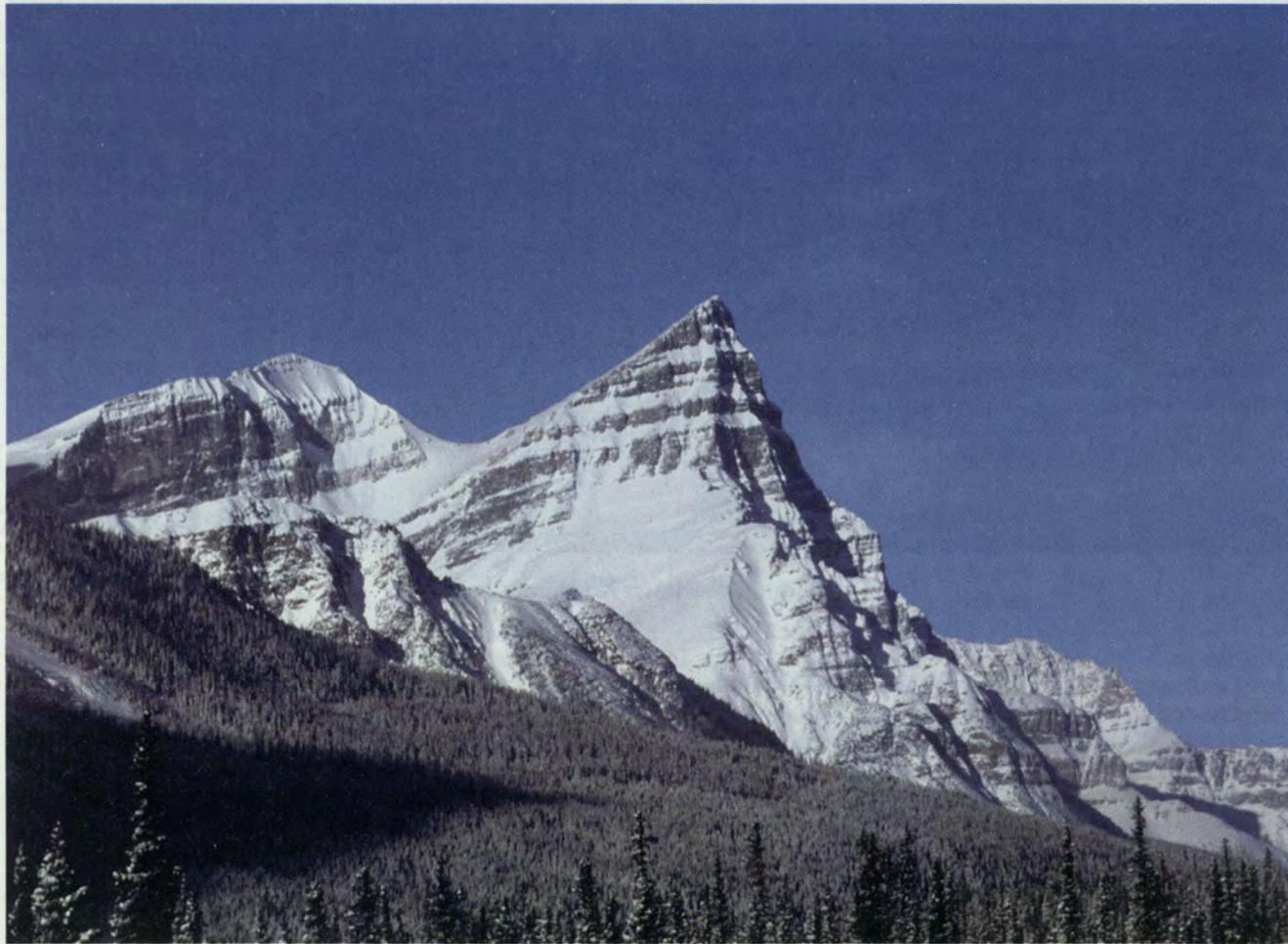
Valley of Rocks und das Golden Valley erreichen, zeigt sich, daß unsere Entscheidung abzuwarten richtig war.

Wie gewaltige Flutwellen sind die Schneemassen in die Täler gestürzt. Gebannt schaue ich zum Ende der Lawinen, das uns ereilt hätte, wären wir weitergegangen. Friedbert und ich sehen uns an ohne zu sprechen. Im Laufe der Zeit lernt man sich zu verstehen ohne Worte. Bergsteigen ist eine Gratwanderung zwischen Schönheit und Gefährlichkeit. Wir erreichen den Citadell Paß (2360 m) am frühen Nachmittag bei optimalen Wetterbedingungen, wenn wir die klirrende Kälte einmal außer acht lassen. Zügig fahren wir in einem Traum aus Schnee und Eis in Richtung Sunshine Meadows, den größten Almwiesen Nordamerikas. Hier schlagen wir unser Lager für diese Nacht auf.

Das tägliche Aufbauen des Zeltes bei manchmal starken Stürmen wird zu einem demoralisierenden Unternehmen. Fast eine Stunde brauchen wir täglich, um in den riesigen Schneemassen einen geschützten und windsicheren Zeltplatz auszuschaufeln. Wir benötigen täglich mehrere Stunden, um Essen und Tee zu kochen. Bereits beim kurzen Ausziehen der Handschuhe werden die Fingerspitzen wegen der eisigen Temperaturen weiß. Noch am Abend beschließen wir, am nächsten Morgen sehr früh auf den Gipfel des Lookout Mountain (2730 m) aufzusteigen.

## „Was wollen wir mehr“

Ich genieße diese Bewußtseinsweiterungen beim Gehen. Gegen den eigenen Willen aus dem warmen Schlafsack herauskriechen und das Unmögliche wollen. Schritt für



Oben:  
Beeindruckende  
Gipfel auf dem Weg  
zum Columbia-  
Icefield

Rechts:  
Abfahrt vom Gipfel  
des Mt. Whitehorn  
in Richtung Lake  
Louise/Pipestone  
River



Fotos: Harry Neumann

Schritt gehen wir heute mit leichtem Tagesgepäck hinauf in der Gewißheit, wunderbare Ausblicke auf dem Gipfel genießen zu können. Je höher wir kommen, desto stärker wird der Wind. Er peitscht uns ins Gesicht. Wir gehen 50 Meter und müssen stehenbleiben, um neue Kräfte zu sammeln. In den Mulden hat sich mehr als ein Meter verblasener Pulverschnee angesammelt. Immer wieder brechen wir knietief im gepreßten Schnee ein. Die Natur zeigt uns Grenzen. Sturmhaube und Schne Brillen können nicht verhindern, daß die wie Stacheln wirkenden Eiskristalle in unsere Haut eindringen. Hinzu kommt, daß ein solcher Sturm die Lufttemperatur von minus 40 Grad verdoppelt. Und immer wieder motivieren wir uns durch Handbewegungen in dem festen Glauben daran, daß der Mensch vieles leisten kann, wenn er nur will.

Nach sechs Stunden stehen wir oben: Gigantische Blicke in eisklarer Luft entschädigen uns für alle bisherigen Strapazen. Der Mount Assiniboine im Südosten, die Bugaboos und der Glacier Nationalpark mit dem Robson Paß im Südwesten, im Nordosten das 380 Quadratkilometer große Columbia Icefield und im Norden eines der schönsten Täler dieser Erde, das Bow Valley mit dem Castle Mountain. Über die gewaltigen Wächtenüberhänge des Gipfels schauen wir in alle Himmelsrichtungen. Wir sehen, woher wir kommen und wohin wir gehen werden. Was wollen wir mehr?

Am nächsten Tag führt uns unser Weg weiter über den Simpson und Healy Paß am Pharoa Creek und Redearth Creek entlang ins Bow Valley mit den Moose Meadows, über die wir den Einstieg in den Johnston Canyon errei-

chen. Zum ersten Mal begegnen wir hier großen Tieren: Eine stattliche Herde Elche liegt lautlos in den schneebedeckten Wiesen, plötzlich wird uns klar, daß wir uns in absoluter Wildnis befinden.

Im Nordosten erhebt sich über uns der schneeweiß gepuderte Castle Mountain (2862 m), eine Felsburg aus Dolomitgestein von atemberaubender Schönheit.

1000 Höhenmeter bis zum Pulsatilla Paß auf 2345 Meter stehen heute vor uns, 1000 lange Höhenmeter auf einer Strecke von ca. 26 Kilometern. Bis zu den *lower* und *upper falls* des Canyons müssen wir die Ski tragen, nach den oberen Wasserfällen weitet sich das Tal nach einem steileren Aufstieg und wir erreichen zügig die zugefrorenen *seven ink pots*, sieben kalte Quellen, im Sommer ein beliebtes Wandergebiet. Wir genießen es, daß niemand vor uns und keiner hinter uns ist. Unterwegs in ursprünglicher Einsamkeit.

Je höher wir kommen, umso großartiger werden die Blicke in das Bow Valley. In dieser ursprünglichen Einsamkeit können wir nur erahnen, daß in diesem Tal eine der „Traumstraßen“ der Erde verläuft, der Icefield Parkway. Bei guter Sicht und erträglichen Temperaturen von minus 20 Grad gibt es keine Orientierungsprobleme, da uns heute der Johnston Creek den Weg nach oben weist. Wir passieren eine verlassene *warden cabin*, steigen beständig weiter und lassen den vereisten Luelenne Lake rechts liegen. An einigen Stellen verläuft unser Aufstieg sogar auf dem zugefrorenen Flußbett.

Nach sechs Stunden stehen wir auf dem Pulsatilla Paß (2345 m), es weht ein kräftiger Wind, er bläst uns ins

Gesicht, wir müssen die Sturmhauben aufziehen. Es bereitet uns Schwierigkeiten, die Felle ohne Schneereise in den Rucksack zu packen. Wir spüren die körperlichen Anstrengungen der vergangenen Tage. Zum ersten Mal freue ich mich auf zu Hause, ich habe einige Kilogramm abgenommen, die Strapazen, das schwere Gewicht zehren an den Kräften und an der Motivation. Wir bestärken uns immer wieder gegenseitig, weiterzumachen, nicht aufzugeben. Der Blick von hier oben ist einer der beeindruckendsten in den canadischen Rockies. „Pulsatilla“ ist ein ursprünglicher Name für die weiß blühende Anemone, die im Juli und August auf den großen alpinen Tundrawiesen Nordamerikas wächst. Welche Kontraste der Jahreszeiten! Am Wildflower Creek entlang wedeln wir 700 Meter hinunter, bis dieser in den Baker Creek mündet. Dort schlagen wir unser heutiges Lager auf. Der Wettergott meint es gut mit uns. Wir haben klirrende Kälte, an die wir uns aber mittlerweile gewöhnt haben. Die Luft ist so trocken, daß wir kaum noch frieren. Die Sicht ist hervorragend, am Himmel ist keine Wolke zu sehen. Unser Weg führt uns weiter durch die gesamte Slate Range wieder hinauf zum Baker Lake und über den Deception und Boulder Paß zum Gipfel des Whitehorn (2669 m).

### Traumabfahrt

Westlich des Skigebietes von Lake Louise erlebe ich am Nachmittag vom Gipfel die schönste Skiabfahrt meines Lebens: In einem Traum aus trockenem Pulver, in dem sich der Ski fast von selbst dreht, geht es in der Abendsonne hinunter zum Pipestone River. Der Blick ist dabei immer auf den zugefrorenen Lake Louise gerichtet. Über dem See erhebt sich der gewaltige Viktoriagletscher und der Mount Temple. Über dem See und an den Felswänden haben sich senkrechte Regenbogen aus Schnee- und Eiskristallen gebildet. Ich habe das Gefühl, gleichermaßen in dieses faszinierende Naturschauspiel hineinzufließen. In solchen Momenten erfahre und be-greife ich, warum ich diese Strapazen freiwillig auf mich nehme. Es ergreift mich eine tiefe Einheit mit der Natur.

Auch die nächsten Tage auf dem legendären Weg zum Pipestone Paß in Richtung Saskatchewan River Crossing werden mir immer im Gedächtnis bleiben: Wilde, schwierige Wege, die viel Orientierungs- und Durchhaltevermögen erfordern mit großartigen Blicken in die Rocky Mountains und das Bow Valley hinein. Der Victoria Gletscher am Lake Louise, der Bow Summit, das Waputik und das Wapta Icefield im Westen mit den Weiten des Columbia Eisfeldes im Nordosten sind die beherrschenden Naturerscheinungen.

Nach weiteren 100 Kilometern ständiger Aufstiege und Abfahrten durch endlos erscheinende Täler erreichen wir über das Siffleur Valley nach 30 Tagen endlich das Saskatchewan River Crossing am David Thompson-Highway.

An weiteren vier Tagen mit klirrender Kälte ziehen wir unsere Spuren 60 Kilometer über das zugefrorene Bett des North Saskatchewan River, an zahlreichen Seen vorbei, von denen dünne Nebelschwaden und geheimnisvoller Dunst langsam nach oben steigen. Mt. Wilson, Mt. Amery, Mt. Saskatchewan, Cyrrus Mountain und Mt. Bryce stehen Spalier. Eindrücke, die bleiben. Wir erreichen am vierten Tag den 2035 Meter hohen Sunwapta Paß und sind glücklich, am Columbia Icefield unser Ziel für die Winterdurchquerung erreicht zu haben. Der Anblick des gewaltigen Gletscherbruchs des Athabascagletschers, über dessen Seraczone dieses große Eisfeld erreicht werden kann, verschlägt uns die Sprache. Mount Athabasca und Mount Kitchener sind die dominierenden Gestalten dieser einmaligen Szenerie, wir haben das größte Eisfeld Nordamerikas südlich des Polarkreises erreicht.

Von hier werden wir nach Lake Louise mitgenommen. Im Youth Hostel des canadischen Alpinclubs erholen wir uns von den Strapazen unseres abenteuerlichen Unternehmens im Winter.

### Die Route im Winter und Frühjahr:

Canmore – Bryant Creek – Mount Assiniboine – Citadell Paß – Sunshine Meadows – Lookout Mountain – Simpson und Healy Paß – Pharo und Redearth Creek – Johnston Canyon – Johnston Creek – Pulsatilla Paß – Baker Lake – Deception und Boulder Paß – Whitehorn (2669 m) – Lake Louise – Pipestone Paß – Saskatchewan River Crossing – Sunwapta Paß – Mount Athabasca – Columbia Icefield

Die weitere Durchquerung der Rocky Mountains bis zum Pazifischen Ozean erfolgte im Sommer und Herbst mit Daniela Raihl aus Nürnberg, doch das ist eine eigene Geschichte.

### Der Wegverlauf der Durchquerung im Sommer und Herbst:

Marble Canyon – Kootenay Nationalpark – Prospectoros Valley – Neil Colgan Hut – Valley of Ten Peaks – Moraine Lake – Larch Valley – Sentinel Paß – Lake Louise – Pipestone River – Siffleur Valley – Saskatchewan – Columbia Icefield – Glacier Trail – Maligne Lake – Maligne Canyon – Jasper – Mount Robson – Vancouver Island – West Coast Trail

Zweitausend Kilometer in 92 Tagen zu Fuß durch Canada, von den Rocky Mountains bis zum Pazifischen Ozean. Ein abenteuerliches und verwegenes Unternehmen. Danke an Daniela Raihl und Friedbert Bartel. Dieses Land mit seiner endlosen Weite und seiner unergründlichen Wildnis hat uns in seinen Bann gezogen.

Harry Neumann

# Polynesisches Abenteuer

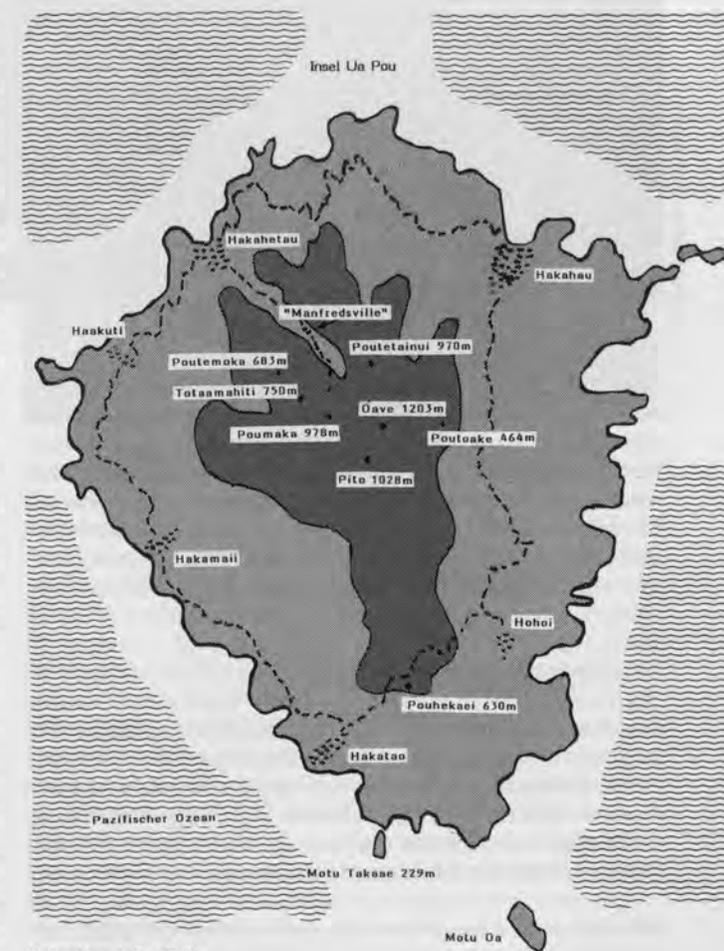
## Klettern auf der Marquesas-Insel Ua Pou

Siegfried Weippert

Vor mehr als 25 Jahren lagen wir kletterfaul im sächsischen Sand. Lothar „aus dem Westen“ zeigte die Bergfotos eines Tropenarztes und behauptete, die zu sehenden gewaltigen Felstürme seien noch unbestiegen. Wer konnte das glauben in einer Zeit, in der doch alles schon entdeckt war? 1987 sollte die gemeinsame Reise starten, doch dann reiste nur Lothar mit seiner jetzigen Frau Kea. Sie besuchten mehrere Inseln, besonders jedoch Ua Pou, und erkundeten dort Zustiege zu den gigantischen Türmen. Die Kunde klang verlockend: Amerikaner, Franzosen und Japaner hätten schon mit Bergausrüstung Aufstiege probiert – Cousteau hätte versucht, auf der höchsten Spitze mit dem Hubschrauber zu landen – alles ohne Erfolg.

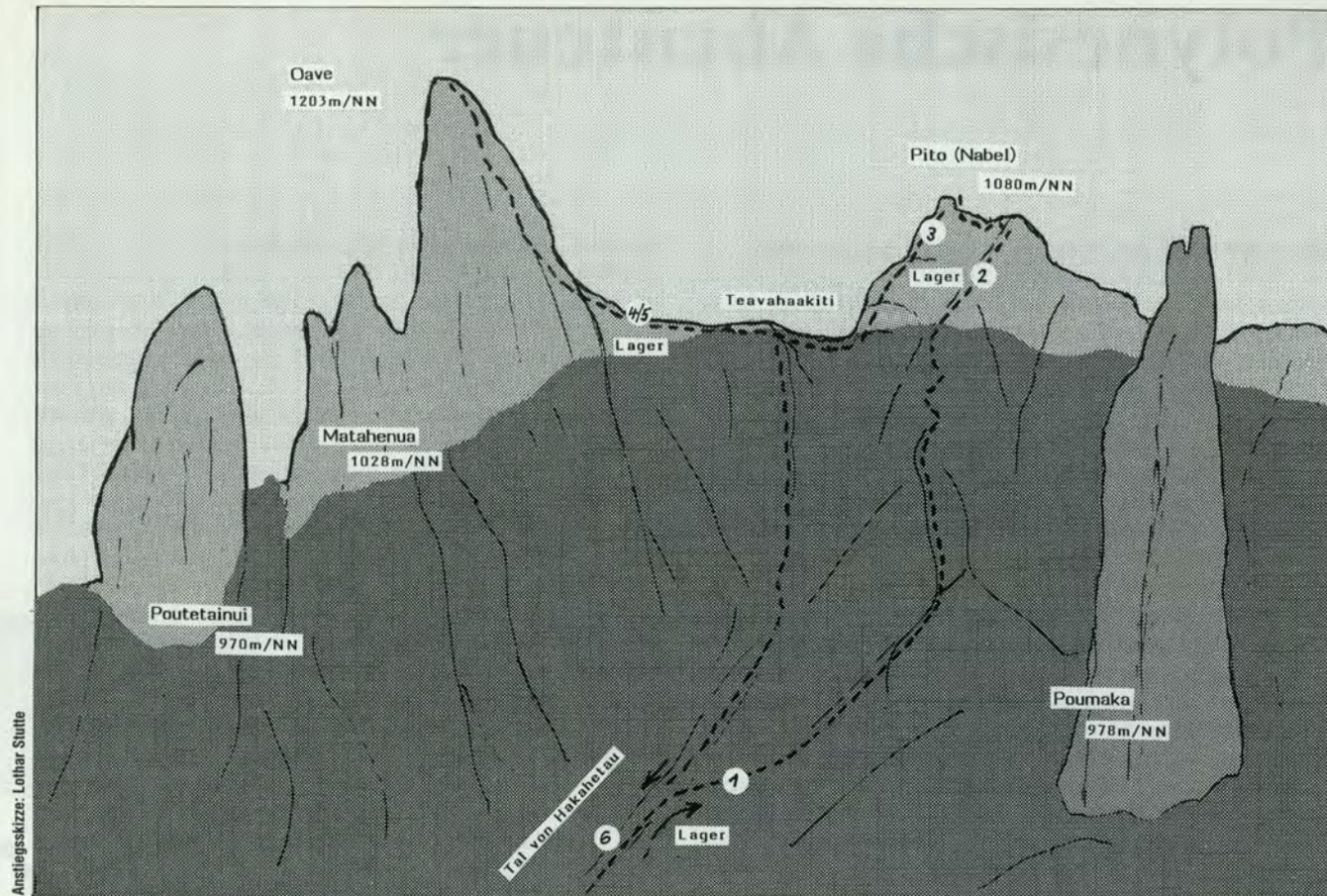
Die Fotos bestätigen die Notizen Thor Heyerdahls von 1937: „Die erste Insel, die wir sichteten, war Ua Pou. Die unglaublichen Felsspitzen ragten aus dem Wasser auf wie eine Gruppe umgekehrter Eiszapfen, doch wenn man näher kam, veränderte sich ihre Farbe in ein warmes Dschungelgrün.“ Meine Neugier war aufgestachelt. Lothar bremste nicht, denn er meinte, daß die höchste Spitze, der 1203 m hohe Oave, „vielleicht von der Rückseite her machbar ist“. So beschlossen wir eine zweite Reise dorthin.

Als dritter Mann erbot sich Harald Wirth. Leider war er bereits in Tahiti wegen Knieschmerzen kampfgeschwächt – dafür steuerte er die Basisaktionen meisterhaft. Lothar hatte drei Monate Zeit. Wir Familienväter maximal fünf Wochen. Darum schien alles bereits in Papete fraglich, weil der Frachter „Taporo“ später als gehofft die 1600 km entfernten Marquesas ansteuern sollte. Betreten hielten wir eine Briefmarke und die 500er Note des Polynesischen Francs in den Händen. Beide zeigen den Oave herausfordernd schön! Doch er ist für uns noch unerreichbar weit weg! Unerwartet ergibt sich eine Flugmöglichkeit bis Nuku Hiva. Während Lothar noch pessimistisch über Kosten und Transportmöglichkeiten bis zur Nachbarinsel philosophiert, schiebt uns eine nette Polynesianerin zum Nulltarif in eine winzige Maschine, die eine halbe Stunde später auf der Schotterpiste von Ua Pou aufsetzt.



Kartenskizze: Lothar Stutte

Paul Bretnacher in Hakatao, dem Hauptort der Insel, ebnet uns die Wege. Als gebürtiger Elsässer spricht er deutsch – als Inselelektriker kennt er alles und jeden. Meine Papiere samt Schecks und Geld findet er wieder (ich hatte sie auf einem Auto liegengelassen) – er organisiert Essen und



Transporte. Unschätzbar auch seine Rosi, die uns das beste ihrer Kochkunst aufsticht. Nachts wälzte ich mich im Zelt im Garten. Waren es die bösen Geister, vor denen Rosi gewarnt hatte, weil wir ohne Licht schliefen? War es die Schwüle der Tropen? Bestimmt machte mich auch der Blick zum mondbeschiedenen, erschreckend spitz aufsteilenden Oave unruhig. Ich drängte zum Aufbruch. Als wir merkten, daß die lustigen Marquesaner Wetten zu unserem Vorhaben abschlossen, waren wir sicher, daß kein „Tabu“ verletzt wird.

## Die Besteigung des Oave

Paul fand ein Boot, das uns nach Hakahetau mitnahm. Bei mittlerem Seegang sah es waghalsig aus, wie die wasserdicke Salewatonne und der Rucksack an Land balanciert wurden. Obenauf kam noch ein Sack Baguettes, dann schulterten wir alles und der Schweiß floß schon nach den ersten Schritten in Strömen. Lothar berichtet:

*Hakahetau! Die Bungalow-Häuser der kleinen Ortschaft verstecken sich unter großen Brotfrucht-bäumen. Pampelmusen, Orangen, Lemonen, Zitronen, Bananen und andere Früchte gedeihen reichlich. Bald geht es auf dem mir bekannten Pfad unter alten Mangobäumen aufwärts. Pae-Pae Steinplattformen zeugen im Tal noch von früherer Besiedelung. Auch nach zwei Stunden Aufstieg auf verschlungenen Pfaden treffen wir oberhalb der Palmwälder noch auf vom Urwald überwucherte ehemalige Pflanzungen. Das klare Wasser des Baches läßt uns alle*

*Kleider abstreifen. Doch zu aufdringlich sind die Blutsauger – darum nur kurze Rast mit Milch aus den herumliegenden Kokosnüssen. Unser Vorankommen wird nun durch den Grund der Schlucht ermöglicht, denn die Flanken sind undurchdringlich bewachsen. Als die Wände klammartig zusammenrücken, geht es direkt im Wasserlauf aufwärts. Brusttiefe Gumpen werden durchwatet, glitschige Blöcke überklettert. Baumleichen versperren den Schluchtgrund und später ist ein Wasserfall rechts auszuspreizen. Hier ist Seilhilfe erforderlich. Wir folgen immer dem Bachlauf, der am meisten Wasser führt. Die Nacht treibt uns aus dem Wasser, wir klimmen am rechten Hang am Bewuchs hoch, finden einen querliegenden Stamm und graben nach hinten eine Mulde in den Hang. Das Überzelt muß hier als Biwaksack reichen.*

*Schläft Sigi schon? Ich liege wach und sehe im gleißenden Mondlicht den überdimensionalen Felsturm des Poumaka wie einen riesigen Obelisk. Winzig fühle ich mich in dieser gewaltigen Szenerie und dennoch magisch angezogen wie von einem Zauber. Ein Tropenguß trommelt plötzlich auf uns herab, doch ist es nur ein kurzes Intermezzo. Aber wir sitzen danach im Wasser und alles bleibt feucht.*

*Der Schluchtgrund wird zu steil, auch wollen wir die gewonnene Sicht nicht mehr aufgeben. So hangeln wir uns durch das Grünzeug bis auf den Grat, der vom Poumaka in das Zentrum der Insel führt. Seit dem Regenguß ist der Oave nicht mehr sichtbar. Wir vermuten, daß dort, wo sein Südgrat zum Zentrum der Insel ausschwingt, die leichteste Aufstiegsmöglichkeit ist. Es ist Mittag, als wir über uns eine Felswand mit widerborstiger Vegetation erkennen und uns beraten. Müssen wir wieder hinunter in die Schlucht, wo Wasser ist – oder probieren wir,*

Unten: „Als die Wände klammartig zusammenrücken, geht es direkt im Wasserlauf aufwärts ...“  
Rechts: „Plötzlich ist der Oave für zwei Minuten frei ...“

*über die Wand und den zentralen Gipfel hinweg zum Oave-Südgrat zu kommen? Sigi räkelt sich im Farnkraut und meint lachend: „Du bist der Führer!“ Damit hat er mir den Schwarzen Peter zugeschoben – ich bin für hinauf!*

*Wir wühlen uns durch mannshohen Farn, brechen ein im morschen Gehölz und ziehen uns doch wieder hoch am Geflecht der Pflanzen. Schwüle – Schwitzen – Schweinerei – Schwüle – Schwitzen... hämmert es mir im Kopf. Die Monotonie der Anstrengung! Das Wasser wird knapp. Da, ich zucke zusammen, weil ich einen wilden Bienenschwarm fürchte, doch es rauscht ein Platzregen herab, der uns mit Hilfe des Überzeltes sogar den Wassersack mit füllt. Nun steigen wir beruhigter in die grüne Mauer ein.*

*Nächster Standplatz ist ein dicker, weit verzweigter Baum in der Senkrechten. Vom Geäst zum nächsten Strauch, dann wird es schmierig und schwierig. Der Fels ist glatt und man kommt nur hoch mit „Radfahren“, d. h. wenn man schneller hochtritt, als die Füße durchrutschen. Unsere beiden Gepäckstücke bringe ich in zweimaligem Aufstieg nach. Vor mir ins Seil eingebunden drücke ich die Lasten hoch und Sigi zieht nach. Das ist Sträflingsarbeit. Wenigstens ist der Standplatz gut: ein kräftiger Gummibaum. Erneuter Regen. Kein Faden an uns ist trocken, wir frösteln. Im Sturmtosen ist auch der Schallschutz der grünen Mauer perfekt – wir haben keine Verständigung, als das 50-Meter-Seil ausgegeben ist. Ich verlängere, und nach nochmaligen 10 Metern scheint es Stand zu geben. Dann steige ich nach – mit dem Rucksack vornweg – es ist mindestens V+ nach der Tarzan-Skala. Erschöpft sinke ich dann neben Sigi ins Gemüse. Der Bedauernswerte muß noch einmal hinunter und die Tonne holen.*

*Unser kleiner Sporn ist gerade groß genug fürs Zelt. Nach heißem Ovomaltinetrunk mit viel Zucker schlafen wir erschöpft unter den nassen Laken. Morgens schwimmen wir wie auf einer grünen Insel im Nebelmeer. Zaghafte Sonnenstrahlen brechen durchs Grau und wir hoffen, daß unsere Sachen trocknen. Wie*



*sinnlos das ist, lernen wir heute. Denn jeder Schritt in den Dschungel macht alles wieder naß. Wie hoch wir sind, ermessen wir am Poumaka, den die Wolken freigeben – doch „unser“ Oave steckt in dunklen, schnellziehenden Wolken, die sich immer wieder erneuern. Es ist jetzt weniger steil, dafür der Bewuchs undurchdringlicher. Zwei Seillängen, dann beginnt der schmale Grat, der zum Mittelpunkt der Insel führt. Plötzlich ist der Oave für zwei Minuten „frei“ – Fotos, fasziniertes Routenplanen, und dann spukt der Nebel wieder um die luftige Spitze. Klüger sind wir nicht geworden – aber die wasserüberbrannten Felsplatten machen uns kleinlaut.*

*Stechend drückt die Sonne, als wir den hohen Punkt erreichen, an dem die Grate zusammenkommen. Wir nehmen ihn deshalb „Nabel“ (Pito). Wegen Erschöpfung machen wir Erstbesteiger lange Wipfelrast. Wie ein schwarzes Samtband liegt ein „Cent-Pieds“, ein giftiger Hundertfüßler, neben uns auf einem Ast.*

*Nun wollen wir auf den Grat, der zum Oave führt. Sigi läßt sich gesichert durch das überhängende Grün hinunter ins nebligtrübe Ungewisse. Das Seil reicht gerade bis auf eine Gratschulter, die sich als Zeltfleck anbietet. Denn die weitere Abseile sieht grausig aus und wir wollen am Abend kein Risiko mehr eingehen. Aus einem Loch filtern wir mühsam Wasser und fragen uns, ob dies wirklich nötig ist. Denn wo sind die Mücken, die eventuell eine Krankheit übertragen können? Seit dem ersten Biwak haben wir keine mehr bemerkt – eine grundlegende*



Fotos: Lothar Stütte

Zeltlager am Aufstieg zum Oave

*Erkenntnis für alle unsere weiteren Dschungeleskapaden: Ab 400 m Meereshöhe mückenfrei! Sorglos genießen wir danach das herrliche Wasser in vollen Zügen.*

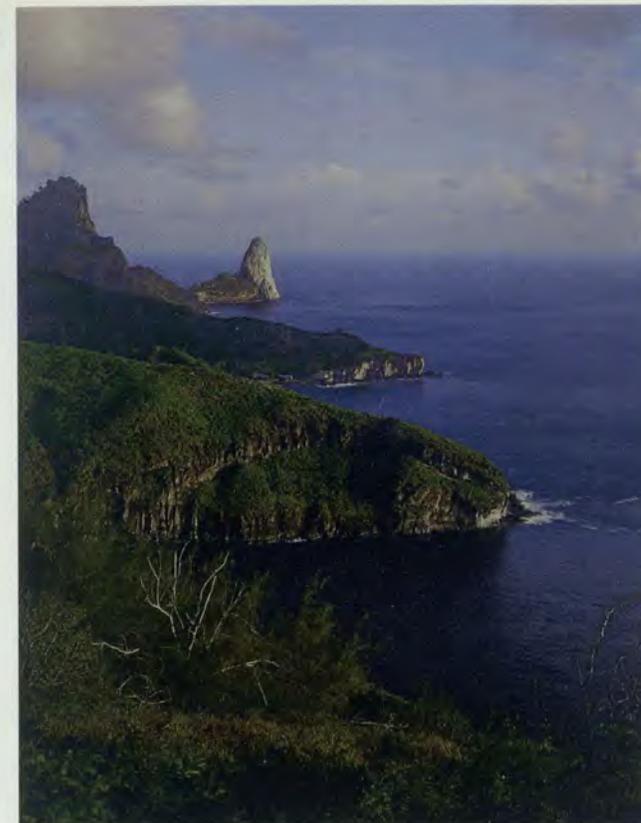
*Die Abseilerei am vierten Tag ist kompliziert. Beim ersten Versuch kommt Sigi mit dem Jümar wieder hoch und probiert es dann direkt über die Kante. Er erreicht den Sattel und ich folge ihm vorsichtig in Etappen nach, damit das Abziehen des Seils im Gebüsch möglich bleibt. Sollte ich mit all den schönen Gewächsen in die Tiefe stürzen, dann hänge ich wenigstens noch im Sicherheitsseil von Sigi. Der Blick zurück nach oben bestätigt uns, daß man hier nicht mehr zurückkann – nach der Westseite gehen die Tiefblicke grausig steil durch die Nebelketten. Den scharfen Grat balancieren wir im Seillängen-Rhythmus hinüber. Nur in der Mitte trägt der verfilzte Unterbau und die Vegetation wuchert beidseitig über den Rand. Tritt man plötzlich ins Leere, kann man sich nur noch nach dem nächsten Yuccastengel werfen. Zu Nebel und Nässe kommt noch der scharfe Ostwind, der mit 70 bis 90 km/h böig weht. Jeder Tritt verlangt Konzentration, mehr als auf einem überwächerten Firngrat. Ich kann mich nicht erinnern, jemals etwas Gefährlicheres begangen zu haben. In der Dämmerung erreichen wir die Gratscharte am Oave-Aufschwung. Aber alles ist schräg, naß und teilweise lehmig. Ein Notzeltplatz gelingt, und als der Kocher summt, schlafen wir fast noch vor dem Essen ein. Wenn der Passat nicht bläst, ist es still, ganz still. Die Luft ist köstlich und rein – ist hier das Paradies?*

*Als mich Sigi in der Dämmerung mit „Gipfelsturm“ aus meinen paradiesischen Träumen weckt, bin ich ungehalten. Eine halbe Stunde gibt er mir noch Gnadenfrist, dann ist der Kaffee fertig. Wir befinden uns auf etwa 950 Meter und immer im Nebel. Schnell passieren wir eine griffige Felsstufe, dann drängt es nach links über eine Schlucht hinweg. Sigi schlägt tatsächlich zwei Moralhaken, danach sind wir wieder auf Vegetations-sicherungen angewiesen. Langeweile? Nein – nervenanspannende Kletterstellen und weite Strecken ohne Sicherung. Das Seil ist fast aus und noch immer kein Stand. Sigi räumt alles ab. Zum Schluß kommt doch noch eine große Wurzel, ich steige nach zur ersten Zwischensicherung, damit das Seil bis auf einen sicheren Baum reicht. Wir stecken in einer steilen Rinne, die zwar sportlich alles verlangt, aber doch viele Sicherungen bietet. Über mir rumort und kracht es, dann lange Ruhe. „Oben“, höre ich rufen, und ein unbeschreibliches Glücksgefühl steigt in mir auf. Es war der 8. Januar 1988 – fünf Tage haben wir bis hierher gebraucht!*

Soweit berichtet Lothar. Wir untersuchten dann den Doppelgipfel. Der etwas höhere ist nur von kurzen Pflanzen bewachsen und zeigt auch vier trittähnliche, kahle Stellen, vermutlich Möwenbrutplätze. Sogar ein Foto nach Hakatao gelang, dann fiel ich demonstrativ in den grünen Schacht. Denn Lothar wollte auf diesem zugig-nassen Weltmeerpunkt biwakieren. Mit aufgequollenen Händen und einem nassen Hemd zwölf Stunden lang dort oben hocken? Nein, nur das nicht! Fieberhaft seilten und kletterten wir hinab und fanden trotz einem „Verhauer“ das dunkelgrün getarnte Zelt mit dem angeschimmelten Brot noch in letzter Sekunde.

Der Abstieg war noch lange tückisch: Erst stürzte Lothar in eine Lehmgrube kurz hinter dem Zelt. Dann seilten wir vom Südgrat ab. „Steilsumpf“ zwang uns, meterhoch über den armstarken Yucca-Verhau zu krabbeln. Lothar rief noch etwas von „Riesenmikado“, da purzelte er auch schon durch bis zum Sumpf wie ein hilfloser Käfer. Meine Lachmuskeln schmerzten, und er schwieg lange grimmig. Hätte ich danach Lothar nicht die schwerere Tonne abgebetelt, wäre mein Absturz mit einem Riesennestfarn auf ein Felsband sicher nicht so folgenlos abgefedert worden. Anschließend ertrank ich beim Abseilen fast in einem Strudel und Lothar deutete im Wassertosen meine Hilferufe als Freudenschreie über die kühle Dusche. Denn die kühle Feuchtigkeit am Grat war wieder der tropischen Schwüle im Dickicht gewichen.

Nach sieben Tagen im Dschungel wankten wir sonntags an den die Bibel lesenden Polynesiern mit „Kao-ha“ vorbei und breiteten unsere Utensilien zum Trocknen im Strandhaus aus. Zwei Tage brauchte ich, um wieder aufrecht gehen zu können. Trotzdem muß uns die Oave-Besteigung wie eine Badekur bekommen sein, denn die „Depeche de Tahiti“ berichtete mehrseitig unter der Schlagzeile: „Zwei junge Deutsche besiegten den Oave“.



Motu Takaee, das vorgelagerte Inselchen, das aussieht wie eine Kirche

### Inselwanderung – Pouhekaei – Motu Takaee

Drei Tage nach unserem Handstreich am Oave tutete in der Nacht der Frachter mit Harald und der Ausrüstung in den Hafen. Aufgeregt berichtete er von den Riesenkrabben, die ihn und sein Schlaflaken am Strand untersuchten. Dafür durfte er sich einen Tag bei Rosi erholen, bevor wir zur Wanderung aufbrachen. Es wurden unbeschwerte Tage. Die Verpflegung war dank wilder Mangos, Brotfrüchten, Melonen u. a. paradiesisch, die Gastfreundschaft der Dorfbewohner herzlich. Unsere Handskizze von der Insel zeigte Pfade, die kaum einer mehr kannte. Wir erfuhren am Strand in Hakatao, daß man zwei Stunden bis zum Nachbarort gehe. Nach unserem Hinweis, daß es doch sicher 20 Kilometer sind, einigten wir uns auf acht Stunden. Marschiert sind wir dann drei Tage!

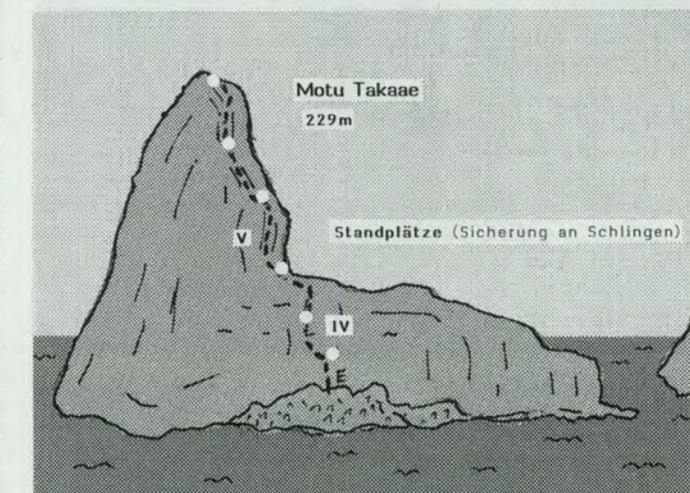
So haben wir alle Landangaben der seefahrenden Polynesier mit Entdeckerfreude aufgenommen und waren froh, wenn uns überhaupt jemand einen versteckten Pfad anfang hinter dem Dorf weisen konnte. Die alten Wege sind so angelegt, daß man mit wenig Kraftaufwand steigen kann. Jeder Tag brachte uns Besonderes: Wir fanden in der Bucht von Hohoi die berühmten Blumensteine, die nur auf Ua Pou an Land gespült werden. In Hakatao gab's Seeschwalbeneier bereits zum Frühstück, Haakuti habe ich wegen des schmackhaften rohen Fisches in Erinnerung. Der Lehrer von Hakamaui überließ uns seine Inselliteratur und wir hörten die ersten Sagen der Marquesaner. Auch mit den holzbearbeitenden Künstlern bekamen wir Kontakt und sahen, wie man alte Matratzenfedern in Ukulelen einbaut.

Alpinistisch interessant wurde es am Paß zwischen Hohoi und Hakatao. Ein mächtiger Felsblock ist dort als „Pouhe-

kaei“ vermerkt. Wir nannten ihn wegen der Ähnlichkeit mit einem Thüringer Felsen „Falkenstein“ und packten die Seile aus. Nach zwei recht einfachen Längen – maximal Schwierigkeit IV – konnte ich den Steinschlaghelm als Besteigungsbeweis deponieren und wir beschlossen damit: Ende der Klettereien! Daß es dabei nicht geblieben ist, lag an einem „Motu“ und Lothar. „Motu“ ist das marquesanische Wort für „vorgelagertes Inselchen“.

Das Motu Takaee ist klein, aber fast 230 Meter hoch, sieht aus wie eine Kirche und wir sahen es erstmals, als wir unser Zelt auf einer Anhöhe vor der Bucht Hikeu aufbauten. Lothar war infiziert! Er schreibt dazu:

*Nach der Abreise meiner Freunde hatte ich nun Ruhe und konnte die Insel, die Marquesen und ihr Alltagsleben auf mich einwirken lassen. So bin ich unter anderem mit dem Boot nach Hakatao zurück, weil mir der markante Felsturm des Motu Takaee nicht aus dem Kopf ging. Unter den Fischern freundete ich mich mit Gatien Hapipi an – einem jungen, stämmigen Mann, der zumindest mit Schiffstauen umgehen konnte. Nachdem ich einen Tag auf der Bananenpflanzung mitgeholfen und dadurch das Vertrauen seiner Frau Marie Poule erworben hatte,*



Zeichnung: Lothar Stütte

*durfte er mich begleiten. In aller Frühe brachte man uns mit dem Boot an den umbrandeteten Fels. Wir schwammen an Land, die wasserdichte Ausrüstungstonne am Seil hinter uns ziehend. Eine Woge spülte uns auf den ersten Felsabsatz. Die Handhabung des Kletterseils war meinem Begleiter bald vertraut. Er hatte meinen Steinschlaghelm auf und meine Trekkingschuhe an. So kamen wir in gutgestuftem Fels auf das „Kirchenschiff“ (Schwierigkeit III). Die eigentliche Gefahr ging von den vielen kreischenden und uns umschwirrenden Seeschwalben aus, die ihre auf den Felsbändern herumliegenden Eier verteidigten. So achtete ich mehr auf die Schwalbeneier als auf den Fels. Ergebnis: Blutende Kopfwunde durch Felskontakt. Bald verhüllte ein Turban aus Mullbinden das Haupt. Nach der*

Unten: Auf dem Gipfel des umbrandeten Motu Takaae

Zwangspause kletterte ich weiter. Am „Kirchturm“ steigerte sich die Schwierigkeit auf IV-V. Mein Naturtalent Gätien schaffte auch dies mit etwas Mühe. Umso größer war dann die Freude am Gipfel dieses harten Trachyt-Turmes. Herrlich die Rundschau: die weite, offene, dunkelblaue See; im Rücken die zerklüftete Felsküste und 230 Meter unter uns winzig klein das verankerte Boot auf den Wellen tanzend. Ein großer Vogel landet ohne Scheu neben mir auf dem Steinmann, in den wir das Gipfelbuch eingebaut haben. Dann Abseilmanöver an Zacken und Schlingen. In Hakatao hat es Erstaunen ausgelöst, daß wir Erfolg hatten. Aber Bergsteigen ist für die Einheimischen zu ungewohnt, und so betrachtete man uns eher wie Verrückte. Das hat unserer Freude am Erlebten keinen Abbruch getan.



Fotos: Lothar Stutte

## Die dritte Reise

Fahrteneindrücke verselbständigen sich – idealisieren, bedrücken, beglücken, verblassen. Doch vor meinem inneren Auge stand immer wieder der große Felsturm des Poumaka; so wie wir ihn mondbeschienen in der ersten Biwaknacht erlebt hatten. Lothar hielt ihn für unersteiglich. Ich mußte ihn noch einmal sehen. Zudem hatte ich in der Euphorie der Heimkehr der Familie versprochen, sie irgendwann einmal mitzunehmen in die wundersame Welt der Marquesas, die schon Gauguin, Heyerdahl, Melville und die Matrosen der Bounty gefangen nahm. Im Kletterklub der „Berggeister“ hatten die Dias von Lothar Stürme der Erheiterung über unsere Dschungel- eskapaden ausgelöst – selten habe ich Bernd Arnold so un- bändig lachen sehen. Doch damit vertiefte sich auch die „Volksmeinung“, daß es sich einfach um Spinnerei handelt, die für einen echten Extremen unwürdig ist. Höfliche Reserviertheit war die übliche Reaktion, wenn man mit einem der Freunde über die Inseln sprach. Als endlich Herbert Richter, Erstbegeher vieler schwierigster Sandstein- routen, und der kaukasuserprobte Hans-Jörg Schurz den Versuch mit wagen wollten, lief die Vorbereitungsma- schine. Meine Frau Christina, unsere Töchter, die 18jährige Ulrike und die 15jährige Stefanie sowie Herberts sportge- stählte Frau Karin wollten als „Bodentruppe“ für einen Versuch am Poumaka ihr Bestes geben. Für Paul hatten wir ein Fäßchen Bier unter dem Arm mit – es schaffte beim Zoll- und Flugpersonal immer die verständnisvolle Nach- sicht, die wir für das restliche ungewöhnliche Gepäck brauchten.

Am Strand von Taiohae auf Nuku Hiva mußten wir uns drei Tage zwangsakklimatisieren, bis ein preiswertes Boot nach Ua Pou und glücklicherweise gleich nach Hakahetau übersetzte. Pudelnäß und durchgeschüttelt kamen wir an. Regen trieb uns ins Strandhaus. Verpflegung war von den Leuten, die wir ansprachen, keine zu bekommen. Selbst Fisch gab's nicht, denn die Fischerei zum Verkauf lohnt sich nicht mehr und es wird nur noch frisch nach Bedarf harpuniert.

Etienne Hokaupoko – polynesischer Name Pua – kannte mich noch. Vor sieben Jahren Lehrer am Ort, heute desi- gnierter Bürgermeister. Er half, und schon am frühen Nachmittag marschierten wir alle in den Dschungel. Natürlich überfielen uns gleich die Mücken und ein Tropen- guß. Nur kurz versuchten die Neulinge noch, dem Wasser mit einem Schirm zu begegnen und den Moskitos im T-Shirt zu trotzen. Auf dem Weg zog sich die Gruppe schnell auseinander, aber wer wartete, wurde von den Moskitos angefallen. Nach etwa drei Kilometern kamen wir am Ende des Pfades wieder zusammen. Das Bachwas- ser milderte die Schwüle nur kurz vor dem weglosen Wei- terstolpern über Kokosnüsse, Steine und Wurzeln. Und dann fand ich den vorgesehenen Lagerplatz nicht! Ich



Foto: Siegfried Weippert

Links: Der Schatten des Poumaka am Oave-Westhang. Aufnahme vom Zeltplatz am Poumaka

zweifelte an mir selbst. Viel später begriff ich, daß ein Unwetter die Bananenterrasse weggespült hatte und alles schon wieder verwachsen war.

Nun wollten wir einfach nur noch aus der Mückenzone kommen – der Buschkampf nach oben wurde zur Qual – und gerade noch im Dämmerlicht endete der schmierige Steilanstieg auf einem schmalen Grat. Es fanden sich sogar zwei breitere Stellen, auf die wir dann im Abstand von 50 Metern die Zelte zirkelten. Apathisch fielen die Damen in die Schlafklaken. Als wenig später Licht am Hang aufleuch- tete und Schurzo im nassen Unterholz anfeuerte, da wußte ich, daß die richtigen Leute dabei sind. Sogar Steffi wurde vom gebratenen Fisch nochmals angelockt – dafür mußte sie mit löschen, als das improvisierte Küchendach brannte.

Die morgendliche Bestandsaufnahme ergab, daß der Grat zwar zum Poumaka führt, die „Frauenschaft“ aber, so mückenverquollen und demoralisiert, in dem steilen Gelände nicht aktionsfähig war. Nur Karin hielt es noch einen Tag am Berg aus.

Drei Frauen und ein schlammiger, mit schönsten Zimmer- pflanzen dicht bewachsener Steilhang – welche Abstiegs- dramatik! Als Letzte rauschte Christina mit einem Farn- baum im Arm herunter in den Bach. Ich war froh, als ich alle in Hakahetau hatte. Pua nahm uns noch mit nach Hakatao, und so kam es zu einem wunderbaren Wiederse-

hen mit Rosi und Paul. Monoï, das alles helfende Kokosöl, kam auf die Mückenstiche und Wunden.

Wieder in Hakahetau, ist an Zelten im Dauerregen nicht zu denken, und im Strandhaus macht die Jugend Disco. Deshalb handeln wir lange, bis uns Etienne ein Zimmer für den Freundschaftspreis von 35 Mark die Nacht als Dependance abgibt. Anfangs war das der Preis pro Person, aber das war mir trotz der Preisgewohnheiten in Franzö- sisch Polynesien zu stark. Denn unter „familiären Bedin- gungen“ ist zu verstehen, daß die Geckos in die Suppe fal- len, die emsigen Hühner die Eier in Bett und Rucksack legen und sich zudem ab 4 Uhr früh vom Mangobaum auf das Blechdach fallen lassen, die weil sich vier Hähne (gal- lus gallus) krakeelend um ihre Vorrechte raufen. Da fallen Etiennes Familiengeräusche nicht mehr ins Gewicht.

Unsere Frauen hielten sich wacker im Dorf. Nach einigen Tagen waren sie in den Tagesablauf einbezogen. Sie wuß- ten, wer die besten Firi-Firis bäckt, horteten immer Ver- pflegung für uns, lernten Reisigbesen binden, sammelten Vokabeln und hüteten Kinder. Kirchgang und Dorfklatzch inbegriffen.

Am Südgrat des Poumaka wollte ich wieder die Kletterer treffen. Doch die Vorhut hatte bereits resigniert und be- fand sich im Abstieg. So richtig waren sie mit den Moda- litäten der feuchtwarmen Tropen noch nicht vertraut. Ein Wunder, daß wir uns nicht verfehlten. Dank noch warmem, gebratenem Fisch und viel Vitaminen richteten sich die Gesichter wieder zum Berg. Bachaufwärts, dann unter dem Poumaka querend, leitete uns der Instinkt unterm Blätterdach tatsächlich zum Südgrat, den wir kletternd durch eine nasse Rinne erreichten. Der lange Herbert mußte mir öfter weiterhelfen.

Schaurig sah es dort aus; wolkenverhangen bis fast zum Wandfuß. Die Hoffnung auf einen einfacheren Aufstieg begruben wir sofort. Dort, wo der Berg in den Wolken verschwand, kreisten schreiende, große Möwen. Triefnasses Buschwerk hing an möglichen und unmöglichen Wand- stellen. Dazu Sturmböen, so daß Zeltaufschlagen auf dem winzigen Gratfleck reichlich fraglich war. Alle Logik zum Thema „ansetzen und dann reden“ versagte. Keiner wollte mit mir noch näher an die Wand „gärtnern“. Kaum, daß mir die Kameraden noch auf eine Gratstufe halfen, damit ich „Dokumentaraufnahmen“ machen konnte.

Wie ein Fingerzeig fiel plötzlich am Poumaka vorbei ein Sonnenstrahl auf einen kleineren Felsen am Nordgrat. Sollten wir dorthin? Und da Herbert und Hansjörg schon gestern von der anderen Seite den Großteil der Westseite gequert hatten, baggerten sie sich kraftvoll bis zur Schnei- se und zum Zeltplatz vom Vortag. Damit konnten wir wenigstens die erste Umrundung des begehrten Berges verbuchen.

Das neue Ziel heißt Totaamahiti und ist mindestens 200 Meter hoch. Der Zeltplatz konnte an seinen Fuß verlegt werden. Recht passabel ging es noch bis auf die erste Fels-

schulter. Wir glaubten, daß dann nach einer schwierigeren Seillänge der Gipfel leicht erreichbar wäre. Es hatte viel geregnet, alles war naß und vom Berg tropfte es unaufhörlich weiter. Trotzdem packte Schurzo an: Standring, Linksquerung, Haken, Keil, Bohrhaken am Überhang, weit darüber ein guter Stand. Anderntags stellte Herbert fest, daß auch die weiteren zwei Seillängen trotz besseren Wetters nicht „von Papp“ sind. Es war alles verflixt in diesem siebenten Jahr nach dem Blitzsieg am Oave: Mal zu wenig Standringe, dann fehlte der Bohrer, und zudem brachten die Zitrusfrüchte die Verdauung zum Platzen. Schließlich ersäuften wir noch Bohrmaschine und Foto, weil ich für Hängenlassen in der Wand plädierte. Damit blieb uns auch der Gipfelsieg erspart. Wenigstens hatten uns die fünf Mistwettertage gezeigt, wo Nervenstränge freiliegen – und trotz Herberts vorbildlicher „Hüttendienste“ verwilderten wir merklich.

Ein Wander- und Badetag bringt uns zu Rosis Linsengericht. „Paradies“ wird zum fröhlichen Losungswort der folgenden Tage, obwohl Pauls Haus eher einem Hospital gleicht. Denn Schurzo fiebert zuerst, dann erwischt es mich. Die Mückenstiche sind noch offen, an den Klettergliedern fangen die Wunden an zu eitern. Trotzdem wollen wir die Seile noch einmal aufrollen, weil über dem Ort ein kleinerer unbestiegener Fels steht.

## Die Ersteigung des Poutoake

Paul fuhr uns den schlammigen Weg in Richtung Hohoi. Es dauerte zwei Stunden, bis wir unter der Ostseite standen. Ein Standring wurde gesetzt, dann rauschte schon wieder endloser Regen herab. Trotzdem konnte Schurzo bis zum organisierten Abstieg noch Sicherungen anbringen. Unser Fieber forderte einen Ruhetag. Die Freunde gaben mir anderntags den Schonplatz als Dritter. Nach der ersten Seillänge verschwanden sie lange auf einem breiten Querband. Als mir Pampelmuscheln um die Ohren flogen, konnte ich es kaum fassen: die picknickten! Sie bestätigten Pit Schuberts Statistik, die nachweist, daß die Sachsen einfach gemütlicher klettern.

Mit einer Linksschleife gelang es, den Kamin zu erreichen und Schlingensicherung half bis auf den „Gibbel“. 12. August 1995 – 434 m/NN – schrieben wir in das Buch, das für den Poumaka gedacht war. Wenn man das Verhältnis der Reisekosten zu den 80 Höhenmetern rechnet, dann war es wohl eine der teuersten Erstbesteigungen. Später verrät uns Paul, daß der Fels landläufig als „Penis“ bezeichnet wird. Verflixtes siebentes Jahr!

Als erster durfte ich abseilen und erreichte in der Dämmerung noch den Weg. Die „Picknicker“ erhielten die verdiente Strafe: Das Seil verhängte sich und beide holten sich beim Abstieg in völliger Dunkelheit noch manche Blessur.



Foto: Lothar Stutte

## Reiseerkenntnisse

Wenige Stunden nach der Poutoakeklettereifahren wir schon auf der „Aranui“, dem Versorgungsschiff der Inseln, wieder Richtung Tahiti. Unvergessen ist uns diese stürmische Überfahrt nach schmerzlichem Abschied. Fassungslos war die Schiffsärztin über unsere Wunden. Sie opferte alle Antibiotika, trotzdem dauerte der Heilungsprozeß noch Wochen. Möge dies eine Warnung sein für alle, die solche „Kleinigkeiten“ in den Tropen nicht ernst nehmen. Der Künstler Christian Kervella von Ua Pou machte uns auf einen deutschen Wissenschaftler aufmerksam: Karl von den Steinen. Dieser hatte im Auftrag des Berliner Museums um die Jahrhundertwende auf den Marquesas geforscht und er schrieb darüber: „Mir blieb die Nachlese. Um ihretwillen habe ich, von Tal zu Tal steile Berggrate klimmend und 40 Pfund meines Körpergewichtes einbüßend, alle bewohnten Orte der sechs bewohnten Inseln aufgesucht...“

Doch das, was er als Nachlese bezeichnet, ist durch seinen unendlichen Fleiß heute das bedeutendste Werk über die Marquesas. Seine Reisestrupazen konnten wir nachvollziehen. Seine Aufzeichnungen wünschte sich sehnlichst Christian, der gemeinsam mit Frau Katherine die historischen Tattoos und Muster auf Nasenflöten und Schmuckstücken wieder aufleben läßt. Wir sind dann in Deutschland von München bis Hamburg gereist, um ihm die Fotos der von Karl von den Steinen gesammelten Exponate deutscher Museen zu besorgen.

Unsere Reise ging damals weiter über Neuseeland, Hongkong und China. Tochter Stefanie brachte es zu Hause auf den Punkt, als sie die großartigen Eindrücke abschätzte: „Alles toll, aber auf der Insel habe ich gemerkt, daß viel bisher für so wichtig Gehaltenes unbedeutend sein kann – das werde ich nie, nie vergessen.“ So war wohl das bergsteigerische Ziel verfehlt, doch der Gewinn an anderer Stelle ungleich höher.

Auch die Konfrontation mit den Atombombenversuchen der Franzosen auf dem Nachbararchipel der Tuamotus will ich nicht verschweigen. Jetzt sind die Tests endlich eingestellt, aber die Langzeitschäden vermag heute noch keiner einzuschätzen. Mit Tränen in den Augen saß meine Frau wenige Wochen später vor dem Fernseher, der den brennenden Flughafen von Papete zeigte. Mir klingen heute noch die Worte eines tahitianischen Mädchens in den Ohren: „Was können wir 200.000 Polynesier gegen die vielen Millionen Franzosen machen?“

Bunt sind auch die Sagen der Inseln. Karl von den Steinen hat die „Mädchenschaukel“ aufgezeichnet, die den Oave erwähnt. Vom Historiker Toti aus Hakahau bekommen wir die französische Übersetzung der Poumaka Sage. Sie beginnt: „Einst zogen die Berge im Archipel der Marquesas von Insel zu Insel um sich zu bekriegen. Matahenua von der Insel Hiva Oa war sehr stolz auf seine Größe, obwohl er einen Klumpfuß hatte...“. Dieser Matahenua besiegte alle Berge. Poumaka war damals noch klein und wurde deshalb nicht beachtet. Doch später rächte er sich, tötete den Matahenua und kehrte wieder heim nach Ua Pou. Vom Kampf blieb ihm eine Blutsur zurück, die uns sogar Pua von Hakahetau aus zeigen konnte.

Blut geleckt hatte noch jemand. „Poumaka“ war fast ein Unwort für uns seit der Blamage im Unwetter. Doch in Hongkong – beim Frühstück in einem kleinen, lärmgefüllten chinesischen Restaurant – touchierte Schurzo das Thema: „Ob er nicht doch geht?“

Da konnte ich ihm gestehen, daß mein Kletterzeug noch bei Paul im Schuppen liegt und ich mich heimlich nach den Monaten mit den wenigsten Niederschlägen umgesehen hatte.

## Der Poumaka

140° 04“ westlich, 9° 24“ südlich des Äquators steht dieser fast bis an die Tausendmetergrenze reichende Vulkan-schlot. Der französische Name ist bezeichnend: „Obelisque furchu“ – der gegabelte Obelisk. Unerwartet meldete mein Sohn Mario Interesse an. Klettern kann er – schon mit 16 hat er seinem Vater dessen Grenzen gezeigt. Das war auch für Schurzo der Wunschkandidat. Und so flogen wir zu dritt Ende Oktober 1996 über Paris – Tokio wieder nach Tahiti. Es war schon wie ein Stück Zuhause, als eine Schöne dort nach der Landung die himmlisch riechenden

Tiareblüten austeilte und die Ukulelen der Flugplatzmusikanten unsere Übernachtigkeit zerteilten. Doch strömender Regen verdarb uns abends wieder die Stimmung. Jack, der Besitzer des fantastischen, neuentdeckten Campingplatzes konnte uns nicht trösten mit der Meinung, daß es auf den Marquesas schön sei, wenn es in Tahiti gießt.

Wenigstens konnte beim Anflug auf Nuku Hiva unter den Quellwolken der Nachbarinsel sogar der Poumaka ausgemacht werden. Nachdem wir alle Gelegenheiten, vom Flugplatz weiterzukommen, wegen horrenden Preise oder administrativer Schwierigkeiten verschmäht hatten, gab uns ein hilfsbereiter, junger Marquesaner einen Tip. Deshalb marschierten wir noch in der Nachtkühle los mit unseren 150 kg Gepäck in die sieben Kilometer entfernte kleine Bucht Haahopu. Dort gerieten wir unter die Gourmets. Ein Bautrupp betonierte an der Mole. Wir hätten uns nur blamiert, wenn wir mitgeschaufelt hätten, so bärig packten die kräftigen Marquesaner in der Sonnen-glut an. Gegen 11 Uhr wurde die Baggerschaukel im Meer geschwenkt und die beiden Köche tauschten ihre Schwimfflossen gegen die Bratutensilien. Sie komplettierten den Octopus und die Fische mit Brotfrucht, Taro, Kokossoßen und, und, und...! Mario erlebte solch eine polynesisch-schlemmerische das erste Mal. Überraschend ertönte der Ruf: „Bateau“! Das Boot bog in die Bucht und nahm uns direkt zu Rosi und Paul mit.

Schon zwei Stunden später mußten wir bei Rosi deren Delikatessen weiter beehren. In der Nacht träumte ich, daß im Kinderbuch von Max und Moritz diesen Langstenscheren statt Hühnerbeinen aus dem Mund standen. Paul organisierte wieder, und er fand schon für den anderen Vormittag ein Auto nach Hakahetau. Von einer Anhöhe aus studierten wir den Poumaka und stellten erstmals fest, daß das südliche „Ohr“ der höhere Punkt ist. Mehr überrascht als Pua und seine Madame über das Wiedersehen („Ich dachte, Ihr kämt nicht wieder“) waren einige Stunden später wir beim Anstieg. Auf etwa 180 Meter, etwa dort, wo vor Jahresfrist der Pfad endete, stand ein neues, inselübliches Haus. Beste Handwerksarbeit, Kleinviehställe, Badebecken, Solartechnik!? Meine Jungs saßen schon beim Kaffee, als ich hochrot in der Mittags-hitze ankam. Eine sympathische Marquesanerin bemutterte sie und musterte mich. Sie wollte wissen, ob ich auch auf den Berg will. „Oui, oui“ – keuchte ich und wäre am liebsten in den Ventilator gekrochen. Da setzte sie sich und lachte und lachte und lachte! Ein unerwarteter Tiefschlag für meine Eitelkeit! Aber man kann doch einem so herzlichen Lachen nicht böse sein! Später trug sie viel dazu bei, daß ich meine Halbkugelform nicht einbüßte. Sie stellten sich vor: Therese Eketete Teikitunaupoko und Manfred Drechsler. Handwerklich begabter deutscher Halbaussteiger mit fröhlicher, einheimischer Lebensgefährtin. Beide erwiesen sich als unvorstellbar hilfsbereit und trugen viel zu unserem späteren Erfolg bei.

Paradiesberg?

# Poumaka

Unten:  
Oave (in Wolken)  
Poutetaiui,  
Totaamahiti,  
Poumaka  
(von links)

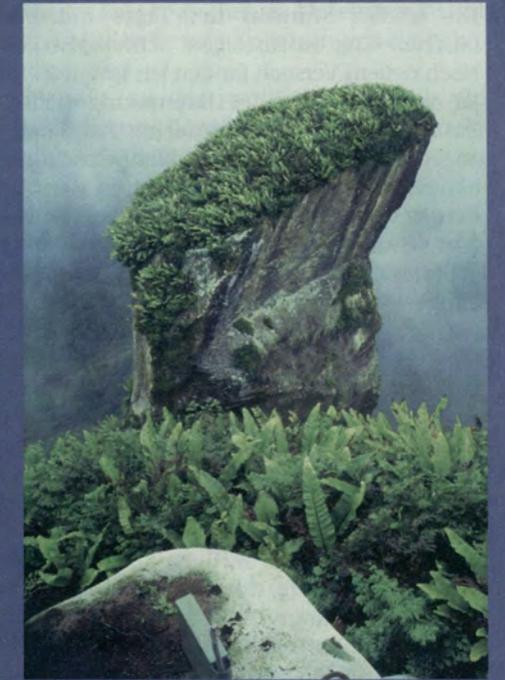


Oben: Eine  
Seillänge am  
Totaamahiti  
(darüber)



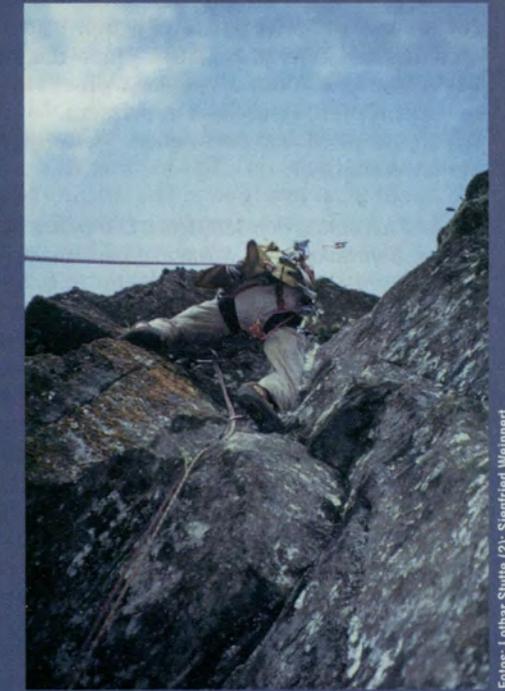
Links: Poumaka

Unten: Tiefblick vom  
Poumakagipfel  
zum niedrigeren  
„zweiten Ohr“



Links:  
„Zustieg“ zum  
Poumaka

Oben:  
am „Einstieg“

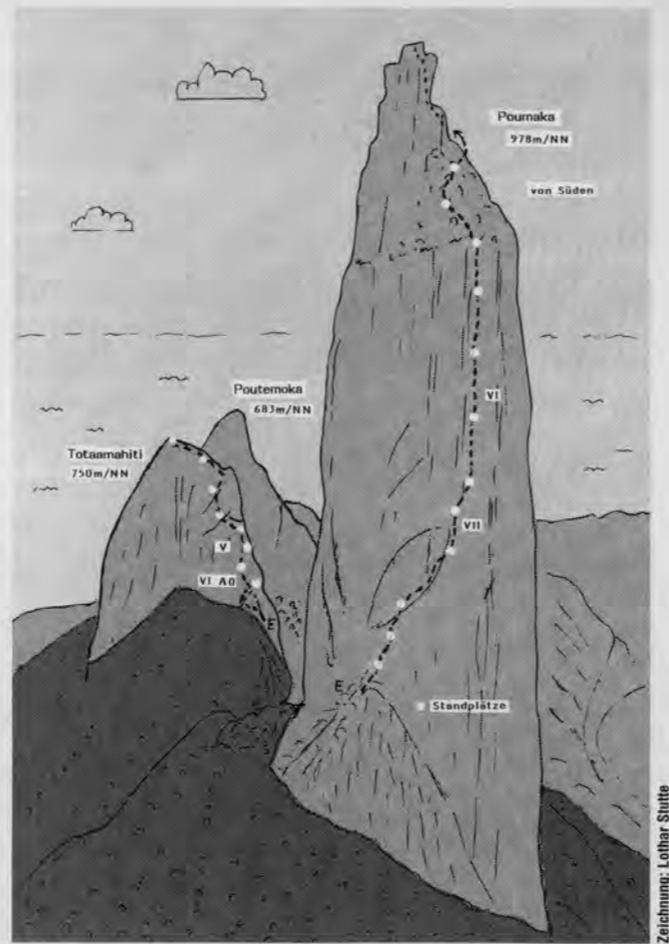


Oben:  
Kletterei  
(Dächerlänge)  
am Poumaka

Die letzten Stunden des Tages nutzten wir, um am falschen Grat aufzusteigen. Schicksalsergebener Rückzug. Nach neuem Versuch fanden wir unsere Zeltplätze vom Vorjahr gerade noch in der Dämmerung wieder, doch der neue Zustieg war wesentlich einfacher. Auch die Ausrüstung war angepaßter: Handschuhe, Schienbeinschoner, Markierungsbänder, Buschmesser. Wir wollten den Anstieg öfter gehen, deshalb lohnte es sich, den Dschungel etwas zu lichten. Schurzo hackte wild und wurde von uns dabei nicht gebremst. Mario, der hinter mir wartete, bis wir wieder einige Meter nachrücken konnten, meinte bewundernd: „Wie ein Diesel, einmal angeworfen, läuft und läuft er!“ Unsere Ortskenntnisse zahlten sich nun aus. Zielgerichtet bahnten wir uns nach dem Zeltaufbau an der Nordschulter noch bis unter die Südwand hinüber. Zelten ist dort unbequem – deshalb wollten wir lieber täglich die 20minütige Querung in Kauf nehmen und erklärten die Nordschulter zum Hochlager. Manfreds Haus wurde zum Basislager „Manfredsville“ deklariert. Mario durfte es als erster testen. Es wurde ernst. Den luftigen Einstiegsbewuchs erkletterte Schurzo vorsichtig; dort wo er ihn abräumte, kam glatter, steiler Fels zutage. Eine zuerst vielversprechende angelehnte Schulter mieden wir dann doch. Dafür räumte der Hobbygärtner einen überhängenden Riß aus, durch den ich im Regen und mit Gepäck unter viel Mühe nachkam. Nach etwa 50 Meter Kletterei waren beide Akkus leer; in dem harten Trachyt schaffte einer nie mehr als neun Löcher. So kam, öfter als geplant, einer von uns zu Thereses Kochtöpfen. Heute war es Schurzo. Ich freute mich auf den neuen Klettertag mit Mario. Er berichtet darüber:

*Sigi und ich sind schon seit sieben Uhr in der Wand. Die beiden letzten Bohrhaken von Schurzo lasse ich rechts stecken und steuere lieber den großen Überhang links an. Motto: Jeder trockene Stand ist ein guter Stand. Zwei Bohrhaken und eine geklebte Öse, dann fühle ich mich wohl. Der Regen läßt nicht lange auf sich warten. Sigi opfert mir seine Regenjacke und ich quere rechtshaltend über den schwarzen Wasserstreifen in eine flache Verschneidung. Nach 8 Metern wird diese senkrecht. Sobald der Fels von Moos und Erde befreit ist, finden sich gute Griffe und scharfe Rippen sowie beste Klemmkeilstellen. Es läßt sich gut klettern. Sigi friert am Stand, ich bin inzwischen auch tropfnaß, und als der Akku leer ist, machen wir Feierabend. Eine knappe Seillänge ging es heute weiter.*

Schurzo saß im Zelt wie der Botenjunge von Feinkostkäfer. Crevettensalat, gebratene Hühnchen, eine Kollektion handgemachter Dressings für den grünen Salat, frische Baguettes, Mangos, Avocados... Waren dies Liebesbeweise oder wollte Therese mit dem Luxus unseren Auftrieb untergraben? Schon abends wurde das Wetter wieder ruhig. Rücksichtslos wie ein Kuckuck drängte ich die Männer um fünf Uhr



früh aus dem „Nest“. Sie kamen schwer in die nassen Klamotten. Ich durfte absteigen, um den Akku tagsüber zu laden. Denn Manfred blieb in Sorge um seine Technik stets neben dem Dieselgenerator sitzen bis die Batterien aufgeladen waren. Und jede brauchte immer zweieinhalb Stunden!

Euphorie machte sich abends breit. Mario hatte die Überhänge und schwierigste Wandstellen gepackt – ganz beeindruckt berichtete Schurzo von den zwei Seillängen. Und möglicherweise kommen wir morgen auf den Gipfel! Da schnappte ich die beiden leeren Akkus und stürzte in der Dämmerung noch einmal hinunter nach „Manfredsville“. Dank der Taschenlampe und unseren Markierungsbändern an den Bäumen konnte Manfred den Generator 90 Minuten später wieder anwerfen. Ich bewunderte seinen Gleichmut, mit dem er die Gewißheit einer weiteren Nachtschicht feststellte. Beim dritten Hahnenschrei aus dem Urwald schlich ich mich davon und... fand meine Hoffnungsträger noch schlafend! Sie hatten die gekletterten viereinhalb Seillängen mit der Gesamthöhe von etwa 400 Metern kombiniert und erkannt, daß das Finale noch weit ist.

Hierzu aus Marios Bericht: *Wir verschieben die Dreierseilschaft. Die Entscheidung erweist sich als gut. Das Jümarn wird jetzt ganz schön luftig. Beeindruckend und gewöhnungsbedürftig sind die freihängenden Passagen; aber es hält alles – die alten Seile, die Jümarmarkklemmen, die Schlingen – phantastisch!*

*Einen Rucksack mit Material und mehrere Seile im Schlepptau, so sind wir am Mittag wieder am bisher höchsten Punkt. Auf eingeklebte Standhaken verzichten wir vorläufig. Wichtiger scheint: Höhe gewinnen und Energie sparen. Der nächste Stand ist Nummer 6 und unbequem. Die Rechtsquerung zu einer trockenen Verschneidung endet mit aufgestellten Nackenhaaren und erhöhtem Adrenalinausstoß. Hier klingt alles hohl, ein Bruchhaufen. Dann doch lieber durch den sechs Meter breiten Grünstreifen und nach links in die aufwendigere Gärtnerverschneidung. Bis zum nächsten Dach reicht die Zeit nicht mehr. Keine Überstunden, wir wollen im Hellen noch zur Akkuübergabe.*

*Also morgen hätten wir gern Ruhetag – oder es klettern mal zwei andere. Aber beides ist unrealistisch. Wir haben zur Zeit ja ein Riesenglück mit dem Wetter. Das müssen wir nutzen. Es regnet nicht, ist jedoch ständig bewölkt. Nicht auszudenken, wie wir braten würden, wenn die Sonne schiene.*

Die weil meine beiden Dachklempnermeister auch am sechsten Klettertag in der Höhe schlosserten, konnte ich darüber sinnieren, warum es Tage gibt, an denen man frühmorgens keine Mücken im Dschungel hat oder warum sich die Tuake kopfüber in die Nestfarne stürzen und dort minutenlang stecken bleiben. Diese wunderschönen Segler sind die Kultvögel der Insulaner. Sie scheinen auch selten zu sein und werden wegen der langen Schwanzfeder auf französisch „Paille-en-Queue“ genannt. Uns amüsiert Pauls freie Übersetzung mit „Strohhalim im Arsch“ – die Wissenschaft sagt natürlich „Weißschwanz-Tropikvogel (Phaeton lepturus)“. Auch erkenne ich, daß Marios „Poumaka-Nordkante“ und „Nordwand“ eminent kühne, aber lohnende Kletterprojekte wären.

Im Dorf erfuhr ich das Neueste: Pua wollte das Fernsehen wegen unserer Besteigung anlocken, doch die Kameraleute waren zum Einsatz bei einem Ruderwettkampf. Puas Frau, die zuerst betete, daß wir auf „ihren“ Poumaka nicht hochkommen, wünschte uns nun den Erfolg. Keinen der Männer konnte ich dazu bewegen, bis zum Einstieg mitzukommen – obwohl Pua am liebsten einen Touristensteig zur Vermarktung der Felsenwelt anlegen würde.

Dezenter Optimismus keimte auf. In der Nacht wurden nochmals Batterien geladen, und nach meinem schon gewohnten Aufwärmkurs „Manfredsville – Nordschulter“ querte ich diesmal durch bis zum Einstieg, an dem schon ein Seilende auf mich wartete. Ach wie fiel mir das Jümarn schwer! Der Ton wird das erste Mal rauher. Mario fauchte nach unten, daß er nicht in die Dunkelheit kommen wolle. Ich schimpfte (besser „bettelte“) nach oben, daß man nicht gerade den Dicksten an einem alten Halbseil ungesichert in die Luft hängen sollte. Schließlich siegte mein Fatalismus: die sind selber schuld; die haben mich immer in Thereses Feinkostladen geschickt und selber mit den Steigklemmen trainiert. Wie soll man denn mit einem Bauch voller gebratener Bananen Rennklettern machen? Und überhaupt – Ruhe bewahren, Nervenstärke

ist ein entscheidender Faktor an diesem Malefizberg! Und daß ich vorsorglich Müllsäcke und Kekse eingepackt habe, davon wissen die gar nix!

Kaum traute ich mich, an dem nun geputzten Fels die expertösen Kletterstellen zu begutachten – hinauf ging's. Bald müßte sich der Fels doch etwas legen. Doch daneben gehofft, es blieb steil.

Mario notierte sich über diesen Nachmittag: *Noch dreimal nachholen, dann sind wir am Fuß des Gipfelaufbaus. Nach weiteren 40 Metern tauchen vor mir aus dem Yuccawald unvermittelt die zwei Gipfelohren auf und ich bin nach der Schinderei froh, daß ich im Nebel die richtige Nase für den Weg hatte. Ein bemooster Kamin führt auf den höheren der beiden Zacken. Es ist schon 17 Uhr – ich beeile mich fürchterlich. Am Kaminende muß ich über eine große Farnstufe. Kaum kann ich noch einen Warnschrei loslassen, da hat der Riesenkompostbatzen Schurzl auch schon unter sich begraben. Auch ich hänge tiefer, und beide müssen wir unvermittelt loslachen. Noch ein kurzer Verhauer nach links – und da man sowieso fast nichts mehr sieht, legt Schurzl „Abbrechen“ fest. Ich füge mich, hatte aber bis dahin gehofft, die Szene mit dem Biwak dank der Taschenlampen aus dem Drehbuch streichen zu können. Wir seilen in die Scharte zurück. Väterchen sitzt dort auf einem Stein und frozzelt: „Warum kommt ihr schon runter, wir hätten doch auch auf dem Gipfel rumsitzen können.“ Ein sonniges Gemüt! Eigentlich sind wir ganz gut ausgerüstet: Kekse, Wasser, Müllsäcke zum Reinkriechen. Jeder sucht sich eine passende Stelle an der Wand aus. Ich glaube, ich habe die schlechteste erwischt, denn ich höre ständig neben mir die zwei schnarchen. Hier oben weht es ganz schön, aber es ist nicht zu kalt. Das einzige, was ich mir für die Nacht wünsche, ist, daß es möglichst nicht regnet. Seit Tagen geht mir die Strophe von Reinhard Mey durch den Kopf: „Kaffe auf'm Tisch und Braten in der Röhre kein Platz auf der Welt wo ich lieber wär, ich schwöre! Die Füße unterm Tisch, die Gabel in der Hand bei Ilse und Willi auf'm Land.“*

Weit unten krächte schon das zweite Mal der gallus gallus, da blinzelte auch bereits die Morgendämmerung. Nun aber weg mit der Gabel und die Füße unterm Tisch hervor! So schickte ich die Träumer wieder an die Front. Statt dem ersehnten Gipfelgebrüll hörte ich, wie die schwäbische Großmutter imitiert wurde: „Do isch jo nomol a Stoigärtle!“ Doch ich durfte nachkommen und zusehen, wie am zweimannshohen Schlußblock der letzte Sicherungspunkt angebracht wurde.

Am 8. November 1996, morgens um 7 Uhr 30, hätte uns überschwengliches Gipfelglück ereilen können, statt dessen war es eine stille Freude über den Erfolg nach achttägigem Ansturm auf diesem windigen, in den Wolken steckenden Stein. In hilfreicher, lustiger Zweisamkeit installierten die Meister die Insignien eines neuen Klettergipfels: Gipfelbuch und Abseilring.

Man konnte dabei so schön philosophieren über die Zweitbesteiger, die vielleicht nie kommen – oder auch darüber, daß unser Weg nach der 100. Begehung vielleicht „wgt“ (without green touch – ohne Grünberührung) machbar sein wird.

Wir schrieben den sehr ernst gemeinten, weltumspannenden Dank an die Freunde ins Gipfelbuch, die uns dieses Ausnahmeabenteuer ermöglicht haben.

Dann wurde konzentriert abgeseilt. Regenschauer und die eingesparten Standringe gestalteten das Tieferkommen auch noch mühevoll. Es gelangen mir unter der Wolken- grenze Fotos hinüber nach Hakatao zu den sonst nie zu sehenden Spitzen auf dem südlichen Inselteil. Mit dem nassen Material buckelten wir zum Zelt. Geschunden und erschöpft lag am Nachmittag jeder wortlos lange da. Keiner schlief, aber es bewegte sich auch keiner. Heimlich schielte ich zu den Recken, denn es war noch eine alte Rechnung offen, die eine Entscheidung verlangte. Das Happy End hatte noch einen Makel.

### Ernte am Totaamahiti

Zu lange haben wir vor 15 Monaten am nahen kleinen Bruder des Poumaka gehangen, als daß ich den jetzt vielleicht möglichen Gipfelerfolg verschenken möchte.

Mario verweigerte weiteres Klettern abrupt – er wollte endlich seine Fingernägel saubermachen. Mithilfe sagte er trotzdem zu und kletterte auch gleich mit der ersten Gepäckladung hinab zum Ladegerät nach „Manfreds- ville“. Schon in der Morgendämmerung war er wieder da, ein Aufstieg in Rekordzeit!

Dieweil hatte ich über den verbindenden Grat eine Schneise vorgewalzt. Schurzo eilte nach der Batterien- übergabe wortlos hinterher. Auch der Tropenregen ereilte uns. Es goß am Einstieg – wortkarg und mechanisch stieg der Bessere an. Wir wagten es nicht, uns anzusehen. Keiner war bereit, dem anderen seine Verbahrtheit einzugestehen. Sichernd saß ich dann auf dem Pfeiler und klap- perte mit den Zähnen. Durch den Riß pfeift hier ständig der Wind nach oben. Er kühlte mich heute so aus, daß ich an der Äquatornähe zweifelte und nicht in der Lage war, mit dem Rucksack zu klettern. Aber nach den ersten Griffkombinationen wurde mir warm und überraschend elegant kletterte sich diese zweite und schwierigste Seillänge. Der Vergleich zur Erschließungsarbeit am Ostriß an der Martinswand bei Innsbruck drängte sich mir auf. Auch dort berichteten die Erstbegeher von einem botanisch-zoologischen Abenteuer. Heute ist die Führe so fest, daß man genußvoll hinaufspreizen kann.

Der Regen hörte auf, aber die Griffe waren noch naß und seifig. Mein Partner stand lange und unschlüssig vor den nächsten Metern, so daß ich mit ihm tauschte und die nächste Seillänge vorstieg. Dann ging es fast wie am Schnürchen. Gegen Mittag standen wir am früheren Um-

kehrpunkt. Ein Bohrhaken entschärfte das Risiko und der Erfolg war in Sicht. Noch einmal seifte ein Schauer die Griffe ein, dann hatten wir Stand dicht unter dem Gipfel- grat. Bei der letzten Rechtsquerung: Skolopenderbiß! Schurzos Aufheulen war sicher berechtigt, denn der Schmerz sei furchtbar wie bei einem Skorpionstich. Die Wirkung des Giftes ist unterschiedlich, deshalb beobach- tete ich heimlich, ob sich Ausfallerscheinungen zeigen. Vorab aber versuchte ich moralische Hilfe: „Hab dich nicht so wegen dem Wurm!“ Und flink turnten wir gemeinsam über den Grat.

Die Nachmittagssonne beleuchtete einen blumenbewach- senen Gipfel mit zwei erleichterten, emsigen und dreck- verschmierten Typen, die wild die Umgebung fotografier- ten und vergeblich einen Meerkiesel suchten, der laut Pua dort oben liegen soll.

Seilsalat beim Abseilen – Schurzo wird mürrisch. Skolo- penderfolgen? Er hatte noch tagelang einen dick geschwollenen Arm. Stockdunkel war's, als ich auf den letzten Metern vor dem Zelt gewohnheitsmäßig einen Moosbuckel wegtreten wollte. Ach es war mein Schurzo, der sich einfach kurz hingestellt hatte und so nochmals leiden mußte. Erst nach der Suppe verzieh er mir – befrei- endes, tobendes Gelächter hallte durch die Nacht. Und erleichtert ließen wir die Augen schweifen vom Lagerfeuer zum Kreuz des Südens und hinüber zu den Lichtern von Taioahe auf Nuku Hiva. Wohl wissend, daß der Abschied von einem der schönsten Zeltplätze der Welt bevorstand.

### Bergbesteigungen auf Ua Pou – Marquesas-Inseln (Französisch Polynesien)

06.01.1988	Pito (Nabel)	ca. 1080 m	Lothar Stutte und Siegfried Weippert
08.01.1988	Oave	1203 m	Lothar Stutte und Siegfried Weippert
17.01.1988	Pouhekaei	603 m	Lothar Stutte und Siegfried Weippert
18.01.1988	Motu Takaee	229 m	Lothar Stutte, Gatien Hapipi
12.08.1995	Poutoake	464 m	Hansjörg Schurz und Herbert Richter, Siegfried Weippert
08.11.1996	Poumaka	978 m	Mario Weippert und Hansjörg Schurz, Siegfried Weippert
09.11.1996	Totaamahiti	ca. 750 m	Hansjörg Schurz und Siegfried Weippert (vorbereitet mit Herbert Richter 1995)

# Arktische Träume im „Land“ unter dem Großen Bären

## Eine Skireise zum Nordpol

Christoph Höbenreich  
(Text und Abbildungen)

**I**m höchsten Norden unseres Planeten liegt ein „Land“, das kein Land ist.

Eine Welt, in der Tag und Nacht das Jahr in zwei Hälften teilen.

Im Winter zieht sich dieses „Land“ zusammen und erstarrt zu bizarrer Schönheit.

Im Sommer hingegen brechen Teile davon ab und begeben sich auf die Reise nach Süden.

Noch immer trotz dieses „Land“ dem Menschen, und noch niemand hat es ohne Furcht und ohne große Mühe betreten.

Bis jetzt ist es nur wenigen geglückt, dorthin zu gelangen.

### Intention der AUSTROPOL-'97-Expedition

Seit meinen Aufenthalten auf dem Archipel Franz Josef Land faszinierte mich der Traum, eine Polarskireise in die höchste Arktis zu führen und die unvergleichliche Fabel- welt der wundervoll glitzernden Eisskulpturen in der zen- tralen Nordpolarregion zu erleben. Denn es ist keine Lei- stung und kein Verdienst, zum Nordpol zu reisen, es ist einfach eine ganz besondere Gnade ...

Es wäre unverantwortlich, wenn nicht gar unmöglich, mit einer Gruppe vom weit entfernten Festland aus zum Pol zu gehen und sie über die hochmobile Jungeiszone nahe der Küste zu führen. Derartige Rekordleistungen bleiben klei- nen Hochleistungsexpeditionen vorbehalten. Bei AU- STROPOL '97 hingegen stehen trotz (oder gerade auch wegen) der physisch, mental und emotional sehr harten Belastungen das intensive Kennenlernen und Erleben der zentralen Arktis im Vordergrund. Die Polarskireise hat daher das Ziel, mit einer Gruppe polarer Skigeher, von einer russischen Driftstation auf dem massiven arktischen Packeis startend, den Geographischen Nordpol mit Ski und Schlitten zu erreichen, vor allem aber den Weg und die Zeit dorthin zu erleben.

Die Nordpolarregion ist weder ausschließlich kleinen Extremexpeditionen, wissenschaftlichen oder filmdoku- mentarischen Unternehmungen noch öffentlich-geführ- ten Gruppen vorbehalten. Exklusive Reisen mit Eisbre-



Eine Polarskireise  
führt in eine Welt  
aus Kälte, Licht und Stille.

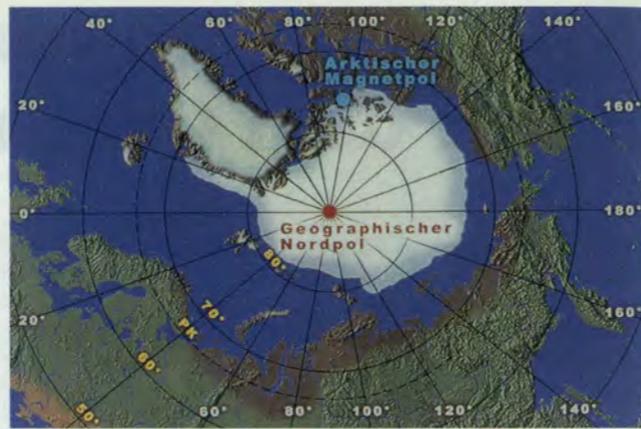
Das endlose Weiß  
schenkt Raum für Träume  
und Zeit zum Atmen.

Es lenkt den Blick  
nach innen.

Denn selbst im wildesten Sturm  
blüht  
eine Oase der Ruhe.

(Christoph Höbenreich)

Rechts oben:  
Der Geographische Nordpol  
markiert den Kreuzungspunkt der  
Meridiane auf der Nordhalbkugel.  
Er ist also ein rein mathematischer  
Punkt, der nicht mit freiem  
Auge an der Erdoberfläche  
erkennbar ist. Am Arktischen  
Magnetpol richtet sich eine  
Kompaßnadel vertikal  
zum Boden aus.



Unten:  
Die Strömungen („Drift“)  
im Nördlichen Eismeer



chern der schweren Arktika-Klasse, Hubschraubern, Ballonfahrten oder Fallschirmsprüngen erlauben zwar schöne Einblicke in das Herz der Arktis – kaum aber in deren wahre Seele, die sich nur dem offenbart, der sich der Arktis wirklich aussetzt. Das Gehen und (Ski-)Wandern bieten daher die für die menschliche Aufnahmefähigkeit angepaßteste Fortbewegungsgeschwindigkeit. Denn nur wer länger durch eine Landschaft geht, kann diese wirklich aufnehmen und so nachhaltig Impressionen aus einer „anderen“ Welt sammeln. Die Schönheit, die Reinheit, die Stille, die Einsamkeit und die scheinbar grenzenlose Weite eines der wohl letzten noch buchstäblich „weißen“ Flecken der Erde können wir erst durch die aktive Fortbewegung im wahrsten Sinne des Wortes wirklich *eingehend* erleben.

In der Arktis kann sich heute jedes sportlich ambitionierte und auf einzigartige Naturerlebnisse abzielende Polarskitemann die Regeln und die Logistik, das heißt also den Stil des Vorgehens, selbst festlegen – solange kein unkalkulierbares Risiko für Teilnehmer und vor allem die sensible Natur (in unserem Fall die Natur des arktischen Meeres) besteht. Da unser Unternehmen das erste seiner Art im deutschsprachigen Raum ist, kann ich bei der Planung und Organisation während der zweieinhalbjährigen Vorbereitungszeit so auch nur bedingt auf Erfahrungen und Ausrüstungen anderer Polarexpeditionen zurückgreifen. Für mich ist es aber gerade deshalb ein umso interessanter und reizvollerer Schritt in organisatorisches Neuland! Generell ist kein Projekt, das auf Erfahrungswerte vorangegangener Unternehmungen aufbauen und somit profitieren kann, mit den Vorstößen der großen Pioniere früherer Epochen in unbekanntes Gebiet (nicht nur im geographischen Sinn) meßbar. Lediglich in der Freiheit bzw. Notwendigkeit, die für sich selbst adäquateste Reiseform wählen zu können, sehe ich es als legitim, auch AUSTROPOL '97 mit Projekten anderer Polarfahrer zu vergleichen. Als „Kinder unserer Zeit“ müssen wir uns jedoch nicht schämen, im Sinne der Sicherheit und des Erlebnisgehaltes moderne Technik und Ausrüstung einsetzen zu können. Im Gegenteil: Mit diesen Erfahrungen wächst in jedem sensiblen Polargeher die Hochachtung vor den Ideen, Versuchen und Leistungen der großen Pioniere. Als Initiator und Leiter der Skireise zum Pol bin ich natürlich auf größtmögliche Sicherheit für die Teilnehmer bedacht. Obwohl uns daher moderne Navigationsgeräte,

Funk und für den Notfall ein Hubschrauber zur Verfügung stehen, gibt es jedoch keine Garantie, den Nordpol als geographisches Ziel zu erreichen. In der Arktis ist nicht alles bis ins letzte Detail planbar. Die Meereisverhältnisse sind kaum prognostizierbar und können unüberwindbar sein. Auch heute noch verlaufen in der Arktis trotz bester Vorbereitung und Ausrüstung nicht alle Unternehmen wie geplant, wie der 1995 gescheiterte Versuch der Brüder Reinhold und Dr. Hubert Messner (der ebenfalls bei AUSTROPOL '97 teilnimmt) zeigt. Gerade diese reizvolle Ungewißheit unterscheidet aber polare Skireisen oder Expeditionen von gängigen und regelmäßig durchgeführten Routine-Auslandsbergfahrten oder Routine-„Abenteuern“.

## Der Nordpol

Der Pol ist ein Ort mit starker Anziehungskraft für unzählige Menschen seit langer Zeit. Dieser einzigartige, fast magische Ort der Erde blieb jahrhundertlang ein Traumziel vieler weniger Entdecker und Abenteurer. Eindrucksvolle Berichte der Polarfahrer auf „Expeditionen ins ewige Eis“ erzählen von den „Schrecken des Eises und der Finsternis“, von „Arktischen Träumen“ und von der „Faszination der Arktis“ im „Kampf um den Nordpol“. Die Achttausender hingegen sind als Erschließungsobjekte erst seit wenigen Jahrzehnten ein Ziel für Abenteurer, Erlebnis- oder Grenzsuchende. Trotzdem ist der Pol lange Zeit unerreicht geblieben.

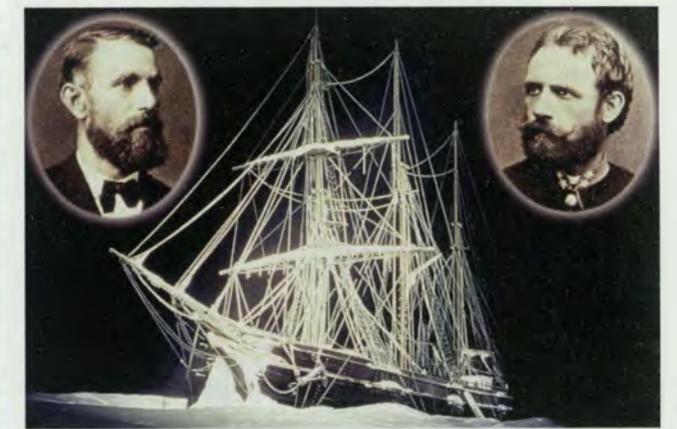
Der Geographische Nordpol ist jener imaginäre Punkt im Norden, in dem alle Längengrade (Meridiane) auf 90° nördlicher Breite zusammenlaufen. Als lediglich mathematischer und imaginärer Punkt ist er nicht mit freiem Auge an der Erdoberfläche zu finden. Das Wesentliche ist unsichtbar – was ja auch für das Menschsein gilt. Da der Pol also nur in der Vorstellung existiert, steht sein Erreichen gleichsam für die Erfüllung eines persönlichen Zieles.

In der Nähe des Pols durchstößt die Rotationsachse der Erde die Erdoberfläche. Das heißt, hier dreht sich die Erde im Laufe von 24 Stunden einmal um sich selbst. Die einzige Richtung, in die man vom Nordpol gehen kann, ist nach Süden. Die Uhrzeit richtet sich am Pol nach der Blickrichtung. Der Polarstern im Sternbild des Großen Bären liegt direkt über dem Pol. Das Wort „Arktis“ (von griechisch „arktos“ = Bär) ergibt gleichzeitig eine würdige Bezeichnung des „Landes unter dem Großen Bären“ für die Heimat der Eisbären, die allerdings weit weg in Nähe der arktischen Festlandküsten leben.

Zählt der Nordpol nun als Land, da man ihn zu Fuß erreichen kann? Oder gilt er als Meer, da er schon mit Eisbrechern bezwungen wurde? Im Gegensatz zum Südpol, der sich in 2.804 Meter Seehöhe auf dem Kontinent Antarktika befindet, liegt der Nordpol zwischen den Kontinenten Amerika und Eurasia im Nördlichen Eismeer. Dieses Mittelmeer ist am Pol 4.315 Meter tief. Es gibt wohl kaum einen einsameren Ort auf der Erde.

Mystisch wirkt der Nordpol auch dadurch, daß er nie an der gleichen Stelle der rasch driftenden Eisoberfläche zu finden ist! Kein fixes Zeichen kann den Platz in der scheinbar endlosen Eiswüste markieren, wo sich der ominöse „Gipfel der Erde“ befindet. All die bizarren Vorgänge in der Natur des Eismeeres sind schwer faßbar, wenn sie nicht selbst erlebt werden. Man ist in der Arktis mit Naturphänomenen konfrontiert, die man in keiner anderen Gegend unseres Planeten vorfindet. Der Bergführer mutiert zum „Meerführer“.

Für die Arktis besteht kein international geregeltes Vertragswerk, wie es für die Antarktis existiert. Es ist daher notwendig, ein Bewußtsein zu schaffen, welche große globale Bedeutung der Arktis als maritimem Ökosystem zukommt. Dazu ist aber primär die Wissenschaft gefordert. AUSTROPOL '97 soll nicht unter das oft mißbrauchte Deckmäntelchen des Umweltjournalismus gestellt werden. Dennoch möchte ich auf die dringende Schutzbedürftigkeit der faszinierenden Eiswelt im Nordpolargebiet vor weiterer industrieller oder schiffsverkehrstechnischer Nutzung hinweisen, die allerdings für die Aufrechterhaltung der Wirtschaft der Rußländischen Föderation wiederum seit dem Ende der Sowjetunion von großer Bedeutung ist.



Carl Weyprecht (links) und Julius Payer mit der Admiral Tegetthoff (ORF-Modell), dem Schiff der Österreichisch-Ungarischen Polarexpedition (1872-74)

## Zur Entdeckungsgeschichte

Im geschichtsträchtigen Jahr 1492, in dem Christoph Kolumbus die Entdeckung einer „Neuen Welt“ gelingt, entwirft Martin Behaim den ersten Globus und bringt der Menschheit die Kugelgestalt der Erde erstmals klar zu Bewußtsein. Die Erforschung der unbekanntenen Nordregionen um den Pol erhält damit einen praktischen Sinn, denn die nördlichen Seewege von Europa nach China und Indien erscheinen nun in ihrer wirklichen, das heißt kürzeren Streckenlänge, und nicht in der durch zweidimensionale Karten bisher verzerrten Distanz.

Ein päpstliches Dekret besiegelt 1494 die Aufteilung der neu zu entdeckenden Länder der Erde unter den Völkern der Iberischen Halbinsel. Um diese spanisch-portugiesische Vorrangstellung im Indienhandel an den Kaprouten ohne Krieg brechen und die beschwerliche und teure Überlandroute durch den Mittleren Osten umgehen zu können, werden die beiden protestantischen Seemächte der Nordsee, England und Holland, angeregt, nach Alternativrouten außerhalb der katholischen Interessenssphären zu suchen. Mit äußerstem Einsatz wird in den folgenden vier Jahrhunderten nach einer Nordostpassage entlang der Nordküste Eurasiens und nach einer Nordwestpassage entlang der nordamerikanischen Küste gesucht. Mit Julius Payer und Carl Weyprecht sind aber auch zwei Österreicher der Idee eines Seeweges durch das Eis verfallen und machen sich auf die Suche nach einer Nordostpassage und einem möglichen Weg zum Nordpol. Auf ihrem im Packeis festgefrorenen Schiff *Tegetthoff* scheitern aber auch sie an der Nordostdurchfahrt, entdecken 1873 dafür zufällig einen unbekanntenen Archipel, den sie zu Ehren des Kaisers „Franz Josef Land“ taufen.

Ein Einbrechen in das minus zwei Grad kalte Meerwasser bei klirrender Kälte bedeutet Lebensgefahr. Der Expeditionsarzt der Österreichisch-Ungarischen Polarexpedition von 1872-74 überlebt dieses Unglück



Erst 1878/79 gelingt es dann dem Wahlschweden Adolf Erik Nordenskiöld, mit der *Vega* die Nordostpassage zu befahren. Nach zweimaliger Überwinterung bei einem Inuitvolk findet Roald Amundsen 1905 auf der *Goja* den Weg der Nordwestpassage. 1911 steht der berühmte Norweger als erster Mensch am Südpol.

Genau genommen dient das alleinige Erreichen des Geographischen Nordpols weniger dem wissenschaftlichen Interesse als vielmehr der Pionierfreude mutiger Abenteurer und dem Prestige der großen Polarnationen durch sportlich ambitionierte Expeditionen. Aber ohne diese Motive wären wohl viele Gebiete der Erde nicht entdeckt worden ...

In der Annahme eines offenen Meeres um den Nordpol werden zahlreiche Versuche unternommen, den Pol in reinen Schiffsexpeditionen zu erreichen. 1893 läßt der Norweger Fridtjof Nansen, der 1888 als erster Grönland durchquert hat, sogar sein Schiff *Fram* vor der Nordküste Asiens im Packeis einfrieren, um, wie er selbst schreibt, mit der Transpolaren Drift *die Kräfte in der Natur achtend ... den sichersten und leichtesten Weg zum Pol zu finden*, was ihm aber auch durch seinen legendären Fußmarsch nicht gelingt.

Da sämtliche Nordpolfahrten mit Schiffen aber scheitern, bedient man sich ab der Jahrhundertwende anderer Methoden, um den 90. nördlichen Breitengrad zu erreichen. Von Franz Josef Land, das nur 900 Kilometer vom Nordpol entfernt liegt, startet Frederick Jackson 1895 seinen erfolglosen Versuch mit Hunden und Ponys. Auf dem Archipel begegnet er dann zufällig Fridtjof Nansen auf dessen Rückzug aus der Eiswüste – eine Situation, die an das sensationelle Treffen von Henry Morton Stanley und David Livingstone 1871 in Afrika erinnert!

Die Driftexpedition (1893-96) des Norwegers Fridtjof Nansen ist eine der größten Leistungen in der Polargeschichte



Unabhängig voneinander erheben 1909 zwei US-Amerikaner jeweils für sich den Anspruch, als erste am nördlichsten Punkt der Erde gestanden zu sein: Frederick Cook am 21. April 1908 und Robert Peary am 6. April 1909. Es entflammt die öffentlich-politisch geführte und bis heute währende Polkontroverse. Der amerikanische Kongreß erklärt Konteradmiral Peary zum Sieger, was auch die mächtige National Geographic Society 1990 bekräftigt. Heute wird jedoch auch bezweifelt, daß beide überhaupt in Polnähe waren.

Die Erkundung des Pols aus der Luft ist ein sehr riskantes Unternehmen. 1926 überfliegt Umberto Nobile mit seinem lenkbaren Luftschiff Norge erstmals den Nordpol. 1937 gelingt Russen die erste Flugzeuglandung am Nordpol. Seit 1957 sind interkontinentale Linienflüge auf Polar Routen Routine. In unserer schnellebigen Zeit denkt wohl kaum mehr einer von den tausenden Passagieren täglich an die oft monate- und jahrelangen Entbehrungen der wagemutigen Pioniere in den lebensfeindlichen Weiten des nordpolaren Meereises.

Mit einer neuen Technologie gelangen US-Amerikaner Ende der sechziger Jahre zum Nordpol: Nach der Durchquerung des Nördlichen Eismerees im Jahr 1958 durch das US-Atom-U-Boot *Nautilus* taucht 1959 die *Skate* als erstes Wasserfahrzeug direkt am Nordpol auf. Im Ringen um die Vormachtstellung im Arktischen Ozean entsendet die Sowjetunion 1977 den bis heute stärksten Atomeisbrecher der Erde: Die 75.000 PS starke *Arktika* bricht sich eine Schneise durch das massive arktische Pack und erreicht als erstes Schiff der Geschichte den Nordpol – acht Jahre nach der ersten Mondlandung! 1991 stoßen die deutsche *Polarstern* und die schwedische *Oden* als erste nicht-nuklearbetriebene Eisbrecher im Dienste der Wissenschaft zum Pol vor.

Auch Sportler tauchen am Nordpol auf, um sich in der Arktis mit Ruhm zu bedecken. Es gibt in historischer Sicht in der polaren Expeditionslogistik verschiedenste Traditionen, Stile und Moderichtungen, den Nordpol von Rußland oder Kanada aus zu erreichen – meist abhängig von der Nationalität, dem technischen und ideellen Entwicklungsstand bzw. den eigenen Ansprüchen. Manche wagen sich dabei an die Leistungsgrenze des Menschen heran.

Erstmals kann der Amerikaner Ralph Plaisted 1968 unwiderlegbare Beweise erbringen, den Nordpol über „Land“ – mit Skidoos – erreicht zu haben. Als herausragend gelten die Leistungen des Engländers Wally Herbert (1968-69, erste Überquerung der Polkappe von Alaska bis Svalbard mit einer Überwinterung), des Japaners Naomi Uemura (1978, erstmals im Alleingang mit Hundeschlitten zum Pol), des Franzosen Jean-Louis Etienne (1986, erstmals im Alleingang ohne Hunde aber mit Flugunterstützung zum Pol), des Russen Dimitrij Schparo (1988 „Polarbridge“, flugunterstützte Skiüberschreitung von Rußland nach Kanada), des Norwegers Børge Øusland (1994, erstmals im Alleingang ohne Nachschub, wird vom Pol ausgeflogen), des US-Amerikaners Will Steger (1995, flugunterstützte Hundeschlitten-Kanu Überschreitung) sowie die großartige Leistung des Kanadiers Richard Weber und des Russen Michail Malakov (1995, erstmals ohne Hunde und ohne Luftunterstützung zum Pol und zurück auf das Festland)! Bei seinem vierten Versuch gelingt dem Japaner Mitsuro Oba 1997 die erste Solodurchquerung des gesamten Nördlichen Eismerees von Rußland über den Pol nach Kanada (1.730km). Bis heute erreichte nur eine Handvoll Menschen den nördlichsten Punkt der Erde aus eigener Kraft – und nur ein Bruchteil im Vergleich zur bereits großen und rasch wachsenden Zahl an Mount Everest-Besteigern!

## Die Vorbereitung

Eine der wohl unangenehmsten Aufgaben eines Expeditionsleiters ist die Bildung eines Teams mit möglichst homogener Leistungsfähigkeit aus einem großen Kreis bunt zusammengewürfelter Interessenten. Denn die falsche Selbsteinschätzung eines einzelnen Teilnehmers kann das Leben seiner eigenen Person sowie das anderer Teilnehmer und letztendlich das gesamte Unternehmen gefährden. Da dreizehn „Polarniks“ teilnehmen können, muß ich eine Auswahl der künftigen Polgeher aufgrund ihrer bisher eingebrachten Erfahrungen und Fähigkeiten sowie des zu erwartenden Leistungsvermögens treffen. Expeditionen scheitern in den wenigsten Fällen an mangelnden körperlichen Voraussetzungen der Teilnehmer. Seelische Belastungen aber sind kaum zu simulieren. Es kommt daher auf das innere Augenmaß des Expeditionsleiters an, mit wem er bereit ist, zum Pol oder in die Berge zu gehen.

Es ist nicht leicht, dreizehn „Ich-Faktoren“ auf den gemeinsamen Nenner „Wir“ zu bringen. Da wir in der polaren Einsamkeit nur gemeinsam agieren und vorankommen können, ist bei einer polaren Skidurchquerung, anders als bei Hochgebirgsexpeditionen, nicht eine extrem herausragende Einzelleistung, sondern eine gute Gruppenleistung wichtig. Wichtig ist auch die richtige Einstellung: Herz, Engagement und Identifizierung mit

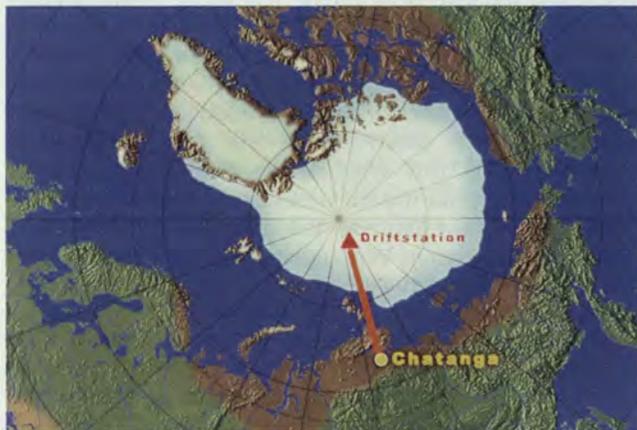
der Expedition. Jeder einzelne wird voll gefordert. Das erfolgreiche Bestehen in der Arktis ist die Kunst des gemeinsamen Überwindens von Hindernissen aller Art: Marschieren, Wege durch Preßeiszonen freischaufeln, Schneebrücken und Schlittenfähren bauen, Zelte aufbauen und sichern, Schnee schmelzen und kochen, Material reparieren, Motivation geben, Erste Hilfe leisten, etc. Nach mehreren Vorbereitungstreffen und Bergtouren lade ich die OeAV-Mitglieder Franz Asböck, Konrad Dorner, Martin Dorner, Rudolf Gschwandner, Hansjörg Klotz, Franz Lichtenegger, Karl Malin, Johann Müller, Markus Raich, Manfred Schoerkl, Dr. Gerhard Schuhmann und Dr. Dagmar Wabnig über die OeAV-Bergsteigerschule, sowie aus Südtirol Dr. Hubert Messner in das AUSTROPOL '97-Team ein.

Eine umfangreiche persönliche physische sowie psychische Vorbereitung ist selbstverständlich für ein erfolgreiches Bestehen in den unberührten Weiten der Eiskappen und Packeisflächen des Nordpols. Als Vorbereitung empfehlen sich Trainingsformen im Ausdauerbereich und Abhärtung durch passive Reize wie Sauna oder kalte Duschen. Ab ca. drei Wochen vor Aufbruch in das Eis schonen wir primär unsere Gesundheit und sporteln nur mehr leicht, da wir dann die Energiereserven durch Essen auffüllen und unseren Verdauungsapparat an die energiereichen Nahrungsmittel gewöhnen wollen. Ein Leistungstraining bis zur Ausmergelung wäre fatal. Ein paar Kilogramm Übergewicht sind hingegen kein Nachteil – im Gegenteil: In der Arktis zittert man sich diese Kilos in wenigen Tagen vom Leib! Eine ideale natürliche Kälteschutzschicht und Energiereserve. Es kommt ja nicht auf jedes Gramm an wie beim Höhenbergsteigen.

## Die Anreise

Nach Monaten intensiver Vorbereitungen reisen wir am 11. April 1997 nach St. Petersburg. Im „Museum der Arktis“ empfangen uns Dr. Victor Bojarski und Dr. Victor Serov, die uns als erfahrene Polarforscher begleiten und mich unterstützen werden. Wir dürfen aber die Abwicklung der Transporte in Sibirien nicht mit westeuropäischem Denken messen. Der einzige Flug pro Woche nach Norilsk, einer Bergbaustadt in Nordsibirien, geht am Sonntag um 1 Uhr früh. Den müssen wir nehmen. Transportmittel und Flugverbindungen sind einfach, aber eben effektiv. Die Russen arbeiten und leben unter den unwirtschaftlichsten Bedingungen der Ökumene seit ca. achtzig Jahren. Ihre Verhaltensweise ist manchmal für uns unverständlich und schwer in unsere westlich orientierte Welt einzuordnen. Die Tatsache, daß Menschen weniger als wir an der eigenen Zukunft orientiert sind, interpretieren wir oft leichtfertig als Zeichen von Gleichgültigkeit oder Sorglosigkeit. In dieser Hinsicht ähneln die Russen eher den

Das russische Spezialflugzeug landet auf dem schwimmenden Packeis neben der Driftstation – ein Grenzbereich der Luftfahrt. Darunter: Die Packeisverbreitung auf der Nordhalbkugel im Sommer



Zentralasien als den Westeuropäern. Daher ist es wohl besser, Verständnis für eine andere Kultur, Toleranz, Flexibilität und Fähigkeit zur Kooperation zu beweisen. In Norilsk besteigen wir eine fliegende Bombe: Eine riesige Iljuschin IL76, die als Treibstofftanker die nördlichsten Siedlungen Rußlands versorgt. Wir sitzen auf den zwischen die öligen, 32 Tonnen Kerosin fassenden Tanks eingepferchten Packsäcken, Schlitten und Kisten. Da der Frachtraum kein Fenster hat, sind die unterschiedlichen Nuancen des ohrenbetäubenden Dröhnens der Triebwerke und das Rumpeln die einzigen Hinweise, ob wir noch fliegen. Die Piloten im zweistöckigen Cockpit nehmen es mit dem strengen Rauchverbot nicht so genau. Dafür landen sie sanft wie eine Schneeflocke auf der beheizten Landepiste von Chatanga. Chatanga ist ein kleiner Umschlaghafen für Schiffe aus dem mittelsibirischen Bergland. Eines der größten Probleme für die Bewohner des weiten Sibiriens ist der Permafrost. Der Boden ist hier mehrere hundert Meter tief gefroren und taut nur im Sommer oberflächlich auf, wodurch alles im Sumpf versinkt. Es ist praktisch unmöglich, Straßen oder Eisenbahnen zu bauen. Daher sind die Flüsse

die wichtigsten Verbindungen zwischen Norden und Süden. Im Sommer sind sie schiffbar, im Winter mit Lastwagen befahrbar. Die wichtigsten West-Ost-Verbindungen sind die Transsibirische Eisenbahn im Süden Sibiriens und der Nördliche Seeweg entlang der Eismeerküste zwischen Murmansk und der Beringstraße. Beides heute unbezahlbare Relikte aus der Sowjetzeit, in der nicht nach ökonomischen Gesichtspunkten gewirtschaftet, sondern der Nordosten Sibiriens aus Prestige Gründen (zwangs-)besiedelt und ohne Gedanken an Ökonomie und Ökologie um jeden Preis erschlossen wurde. Chatanga selbst ist heute eines der vielen Beispiele für den katastrophalen Umweltzustand sibirischer Industriesiedlungen und das schwerwiegende Versagen der UdSSR im Bereich des Umweltschutzes.

Wir sind froh, diesen Moloch zu verlassen und endlich auf unserem Gepäck im Laderaum der Antonov AN-74 zu sitzen. Die Russen besitzen in der Arktisfliegerei sehr viel Know-how, da sie seit den dreißiger Jahren regelmäßig Forscher auf Driftstationen auf dem Packeis aussetzen und monatelang treiben lassen. Weltweit verfügen nur die Russen über die Technik, mit einem Spezialdüsenflugzeug im unbefestigten Terrain des schwimmenden Packeises zu landen und zu starten. Noch heute stellt der Flug hinaus auf das Eismeer einen absoluten Grenzbereich der Luftfahrt dar. Denn es ist ein Flug ins Ungewisse. Die Landepiste und die Driftstation mit dem tropischen Namen „Borneo“ befindet sich zum Zeitpunkt unserer Ankunft auf 88°52'52" Nord und 86°26'18" Ost. Das heißt, bis zum Pol sind es ca. 120 Kilometer Luftlinie. Wie relativ diese Entfernung im Eismeer jedoch ist, sollten wir aber noch erfahren...

### Wir stechen in See – mit Ski

Bis zum Aufbruch am nächsten Morgen driften wir mit dem Camp bis 88°58'19" Nord und 87°22'58" Ost. Über „Nacht“, gleichsam im Schlaf, zehn Kilometer zum Pol zu machen, ist natürlich ein unverhofft positiver Beginn unserer Skiexpedition, die eigentlich eine „Seereise“ ist. Zu Frühlingsbeginn am 21. März steht die Sonne über dem Äquator im Zenit und blinzelt dann gleichzeitig am Nordpol mit ihren ersten Strahlen über den Horizont. Ein halbes Jahr lang wird sie am Pol nun nicht mehr untergehen und auch uns ohne Unterbrechung begleiten. Mitte April kreist sie bereits höher am Himmel ständig um den Horizont und scheint ganztägig in schönstem Spätnachmittagslicht. Meistens umgeben ein glänzender Ring und strahlende Nebensonnen („Sonnenhalo“) den Feuerball. Die Sonne ist die beste und einfachste Navigationshilfe in Polargebieten. Der Schatten des eigenen Körpers wird zum Zeiger der Gehrichtung. Durch die eiskalte, trockene und klare Luft sind Entfernungen sehr schwer abzuschätzen. Bei Nebel und vor allem in White-outs, in denen alle Kon-

turen und Kontraste in milchigem Weiß verschwinden, muß mit einem Spezialkompaß gepeilt werden, der aber nahe dem Pol viel langsamer einpendelt als in unseren Breiten. Allerdings nützt er nichts ohne genaue Deklinationkarten, denn die Abweichung der Kompaßnadel von den magnetischen Nordmeridianen beträgt in unserem Sektor über 70°!

Da die Windrichtung meist sehr konstant ist, finden wir die Gehrichtung zum Pol auch anhand der wehenden Pelzhaare oder gehen im wahrsten Sinn des Wortes „einfach der Nase entlang“. Auf dieses Organ heißt es während des Marschierens im Wind besonders aufpassen. Wir schützen unsere Gesichter durch mehrere Schichten aus Fleece und Neopren. Kälteschmerzen dürfen keinesfalls mißachtet werden, da sonst kaum spürbar Erfrierungen drohen. Wir befinden uns in einer Wüste. In der extremen Trockenheit der arktischen Luft ist unser alpin geeichtes Einschätzungsvermögen für Kalte gestört. Bei klammen Fingern schwingen wir die Arme so schnell, bis das Blut wieder in die Spitzen getrieben wird. Das Leben kehrt dann meist mit einem pulsierenden Gefühl tausend stehender Nadeln in die Finger zurück.

Die Sonne ist im April noch zu schwach um angenehm zu wärmen. Obwohl wir nie Lufttemperaturen tiefer als -30°C gemessen haben, wirkt die Kälte durch den peitschenden Wind aber oft wie -45°C. Die Wärmeabgabe des -2°C „warmen“ Meeres verhindert auch am Nordpol im Winter Temperaturen unter -50°C. Am ostsibirischen Festland bei Oimjakon kann es da mit der tiefsten auf der Nordhemisphäre gemessenen Lufttemperatur von -68,7°C noch viel ungemütlicher werden.

Bei jedem Handgriff ist Vorsicht geboten, denn wer Metall mit bloßer Hand angreift, läuft Gefahr, festzufrieren. Zwei Teilnehmer erleiden durch mangelnde Vorsicht mittelschwere Erfrierungen, aber ohne bleibende Schäden. Selbst alltägliche Geschäfte werden in der Kälte und der vielschichtigen Fleece-Kleidung zur Qual. Wir lernen, langsam zu gehen und zu arbeiten, um nicht zu schwitzen – auch das ist in der Arktis möglich! Bei Betreten des warmen Zeltes beschlägt jedes Gerät. So ist auch die Kameraausrüstung kurzzeitig unbrauchbar. Die Kleidung bleibt auch im Zelt am besten gefroren. Dann ist sie zwar kalt und steif, aber trocken. Gefriergetrocknet in der extrem trockenen Kälte der Arktis. Ichbürste Reif und Eiskristalle vom Fleece und beginne, meinen Kugelschreiber aufzutauen, um meine Gedanken festhalten zu können.

Das zentralpolare Eismeer ist ganzjährig durch zwei bis drei Meter dickes Packeis bedeckt, das nördlich von Kanada im Beaufort-Kreisel rotiert und entlang der eurasischen Nordküste langsam in Richtung Atlantik driftet. Die Meeresbedeckung des Arktischen Ozeans hat einen entscheidenden Einfluß auf die globale Ozeanzirkulation und somit das Weltklima. Schon Fridtjof Nansen mußte vor über 100 Jahren offene Wasserstellen überwinden. Offenes

Wasser am Pol ist also noch lange kein Warnzeichen eines katastrophalen Abschmelzens der Polkappen, wie es in den Medien schaurig als Folge einer möglichen Klimaerwärmung dargestellt wird. Im Gegenteil: In der zentralen Arktis wurde in den vergangenen zehn Jahren ein Temperaturrückgang um 0,3°C festgestellt. Das Meeres des Arktischen Ozeans reagiert auf veränderte Naturbedingungen zwar schneller als träges Gletschereis, wodurch die Meeresverhältnisse schwer prognostizierbar sind und sich somit auch die Arktisfahrt oder polare Skiexpeditionen entsprechend risikoreich gestalten. Die herrschenden Klimabedingungen in der Arktis manifestieren jedoch die Stabilität des arktischen Packs und verwerfen Spekulationen eines katastrophalen Abschmelzens des nordpolaren Meereises in den kommenden Jahrzehnten!

### Wasser und Eis

Durch die Bewegung und die Kollision der bis zu viele Quadratkilometer großen Schollen türmen sich unter furchteinflößendem Kreischen, Quietschen und Donnern Preßeiszonen („Hummocks“) mehrere Meter hoch zu bizarren Figuren und Eiswürfeln chaotisch auf. Sturmgefäste, zu Eis erstarrte Schneewellen („Sastrugis“) erschweren das Marschieren. Diese Hindernisse gilt es, gemeinsam zu überwinden. Auf dem Packeis gehen wir wie in einem Eislabirinth, das sich zudem noch bewegt. Strapazen bestimmen den polaren Alltag, aber die tief erlebte, unvergleichliche Schönheit der bizarren Eiswelt ist Lohn für die Entbehrungen.

Der Trieb Schnee knirscht und kriecht in alle Ritzen, da er trocken wie Sand ist. Durch die unzähligen Unterbrechungen kommen wir kaum so richtig in zügiges Dahingleiten. Auf dem vom Wind betonhart gefegten Packeis ist kein gerader Kurs möglich. Es geht nur im Zick-Zack-Kurs voran, denn immer wieder müssen Gräben für die Schlitten geschaufelt, Brücken gebaut, Hummocks überklettert oder Spalten und Rinnen überwunden werden. Anders als beim Gletscherwandern oder bei Durchquerungen auf Inlandeis kappen wie in Island, Svalbard, Grönland oder auf Antarktika sind auf dem nordpolaren Meeres viel geringere Tageskilometerleistungen möglich, da man eben nicht auf „festem Boden“ unterwegs ist. Das Gehen im Meer ist härter und gefährlicher als auf Gletscher-, Schelf- oder Inlandeis. Denn auf dem Packeis des Polarmeeres sind objektive Gefahren nicht immer so offensichtlich, wie sie sich dem Alpinisten in den Bergen darstellen, wo die Einsicht für rasches Entscheiden und Handeln leichter fällt.

Jungeisstellen müssen zuerst mit einem speziellen Eisstichel auf ihre Dicke und damit Tragfähigkeit überprüft werden. Die Ski und der Schlitten verteilen aber unser Gewicht so gut, daß unsere ganze Gruppe sogar auf nur zehn Zentimeter dünnem Eis weiterziehen kann. Manch-

Rechts:  
Aufgetürmte  
Eisschollen und  
offenes Wasser –  
eine gefährliche  
„Land“schaft



Daneben:  
Kristallisierte  
Salzblüten  
auf dünner  
Eishaut



Oben: „Wir gehen  
auf dem Packeis wie auf  
einem überdimensionalen  
Lauftrad, das sich  
gegen uns bewegt ...“

Rechts: Sprung über  
einen sich rasch weitenden  
4000 m tiefen Spalt



# Unterwegs auf dem Packeis



mal schwankt das Eis leicht. Wir gehen natürlich in größeren Abständen, um den Druck auf eine möglichst große Fläche zu verteilen. Aber es bleibt ein unheimliches Gefühl, mitten im Meer manchmal auf nur einigen Zentimetern Eis, aber über 4.000 Meter Wasser zu gehen. Meist sind die nur wenige Tage alten Jungeisstellen sehr unangenehm zu begehen, da die auf der Eisdecke gebildeten Blüten der Salzkristalle den angewehten Schnee einfangen und selbst bei -25°C in Matsch verwandeln. Das beschwerliche Salz-Schneegemisch der Jungeiskanäle scheint die Schlitten richtig festhalten zu wollen. Da heißt es, sich noch mehr in die Skistöcke zu hängen. Die Sturmbrille beschlägt und gefriert. Fast Null Sicht.

Die Eisdrift von 150 bis 1.000 Meter in einer Stunde zerreißt die Packeisplatten laut krachend, wodurch Wasserinnen („Leads“) entstehen. Oftmals müssen wir daher mit den Schlitten über ein bis eineinhalb Meter breite wassergefüllte Spalten springen. Wenn das auf dem Meer schwimmende Eis bricht, müssen wir oft stundenlange Umwege in Kauf nehmen. Ein nur wenige Meter breiter Kanal kann jedoch unser Vorankommen auch völlig stoppen. Geschieht dies gegen Ende der täglich vorgenommenen sechs bis acht Stunden Marschzeit, so errichten wir das Lager vor dem wassergefüllten Spalt. Durch die Drift können sich Wasserstellen über „Nacht“ wieder von selbst schließen. Als Arktisreisender übt man sich in Geduld und Warten.

Um offenes Wasser oder nicht tragendes Eis zu überwinden, bauen wir sogar eine pendelnde Schlittenfähre. Dabei muß zuerst das nur wenige Zentimeter dicke Eis aufgebrochen werden. Wir lassen den Schlitten von Dr. Hubert Messner mit Seilen gesichert ins Wasser. Er dient als Boot, mit dem jeder einzelne Teilnehmer samt seinem Gepäck übersetzt wird. Ein sehr riskantes Manöver, denn der arktische Super-GAU wäre ein Sturz ins Wasser bei der klirrenden Kälte.

## Unterwegs in der Eiswüste

Auf einer Reise durch eine Welt aus Schnee und Eis sollte man seinem Herzen und Geist Zeit geben. Und Zeit ist genug da, denn ein Tag währt am Pol ein halbes Jahr lang. Wer länger auf dem maritimen Packeis unterwegs ist, lernt die Zeit als ein sehr relatives Maß kennen. Denn der wichtigste Rhythmus ist die innere Uhr aus Müdigkeit und Hunger. Der körpereigene Takt erhält eine neue Dimension. Langsamkeit und Zeitlosigkeit werden zu den bestimmenden Maßen.

Die extreme Monotonie der „Landschaft“ und die Einsamkeit wirken faszinierend oder bedrückend. Keinesfalls lassen sie jemanden unberührt. An den Nerven zehrt aber die Ungewißheit, ob nicht gerade der kommende Lead endgültig unüberwindbar ist. Und dann das oft lange Warten bis es weitergeht – Gehen, Schaufeln, Warten, Frieren,

Hacken, Springen, Ziehen, Schieben, Warten, Frieren ... – da heißt's Nerven bewahren und sich von den Russen einiges abschauen.

Am Eis sind wir nicht nur in einer Gruppe unterwegs, sondern jeder von uns lebt mit „seinem“ Partner einige Tage zusammen. Alle sind wir aufeinander angewiesen. Auch wenn es noch so kalt und unangenehm ist, die kleinste Hilfe des Partners gibt weitere Motivation, die man dann auch zurückgeben kann und soll, wenn es der andere schwer hat. In der Arktis lernt man so – auch als Selbstschutz – das Dasein eines Partners mehr zu schätzen als im Alltag unserer Breiten. Gerade unter den arktischen Extrembedingungen ist es notwendig, sich gegenseitig noch mehr Respekt, Achtung, aber auch Vorsicht und Fürsorge zu schenken. Beispielsweise ist es günstig, beim Marschieren einander gegenseitig alle paar Minuten kurz ins Gesicht zu blicken, um eventuell erste Anzeichen von Erfrierungen – weiße Flecken – rechtzeitig feststellen und behandeln zu können. Unter solchen Voraussetzungen kann auch eine Expedition unter extremen äußeren Bedingungen ein soziales Erlebnis werden. Wie heißt es so schön: Geteiltes Leid ist halbes Leid, geteilte Freude doppelte Freude!

Die AUSTROPOListen verstehen es vorbildhaft, untereinander zu helfen und durch Zusammenarbeit, gegenseitige Hilfestellungen, Begeisterung und Disziplin zum Erfolg und dem Vorankommen der ganzen Gruppe beizutragen. Neben der körperlichen Topkondition und der Beherrschung der Überlebensfertigkeiten selbst unter extremen Bedingungen werden auch Geduld, psychische Ausdauer und Durchhaltevermögen auf eine harte Probe gestellt. Es sind nicht so sehr die sportlichen oder skitechnischen Anforderungen, die belasten. Man braucht in der Arktis kein Marathonläufer oder Extrembergsteiger sein!

Vielmehr sind das notwendige Maß an Leidenschaft und Leistungsreserven für schwierige Bedingungen zu erbringen, denn das ständige Kämpfen um Sicherheit und ein bißchen Wärme stellt die Hauptschwierigkeit dar. Und so warm man sich auch immer anzieht, die Kälte wird man nie richtig los. Es gibt keine Temperaturänderung im Tagesverlauf. Auch das ist anders als bei Himalaya-Expeditionen, wo zumindest mittags hie und da ein wärmerer Sonnenstrahl Erleichterung bringt, auf die man sich schon den ganzen Tag freuen kann. Es gibt bei polaren Skiexpeditionen keine Aufwärmmöglichkeit außer in einem speziellen Polarschlafsack, der daher eine Schlüsselrolle für das „Wohlbefinden“ und das psychische Durchhaltevermögen einnimmt. Man kann den Schlafsack nirgends zum Trocknen auflegen. Er muß naß, kalt und gefroren zusammengestopft werden. Auch die in der Nacht durch Streiß ausgeschwitzte Körperfeuchtigkeit kriegt man am Pol nie aus einem gewöhnlichen Daunenschlafsack heraus.

Es ist sehr unangenehm, nach dem harten Marschieren das Camp aufbauen zu müssen. Doch die Teilnehmer sind

sehr geübt, auch im stärksten Wind problemlos die Sturmlazette schnell und sicher, der möglichen Eisbären wegen in spezieller Anordnung, aufzubauen. Der rasche Zeltaufbau ist im Sturm eine (Über-)Lebensnotwendigkeit. Nahe dem Nordpol ist die Wahrscheinlichkeit, auf Eisbären zu stoßen, aber nur sehr gering. Für alle Fälle haben wir Schreckschußpistolen und Gewehre mit.

Das zentralpolare Packeis ist eine maritime Wüste aus Eis. Dennoch oder gerade deswegen bin ich als Expeditionsleiter strengstens darauf bedacht, keinen unverrottbaren Müll zurückzulassen. Die Teilnehmer beherzigen die in den heimischen Bergen erlernten Verhaltensweisen bezüglich Naturschutz auch unter den extremen arktischen Bedingungen vorbildhaft und hinterlassen keine Abfälle auf dem Packeis. Nur unsere erstarrten Ausscheidungen driften in eineinhalb Jahren in den Nordatlantik, wo sie versinken und zerfallen. In der „Landschaft“ des Packeises werden ohnehin keine bleibenden Narben hinterlassen.

Schon bald fauchen dann in den Zelten die starken russischen Benzinkocher und erwärmen die ausgekühlten und müden Körper. Auch Teile der Ausrüstung werden jetzt erwärmt und getrocknet. Eine der größten Gefahren in der Arktis ist paradoxerweise die enorme Feuergefahr, wenn im Ausrüstungsgewühl im engen Zelt gekocht wird. Mit den Benzinbrennern ist höchste Vorsicht geboten, denn ohne Zelt wird's ernst! Allabendlich drehe ich dann meine Runde und stecke meinen mit Eisbart-Stalaktiten dick vereisten Pelzkragen in jedes Zelt, um mich nach der Gesundheit zu erkundigen und die notwendigen Informationen bezüglich Position und Fortschritt bekanntzugeben. Wenn in den eiskalten und dampfend-feuchten Zelten Schnee geschmolzen und gekocht wird, lagert sich im Zelt sofort Reif an. Man fühlt sich wie im Gefrierfach des Kühlschranks Arktis. Die Nahrung ist hauptsächlich Kalorienzufuhr für die körperliche Arbeit und die Wärmeproduktion. Und trotz reichlichen Abendessens von fettreicher Kost ist man bei der Anstrengung und der großen Kälte tagsüber hungrig. Am Tag zu stoppen und länger zu essen ist nicht möglich. Es ist einfach zu kalt. In der Mitternachtssonne müssen wir uns anfangs zum Schlafen zwingen, bis wir unseren neuen Lebensrhythmus gefunden haben. Auch unser Körper verändert sich in der Kälte etwas. Die exponierten Körperteile wie Gesicht und Hände schwellen in der Kälte leicht an.

## Auf dem Laufband des Packeises

In den ersten beiden Tagen haben wir das Glück, mit dem Eiscamp etwas Richtung Nordpol zu driften und auch während des Marsches die Drift für uns zu haben. Noch während wir aber im Camp 2 lagern, schwenkt die Drift zuerst nach West und dann nach Südwest, also weg vom Pol. Diese Drift hängt mit einem schweren Schneesturm

aus Nordost zusammen, den wir im Camp 3 sitzend abwarten müssen, um keinen zu großen Erfrierungsgefahren ausgesetzt zu werden. Die extremen Wetter- und Eisbedingungen lassen uns die Nordpolarregion zwar in ihren vielfältigen Erscheinungen erleben, bedingen jedoch eine Kurskorrektur durch einen MJ-8 Hubschrauberflug, mit dem wir nicht nur die Rückschläge durch die für uns negative Drift der Vortage kompensieren, sondern uns auch wieder eine günstige Ausgangsposition für die kommenden Tage schaffen.

Das Team ist sehr gut motiviert, und so kommen wir gut voran. Doch der ungewöhnlich lange anhaltende Sturm verstärkt die Eisdrift und versetzt uns weiterhin nach Südwest. Je mehr wir gegen West abgleiten, desto mehr richtet sich auch die Drift selbst direkt gegen uns, wenn wir weiterhin zum Pol gelangen wollen. Um aus diesem Teufelskreis auszubrechen und nicht allzuviel geographische Breite zum Pol zu verlieren, gehen wir vier Tage lang stets gegen die Drift nach Nordost bzw. Nordnordost. Dabei müssen wir in zeitintensiven, aber erlebnisreichen Aktionen große Preßeiszone und zahlreiche offene Leads überwinden, da durch die starke Drift das Packeis auseinanderbricht und sich wie ein rotierendes Labyrinth verhält. Ein Wechselbad der Gefühle: Hoffnung und Angst. Es sind wunderbare Augenblicke, die dich Demut lehren.

Dank ihrer sehr guten Kondition legt unsere Gruppe bei guten Packeisverhältnissen bis zu vierzehn Kilometer als geographische Positionsveränderung am Tag zurück. Effektiv müssen wir dabei aber viel mehr Wegstrecke und unzählige „Sisyphus-Kilometer“ auf dem mobilen Eis zurücklegen, das sich seit dem Sturm zu Beginn unserer Polarskireise wie ein überdimensionales Laufband gegen uns bewegt. Vier Tage lang gehen wir wie ein Hamster im Laufrad, wenn wir am nächsten Morgen beinahe wieder zu der Position zurückgetrieben sind, wo wir am Vortag gestartet sind! Wäre unser Expeditionserfolg nur in (Positions-)Zahlen abzulesen, würden wir wohl verzweifeln. Noch eine Woche vor uns gab es nur windstilles Wetter, ruhiges Packeis und kein offenes Wasser. So schnell können sich die Verhältnisse im Gebiet um den Nordpol ändern. Dafür präsentiert sich uns die Arktis in phantastisch vielfältigen Gesichtern.

Es ist zwar ein aufregendes Gefühl, in einen Teil der Arktis einzudringen, der so unzugänglich ist und dessen Geheimnisse aufzudecken. Aber jeder, der Reisen oder Expeditionen in Grenzregionen unseres Planeten durchführt, trägt mit seinem mitgebrachten Wissen gleichzeitig und unausweichlich dazu bei, einen Teil der Erde dem Bewußtsein eines neuen Bevölkerungskreises zu öffnen und damit die Erde in der Zeit globaler Kommunikationsnetze immer bekannter, aber auch kleiner werden zu lassen. Es entstehen immer neue Spielplätze für „Helden“. Die Entmystifizierung bisheriger Träume ist seit jeher wohl auch ein Problem all derer, die einen neuen Weg finden oder gar zu „neuen“ Zielen aufbrechen ...

## Zum ruhenden Pol eines rastlosen Punktes

Mehrmals verstärkt der Sturm die Drift aus Nordost und erhöht die übliche Driftgeschwindigkeit des mobilen Meereises. Nur 23 Kilometer sind wir noch vom theoretischen Polpunkt entfernt! Wir kommen dem Pol einfach nicht näher. Dafür kommt jeden Tag eine neue Eislandschaft auf uns zu. Diese Strecke würde jeder von uns zu Hause locker herunterspulen. Hier aber herrschen andere Gesetze. Anstatt uns den Gefahren der Kälte und des Sturmes in einem Marsch gegen Wind und Drift auszusetzen, entscheide ich, einen zweiten Sturmtag in den Zelten abzuwarten, die bereits zugeweht werden. Wir lassen uns einfach im Meer dahintreiben, denn ein heldenhaftes Vorgehen „ohne Furcht und ohne Hirn“ wäre in der Arktis (lebens-)gefährlich. Persönlicher Ehrgeiz und hohe Kosten dürfen nicht die Risikobereitschaft beeinflussen. Am letzten Tag driften wir über 20 Kilometer – leider nicht Richtung Pol.

Am 25. April 1997 bringen uns die Piloten mit dem MJ-8 Hubschrauber dann zu jenem Punkt der Erde, der unser geographisches Ziel sein soll. Irgendwo landen wir. In

wenigen Minuten zeigen die rasch wandernden Digitalzahlen des Garmin-Satellitennavigationsgerätes 89°59'59" Nord an. Wenn man sich nun länger am Pol aufhalten möchte, müßte man mit diesem GPS-Gerät in der Hand ständig gegen die Drift gehen. Denn schon wenige Minuten später ist das Eis über den Pol weitergedriftet. Deshalb kann auch keine Station, kein Vermessungszeichen und kein Gipfelkreuz den Nordpol markieren. Unsere Augen glänzen, obwohl wir gar nicht begreifen können, wo wir sind. In jede Richtung geht es von hier nach Süden! Die Idee der ersten AUSTROPOL '97, den Pol teilweise flugunterstützt, teilweise mit Ski zu erreichen, konnte realisiert werden. Auch wenn die extremen Verhältnisse der Natur eine Änderung des ursprünglich geplanten Ablaufes notwendig gemacht haben. Neben dem Durchhaltevermögen entscheidet aber schließlich die Gunst der Natur über das Gelingen eines Projektes in der Arktis! Vielleicht werden wir nie wieder erleben, was mit uns unterwegs geschehen ist. Doch die Erfahrung wird uns begleiten – und damit das Wissen, worum es bei einer solchen Expedition eigentlich geht, nämlich darum, ein Ziel in sich selbst zu erreichen ...

### Literatur

- Atlas Arktiki. Moskau, 1985.  
Andrée, R.: Der Kampf um den Nordpol. Geschichte der Nordpolfahrten 1868-1882. Bielefeld, 1883.  
Barr, S. (Hrsg.): Franz Josef Land. Oslo, 1995.  
Brigham, L. (Hrsg.): The Soviet Maritime Arctic. London, 1991.  
Davis, T.: New Evidence Places Peary at the Pole. In: National Geographic Magazine, Jg. 177, H. 1, S. 44-61. 1990.  
Etienne, J.-L.: Faszination Arktis. Ein-Mann-Expedition durch die Eiswüste. München, 1990.  
Fisher, D.: Across the Top of the World. To the North Pole by sled, Balloon, Airplane and Nuclear Icebreaker. New York, 1992.  
Herman, Y. (Hrsg.): The Arctic Seas. New York, 1989.  
Horensma, P.: The Soviet Arctic. London, 1991.  
Höbenreich, C.: Das Nördliche Seewegsystem in der Rußländischen Arktis. Diplomarbeit am Institut für Geographie an der Universität Innsbruck, 1996.  
Imbert, B.: Die Pole. Expeditionen ins ewige Eis. Ravensburg, 1990.  
Kohnen, H.: Polarforschung. Eine technische und logistische Herausforderung. In: Geographische Rundschau, Jg. 46, H. 4, S. 201-208. 1992.  
Kuhn, M.: Die Steuerung des globalen Klimas durch die Polargebiete. In: Geographische Rundschau, Jg. 35, H. 3, S. 112-118. 1983.  
Kuhn, M.: Tiroler Tageszeitung, Nr. 184, 11.08.1997, S. 3, Innsbruck.  
Lopez, B.: Arktische Träume. Leben in der letzten Wildnis. München, 1989.  
Messner, R.: Nie Zurück. München, 1996.  
Mogilivska, S.: The Camp on the Icefield. London, 1938.  
Nansen, F.: In Nacht und Eis. Die norwegische Polarexpedition 1893-1896. 2 Bde., Leipzig, 1896 und 1897.

- Nordenskiöld, A. E.: Die Umseglung Asiens und Europas auf der Vega. Leipzig, 1882.  
Nordenskiöld, A. E.: Die wissenschaftlichen Ergebnisse der Vega-Expedition. Leipzig, 1883.  
Nordenskiöld, E.: Nordostpassage. Der Polarforscher A.- E. Nordenskiöld erzwingt mit der Vega den nordsibirischen Seeweg 1878-1880. Herford, 1980.  
Payer, J.: Die österreichisch-ungarische Nordpolexpedition 1872-1874. Wien, 1876.  
Peary, R.: The North Pole. London, 1910.  
Ransmayr, C.: Die Schrecken des Eises und der Finsternis. Frankfurt, 1987.  
Rehlander, J. (Hrsg.): Nordmeer. Reihe: Geo Special, H.4., Hamburg, 1996.  
Röhle, H.: Wieviel Mensch verträgt die Natur? In: Alpenvereinsjahrbuch, S. 229-239. München, 1987.  
Salzmann, K.: Der Kampf um den Nordpol. Stuttgart, 1959.  
Snowman, D.: Pole Positions. London, 1993.  
Stäblein, G.: Antarktis und Arktis. Charakteristik und Bedeutung der polaren Landschaftsgürtel. In: Geographische Rundschau, Jg. 35, H. 3, S. 94-100. 1983.  
Steger, W.: Dispatches From the Arctic Ocean. In: National Geographic Magazine, Jg. 189, H. 1, S. 78-89. 1996.  
Stonehouse, B.: North Pole South Pole. A Guide to the Ecology and the Resources of the Arctic and Antarctic. Scarborough, 1990.  
Straub, H.: Verschollen in der Arktis. Die schicksalhafte Ballonfahrt der Andrée-Expedition. Frankfurt, 1988.  
Sudgen, D.: Arctic and Antarctic. A modern geographical synthesis. Oxford, 1982.  
Weber, Richard: Polar Attack. From Canada to the North Pole, and Back. Toronto, 1996.  
Wood, A. (Hrsg.): Siberia. New York, 1987.  
Young, S.: To the Arctic. Introduction to the far northern world. New York, 1989.

# Sonne, Steine, Sterne....

## Eine Herbstreise mit Kletterschuhen und Gleitschirm durch den Hohen Atlas in die Nordsahara

Horst Nargang  
(Text und Fotos)

*Jedes Land hat eine eigene Melodie.  
Du sollst sie hören – nicht singen wollen,  
sofern es nicht deine Heimat ist“  
A. Baumann*

Endlich Agadir! Die Sitzverhältnisse in der B 757 waren doch sehr beengt, und ich bin froh, daß wir nun nach dreieinhalb Stunden Flugzeit afrikanischen Boden unter den Füßen haben. Hin und wieder hatte ich aus dem Kabinfenster geschaut, fotografiert: die schneebedeckten Gipfel der Pyrenäen, die Straße von Gibraltar mit dem Affenfelsen... Aus 10.000 Meter Flughöhe scheint es nur ein Katzensprung von Europa nach Afrika. Braune Farbtöne über dem afrikanischen Kontinent. Die Landoberfläche zieht wie in einer erstarrten Wellenbewegung unter uns vorüber. Die Atlantikküste – kilometerlang wie mit dem Lineal gezogen...

In Afrika fliegen und klettern. Unter diesen Schwerpunkten hatten wir unsere Reise entworfen. Wir, das sind fünf Mitglieder der PARABIBER, des Morgenbachtaler Gleitschirm- und Kletterclubs nebst Oliver Guenay, der für uns als Reiseleiter fungierte.

Max, ein Vollbayer aus München, hat sich für diese Reise kurzfristig unserer Gruppe angeschlossen. Der Fahrer unseres Landrovers heißt Mohammed. Ihn werden wir morgen kennenlernen. Daß die Uhren in Afrika anders gehen, erfahren wir bereits in diesen ersten Stunden nach der Landung in Marokko. Der fest bestellte Abholservice läßt auf sich warten...

Es ist schon dunkel, als unser Taxi sich schließlich auf die dreißig Kilometer lange Fahrt vom neuen Flughafen in die Innenstadt begibt. „Dort ist Süden“, erklärt mit weit ausholender Geste unser Fahrer. „Die Sahara – 5.000 Kilometer bis Dakar!“ Er sagt dies in einem Tonfall, als schriebe er unsere Reiseabsichten einer geistigen Verwirrung zu, als führte diese Himmelsrichtung ans Ende der Welt! Die Zubringerstraße ist zu dieser späten Stunde Ort eines unglaublichen Verkehrs: Mopeds, klapprige Fuhrwerke mit müden Zugtieren, Fahrräder..., die meisten ohne jegliche Beleuchtung. Über allem hängt ein Geruchsgemisch aus Autoabgasen von billigem Benzin, Fischgestank und abgestandener Luft nach einem heißen Tag.

Unser Hotel befindet sich inmitten einer großen Baustelle. Man baut an oder um. Immerhin gibt es heißes Wasser zum Duschen und den obligatorischen Pfefferminztee zum Empfang. Um vier Uhr in der Frühe ruft der Muezzin



Marokkanische Mädchen

vom benachbarten Minarett endlos lange zum ersten Gebet. Damit ist auch für uns die Nachtruhe beendet. Im Cafe „Petit Paris“ unweit von unserem Hotel frühstücken wir. Eine kleine Insel westeuropäischen Zuschnitts inmitten einer ganz anders geprägten Umgebung. Und hier zeigen sich auch sehr deutlich die Brüche in der Gesellschaft Marokkos: Feine, versnobte Herrschaften sitzen beim Frühstück, lesen Zeitung, legen ein Gebaren an den Tag wie Frankfurter Banker während der Mittagspause im Sommer auf dem Opernplatz. Auf dem Bürgersteig draußen huschen verschleierte Frauen in bunten Gewändern vorbei, suchen zerlumpte Bettler nach Zigarettenkippen, machen sich Damen des leichten Gewerbes nach einer langen Nacht auf den Heimweg...

### Taroudannt

Um acht Uhr steht Mohammed mit dem Landrover vor dem Hotel bereit. Mühsam wuchten wir die schweren Packsäcke mit den Gleitschirmen auf den Dachgepäckträger, wo unser Fahrer sie sorgsam verstaut, indem er das

Seite 119: Oliver fliegt über dem Tizi n'Test  
 Unten: Landeanflug bei Tassourt  
 Darunter: Der Landeplatz, umringt von neugierigen Kindern



Gepäck mit einer großen Plane und einem Stricknetz sichert. Die lange Reise, die uns über weit mehr als tausend Kilometer durchs Gebirge in die Wüste führen soll, beginnt.

Wir verlassen Agadir durch trostlose Außenbezirke, die in einem Meer aus Abfällen aller Art zu ertrinken scheinen, in Richtung Taroudannt. Immer neue, eindrucksvolle Bilder fliegen am Landrover vorbei. Die schwarze Teerstraße ist beiderseits von zwei Meter breiten Schotterstreifen gesäumt. Auf diesen wird der eigentliche Verkehr abgewickelt: Esel- und Maultierkarren, klapprige Uraltfahräder, Fußgänger. Die Männer in abgetragener Kleidung – schwarz oder erdfarben. Hin und wieder auch Frauen in malerisch bunten Gewändern. Rot- und Blautöne sind besonders beliebt.

Jenseits der Schotterstreifen beginnt die Zone des Unrats: Müll – blaue, weiße, schwarze Plastikfetzen... Staub, Dreck. Ein deprimierender Anblick. Viele Menschen sitzen am Straßenrand reglos auf einem Stein oder einfach auf ihren Fersen. Sie betrachten teilnahmslos das Geschehen auf der Straße. Viele in Kummer erstarrte Gesichtszüge, Apathie verbreitend. Taroudannt wird auch das kleine

Marrakesch genannt. Die Stadt wurde im 15. Jahrhundert gegründet. Eine mächtige, mit Zinnen besetzte Lehm-mauer umgibt die alte Sahara-Randsiedlung. Wir machen Rast, gehen einkaufen: Gemüse und Trinkwasser, Fladenbrote...

Unvermittelt trifft mich der Kulturschock, als ich mit Friedhelm durch den Souk schlendere. Über dem kunterbunten Durcheinander der staubigen Verkaufsbuden liegt ein undefinierbares Gemisch von Gerüchen. Drei oder vier Metzgerstände nebeneinander, Fliegen umschwirren die aufgehängten Fleischstücke. Vor einer Bude ist ein abgetrennter Rinderkopf gleichsam als Blickfang ausgestellt. Die meisten Menschen wirken in ihrer abgerissenen, schmutzigen Kleidung an ihrem eigenen Dasein unbeteiligt. Ein Fatalismus, dem offenbar nichts entgegenzusetzen ist. Die Augen in den mageren Gesichtern sind auf eine ferne Ahnung von Seligkeit gerichtet, wohl wissend, daß der irdische Zustand festgeschrieben ist. – Inscha' Allah... Ergebung in den Willen Gottes. In das, was „Er“ dem Menschen zubestimmt. Der Europäer bleibt hier ein Fremder, findet keinen Zugang zum Leben dieser Menschen. Allein die Augen der Vierbeiner – Esel, Maultiere, Hunde... – drücken das grenzenlose Elend ihrer geplagten Existenz aus.

### Tizi n' Test

Am frühen Nachmittag haben wir den Tizi n'Test, eine Paßhöhe im Atlasgebirge erreicht. Unser erstes Fluggebiet. Hier oben auf über 2.000 m NN ist die Thermik für diese Jahreszeit noch erstaunlich kräftig. Immer wieder rauschen die Ablösungen von den unbewachsenen Hängen hoch. Wir sitzen unterhalb einer Abrißkante am Straßenrand und beobachten das Geschehen in der Luft.

Oliver bleibt es überlassen, schließlich als erster zu starten. Mit gewagten Flugfiguren umkreist er uns, „kratzt“ dicht am Hang, arbeitet sich immer höher. Er ist ein wahrer Köhner und beherrscht das Fluggerät perfekt. Fritz gelingt auch noch ein Flug, dann ziehen hoch am Himmel Föhnfische auf, und die Bedingungen verschlechtern sich zusehends. Nur mit Mühe schafft es Olli noch, wieder bei uns zu landen. Den fliegerischen Aktivitäten ist damit ein abruptes Ende gesetzt worden.

Wie aus dem Nichts taucht ein wandernder Händler bei uns auf. Ein junger Bursche im Berbergewand. Um den Kopf hat er einen Turban in wunderschönem Blau gewunden. Auf einem kleinen Teppich breitet er seine Waren zur Begutachtung aus: Allerlei Silberschmuck. Jeni und ich gehen auf das Ritual des Handelns ein und kaufen schließlich ein paar Kleinigkeiten.

Wenige Kilometer unterhalb der Paßhöhe bereiten wir dann unser Biwak vor: Einige bauen die Zelte auf, andere sammeln Holz für das Lagerfeuer, und Mohammed



beginnt mit der „Küchenarbeit“. Nach Sonnenuntergang um 18.00 Uhr wird es schnell stockdunkel. „Wakhkha“, ruft Mohammed. „Fertig!“ Er hat ein köstliches Tajine zubereitet. Eine Art Gemüseintopf. Dazu gibt es Fladenbrot. Im Lichtschein des prasselnden Lagerfeuers und unserer Stirnlampen genießen wir sein Spezialgericht, unseren Rotwein, die milde Nachtluft und den funkeln den Sternenhimmel, der sich über die kahlen Bergketten spannt.

### Tassourt

Die Südabdachung des Atlasgebirges zeigt eine spärliche Vegetation. Die Berberdörfer verschmelzen fast mit den nackten Hängen. Aus der Distanz wirken sie schmuck und sauber, mit liebevoll angebrachten farbigen Details an Fenstern oder Türen. Im Vergleich dazu befinden sich Straßen und Plätze der größeren Orte in den Niederungen in einem Zustand der Verwahrlosung und Verschmutzung. Und die Menschen sind hier von gänzlich anderer Art als gestern in den Orten der Ebene: Freundliche Berber, die mit fröhlichen Augen interessiert zu uns herschauen, winken. Erstaunlich, wie und wovon sie hier oben in diesen Steinbergen leben!

Lange dauert die Fahrt, bis sich die Bergzüge des Atlas-Hauptkammes zu einem weiten Talkessel öffnen. Wir passieren Asni und gelangen zu unserem zweiten Fluggebiet bei Tassourt. Als wir den Landrover verlassen, kommen die ersten Kinder aus dem nahegelegenen Dorf. Sie wollen

sich einige Dirhams verdienen, indem sie sich als Rucksackträger anbieten. Fritz geht darauf ein und läßt sich von einem Buben den Gleitschirm zum Startplatz hochtragen. Wir anderen fassen es als kleinen Konditionstest auf und schleppen unsere „Flieger“ selbst hinauf auf den langgezogenen Grat. Es ist heiß, und dazu weht ein starker Wind. Es wird nicht einfach weden, von hier zu starten! Vorerst warten wir ab, beobachten die Windentwicklung und lassen den Blick hinunter über die weite Hochebene schweifen. Hier sind die Farben Afrikas, so wie man sie von Bildern und Filmen her kennt, nebeneinander in der Landschaft ausgebreitet: Alle möglichen Rot-Brauntönungen, die sich denken lassen. Hin und wieder nur etwas Grün von der spärlichen Vegetation eingesprenkelt. Darüber spannt sich ein unendlicher, herrlich blauer Himmel, in dem einige weiße Quellwolken segeln...

Inzwischen sind noch mehr Buben aus dem Dorf dort unten heraufgekommen. Neugierig beobachten sie unsere Startvorbereitungen, schwatzen lebhaft mit ihren gutturalen Lauten, betteln um einige Dirhams. In den kurzen Phasen, wenn der Wind etwas abflaut, starten wir nacheinander hinaus in den afrikanischen Himmel, lassen uns treiben...

Erst bei untergehender Sonne landet der letzte wieder beim Landrover, wo Mohammed inmitten einer inzwischen immens angewachsenen Kinderschar auf uns gewartet hat. Jeni verteilt Geschenke: die heißbegehrten „stylos“ und NSM-T-Shirts – Gaben unseres Binger Sponsors.



Taddart ist ein kleines, staubiges Nest an der Auffahrt zum höchsten Paß Marokkos, dem **Tissi n' Tischka**. Am späten Abend kommen wir hier an. Die Auslagen der winzigen Läden und Metzgereien an der Hauptstraße werden spärlich von Gaslaternen beleuchtet. Es gibt weder elektrischen Strom noch eine Telefonverbindung... Immerhin schafft es der Wirt unserer Herberge, heißes Wasser zu bereiten, und wir gönnen uns den Luxus einer „Dusche“ bei Kerzenschein. Danach verwöhnt er uns mit Hammelbraten, Pommes und kaltem Bier. Frische Melone zum Nachtsch – Genüsse, die wir heute nicht mehr für möglich gehalten haben!

Es ist Freitag, vier Uhr in der Frühe. Ein nicht enden wollender Singsang des Muezzins beendet die Stille der kurzen Nacht. Nach dem Frühstück heißt es wieder: Rucksäcke packen, Landrover beladen. Die übliche „Morgengymnastik“. Die schweren Packsäcke über Kopfhöhe hochstemmen und warten, bis sie Mohammed oben auf dem Dachgepäckträger des Landrovers abnimmt. Manchmal dauert das eine kleine Weile...

Bei Sonnenaufgang fahren wir hinauf zum Tissi n' Tischka. Grandiose Landschaft. Nackte Bergzüge, wellenförmig aufgefaltet. Gipfel weit über dreitausend Meter hoch. Tief in den Tälern die grünen Adern der Flußoasen.

### Ait – Benhaddou

Auf halbem Wege nach **Ouarzazate**, als Militärstützpunkt entstandener Ort in der Nordsahara, zweigt etwa 15 Kilo-

meter nach **Amerzgane** eine kleine Straße nach links ab. Die weite gelbe Hochebene vermittelt uns so etwas wie ein erstes „Wüstengefühl“. Wir sind noch nicht lange auf dieser Piste unterwegs, als ein die Ebene überragender Hügel zum Blickfang wird. Eindrucksvoll steigen rotbraune Lehmurgen den Hang empor. Das ist die berühmte **Kashba von Ait-Benhaddou**, weithin die Flußoase des Draa-Tals beherrschend.

Oliver schlägt einen Besuch der prachtvollen historischen Anlage vor, und wir tauchen ein in die Architektur aus Lehm und Holz. Die dicken Wände der Fassaden zeigen eine reiche Ornamentierung im weichen Lehmverputz. Wir schlendern durch das Halbdunkel der labyrinthischen Gänge. Die sengende Sonne findet nur hin und wieder mit ihren Strahlen Zugang in die engen Gassen und erzeugt eindrucksvolle Licht-Schattenwirkungen, die mein Fotografenherz in helle Freude versetzen.

Erstaunlich, hier leben noch Menschen! Es ist wohl eher ein Hausen. Die Zeit ist stillgestanden. Keinerlei sanitäre Anlagen, keine Elektrizität, einfachste Einrichtung der höhlenartigen Zimmerchen in diesem weitläufig verschachtelten Gemäuer. „Je suis le propriétaire“, wiederholt der verschmutzte Mann undefinierbaren Alters, der uns für einige Dirhams durch seinen Wohnbereich führt. Eine verschüchterte junge Frau, fast noch ein Kind, wirtschaftet im Halbdunkel der Primitivküche am offenen Feuer. Ein penetranter Gestank erfüllt die Luft, es ist stickig. Nichts für Leute, die zu klaustrophobischen Zuständen

Seite 120:  
Die Kashba von Ait-Benhaddou  
Rechts: Straßentor in  
der Hammada

neigen! Dennoch, die Kashba gestattet dem Besucher eine Zeitreise. Wie in einem Fahrstuhl kann man weit ins mythische Dunkel der Geschichte eintauchen... Die einzigartige natürliche Kulisse diente deshalb auch als Schauplatz für mehrere Kinofilme, wie „Lawrence von Arabien“, „Die letzte Versuchung Jesu“... Aufgrund ihres besonderen Charakters wird die Anlage glücklicherweise im entsprechenden Katalog der UNESCO als kulturelles Erbe der Menschheit geführt.

### Hammada du Draa

Am Nachmittag setzen wir unsere Reise fort. Über **Tazenakht** und **Foum-Zguid**, staubige kleine Orte, umgeben von einem grünen Kranz von Dattelpalmen, dringen wir immer tiefer in die Hammada, die Steinwüste, ein. Endlose, schnurgerade Piste in erstaunlich gutem Zustand. Kaum einmal begegnet uns ein anderes Fahrzeug. Wir fahren in einem schier endlosen Meer lose ausgebreiteter Steine. Steine, soweit das Auge reicht. Seit Jahrtausenden liegen sie hier, unsortiert in allen möglichen Größen. Die Farbskala der Landschaft ist auf die Grundtöne Grau und Schwarz beschränkt, die in einer kaum für möglich gehaltenen Vielfalt variiert sind. Man hat das Gefühl, sich in einem Schwarz-Weiß-Foto zu bewegen. Manchmal glänzen die Steinflächen im Gegenlicht der Sonne wie Firnfelder. Als habe man jeden einzelnen Stein mit heißem Pech übergossen. Die Berge des Anti-Atlas, die den Horizont begrenzen, erscheinen wie schwarze Scherenschnitte.

Fast nahtlos geht die Felswüste in grau-braunen Sand über. Mohammed macht uns auf die ersten Dünen aufmerksam. In elegantem Schwung mit scharfen Graten hat der Wind sie präpariert. Es ist heiß, über 36 Grad zeigt das Thermometer an. Neben der hitzespiegelnden Asphalt-piste ist der Sand in ein feines Wellenmuster gelegt – auch das Arbeit des Windes...

Hin und wieder wirbelt in der Ferne gelb-braun ein „Dust-Devil“, ein Minitornado, auf und reißt Sand und Staub in die Höhe. Eine Warnung der Wüste. Durch einen solchen Sturmschlauch sollte man besser nicht mit dem Paragleiter fliegen. Die Begegnung könnte tödlich enden!

In unregelmäßigen Abständen passieren wir kleine Oasen mit Dattelpalmen, deren Früchte jetzt reif sind und geerntet werden. Einmal hält Mohammed den Landrover an, spricht kurz durch das geöffnete Wagenfenster mit einem alten Mann. In einem Fetzen Stoff trägt dieser frisch gepflückte Datteln und reicht uns freundlich lachend eine reichliche Portion Früchte in den Wagen. Nie zuvor habe ich köstlichere Datteln gegessen!

Und es ist eine erstaunliche Erfahrung, die wir auch hier – wie schon im Atlas-Gebirge – machen: Die Menschen sind auf eine frappierende Weise freundlich. Da ist niemand, der nicht beim Vorbeifahren die Hand vorbehaltlos zu einem Gruß, zu einem Winken, heben würde!



Gegen 17.30 Uhr erreichen wir ein Militärfort in der Wüste. Wir werden kontrolliert. Die Grenze zu Algerien ist nicht weit, und Marokkaner und Algerier hassen sich – sagt Mohammed. „Nur fünf Minuten für ein Foto...“, Mohammed überredet uns kurz nach dem Zwangsstop zu einer erneuten Fahrtunterbrechung. Er steuert den Landrover zur Kante eines tief eingeschnittenen Flußtals, dessen Vorhandensein wir niemals erahnt hätten. Im Grund des Canyons glänzt das silberne Band des Flusses, eingeraht von Palmen und kleinen Oasengärtchen. Auf der jenseitigen Hochfläche fallen mir erst jetzt die kubischen kleinen Häuser der Siedlung auf. Die tiefstehende Sonne taucht die Szenerie in ein märchenhaft weiches, rötliches Licht. Ein unglaublich schöner Anblick. Wir fotografieren, es fällt schwer, sich von diesem Fleckchen Natur zu lösen...

Wir fahren weiter. Die Piste führt nun schnurgerade mitten hinein in die Lichtspiele der untergehenden Sonne. Der ganze Horizont ist in rot-violette Farbtöne getaucht, und die Felszüge in der Ferne nehmen das letzte Licht auf, das sie wie von innen heraus aufglühen läßt. Spektakuläres Ende eines langen, heißen Tages...

Es ist schon dunkel, als wir in **Tata**, unserem heutigen Etappenziel, einfahren, wo wir im palastartigen „Hotel de Renaissance“ übernachten.

### Gorge de Tazegzaoute

Die Strecke zwischen **Tata** und **Irherm** führt durch den Anti-Atlas. Ein außergewöhnlich schöner Abschnitt unserer Reise und eine nochmalige Steigerung der gestrigen Eindrücke. Die flankierenden Gebirgszüge beiderseits der Piste steigen in einzigartigen Strukturen auf und entfalten ihre nackten, in allen nur denkbaren Rot-Braun-Tönen gefärbten Flanken. Kein Lebewesen ist zu sehen, kein Baum, kein Stauch. Der Himmel ist von Wolken blank gefegt, strahlt in einem tiefen Blau und erweitert die Landschaft in eine gigantische Dimension. Hin und wieder hält



Mohammed den Wagen an, wir steigen aus, machen Aufnahmen. Und dann spüren wir die absolute Stille dieser Berge. Kein noch so geringer Laut hängt in der Luft. Nach einer Weile taucht ein leuchtend blauer Fleck in der Ferne auf. Beim Näherkommen erkennen wir darin einen Nomaden im indigofarbenen Umhang. Er treibt seine Ziegenherde zu einem Brunnenloch. Wir wechseln einige Worte mit ihm. Mohammed dolmetscht. Der Hirte hat Halsschmerzen, bittet um Medikamente. Glücklicherweise gibt unsere Reiseapotheke etwas Entsprechendes her.

Kurz nach Irherm zweigt eine außergewöhnliche Piste nach Südwesten ab. Es ist die Route durch den **Gorge de Tazegzaoute**, die uns nach Tafraoute führen soll. Es wird eine spektakuläre Fahrt durch den Canyon. Der „Fahrweg“ führt zumeist durch das ausgetrocknete Flußbett. Eine Kiespiste, die mit kindskopfgroßen Steinen gespickt ist. Auf den erhöhten Flußterrassen kleben die Häuserwürfel. Frauengestalten lugen scheu aus Türen und Fenstern – stets auf der Hut vor unseren Kameraobjektiven. Ihre farbenprächtigen Gewänder geben ihnen etwas Märchenhaftes. Allein die Kinder mit ihrer natürlichen Neugier wagen sich noch am ehesten in die Nähe der Fremden.

Das schmale Rinnsal, das sich noch durch den Canyon schlängelt, ist die Lebensader für die Menschen hier. Jedes Fleckchen Erde wird zum Gemüseanbau bewässert. Manchmal sind es nur winzige Gärtchen, die unter dem Schatten der Dattelpalmen angelegt wurden, aber sie garantieren das Überleben.



### Tafraoute

„Gibt es hier wirklich Skorpione?“ Es war der beunruhigte Friedhelm, der diese Frage aufwarf. Und Mathias wollte von einem Angestellten des Frankfurter Zoos in Erfahrung gebracht haben, daß die mörderischen Biester bevorzugt in Sandgebieten, und da unter Steinen, auf ihre ahnungslosen Opfer warten! Also wendete er alle größeren Steine in der Umgebung unseres Lagerplatzes, um etwaigen Angreifern die Deckung zu nehmen.

Am späten Nachmittag waren wir hier in der Nähe von Taфраoute angekommen, hatten das große Zelt aufgebaut und warteten schon seit Stunden auf Oliver, den wir bei der Fahrt durch den Canyon mit dem R 5-Begleitfahrzeug verloren hatten. Bestimmt hatte er eine Panne, die Piste war einfach zu schlecht für das Fahrwerk des Kleinwagens. Je nach Stimmungslage wurde der Verschollene entweder mit Prädikaten wie „Hasardeur“ oder „Verantwortungsloser“ bedacht, oder aber ernsthafte Besorgnis drückte sich aus.

Im übrigen war der Lagerplatz in den Augen unserer Skeptiker schlichtweg ein Ort, an dem man sein Leben riskierte. Als das Gespräch schließlich das Stichwort „Schlangen“ erhielt, entlud sich die gespannte Gereiztheit der beiden. Sie ließen sich von Mohammed nach Taфраoute fahren. Friedhelm und Mathias zogen die Übernachtung im Fünf-Sterne-Hotel vor...

Said heißt der Tuareg, der in prächtigem blauem Turban bei uns am Lagerfeuer sitzt. Er ist Teppichhändler aus Taфраoute und hat uns – auf Mohammeds Bitte hin – Essen

gebracht: Einen großen Topf Tajine, Brot, Bier, Mineralwasser. In seiner Begleitung hat er einen Sudanese dabei. Auch er in Umhang und Turban. Und während der besorgte Mohammed mit dem Landrover nach Oliver sucht, verbringen die beiden die halbe Nacht bei uns am Feuer, bieten uns Gesellschaft und Unterhaltung. Und Said ist ein cleverer Bursche. Er hat mehr Ahnung von unserer europäischen Ameisen- und Versicherungsmentalität als man vermuten könnte. „Inscha' Allah“ und „Immer nur lachen“ sind die Eckpfeiler seines Lebensentwurfs. Hinter seinen spaßigen Bemerkungen wird der große Gegensatz sichtbar, der uns abendländisch-christlich sozialisierte Europäer aus der Überzivilisation von diesem Wüstenmenschen trennt.

Unser Zelt haben wir im Gebiet der „**Blauen Steine**“ aufgeschlagen. Ein belgischer Aktionskünstler hat hier irgendwann die wohlgeformten Granitrundlinge mit Farbe bedacht. Unterschiedliche Blautöne in einer Umgebung, die vom Rotbraun geprägt wird. Die Wüstenlandschaft als Kunstobjekt – eine etwas schwierige Annäherung für mich. Immerhin, fotogen wirken die farbigen „Naturobjekte“ allemal.

### Le rocher d'Agadir

Am Ortsrand von Taфраoute erhebt sich ein Felsturm, der aus vielen einzelnen Riesenquadern zusammengesetzt scheint. Der „Burgfelsen“ – **Le rocher d'Agadir**. Wir wollen ihn besteigen, zumal uns Oliver dabei eine nette Über-

raschung verspricht. Das Unternehmen gerät allerdings eher zu einer Art speläologischen Abenteuer, denn der Weg zum Gipfel führt durch das Innere des Felsturms. Wir zwängen uns ächzend durch kaum brustbreite Klüfte mühsam nach oben. Es ist dunkel, nur von ferne verlieren sich einige Sonnenstrahlen ins Berginnere. Nach etlichen Metern „Schrubbererei“ gelangen wir endlich wieder ins Freie – und atmen auf. Die Überraschung ist Olli gelungen. Bergsteigen der besonderen Art!

Am Gipfel werden wir aber mit einem herrlichen Blick über Tafraoute entschädigt, und wir machen einige spektakuläre Fotos – zur besonderen Erinnerung.

Die Besteigung feiern wir in ausgesprochen luxuriöser Umgebung am Swimmingpool des Hotels unserer „Ausreißer“ Friedhelm und Mathias.

## La dance du Tuareg

Heute ist Sonntag. Jeni, Oliver und ich stehen vor einer markanten Felswand in der Nähe unseres Lagerplatzes. Wir haben uns einen kleinen Sonntagsspaziergang in der Vertikalen vorgenommen. Die Sicherungsseile werden bereitgelegt, Karabiner an den Klettergürtel – das gewohnte Ritual am Einstieg zu einer Klettertour wird zelebriert. Dann steigen wir ein. Die Wand bietet uns auf fünf Seillängen eine schöne Granitkletterei über Platten und Verschnidungen. Mohammed bleibt am Wandfuß zurück und bemüht sich mit der Videokamera. Was mag in seinem Kopf wohl vorgehen. Wahrscheinlich hält er uns für leicht verrückt. Auf dem Gipfel erwartet uns eine wunderbare Kakteenvegetation. Manche Pflanzen stehen sogar in Blüte.

Oliver widmet unsere Erstbegehung seiner Freundin. Die Route nennt er treffend **La dance du Tuareg**.

Abdou Taska ist ein Berber mit freundlichen Augen. Er trägt ein knöchellanges, weißes Gewand – die Dschallaba – und bewacht während unserer Abwesenheit das große Mannschaftszelt. Bei unserer Rückkehr von der Klettertour begrüßt er uns mit seinem „Whisky-Berber“ – köstlichem Pfefferminztee mit einer Prise wildem Thymian. Von Beruf ist er Gärtner und erzählt gerne von seiner kleinen Tochter Fatimah. Besonders beeindruckt ihn offenbar unsere Fliegerhelme. Er zieht einen der Helme über den Kopf und läuft so – wohl geschützt – den ganzen Tag herum. Der feuerrote Helm kontrastiert gut mit seiner weißen Dschallaba.

## Sidi Ifni

Unerwartet schnell neigt sich unsere Reise ihrem Ende zu. Wir haben wieder die Atlantikküste erreicht, unser letztes Fluggebiet bei **Sidi Ifni**. Die ehemalige spanische Enklave erweckt besonders in den Abendstunden nach Einbruch der Dunkelheit den Eindruck einer reichen Stadt. Die

großen alten Hotelbauten im Kolonialstil, die Palmen als malerische Dekoration ins Straßenbild eingestreut, der wunderschöne alte Leuchtturm, der sein weißes Licht lautlos mit riesigen, rotierenden Spiegelscheinwerfern auf den schwarzen Atlantik hinausschickt....

Jeni und ich nehmen an der Hotelbar zwei Whisky und unterhalten uns mit einem Seefahrer auf Landurlaub, der sich etwas Frust von der Seele reden will. Danach unternehmen wir noch einen kleinen Nachspaziergang durch die stillen Straßen, genießen die Atmosphäre und versöhnen uns mit diesem Tag, der uns leider keinen schönen Flug hinunter ans Meer gönnen wollte. Allein Fritz konnte noch einen Flug verbuchen, nachdem er – wie so oft – in waghalsiger Manier gestartet war.

Der folgende Morgen könnte nicht ernüchternder sein. Im knallblauen Himmel sind in großer Höhe ausgefaserte Eiskristallwolken aufgezogen, während der heiße Wüstenwind „Schirokko“ den Staub der Straßen aufwirbelt. Aller Schmutz und Unrat, den die Dunkelheit der Nacht gestern noch gnädig verdeckte, bietet sich uns heute dar. Wie eine Krähschar flattern schwarze Fetzen von Plastiktüten durch die Luft, der Staub reizt die Augen, an Fliegen ist auch heute nicht zu denken.

So gerät auch der Besuch des Souk zu einem Negativerlebnis. Ein schier unerträglicher Gestank liegt in der Luft – ob von den Auslagen der Fischhändler oder aus den Kloaken – es ist schwer zu bestimmen. Ein Metzger hat die unvermeidlichen Köpfe zweier geschlachteter Ziegen auf seiner Verkaufstheke ausgestellt. Die Augen der Tiere sind noch vollständig geöffnet und betrachten in schweigender Anklage die Vorübergehenden. Ein schauerlicher Anblick. Zum letzten Mal beladen wir den Landrover, und Mohammed fährt uns über die Silberstadt **Tiznit** zurück zum Flughafen nach Agadir. Der Arme klagt über Kopfschmerzen, fährt unkonzentriert. Jeder von uns ist mit seinen Gedanken allein, zieht Bilanz...

Die Flughafenanlage wirkt fast wie ein Fremdkörper in einer staubigen, graubraunen Umgebung. Gepflegte Rasenflächen, Blumen, Reisebusse, aus denen schicke Touristen steigen... „Unsere Welt“ hat uns wieder mit Macht in ihre Arme geschlossen. Die schwatzenden Schlangen der wartenden Landsleute vor den Einchecksaltern schlucken uns förmlich. Unbehagen kommt auf. Wenigstens der Nachtflug zurück in die Heimat bietet noch einige optische Leckerbissen. Gelbrot leuchten die Lichter der Siedlungen der Küstenebene kurz nach dem Start aus dem Dunkel herauf. Engbegrenzt, als scharfen sich die Lichtlein in einem Kreis zusammen. Madrid und Paris, gewaltige Lichterteppiche aus 11.000 Meter Flughöhe. Ein außergewöhnlicher Blick auf die Erde! Reisen kann süchtig machen. Ich glaube, Jenis Gedanken suchten während dieses Heimfluges auch nach neuen Zielen – PARABIBER, quo vadis?

# Tanz auf dem Vulkan

Schneeweiß ist das heiße Haupt des Ätna:  
Impressionen und Expressionen einer Skiüberschreitung

Michael Vogeley

**S**izilien ist fast ein kleiner Kontinent – und ein Gebirge im Meer. Der Klotz vor der Spitze des italienischen Stiefels ist eher zu Afrika als zu Europa gehörig. Die größte Insel des Mittelmeers ist voller Gegensätze: Zitronenhaine und glühende Sonne; quirlige Städte als Schmelztiegel vieler Besucher und Eroberer – und einsame Berge! Aber auch das schneeüberkrustete Massiv des Ätna, mit eisigem Sturm nahe der Sahara und Vulkanismus im Eis. Der über 3300 Meter hohe Vulkan über der erschreckenden Vitalität Catanias ist von ferne ein Bild reiner weißer Schönheit, gekrönt von einer ständigen Rauchfahne und bedeckt mit pechschwarzer Lava – ein heißkalter Riese. Die Welt der Lava und des Schnees „vor unserer Haustür“ ist entweder Paradies oder Hölle. Das Maß der Mitte scheint es hier nicht zu geben. Die meisten der etwa 1000 Vulkane rund um den Erdball schlafen. Nur etwa zehn sind es, die ständig aktiv sind. Der Ätna ist einer der lebendigsten davon.

## Heißer Schnee

Wir sind Anfang April dem Schmuddelwinter in den Alpen entflohen. Die scheinbare Sanftmütigkeit des bekanntesten Postkartenmotivs Siziliens trägt. Die farbigen Orangenbäume am Fuße des gewaltigen Berges sind nur Tünche über der nackten Gewalt des Vulkans. Zerrissene Felder erloschener Lava, zermalmte Häuser und verschüttete bizarre Bäume stehen im Kontrast zum Weiß des ewigen Schnees und der blühenden Plantagen. 1669 begrub die unerbittlich anrollende glühende Lava das pulsierende Catania, die „betriebsame Tochter des Ätna“. Eine gewaltige Aschewolke, die bis 30 Kilometer hoch in die Stratosphäre reichte, verfinsterte die Gestirne. Hunderttausende Tonnen Schlacke und ein gewaltiger Lavastrom ebneten die Stadt ein.

Fast jährlich wird in den Medien von Eruptionen und dörfenbedrohenden Magmafluten berichtet. Immer wieder fallen den Glutströmen Straßen und Ortschaften zum Opfer. Catania, ein südländischer Hexenkessel mit fast einer halben Million Einwohnern, dazu 17 Städtchen und 13 Dörfer: Fast 700.000 Menschen leben rundum am Fuße des Berges und sind von seiner Gnade ebenso abhängig



Foto: Archiv Vogeley

wie von seinen Launen. Durchschnittlich alle drei Jahre wird das Ungeheuer zornig. Prognosen bleiben eine heikle Sache. So meldete sich erst 1998 der Ätna zurück und verbreitete Angst und Schrecken. Er köchelte erst auf Sparflamme, und dann kam der große Knall. Im Februar 1992 öffnete das *Valle del Bove* besonders nachdrücklich seine Flanken. Der Vulkan rülpste gewaltige Schlackemassen aus seinen Hängen und kotzte Lava. Unter berstendem Krachen rollten mehrere Wochen Millionen Tonnen des irdischen Auswurfs auf die kleine Stadt *Zafferana* zu. Der Berg entwickelte einen wahren Feuereifer, eine Apokalypse strudelte auf die Häuser zu.

Den 10. Mai dieses Jahres werde ich nie vergessen. Nur dank meines Presseausweises erhielten wir von den strengen Carabinieri die Erlaubnis, die sichernden Ab-sperrungen zu passieren und eine Kostprobe aus den Gründerjahren unseres Planeten zu nehmen. Der phantastische Feuerstrom war wie eine blutende Wunde. Unerbittlich schob sich die *fronte lavico*, die Lavafront, vorwärts und zermalmte Pfirsichbäume und Rebstöcke in ruhiger Gleichgültigkeit: ein schnell fließender Gletscher aus Glut. Unsere Gesichter wurden in rosiges Licht getaucht. Es war ein Besuch nahe der Hölle, und das Ergebnis waren zerschmolzene Bergschuhsohlen, verbrannte Hände und

„Grazie Governo“ hat der Besitzer eines zermalmten Hauses ironisch auf die gerade noch erhaltenen Grundmauern geschrieben



eines der faszinierendsten Erlebnisse mit ungebändigter Natur in meinem Leben. Keinen Meter von uns entfernt kroch die innen hellglühende, oberflächlich graue Lava im Fußgängertempo auf die Weinberge zu.

Hubschrauber bombardierten mit Betonklötzen das Feuerloch. Ein in Anbetracht der nicht zu bändigenden Natur lächerliches Unterfangen. *Grazie Governo* hat der Besitzer eines zermalmten Hauses ironisch auf die gerade noch erhaltenen Grundmauern geschrieben. Er haderte mit den zögerlichen Aktionen der Politiker. Dem Feuertämon setzten die Einwohner ihren Fatalismus und ihre Religiosität entgegen: 1992 – an dieser Stelle hat die heilige Jungfrau unsere Gebete erhört und die Stadt Zafferana vor der Vernichtung bewahrt, steht unter einem der Madonnenschreine in der kleinen Kirche zu lesen. Die alte Sizilianerin in Zafferana mit dem Faltenwurf um die Augen murmelte: *Gott schütze uns vor dem Ausbruch der Fossa Grande.*

Das Monstrum Ätna hat einen Umfang von über 140 Kilometern und außer den drei Hauptkratern in der Gipfelzone über 200 Nebenkrater an den schwarz-weißen Flan-

ken. Die lebensfeindlichen und schneebedeckten Lavawüsten dieses „Gebirges im Meer“ sind für Skibergsteiger ein exotisches Ziel. Der Kontrast ist groß: südliche Sonne, kalter Sturm, Firnschnee und aktiver Vulkanismus.

Gelegentlich streicht aus dem nahen Afrika der Wüstenwind *Sirocco* herüber, der Mensch und Tier fast besinnungslos vor Hitze macht. Auf dem Dreitausender Ätna merkt man davon meist nichts. Der heiße Atem der Sahara wird am Massiv abgekühlt und vermischt sich mit den Magmatemperaturen des *Mongibello*.

Mit Ausbrüchen ist jederzeit zu rechnen, der letzte große dauerte mehrere Monate. Die brodelnden Ströme aus dem gigantischen Abflußbecken des *Ochsentials* drangen zwar nur langsam, aber unerbittlich vor. Fließende Lava kann bis 50 Stundenkilometer Geschwindigkeit erreichen. Eine 1000 Meter hohe Flanke öffnete sich. Manche Ausbrüche dauern Jahre, andere nur einige Tage.

### Mit Ski über einen überdimensionalen Aschenbecher

Und dieser lebendige Berg soll ein ideales Skitourenziel sein? Die zwei Flugstunden von München nach Catania sind kurzweilig. Die Maschine ist vollgepfropft mit bade-willigen und sonnenhungrigen Touristen. Spannend wird es, als wir das verkrustete Massiv umfliegen. Der schnee-überzogene Berg hat eine großartige symmetrische Gestalt, erfüllt seine Pflicht als Touristenattraktion und pafft eine fotogene Rauchfahne in den heiteren Himmel. Die unteren zerfurchten Hänge scheinen aus reiner schwarzer Kohle zu sein, die Chlor- und Schwefelausdünstungen bilden kleine feine Wolken über der Lapilli-Asche. Fast sieht es aus wie verdunstender Regen. *Mitra Omidvar-Gorter*, Kennerin Siziliens, die für den *DAV Summit Club* Touren auf den sommerlichen Gipfel führt, erzählte mir: „In diesem Winter gab es viele Kaltluftinbrüche. Es fielen sieben Meter Schnee!“

*Klaus Ernstberger* ist der beste Skitourengeher unter uns und hat in den heimischen Alpen von Kindesbeinen an verschneite Berge erstürmt. *Thomas Pientka* kennt „das große Weiß“ auch von Arktisexpeditionen. *Franco* hat es aus dem Trentino als Bergführer hierher verschlagen. Er lebt am Fuße des heißesten und gewaltigsten Vulkans Europas und kennt die nicht ungefährliche Schönheit wie seine Westentasche. Nur *Sebastian* ist waschechter Sizilianer, auch er führt Touristen auf das Massiv und hat den Gipfel vielfach bestiegen, der seine Höhe durch den laufenden Aufbau der Eruptionen inzwischen auf über 3300 Meter „hochgeschraubt“ hat. Wo gibt es das sonst: Ein Berg, der wächst!? Wir sind ein gutes Team.

Am *Rifugio Torre del Filosofo*, 2900 Meter über dem dunstigen Meer, ziehen wir bei einem bizarr erstarrten Lavaström Felle auf die Ski. Hier in der Nähe hat sich der grie-



Für Skibergsteiger ein exotisches Ziel: die verschneiten Flanken des Ätna (3300 m)

chische Philosoph *Empedokles* in einen Krater gestürzt, um „mit der Erde zu verschmelzen“, erzählt die Sage. Die Vereinigung gelang in der 1100 Grad heißen Lava wahrscheinlich vollkommen.

Das enorme vulkanische Massiv hat die Phantasie antiker und zeitgenössischer Dichter stimuliert. Die Griechen vermuteten hier die *Schmiede des Hephaistos*. Der hinkende Gott hatte in den Tiefen des Ätna seine Werkstatt. Oder Titan, den die Götter besiegten und unter dem Vulkan in Fesseln schlugen. Der Schlund wurde auch als Vorhof zur Hölle gehandelt, und seine Ausbrüche wurden als das fürchterliche Gebrüll der gefolterten Seelen interpretiert. Auch sollte hier die Schlafstätte des Riesen *Typhon* sein, dessen unruhige Träume die Umgebung erzittern lassen.

### Mongibello: Berg der Berge

So nennen die Sizilianer liebevoll das heiß-kalte Monster. Der Gipfel ist nicht weit. Eine Bergsteigergruppe hat im eiskalten Haus bei minus 20 Grad ohne Schlafsäcke und Decken biwakiert. Der zugige Kamin ist mit einer Plastikfolie verstopft. Der Berg zwischen Afrika und Europa steht extrem im Wind. Alpinisten sind hier im Winter eher eine Ausnahmeerscheinung.

Die Italiener frösteln und schauen uns sehnsüchtig nach, als wir aufgewärmt den nahen Gipfel der *Bocca Nuovo* angehen. Der hilfsbereite *Dr. Grisafi*, Entscheider im

Management des *Parco dell'Etna*, hatte uns mit unseren zwei „Vulkanfachleuten“ zusammengespannt. Meine Freundin *Maria-Theresa Galluzzo*, Bergsteigerin und führender Kopf in der in Sizilien geachteten Organisation *Frauen gegen die Mafia*, hatte die Verbindung hergestellt. Leider ist die quirlige Sizilianerin heute nicht dabei. Die Mafia, weltweit gefürchtet und mit Ursprung in Sizilien, erscheint uns im Angesicht dieser Urnatur völlig unwichtig und weit weg. Der Ätna ist von seinem Fuß bis in die Gipfelregionen hinauf mit Schotterstraßen erschlossen, die vor allem im Sommer genutzt werden.

Unter uns wummert es. Der Vulkan rülps und fegt eine Gasfahne in den blauen Himmel, die sofort vom Sturm verweht wird. Es ist arktisch kalt. Der Ätna „steht voll im Wind“. Bis zu den Bergen der *Sierra Nevada* in Spanien gibt es keinen höheren Gipfel. *Aölus*, der Beherrscher der Winde in der griechischen Mythologie, ist erzürnt über unser läppisches Treiben und jagt uns fauchend eine eiskalte Böe um die Kapuzen. Der Chill-Faktor wirkt in Sizilien nicht anders als in den Polarzonen und zerrt an den Anoraks. Wir spüren durch die schwarze Schlacke eines Hochofens mühsam aufwärts. Die Skistöcke sind echte Hilfen, die Rucksäcke mit dem Biwakmaterial drücken. Mein Schatten weht über den grauen Schnee. Unten gleißt das Meer der wilden Zyklopenküste. Die 70 Meter hohen Klippen soll nach Homer der einäugige Riese *Polyphen* aus den Flanken des Ätna gerissen haben, um sie nach dem flie-



Unten ahnen wir die quirligen Bustouristen beim *Rifugio Sapienza*, einem Touristenhöhepunkt, vergleichbar mit der Talstation der Eibseebahn an der Zugspitze: Mordsrummel, Dutzende Busse, Andenkenshops, quirlige Kinder, die sich auf das Wunder *Schnee* stürzen. Die Hütte des CAF steht unversehrt zwischen den Armen eines erstarrten Lavastroms. Die Mauern des hotelartigen Komplexes sind ein wenig angesengt.

Unwillkürlich denkt man unbehaglich: „Wird es heute den großen Knall geben? Den Super-GAU?“ Tief drunten am spiegelnden Meer rösten knackige Schönheiten in knappen Bikinis an den weißen Stränden von *Taormina* unter dem roten Ball der afrikanischen Sonne. Auf den Frühlings- und Herbsttouren der vergangenen Jahre war es mir immer zu heiß am „heißen Berg“. Im Hochsommer liegt die Insel unter der Glut des *Scirocco* brach. Doch jetzt, hier oben, Mitte April, auf über dreitausend Meter? Schnee in schwarzer Lava, brausender Kältesturm, eisverkrustete Felsen in luftiger Höhe über dem Meer mit weitem Blick. Im Norden blinkt silbriges Meer. Im Süden ist unter einer Dunstglocke das chaotische Catania nur zu erahnen. Wir ziehen die Kapuzen dichter und verständigen uns brüllend gegen den scharfen Wind, der die *Bocca Nuova* umheult.

### Am Vorhof zur Hölle

Mit leichtem Rucksack spüren wir zum *Cratere Nord-Est*, der höchsten Stelle des Bergmassivs. Wie lange noch wird er der Kulminationspunkt sein? Der Gipfel ändert sich ständig, bricht weg, baut sich wieder auf.

Der Sturm braust günstig aus Westen und jagt die Rauchwolken und eiskalten Nebel in die gute Richtung.

Nicht umsonst war in der Antike der Berg ein Seefahrerzeichen, ein natürliches Leuchtfeuer. Auf dem höchsten Punkt beeindruckt uns der prächtige Blick auf die *Äolischen Inseln* und die Küste von *Palermo*. Eisanraum formt bizarre Gebilde in den Felsen, das Inferno der glühenden



henden *Odysseus* zu werfen. Bùßerschnee ist beinhart gefroren. Am Gipfelschneefeld, das am warmen Kraterrand in schwarzem Bimsstein endet, sind wir vorsichtig. Unterirdisches Warmgas hat den Firn unterhöhlt. Wir gehen vorsichtig wie in Gletschergelände.

Die permanente Aktivität des Vulkans konzentriert sich auf die *Cratere Centrale* und die *Bocca Nord-Est*. Die Lava steigt oft bis zu den Kraterrändern, die mehrere „Gipfel“ bilden. Dort faucht es und zischt, brodelnd und wirbelt, dampft und gast. Der Hauptkrater wurde erst 1911 geboren, die *Bocca Nuova* entstand 1968. Der Vulkan unterliegt ständigen Veränderungen. 1892 brach die Hülle neben dem heute mit dem Auto erreichbaren *Rifugio Sapienza* aus: Der *Cratere Silvestri* entstand. Im Bauch des Ätna schlägt die Schmiede der Götter Funken.

Gebannt sitzen wir und schauen dem wehenden Spektakel zu. Wir husten. Der Schwefel schlägt auf die Bronchien und verbreitet den Geruch fauler Eier. Irgendwie riecht es nach Hölle.



Fotos: Michael Vogelej

Lava im Schlund ist nur zu ahnen. Kratertheater hinter Vorhängen: Jagender Rauch zaubert faszinierende Schattierungen an die senkrechten Wände. Der Feuerberg hat sich in Gaswolken gehüllt. Beißender Schwefeldampf beschlägt die Brillen und läßt uns schwer atmen. Nur kurz ahnen wir in der Waschküchenluft den glutroten Schimmer der Magma. Im Schwarz des Kraterrandes und im Weiß der Gase zerfließen unsere bunten Anoraks wie in einem Weichzeichner. *Hephaistos' Workshop* ist in Aktion. Vulkanismus ist leicht zu begreifen: Der afrikanische Kontinent eilt Jahr für Jahr wenige Zentimeter Richtung Norden und schiebt den Meeresboden in 200 Kilometern Tiefe unter Sizilien durch. Für diese Bewegung der Erdkruste ist der Ätna seit Jahrtausenden ein Ventil. Gase trennen sich von der Schmelze und perlen wie Kohlendioxyd in einer entkorkten Sektflasche.

Der dicke Anorak hält Wind und Kälte ab, die schweißnasse Faserpelzwäsche klebt am Körper. Wir starten die ersehnte Abfahrt nach Norden – die verschneiten Flanken locken. Erst mühen wir uns durch Bruchharsch, tiefer schwelgen wir in bestem Schmierfirn. Über eine weite gewellte Hochebene „lassen wir es laufen“. Wir fetzen über den konvexen Hang und scheinen über dem Grün der tiefen Felder in einem luftleeren Raum zu schweben. Bizarre Lavasäulen bringen uns zum Staunen: Wir flitzen durch eine eiskalte Märchenwelt aus Gnomen und Feen – phantastische Lavagebilde, 300 sichtbare Adventivkrater bedecken den Ätna wie Warzen.

### Das Massiv ist auch ein Naturpark

Der *Parco dell'Etna* wurde erst 1987 gegründet. Immerhin mißt er mehr als 50000 Hektar und ist in mehrere unterschiedliche Klima- und Vegetationszonen rund um die zerschrundenen Flanken und Zonen unterschiedlich zu schützender Priorität eingeteilt. In den tieferen Lagen entfaltet sich eine reiche Botanik. In den abgelegenen Teilen kreucht, fleucht und fliegt eine für Italien erstaunlich vielfältige Fauna – bis hin zum Adler.

Die zahlreichen Orte umgeben das Massiv kranzförmig. Es gibt ein gutes Straßennetz bis in Höhen von 2200 Metern. Wichtige Ausgangspunkte für den Bergsteiger sind *Stazione Sud* mit dem *Rifugio Sapienza* und *Stazione Nord-Est* bei *Piano Provenzana*. Beide sind im Winter auch Skigebiete mit Liftbetrieb. Im Sommer sind Jeepfahrten bis in die Gipfelregion möglich.

Der Ätna ist ein Skitourengebiet par excellence. Anfänger am Berg haben hier jedoch nichts verloren. Meist sind keine besonderen skitechnischen Schwierigkeiten zu bewältigen, aber in der Weltenferne des heißen Firns trifft man kaum andere Skibergsteiger. Orientierungsvermögen im einförmigen Wellengelände ist gefordert. „Sehr interessant sind die verschiedenen Rinnen, die vom *Observatorio Vulcanologico* nach Nordosten herabziehen“, erzählt uns Franco. Steigeisen können im Spätwinter nicht schaden. Lawinengefahr gibt es auch hier, vor allem an den Nord- und Ostseiten des Ätna: wie in den Alpen. Der Höhensturm erreicht oft 100 Stundenkilometer und mehr.

Das Gelände kann sehr unübersichtlich werden. Nebel ist die Hauptgefahr, man verläuft sich in der Lavawüste schnell. „Im Notfall müssen wir uns nach unten kämpfen. Das geht immer irgendwie“, ist Francos Rat. Man kommt immer – wenn auch oft mühsam – zu irgendeiner Straße. Absturzgelände ist eher selten.

### Grotta del Gelo: Im eisigen Feuerbauch

Der Grappa schmeckt bei der Rast vor der Eishöhle. Wir klicken in die Steigeisenbindungen und klettern in den durch eine Gaseruption entstandenen Hohlraum. Unsere Stirnlampen reflektieren irrwitzig an den glasigen Wänden. Die Zacken scharren auf dem harten Schmelzwassereis. Eisstalaktiten hängen absturzbereit an der Höhlendecke.



Fotos: M. Vogeley/T. Pientka

**Oben:**  
Abfahrt vom Ätna  
und Ausblick aus der  
„Grotta del Gelo“

Wieder draußen, wird der Firnhang konvex – und steil. Lustvoll jauchzend fegen wir tiefer. Die grüne Ebene ganz unten läßt uns die Freuden der fruchtbaren Weinberge erahnen. Über uns steht eine große Rauchwolke: der Ätna atmet. Wir schwingen hinein in eine Frühlingswelt. Noch um die Jahrhundertwende holte man das Eis vom Gipfel, um einen „Schlager“ zu produzieren, der einen Siegeszug um die Welt antrat: *Gelati*, Speiseeis.

Die ersten Blumen zeigen sich auf einem jahrhundertealten Lavastrom, dann tiefer Pinien. Neues fruchtbares Leben entsteht aus dem wertvollen, erkalteten Magma. Die ersten Häuser von *Piano Provenzana* tauchen auf. Firnschnee stiebt, als wir beim Rifugio abschwingen.

Nachts beleuchtet ein heller Schein den Himmel rot und glühend – der Krater. Der rauchende Vulkan beherrscht den Blick in das mondhelle Weiß. Glühende Schlacke wird in den schwarzen Nachthimmel geschleudert, donnernde Eruptionen werden von lautem Pfeifen begleitet, Schrapnelle ziehen elliptische Bahnen.

Wir sind wieder eingetaucht in das köstliche mediterrane Leben mit Pasta, Schinken, Früchten und Wein. Der Ätna ist ein Lebensspender mit schlechten Manieren. Die Lava enthält wichtige Mineralien und bildet das Material für eine Erde, auf der süße schwere Trauben gedeihen. Über uns steht der rauchverwehte schneebedeckte Gipfel. Die Ski lehnen an der noch immer sonnenaufgeheizten Taverenmauer. Hier brandete noch vor einigen Jahren die Lava gegen die Schlafzimmertüren.

Die Überschreitung des vitalen Skibergeres liegt hinter uns, vom *Rifugio Sapienza* im Süden bis zur Skistation *Piano Provenzana* im Nordosten: Ein Tanz auf dem Vulkan. Die Steilrinnen *Pineta di Linguaglossa* führen wir im Traumfirn. In der *Grotta del Gelo* stiegen wir in den eisigen Bauch des Vulkans. Auf dem mondähnlichen Plateau *Piano del Lago* mit seinem zu kunstvollen Skulpturen erstarrten Magma war die Orientierung nicht einfach. Doch am meisten beeindruckte uns das „Bühnenbild“ mit seinem dramatischen Theater: die Gipfelregion des mythischen Berges, seine wummernden Gasausbrüche, der gelbe Schwefelstaub, die fauchenden Fumarolen, die Kraterterrasse mit ihren rotglühenden Löchern, die elementaren Naturgewalten... Ein exzentrisches Bergerlebnis.

Woouumm! Wieder grollt es. Der quicklebendige Vulkan ist unberechenbar. Fontänen glühender Lava sind hinter den weißen Gaswolken zu erahnen. Die amerikanischen Touristinnen sind einem klimatisierten Bus entstieg. „Oh, you crossed the Ätna ... nice ... marvelous.“ Ausnahmsweise haben die Amerikanerinnen recht. Wir nehmen die Komplimente artig an und prosten uns mit dem süffigen Roten zu. Der Berg nimmt – und gibt. Der Zitronenhain auf Meeresebene signalisiert: Wir sind zurück aus einer eisigen Welt.

# Auch im Dunkeln läuft die Zeit

## Wiedersehen mit den Höhlen Kantabriens

Folkert Lenz  
(Text und Fotos)

Das Licht des Elektro-Scheinwerfers durchdringt nur mühsam den Dunst. Nebelschwaden steigen aus der feuchten Kleidung auf. Suchend tastet der Lampenstrahl die umliegenden Sinterwände nach einem Durchschlupf in die anderen Stockwerke des Höhlensystems ab. Da, ein lehmig-braunes Seilstück baumelt von einem Überhang herab! Vorsichtig die beiden Steigklemmen eingeklinkt, und in wenigen Minuten ist der Erste an den Jümars hinaufgestiegen. Ein Riesentropfstein dient als Fixierung für den müden Strick. Ein Stück neuwertiges, weißes Perlenseil fällt schließlich anstelle der alten Leine herunter und beruhigt die Nerven der Nachfolgenden. Die Spannung löst sich, der Weg in die Tiefe des Berges ist frei.

„Wie leicht diesmal alles geht“, denke ich fast etwas enttäuscht und erinnere mich an meinen ersten Trip in die spanischen Höhlen. Über zehn Jahre liegt dieser zurück, und seinerzeit hatten wir ziemlich lange in der Dunkelheit nach jener Stelle suchen müssen. Trittspuren – in den glitschigen Lehm gegraben – hatten uns schließlich die Richtung gewiesen. Nahezu unglaublich mutete es an, daß der Schlamm sich in der Senkrechten überhaupt hielt. Allein die langen, rostigen Normalhaken kündeten davon, daß sich schon andere hier versucht haben mußten. Trotz der Seilsicherung war es ein waghalsiges Unternehmen, die zwanzig Meter hohe Steilstufe zu überwinden. Heute scheint das Ganze überraschend einfach. Und überhaupt hat sich im Laufe der Zeit einiges über und unter der Erde Spaniens geändert.

### Damals undenkbar

Dabei ist unser Erstaunen schon bei der Ankunft groß gewesen: Vor der Windschutzscheibe unseres Autos baut sich der riesige Eisenschild einer Planierdraupe auf. Ein Straßenarbeiter mit Bauhelm und oranger Warnflagge bedeutet uns hektisch, den Rückwärtsgang einzulegen. „Der Klügere gibt nach“, denke ich und mache eine Kehrtwende auf der Schotterpiste. Dabei ist gerade die neue, noch unbefestigte Trasse die eigentliche Überraschung. Bei meinem letzten Besuch vor elf Jahren jedenfalls schlängelte sich genau an dieser Stelle nur ein schmaler

Fußpfad durch den Wald an der Flanke des Porracolina-Berges. „The times, they're a changing“, so sang zwar schon der alte Bob Dylan. Aber daß der Fortschritt auch diese gottverlassene Gegend im nordöstlichen Zipfel der iberischen Halbinsel einmal erreichen würde, schien damals undenkbar.

Wir schultern unsere vollbepackten Gummi-Rucksäcke, und wenig später stapfen wir an dem gleichen namenlosen Weiler wie ehemals vorbei. Drei Scheunen umrahmen zwei ärmliche Gehöfte, das Grau der Kalksteinmauern und das Rot der Ziegeldächer gehen in der Eintönigkeit der verkarsteten Landschaft unter. Ein Esel schreit in der Mittagshitze, hier scheint irgendwie die Zeit stehen geblieben zu sein. Ob die neue Zufahrt wohl etwas verändern wird? Wie überall im kantabrischen Küstengebirge versuchen auch die Bauern im Ason-Tal, der dünnen Humusschicht auf dem Kalkgestein etwas abzutrotzen. Pferde und Schafe helfen, das Auskommen zu sichern. Das ländliche Dasein wirkt hier nicht besonders beschaulich, sondern scheint altertümlich und arbeitsam.

Während des Zustiegs zur Coventosa-Höhle denke ich darüber nach, welcher skurrilen Eindruck wir – die sportlichen Vertreter der Moderne – bei den archaisch lebenden Bauern wohl hinterlassen. Denn in den trockenen Herbstmonaten fallen zahlreiche Speläologen-Teams in das Höhlengebiet rund um Arredondo ein. Vorwiegend Geländewagen, Kleinbusse und Kombis quälen sich dann die staubige Straße Richtung Ason-Paß empor. Dort bauen die „Espeleologos“, so der spanische Ausdruck für diese besondere Spezies Mensch, ihre Zelte auf. Sie hängen kilometerlang Seile zum Trocknen in die Sonne oder waschen in den Fluten eines kleinen Bächleins den Lehm von ihrer Ausrüstung. Jedenfalls war das noch vor einem Jahrzehnt der Fall. Diesmal allerdings ist die Zufahrt zu „unserer“ lieblichen Grasmulde von einem Stacheldraht versperrt. Als wir die kleine Zeltstadt nach erfolgreichen Verhandlungen mit den Bewohnern von Ason auf einer Weide am Dorfrand aufgebaut haben, taucht wenig später ein Jeep der Guardia Civil auf. Unnachgiebig bestehen die Uniformierten darauf, daß wir die Wiese verlassen: „Inmediatamente“ – „aber sofort!“ So räumen wir das Feld. Der

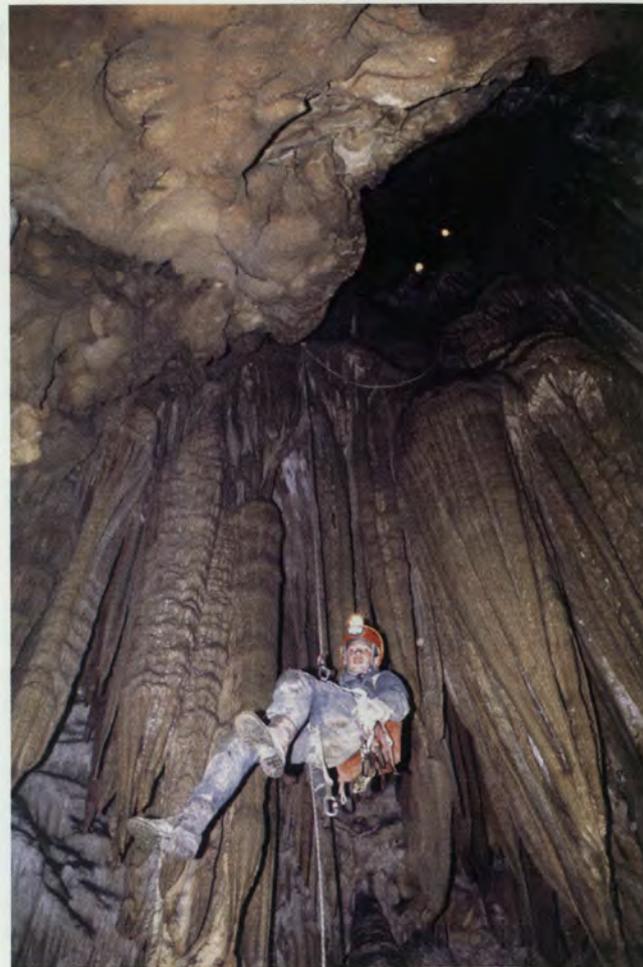
Bürgermeister von Arredondo bietet uns schließlich die alte Dorfschule als Unterschlupf für die nächsten Tage an. Der Turnsaal – unser Quartier – ist nicht mehr als ein klammes, fensterloses Loch – aber immerhin...

## Das Abenteuer beginnt

Unterdessen haben wir das Ziel unseres Begehrens erreicht. Ein kalter, feuchter Luftzug dringt aus dem mächtigen Portal der Cueva Coventosa. Er zeigt uns an, daß hier das Abenteuer Unterwelt beginnt. In der Tiefe des Eingangsgewölbes schlüpfen wir in die schützenden Overalls, die sogenannten Schläze. Erweckt das Erdmaul zu Beginn den Eindruck, alles Herannahende verschlingen zu wollen, so geht es schon nach einigen Metern ohne Bücken und Kriechen nicht mehr weiter: Unruhig zuckt die Acetylenflamme im Wind, doch als der Höhlengang sich erweitert, verbreitet die karbidgetriebene Lampe ihr warmes, gelbes Licht. Mit sanftem Anstieg geht es nun in dem Stollen voran, unsere Mini-Expedition bahnt sich ihren Weg. Bald weitet sich die Galerie zu einem unterirdischen Canyon, gelegentlich platschen Regengüsse aus der Höhlendecke herab. Riesige Sinterkaskaden – zu Stein gewordene Wasserfälle – weisen darauf hin, daß es dort schon länger tropft. Vermutlich seit einigen hunderttausend Jahren. Überhaupt drängt das Wasser sich immer mehr in den Vordergrund – und in die Hosenbeine und Stiefel. Die



ersten „Marmiten“ tauchen auf. Oberhalb der Wasserlinie dieser metertiefen, vom Wasser ausgewaschenen Felstöpfe laufen dünne Drahtseile zur Sicherung. Sie sollen verhindern, daß wir im kalten Naß verschwinden. Daß der Hintern bei den windigen Querungen ab und zu doch einmal in die Strömung eintaucht, können auch die bestgespannten Seilbahnen über die Gumpen hinweg nicht verhindern. Mit den Fixseilen wird die Aktion heute aber zum leichten Spiel. Erst recht, wenn man als Vergleich die ersten Erkundungsfahrten eine Dekade zuvor heranzieht: In mühsamer und tagelanger Kletterei nur konnten wir



die brodelnden Felstöpfe überwinden. Frei auf den rutschigen Simsen balancierend, mußten damals die Geländer angebracht werden. Während die eine Hand die Hakenlasche hielt, versuchte die andere, mit dem 13er-Ringschlüssel die Schraube im Bohrgewinde zu versenken. Die Stunden verstrichen, während wir uns – teils bis zum Knie oder der Hüfte im eiskalten Wasser – Meter für Meter voranarbeiteten.

Das Finale aber ist heute wie damals das gleiche: Immer heftiger strömt das Wasser unter den Füßen, während wir uns an den Sicherungsleinen entlanghangeln. Der Geräuschpegel der dröhnenden Fluten macht eine Verständigung unmöglich, obwohl bei genauerem Hinsehen nur ein munteres Bächlein am Plätschern ist. Schließlich wird der Mäander – so nennen die Speläologen solch einen engen, gewundenen Gang – zum See. So heißt es am Ende des Querganges „Fertigmachen zum Einschiffen!“ Doch vor der Kahnfahrt steht noch einmal ein atemberaubender Arbeitseinsatz. Auf einem engen Felsbändchen muß das Gummiboot entfaltet und mit Luft gefüllt werden.

Mit dem Einstieg in das wackelige Gefährt ändert sich das Geschehen dann schlagartig. Jegliche Hektik ist dahin, nur das Plätschern des Paddels stört die Szene, während das Schlauchboot nahezu lautlos über den Höhlensee dahingleitet. Kälte und Feuchtigkeit kriechen zwar unmerklich durch den Kunststoff-Overall, doch das Auge

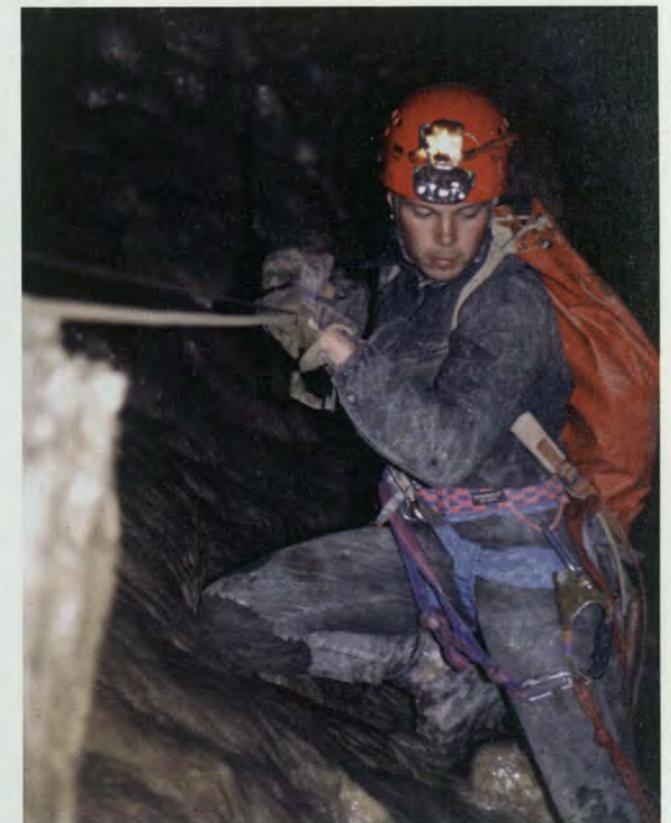
Unten: Mit dem Schlauchboot in der Cueva Coventosa und Hangelquergänge über die Gumpen dieser Höhle (rechts)  
Seite 132: Luftiges Abseilen gehört zum Geschäft; bisweilen wird es auch eng ...

kann sich nicht sattsehen an den Schönheiten der unterirdischen Wunderwelt: Im Licht der Karbidlampe leuchten die bizarren Formen von Stalagmiten und Stalaktiten, in zehn Meter Tiefe blinkt der Grund des Sees, Kristalle funkeln in der Finsternis. Millionen Kubikmeter von Kalkfels lasten über dem Rund der Halle. Beim stillen Treiben auf dem Wasser wird sich der Mensch seiner Winzigkeit bewußt.

Stundenlang waren wir unterwegs, doch haben wir gerade den Eingangsbereich dieses 30 Kilometer langen Gangnetzes kennengelernt – nicht einmal 1.000 Meter weit sind wir ins Erdinnere vorgestoßen. Als das Boot wieder anlegt, ist die Reise noch nicht vorbei, denn nun beginnt der lange Rückweg: Abermals Balanceakte in reißendem Wasser oder auf glitschigen Trittbändern. Seile, Leitern, Haken, Schlauchboote, Proviant und manch' anderes Gepäckstück muß auf den Weg nach draußen gebracht werden. So dauert es noch lange, bis wir völlig unterkühlt in die Welt des Lichts zurückkehren.

## Nur etwas für Besessene

Wer sich in die Höhlen wagt, vereint meist Sportler-, Abenteuer- und Forschergeist in sich oder ist einfach ein bißchen verrückt. Speläologie ist wohl nur etwas für Besessene. Aber ob nun Höhlenfreund, Höhlensportler, Höhlenforscher oder Speläologe – eine Handvoll Fanatismus gehört in jedem Fall dazu, die Mühen der unterirdischen Streifzüge auf sich zu nehmen. Undurchdringliche Dunkelheit, Wasser, Schlamm und Kälte rauben zumindest der Arbeit für die Wissenschaft schnell die Freude. Welch' anderer Forscher robbt durch knietiefen Lehm, steht stundenlang im hüfthohen und eiskalten Wasser oder seilt sich Dutzende von Metern über die Kaskaden eines gischt-sprühenden Wasserfalles ab, nur um einen Felsen zu untersuchen, eine Fledermaus zu fotografieren oder einen Schacht zu vermessen? Den weißbekittelten Naturwissenschaftler, der im blitzsauberen Labor seine Erkenntnisse



gewinnt, den gibt es indes schon in der geologischen Fakultät nur selten. In der unterirdischen Welt aber sind Sport, Forschung und Wissenschaft eng miteinander verbunden.<sup>1)</sup>

Trockener als in der Cueva Coventosa geht es bei unserem zweiten Projekt in Kantabrien zu. Canuela heißt das nächste Loch, dem wir uns nähern, und die Durchquerung bis zum Olivier-Guillaume-Saal steht auf dem Wunschzettel. Schon von weitem läßt das Portal hoch über dem Rio Bustablado förmlich zu einem Besuch ein. Die Daten des Systems ermuntern uns erst recht: 1.915 Meter weit soll uns unsere Tour in den Berg hineinführen. Und als Highlight kann man wohl die Guillaume-Halle bezeichnen: Mit 28.000 Quadratmetern Grundfläche zählt sie zu den größten Sälen Spaniens. Auch diese subterrane Sehenswürdigkeit, die erst im Jahre 1967 erforscht wurde, kenne ich schon von einem Besuch zehn Jahre zuvor. Diesmal bin ich gar nicht überrascht, daß auch hier die Crux des Unternehmens – eine ausgesetzte und schlüpfrige Querung in der Eingangsgalerie – durch den Einsatz von Drahtseilen entschärft ist. Wie schon bemerkt: „The times, they're a changing...“

Allerdings hat der Zahn eben jener verstrichenen Zeit auch schon an dem 3-Millimeter-Stahlstrick genagt. Rosti-

ge Litzen strecken sich an den Zwischenhaken in alle Richtungen. Meine Nerven sind bei dem Quergang jedenfalls gespannter als es diese dünne Hintersicherung aushalten dürfte. An einen Sturz ist nicht zu denken, und so sind alle froh, als das mitgeführte Höhlenseil als zweite Gehhilfe am Ende der Traverse solide verankert ist. Die Schwierigkeiten sind vorerst vorbei, jetzt ist Zeit und Muße, die gigantischen Ausmaße dieser Grotte zu erfassen und zu genießen.

### Kurz nach Denkart der Geologen

Höhlen, auch ganz große, bilden sich in relativ kurzer Zeit – jedenfalls, wenn man die Denkart der Geologen übernimmt: Nur wenige Millionen Jahre sind dazu nötig. In der Cueva Canuela hat der gleiche Architekt gewirkt wie in den meisten anderen Höhlen dieser Welt: das fließende Wasser. Wenn Regen auf die Erde fällt, kann er sich sehr verschieden verhalten. Er sucht sich in Bächen und Flüssen seinen Weg ins Tal, wird von der Sonne aufgeleckt und verdunstet zurück in die Luft oder wird von den Pflanzen genutzt. Was im Boden versickert, rinnt als Grundwasser in kleinen Ritzen und Fugen durch den Fels und tritt später vielleicht als Quelle wieder ans Tageslicht.

Der reine Regentropfen hätte nicht die Fähigkeit, Gesteine aufzulösen. Auf seinem Weg durch Humusschichten, das Erdreich und abgestorbene Pflanzenteile aber nimmt er Kohlensäure auf. Dieses aggressive Gemisch setzt dem Kalkstein zu, in dem das Gros der Hohlräume entsteht. Einen halben Meter nur pro Tag mag die Reise für den Sickertröpfchen abwärts gehen. Dabei muß er ein verzweigtes Netz von dünnen Röhren, Haarrissen und anderen Klüften passieren, bis er sich an der Decke einer Höhle wiederfindet. Die Lösungsvorgänge waschen den Kalkstein aus und machen ihn löchrig, so daß ganze Gebirgszüge eigentlich hohl sind und einem überdimensionalen Schweizer Käse gleichen.

Hernach läuft das Wasser weiter durch die Hohlräume und baut das Gestein mechanisch ab. Beim Sturz durch Stollen, durch Teiche und über Kaskaden gräbt der Höhlenfluß sein Bett, reißt Gesteinsbrocken mit sich und schneidet mit unterirdischen Stromschnellen und Wasserfällen tiefe Rinnen in die Felsen. Eine „junge“ Höhle ist stets von Wasser durchflossen, höhere und damit ältere Hohlräume fallen trocken – hier können Tropfsteine und Kristalle wachsen. An den Höhlenwänden nämlich läßt der Wassertropfen – gesättigt von gelöstem Kalziumkarbonat – seine Fracht ab, bevor er zu Boden fällt: ein Stalaktit, ein herabhängender Tropfstein, beginnt zu wachsen. Zehn Jahre vergehen, bis das zarte Gebilde auch nur einen Millimeter zugelegt hat. Die Berührung mit einem Menschenfinger kann das Kunstwerk um Jahrhunderte zurückwerfen. Gehören Stalagmiten und Stalaktiten noch zum allseits bekannten Inventar einer Tropfsteinhöhle, so las-

sen zarte schneeweiße Sinterröhrchen oder verwinkelte Kalzit-Kristallgebilde – Hexentriques genannt – den Beobachter staunen. Auch versteinerte Wasserfälle oder Galerien von Tropfsteinen, Vorhänge aus Sinter, durch die das Licht matt schimmert, oder feingefaserte Mineralwerke – im Zusammenspiel von Luftzug und Feuchte entstanden – geben Kunde von den möglichen Launen der Natur. Höhlen verändern sich andauernd. Wer meint, hier nur tote Materie vor sich zu haben, der irrt. Das Leben in der Unterwelt hat aber seine ganz eigenen Regeln. Das merkt spätestens, wer millionenjahre alten Tropfsteinschmuck zur Vorgartenzierde mißbrauchen will: An Licht und Luft gebracht, zerfallen die Träume aus geformtem Kalk in kürzester Zeit. So sind die Mühen der Höhlenplünderer vergebens.

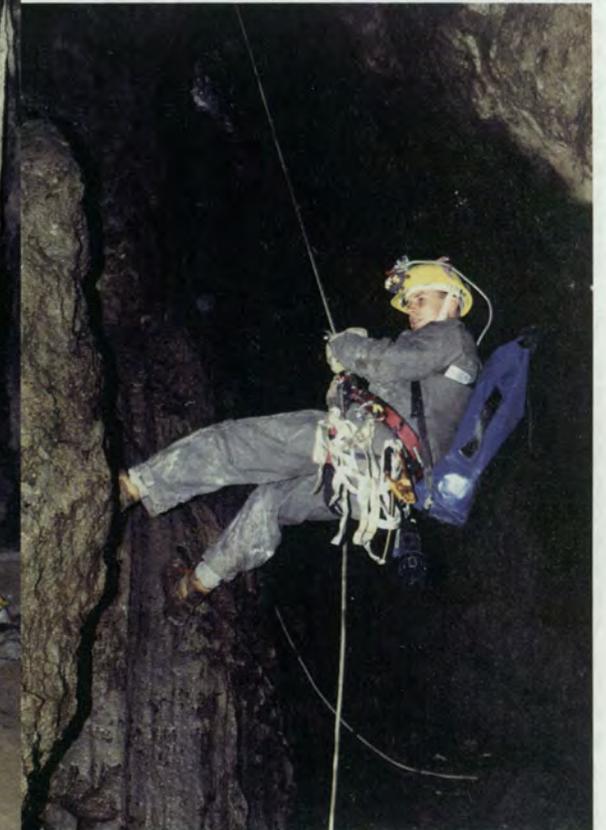
### Nicht mehr abzuschätzen

Nun ist es soweit, das Abenteuer in den kantabrischen Bergen nimmt gigantische Ausmaße an: „Boulevard“ heißt vielversprechend die nächste Passage in der Canuela, und die nun folgenden Hallen bestechen vor allem durch ihre Größe. Nach einem großzügig ausgebauten „U-Bahn-Tunnel“ folgt der „Sala de la encrucijada“, der Kreuzungssaal. Vielleicht wäre „Fußballstadion“ ein passenderer Name, denn wir stapfen durch staubtrockenen Sand, der frisch ausgestreut und wie mit dem Lineal glattgezogen scheint. Wenn der Strahl der Handlampen nach oben schwenkt, entdecken wir: nichts. Die Höhe des subterranean Felsendomes läßt sich nun nicht mehr schätzen. Nur zaghaft bewegen wir uns im Gang des 10. Augustes vorwärts. Wir wissen zwar nicht, was am 10. August welchen Jahres auch immer hier passiert sein mag, aber die meterlangen Felschwerter, die sich bedrohlich von der Decke herab in Richtung unserer Köpfe richten, mahnen allemal zur Vorsicht. Die zerbrechlichen Gebilde sind durch den jahrtausendelangen feuchten Luftzug an dieser Engstelle entstanden und wachsen – ähnlich wie Reif oder gefrorener Anraum „draußen“ – immer weiter dem Wind entgegen. Wenige Meter weiter hören wir entferntes Wasserrauschen. Doch so sehr wir die Ohren auch spitzen, so wenig können wir die Herkunft des Dröhnens lokalisieren. Erst als wir einen unscheinbar wirkenden Riß zwischen unseren Füßen queren, merken wir die Wucht des Wassers in der Tiefe. Von nun an werden die Sprünge über den Spalt respektvoller. Eine Stunde weiter erreichen wir ein großes Trümmerfeld: Der Vorhof unseres Zieles ist erreicht.<sup>2)</sup>

Etwa 400 Meter Fels lasten nun über unserem Team, fast zwei Kilometer sind wir vom Eingang des Systems entfernt. Nun wird es zusehends steiler. Über große Felsbrocken klettern wir den Versturzkessel des Guillaume-Saals empor, und bald ist unser Ziel erreicht: Schließlich rasten wir auf dem Gipfelblockwerk des unterirdischen



Links: Meterlange Felschwerter hängen drohend im Gang des 10. August (Cueva Canuela)



Oben und links: Unterwegs in den Tiefen der Berge

Berges und schauen aus einhundert Metern Höhe auf das nicht vorhandene Tal. Die Hallendecke ist hier recht niedrig, sie kann mit einem kräftigen Handstrahler abgeleuchtet werden. Schnell haben wir das gesuchte Loch in der Kuppel gefunden. Dort – so wissen wir aus den Höhlenplänen – mündet der Torca de Tonio. Der 280 Meter lange Schacht hat Verbindung zur Oberfläche und endet hier in dem unteren System, in dem wir uns befinden. Pläne, Wünsche, Ängste schwirren durch den zwielichtigen Raum. Während wortgewaltig das Projekt für das nächste Jahr geschmiedet wird, schweifen meine Gedanken ab.

## Wie eine Nabelschnur

Ich träume von der tiefsten Abseilstelle meiner Karriere im Untergrund: dem P 84 in der Aven de la Dame in den südfranzösischen Causses. Freihängend und am Stück knapp 90 Meter hinab, da werden allein bei der Erinnerung die Finger vor Aufregung feucht: Flackernd streift das Licht der Helmlampe den matten Eisenstab, von dem aus es in die Tiefe geht. Diese letzte, lange Abseile soll uns auf den tiefsten Punkt unserer Befahrung bringen. Sorgsam klinke ich das Seil in die Stahllaschen der gebohrten Haken. Völlig frei muß das Seil im Raum hängen, damit es nicht an vorspringenden Felszacken Schaden nimmt. Doch kein Problem: Der Perlonstrick pendelt leise über dem Abgrund, Blicke in die Tiefe verlieren sich im Nichts, da ist kein Hindernis mehr bis zum Boden. Wie eine Nabel-

schnur stellt das gerade neun Millimeter dünne Geflecht die einzige Verbindung zwischen drinnen und draußen her.

Nach dem Einhängen des Abseilgerätes folgt der Sprung ins Leere. Die Helmlampe reicht nicht mehr, um das riesige Gewölbe auszuleuchten. Meter für Meter geht es hinunter, Dunkelheit und Schwebezustand lassen jegliches Gleichgewichtsgefühl schwinden. Aus dem Höhlenquerschnitt ist bekannt, daß ein „Flaschenhals“ passiert werden muß, bevor der große Schlund sich in die Decke einer Halle öffnet. Doch das Auge sieht rein gar nichts, allein der Körper registriert, daß die Felswände für kurze Zeit näherrücken. Erst nach endlosen Minuten des Ablassens werden riesige Geröllblöcke sichtbar: Der Grund ist erreicht.

Ich erwache aus meinen Tagträumen, als die Kälte die Klammotten durchdringt. Die Freunde mahnen nach der Rast zum Aufbruch, und so treten wir den Rückweg an. Erneut passieren wir die gigantischen Hallen und gelangen wieder zu dem 20-Meter-Absturz. Tragen wir heute die Spenderhosen, oder haben wir auf dem Hinweg einfach nur die Vorteile eines commoden Aufstiegs an einem sicher wirkenden Seil kennengelernt? Wie dem auch sei: Als wir die Cueva Canuela schon längst verlassen haben, ringelt sich unser strahlend weißer Strick noch immer von dem Tropfstein an der schlammigen Kletterstelle herab. Mögen die nächsten es doch einfacher haben. „The times, they're a changing...“

## Anmerkungen:

1) Die geheimnisvolle Atmosphäre und die abenteuerlichen Herausforderungen bei ihrer Erkundung mögen es sein, die einen Großteil der Speläologen in den Bann der Höhlenforschung ziehen. Die Untersuchung von Flora und Fauna gestaltet sich noch relativ einfach, befinden sich diese subterranean Lebensformen doch in den leichter zugänglichen Zonen der Höhlen: Spinnen, Käfer, Olme, Fledermäuse, aber auch Farne, Moose, Pilze oder Flechten fristen ihr lichtarmes Dasein in den Eingangsbereichen. Der Biospeläologe braucht darum nicht die Mühsal der Geomorphologen auf sich zu nehmen – die Handikaps der Biologen sind anderer Natur: Knieltiefe Haufen aus Fledermauskot erschweren die Arbeit besonders in den tropischen Großhöhlen. Auf dem Blumenbeet mag der Guano noch eine wohltuende Wirkung entfalten, aber der Forscher, dem überreichend Stoff – Lebensraum für Käfer, Asseln und Spinnen – direkt ausgesetzt, ist trotz Gummistiefeln sicher nicht zu beneiden.

Können aus diesem Milieu die größeren Krabbeltiere und Höhlenbewohner zu Forschungszwecken einfach eingesammelt werden, gestaltet sich das Studium anderer Lebewesen weitaus schwieriger: Um die kleinsten der Höhlentiere auf den Objektträger zu bringen, müssen Miniaturstaubsauger – von Hand gepumpt – herhalten. Die Tierwelt der unterirdischen Gewässer kann durch Netze unterschiedlicher Größe abgefischt werden. Kompliziertere Verfahren sind dagegen nötig, um das Symboltier der Unterwelt, die Fledermaus, zu erwischen: Fallen würden die kleinen fliegenden Säuger mit ihrem sensiblen Ultraschall-Ortungssystem sofort bemerken und wirkungslos machen. So wird feinmaschiges Gewirke aus Nylongewebe aufgespannt, in dem sich die Fledermäuse verfangen.

Technisches Know-how und Abenteuer-Lust muß mitbringen, wer der Entdeckung von Höhlen im wahrsten Sinne des Wortes auf den Grund gehen will. Einblicke in die geologische Struktur und Topografie der Erdoberfläche sind notwendig, um die Entstehung der modernen Landschaft zu erklären. Einblicke gewinnen heißt für den Forscher aber, sich hinabzulassen

in die Tiefen der Kruste unseres Globus. Ohne eigene Beobachtungen geht es nicht. Und um die Gänge am äußersten Ende eines langen, tiefen und nassen Höhlensystems zu erkunden, ist der Einsatz von Seilen, Booten oder einer Tauchausrüstung vonnöten. Versiertheit im Umgang mit den Gerätschaften ist so wichtig wie der Wille, seinen Körper den andauernden Strapazen auszusetzen. Ist es schon anstrengend genug, überhaupt vor Ort zu kommen, muß der Speläologe auch noch ausreichend Kraft und Ausdauer besitzen, um in der Tiefe sorgfältig nachdenken und arbeiten zu können.

2) In einigen Regionen Frankreichs und Spaniens ist das Höhlenklettern heute fast zum Volkssport geworden. Respekt gebührt aber den Pionieren, die schon in den vergangenen Jahrhunderten den Vorstoß in die Unterwelt wagten. Manch unerklärliches Unheil schrieb man den nebulösen Geistern zu, denen die verborgenen Welten als Wohnstatt dienen mochten. Furchteinflößende Mythen ignorierend, hatten die Ersterforscher aber vor allem mit technischen Unzulänglichkeiten zu kämpfen, wenn sie an waghalsigen Konstruktionen in die dunklen Abgründe stiegen. Unvergessen mögen darum die Verdienste eines Edouard-Alfred Martel und seiner Zeitgenossen bleiben. Der wagemutige Franzose hatte zahllose Schächte im vergangenen Jahrhundert mit ebenso einfachen wie gefährlichen Mitteln erkundet. Mit einer Kerze in der Hand ließ er sich hinab, ein Ende des langen Hanfseiles um seinen Bauch geschlungen, das andere oben an einem Ackergaul festgebunden. Ein Pfiff sorgte später dafür, daß sein Knecht die Mähre antrieb, um ihn wieder ans Tageslicht zu befördern. Das längste bekannte Höhlensystem der Welt wurde 1799 im US-Staat Kentucky entdeckt, die Mammoth-Cave. Über 250 Kilometer Gänge sind dort bis heute erkundet. Im Schweizer Kanton Schwyz stellt das Hölloch mit 123 vermessenen Kilometern die größte europäische Höhle dar. Unter den 4000 deutschen Höhlen ragt die Kluterthöhle im Sauerland mit 3,5 Kilometern heraus.

## Bedeutende Unternehmungen 1997

Mit einem Abriß der modernen Entwicklung im Kombiklettern

Chronik von Andreas Dick

Die Reihenfolge der Chronik entspricht der alphabetischen Reihenfolge der Kontinente, deren Gebirgsgruppen wiederum geographisch unterteilt sind. Der Berichtszeitraum umfaßt das Kalenderjahr 1997. Die Chronik erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Aus Platzgründen ist es nicht möglich, alle Unternehmungen zu erwähnen.

Für das Zustandekommen der vorliegenden Chronik danken wir allen Bergsteigern, die ihre Berichte zur Verfügung stellten. Ein Dank auch an die Redaktion von „Alpin“ für die Nutzung des Archivs, an das DAV-Archiv für Auslandsbergfahrten und an die Mitarbeiterinnen der DAV-Bibliothek.

## Abkürzungen:

Alpin	Alpin Magazin (D)
Arch	DAV-Archiv für Auslandsbergfahrten
Cli	Climbing (USA)
DAV	DAV-Mitteilungen (D)
Des	Desnivel (E)
High	High Mountain Sports (GB)
Kle	Klettern (D)
Vert	Vertical (F)
Alp	Alp Magazin (I)

## AMERIKA (NORD)

### Alaska

#### McKinley-Gruppe

*Denali (Mount McKinley), 6153 m*

Eine schwere kombinierte Erstbegehung gelang Steve House und Steve Swenson an einem Felspfeiler neben der Denali Südwand, der bisher als Radio Tower bezeichnet wurde, von den beiden aber auf Mascioli Tower umbenannt wurde, zur Erinnerung an einen abgestürzten Freund. Die 900 Meter hohe Route bot Schwierigkeiten bis 5.10+, A0 im Fels und „New England Grade“ 6 im Eis, sowie eine Schlüsselstelle mit vermutlich M7. Als Gesamtbewertung wurde alaskanisch VI vorgeschlagen. Die beiden kletterten 30 Stunden lang, nur mit einer dreistündigen Pause.

Die 4300 Meter hohe, bis 50 Grad steile Wickersham Wall wurde von Adrian Nature mit Ski befahren, der über den Normalweg aufgestiegen war. Den Engländern Polly Murray und Andy Salter gelang die erste Telemark-Abfahrt vom Gipfel durch das Rescue Gully. (High 180, Kle 5/97)

*Pt. 3608 m / Mount Providence*

Vielleicht die erste Besteigung, jedenfalls die erste Begehung der Südwestwand des Nachbargipfels des Mount Hunter gelang den Briten Jim Hall, Nick Lewis und Paul Ramsden. Sie brauchten 18 Stunden für die 1200-Meter-Wand und den Abstieg; die Route vergleichen sie mit der Österreicherföhre in der Courtes-Nordwand und bewerten sie mit D- / alaskanisch III. Für den Berg schlagen sie den Namen Mount Providence vor. (High 180)

*Thunder Mountain, 3328 m*

Die Briten Jim Hall, Nick Lewis und Paul Ramsden versuchten sich zuerst am 1100 Meter hohen Südpfeiler des Mount-Hunter-Nachbargipfels. Nach einigen Rückschlägen im Sturm revanchierten sie sich mit der Erstbegehung einer Steileisroute neben dem Pfeiler. „Dream Sacrifice“ brachte Kletterei bis „American Ice“ 5+ / schottisch 6 und einen 95° Eiszapfen, die Gesamtbewertung liegt bei alaskanisch V (ED 2). Die drei kletterten mit leichten Rucksäcken dank 24 Stunden Helligkeit rund um die Uhr und brauchten 42 Stunden für die Runde vom Basislager zum Gipfel und zurück. (High 180)

*Mount Foraker, 5303 m*

Die Alaskaner Rod Hancock und Stuart Parks stiegen zum erstenmal über den Zentralsporn der Nordwand zum Mount Foraker. „Full Circle“ wurde mit alaskanisch 4 bewertet und unterhielt die beiden 16 Tage lang. (High 180, Cli 173)

*Mount Laurens, ca. 3200 m*

Einen unbenannten Berg, zwölf Flugminuten vom McKinley entfernt, erstieg der österreichische Monegasse Thomas Bubendorfer solo: ca. 1200 Höhenmeter, Eis bis 55 Grad, ein Wächtergrat mit Stellen bis 80 Grad. Abstieg auf der gleichen Route. (Alp 154)

### Kichatna Spires

*Middle Triple Peak*

Kitty Calhoun, Jay Smith, Steve Gerberding und Dan Osman legten eine neue Route durch die höchste Wand der Kichatna Spires. Fast zwei Wochen Kletterzeit benötigten sie für „Ride the Lightning“ (VI, 5.10, A4) – zuerst fixierten sie acht Seillängen, dann wechselten sie auf Kapselstil und zogen nach einer Sturmpause in sechs Tagen durch die Wand. (Cli 173)

### Wrangell / Saint Elias Gebiet

*University Peak, ca. 4850 m*

Die über 2500 Meter hohe Ostwand war die höchste unbestiegene Wand in der Wrangell Kette – bis die Amerikaner Carlos Buhler

und Charlie Sassara kamen. Sieben Tage brauchten sie für die Route, die Buhler schwieriger einschätzt als die Aconcagua-Südwand, mit Schlüsselstellen in brüchigem Fels und senkrecht dem Eis. (Cli 171)

#### Ruth Gorge

##### *Moose's Tooth, 3150 m*

Greg Crouch und Jim Donini (USA) fanden eine relativ moderate Eisroute zu diesem klassischen Alaska-Gipfel. „Shaken Not Stirred“ führt direkt zum Englishman's Col; nur die letzte Länge hat es in sich – Alaskan Ice 6 in teils sprödem, überhängendem Eis. Der Rest hat maximal Stellen bis AI 5. Die beiden Alaska-Experten brauchten gut einen Tag für die Tour samt Abstieg. Anfang Mai hatten Seth Shaw und Scott Simper (USA) eine neue Route durch die 1300 Meter hohe Nordwand gelegt, die sie mit dem Alaska-Grad VI bewerteten. (High 180, Cli 171)

##### *Wisdom Tooth*

In der Südwand über dem Ruth Gletscher fanden Graham Fontella, Bill Gambel, Mark Davis und Kevin Daniels die Neutour „Novocain“ (VI, 5.10, A2). Für die 16 Seillängen mit „meist moderater Schwierigkeit“ brauchten sie fünf Tage. (Cli 173)

#### Kanada

##### Bugaboos

##### *North Howser Tower*

Mit „Spicy Red Beans and Rice“ (900 m, V, 5.12, A1) gelang den Amerikanern Cameron Teague und Eric Greene eine Neutour durch die Westwand in fast völlig freier Kletterei. Nur eine Seillänge mußte technisch geklettert werden, drei 5.11er und eine 5.12er Länge stieg Teague on sight. (Cli 173)

##### *Mount Waddington, 4019 m*

In der Ostnordostflanke begingen Sean Easton und Dave Edgar erstmals die 1200 Meter hohe „rechte Rippe“: Zuerst bester Fels (V-VI, Stelle A1), dann drei Bruchlängen bis VI+. Den Gipfel erreichten sie wegen Wetterverschlechterung nicht. (High 184)

##### *McCormick Needle, 2960 m*

Schwere Neutour in der Ostwand des Berges über dem Upper Tellot Glacier. Greg Foweraker und Sigg Issac kletterten sieben Seillängen bis 5.11+/5.12-. (High 184)

##### *Asperity, 3716 m*

Der 1500 Meter hohe, großteils brüchige Südgrat über dem Upper Fiedemann Glacier fiel an die Briten Dave Hesleden und Simon Richardson. Zweieinhalb Tage, 65 Seillängen, V / 5.9 / A1 / WI 3. Wegen des schönen Wetters überschritten sie danach die Serrakette, wobei sie am Serra V eine neue Variante durch die Nordwand legten (6 SL, schottisch 5 und 5.9). (High 184)

#### Baffin Island

##### *Mount Thor*

Die Katalanen Cristóbal Díaz und Juan Espuny zogen eine neue Route durch die Westwand. Die ersten sieben Längen von „Aromes de Montserrat“ (1130 m, V+ / A4+) bereiteten sie in zehn Tagen mit Fixseilen vor, dann stiegen sie in 21 Tagen im Kapselstil durch die Wand. Aus der Materialliste: 4 Sätze Friends bis Größe 6, 60 Copperheads, 10 Bird Peaks, 9 Cliffs ... Als Lohn erhielten sie den spanischen goldenen Eispickel „Piolet de Oro“. (Des 12/97 und 1/98)

##### *Gauntlet Peak*

Die Italiener Mario Manica, Giorgio Nicolodi und Danny Zampiccoli legten eine neue Route über den 475 Meter hohen Pfeiler in der Westwand des Gauntlet Peak im Südlichen Pangnirtung Fjord. „Momenti Magici“ wurde mit VIII- und A3+ bewertet, benötigt wurden ein Fixiertag und eine 20-Stunden-Attacke. (High 178, 180)

##### *Weeping Wall*

„Stoneagin“ (13 SL, 5.9/A3+) heißt das Werk der Japaner Misako Koyanagi, Shinichi Sakamoto und des Amerikaners Mike Libeck, das sie im Kapselstil erstbegingen. (Des 12/97)

#### Grönland

##### *Tupilak*

„By fair means“ war das Schlagwort von Stefan Glowacz, Kurt Albert, Jürgen Knappe, Hans-Martin Götz, Holger Heuber (D) und Thomas Ulrich (CH) für ihren Grönland-Kletterurlaub. Zuerst paddelten sie 100 Kilometer mit Kajaks übers Meer, dann schleppten sie ihr Glump 50 Kilometer über Moränen und Gletscher, bis sie endlich genußreich klettern durften: „Eiszeit“ (VIII+) heißt ihre Route durch die 750 Meter hohe Südwand des Tupilak, die sie in zwei Tagen im Alpinstil erstbegingen. (Kle 1 und 2 / 98)

##### *Cape Farewell – Torssuqatoq Spires*

Ein britisches Viererteam – Andy und Pete Benson, Kenton Cool und Al Powell – nutzte das Felspotential südöstlich des Tasermiut Fjords mit 17 oder 18 Erstbegehungen mit bis zu 800 Metern Wandhöhe und Schwierigkeiten bis VIII-. Herauszuheben: Maujit Qaqaarsuasua S-Wand, „Rampant“ (800 m, TD/TD+, VII, E2 5c) und „Totty“ (750 m, ED2, VII+, E3 6a); Navianarpoq, „Colour of Magic“ (750 m, ED2, VII A1, E2/3 5c) und „Steel Drum Idolatry“ (600 m, ED2, E3 5c); The Prow, „Deathflake 2000“ (VIII-, E4 5c). Es gibt noch genug Möglichkeiten für weitere Neurouten. (Topos und Fotos in High 186.)

#### Yosemite

##### *El Capitan*

Nachdem schon die Rotpunktbegehungen der „Salathé“-Route durch Alexander und Thomas Huber – sie trainierten Granitklettern für den Latok – weltweit Aufsehen erregten, zeigte jetzt Yuji Hiriyama, wie der Standard der Zukunft aussieht. Wo die Hubers die raffinierten Ribstellen wochenlang ausboulderten, stieg der Japaner fast on sight durch, dank einem 70-Meter-Seil mit nur 24 Seillängen für die 1000-Meter-Wand. Nur in der 14. Seillänge (normalerweise die 26.) und der ersten der Headwall brauchte er einen zweiten Versuch, in der zweiten Headwall-Länge einen dritten, sonst gelang ihm alles auf Anhieb, mit einem Biwak und in 37 1/2 Stunden vom Einstieg zum Gipfel. Er schimpft auf die Normalhaken: „Sie erweitern die Risse und verändern die Route“ – lieber wären ihm Klemmkeile oder Bohrhaken. (Cli 174)

##### *Spielereien am El Cap*

Begehungen ohne Hammer. Dougald MacDonald und Chris McNamara begingen die „North America Wall“ clean, Dave Dyess und A.C. Robertson „Mescalito“. Auch die Bigwall-Renner waren wieder aktiv: Kevin Thaw, Mark Synnott und Chris McNamara stiegen „Lost in America“ (VI, 5.10, alt A5) in 24:47 Stunden; Steve Gerberding, Scott Stowe und Dave Bengston durchrannten „New Jersey Turnpike“ (VI, 5.10, alt A4+) in 24:48 Stunden,

„Eagle's Way“ hielt Peter Coward, Steve Schneider und Hans Florine 14:27 Stunden auf Trab, und 50 Stunden brauchten Jared Ogden, Cameron Lawson, Willie und Damian Benegas für die „Atlantic Ocean Wall“. (Cli 171)

#### High Sierra

##### *Tehipite Dome*

Noch ein bißchen höher als der El Cap ist der Tehipite Dome in der High Sierra. Durch seine knapp 1200 Meter hohe Südwestwand legten Edwin Joe, Ron Felton und Guy Zielsky (USA) die „vielleicht härteste Backcountry Route der High Sierra“. Sechs Tage brauchten sie für „In the Niche of Time“ (VI, 5.10, A3+). (Cli 176)

#### AMERIKA (SÜD)

##### Peru

##### Cordillera Blanca

##### *Santa Cruz Norte, 5829 m*

Neue Route in der Südwand: „Caveat Emptor“ (750 m, ED, 90/95°) durch die Amerikaner Chris Erickson und Brett Wolf. (Des 2/98)

##### *Ranrapalca, 6121 m*

Die „Pan-American Direct“ (1000 m, TD+, 5.9, A2) ist eine schöne und sicherere Einstiegsvariante zur Nordwand des Ranrapalca. Erstbegeher: Guillermo Mejia-Ordóñez und Eduardo Angulo-Zambrano (Peru), Patrick Knoll (USA). (Des 2/98)

##### *Caráz III, 5720 m*

Chris Erickson und Brett Wolf (USA) fanden eine neue Route in der SSO-Wand, „The usual suspects“ (500 m, ED, V, 70/85°). (Des 2/98)

##### *Churup, 5493 m*

Variante zur Slowenischen Route „Eleven points“ durch David Rodriguez und Guillermo Mejia (Peru): „Ni un puto yoint“ (ED+, 80/85°, V). (Des 2/98)

##### *Cayesh, 5721 m*

Neutour „Tretji Svet“ („Dritte Welt“, 900 m, VI, 6, 5c) in der Ostwand durch die Slowenen Grega Lacen und Peter Meznar; im mittleren Wandteil gemeinsam mit der Engländeroute von 1983. (Des 2/98, Cli 174)

##### *Pucarraju, 5322 m*

Die Neutour „Mururoa“ (400m, TD+, 70°, V+) in der Südwand fanden Kike Ortuño und Albert Salvadó aus Spanien. (Des 7/97)

##### *Sphinx de Paron, 5325 m*

In der fast völlig felsigen Wand eröffneten die Spanier Kike Ortuño und Albert Salvadó die Route „Ganxets glaxé“ (650 m, ED, A2/6a). (Des 7/97)

##### *Huandoy*

Die Hochleistungsgruppe der französischen FFME machte einen Ausflug nach Peru. Dabei gelang Jérôme Blanc-Gras und Yannick Graziani die Wiederholung der Desmaison-Route in der Huandoy-Südwand. Inklusiv gemeinsamer Vorarbeiten mit anderen aus der Gruppe brauchten sie 11 Tage Kletterzeit mit ebensovielen Nächten auf dem Portaledge. In der Gipfelwand legten sie eine Variante von 5 Seillängen. (Vert 10/97)

##### *Huandoy Norte, 6395 m*

Die Slowenen Matej Meglic und Primoz Soklic legten eine neue Route namens „Meso“ durch die Ostwand, links der Polenroute von 1976. 60 bis 75° Eis, eine steilere Zone beim Einstieg, 900 Meter, Abstieg vom Gipfelgrat ohne Gipfelbesteigung. (High 177)

##### *Nevado Chirup, 5493 m*

Mit ED 3 (500 m, VI A3, 65-75°) bewerteten die Slowenen Andrej Markovic und Matej Meglic ihre Neutour auf der Nordseite des Nevado Chirup, der dem Ranrapalca gegenüberliegt. Zwei Seillängen wurden vor der Begehung fixiert. (High 177)

#### Patagonien

##### Painetürme

##### *Cerro Cota 2000, 2000 m*

Die Amerikaner Joe Reichert und Gardner Heaton legten eine neue Route durch die 600 Meter hohe Ostwand: „The Keyhole“ (VI, A4, 5.9), vier fixierte Seillängen, dann fünf Tage für die restlichen zehn Längen. (High 178)

##### *Central Tower of Paine*

Die erste völlig freie Besteigung des Mittleren Paineturms versuchten vom 8. Januar bis 10. März die Briten Noel Craine, Roger Hughes und Simon Nadin. Sie fanden eine Linie (britisch E5, 6a) in der Nordwestwand, links der spanischen „Kanterarik Ez“, die sie ohne Bohrhaken bis zum leichteren Gelände des Normalweges unter dem Gipfel verfolgten – allerdings mit einer A2+-Länge als Schönheitsfehler. Von dort zogen sie sich bei Schlechtwetter zurück, ihr Material ließen sie oben. Als sie bei wieder schönerem Wetter an den fixierten Seilen aufsteigen wollten, um den Gipfel zu erreichen, war das Seil in der Schlüsselseillänge vom Sturm zerfetzt – Tschüs Material, Tschüs Gipfeltraum. (High 178)

#### ANTARKTIS

##### *Rondespiret, 830 m*

Vier Norweger – Ivar Erik Tollefsen, Robert Caspersen, Aslak Aastorp und Håkon Staver – bestiegen den Granitgipfel auf Queen Maud Land: 20 Seillängen bis New-Wave A3+ und VI+. Meist guter Granit, Kapselstil, 23.12.96 bis 8.1.97. (Kle 5/97, High 176)

##### *Cape Renard Tower, 747 m*

Den Granitzahn über dem Le-Maire-Kanal, auch Una's Tits genannt, bestiegen die Kanadier Jia Condon und Rich Prohaska über den Ostpfeiler. Die Route „Una's What?“ bot hauptsächlich Felskletterei bis 5.9 und eine Seillänge A2, den Gipfel erreichten die beiden allerdings nicht, weil der letzte Wächtergrat zu gefährlich war. (High 178)

##### *Wall Range, Pt. 1050 m*

Jia Condon, Greg Landreth und Rich Prohaska (Kanada) begingen eine 18-Seillängen-Route, direkt oberhalb Port Lockroy auf Wiencke Island. Sie benötigten 40 Stunden rauf und runter für die Route „Who's Una?“, in Fels bis 5.9 und etwas kombiniertem Gelände. (High 178)

##### *Mount Vinson, 5140 m*

Eine neue Route durch die Südwand des höchsten Antarktisberges legten die Slowenen Viktor Groselj, Stane Klemenc und Vodusek mit dem Kroaten Stipe Bozec. Sie folgten einem klassischen

**Der Nuptse; in Gipffalllinie  
die 2600 Meter hohe Westwand;  
links im Hintergrund der  
Gipfel des Everest**

Schneecouloir von 45-55 Grad Steilheit. Groselj fuhr mit Ski über die Westwand und den Normalweg zurück zum Basislager, wo alle nach insgesamt 32 Stunden zusammenkamen. (High 177)

**ASIEN / HIMALAYA**

Sikkim Himalaya

**Kangchenjunga Himal**

*Kangchenjunga, 8585 m*

Nur Scott McKee (USA), Mitglied einer multinationalen Gruppe von Dan Mazur (USA) und Jonathan Pratt (GB), erreichten am 24. Mai den Gipfel. Der Rest des Teams wurde am Tag darauf von einem Blizzard verschweicht, und am 1. Juni war die offiziell erlaubte Saison vorbei. Die Expedition stieg durch die Nordwand (ungefähr auf der Messner-Route) und nutzte weder Flaschen-sauerstoff noch Hochträger. (High 179)

*Gimmigela (Zwillinge), 7350 m*

Der Gipfel an der Grenze Nepal / Sikkim, nördlich des Kantsch, ist einer von sechs Bergen, die 1994 zur Besteigung „freigegeben“ wurden, was ihm bisher zweimal widerfahren war. Eine 14-köpfige Gruppe englischer Soldaten stürmte nun den Berg zum dritten Mal, über die „stärkste und sicherste“ Route, den Südwestgrat, der bei drei Kilometern Länge und 2150 Metern Höhenunterschied Schwierigkeiten bis „Hard Severe“ und Schottisch 4 bereithielt. 4 Lager wurden aufgebaut; am 10. Mai erreichten Nigel Lane und Neil Peacock den Gipfel, am 12. Ted Atkins, Larry Foden, Rob Magowan und Tug Wilson. Trotz stellenweise brüchigen Felses soll es sich um eine ausgezeichnete klassische Kletterei handeln. Paul Hart wurde vom Sturm vom Grat geweht, doch sein Partner hielt ihn am Seil. (High 179)

Nepal Himalaya

**Barun Himal**

*Ama Dablam, 6856 m*

Im Winter 96/97 gelang zwei großen koreanischen Expeditionen eine Besteigung über den Südwestgrat. Neun Koreaner und ein Sherpa erreichten am 6. und 7. Dezember 96 den Gipfel. (High 177)

*Makalu, 8463 m*

Die einzige Besteigung gelang ausgerechnet auf einer extrem schweren Neuroute in der Westflanke, die mit dem französischen „piolet d'or“ ausgezeichnet wurde. Ein achtköpfiges russisches Team (Leiter Sergei Efimov) legte zwischen der immer noch ungelösten „Direkten“ Westwand und dem Westpfeller Fixseile bis 7300 Meter. Dann stiegen sechs Kletterer im Alpinstil weiter zum Gipfel, den Alexei Bolotow, Igor Bugatschewski, Yuri Ermatschek, Nikolai Jiline und Dimitri Pawlenko am 21. Mai erreichten. Salavat Khabibouline, der die schwersten Seillängen geführt hatte, blieb am Weg zurück; als die anderen zurückkamen, war er gestorben. Beim Abstieg durch die Wand wurde auch noch Bugatschewski von Steinschlag tödlich getroffen. Ein hoher Preis für eine der stärksten Leistungen der Saison: acht senkrechte Seillängen, kein Flaschensauerstoff, teilweise Alpinstil, schlechtes Wetter. Das Problem am Makalu, die direkte Westwand, bleibt jedoch ungelöst und eine der größten Aufgaben, die der Himalaya derzeit zu bieten hat. (High 179, Des 12/97, Kle 6/97)

**Khumbu Himal**

*Everest, 8846 m*

86 Bergsteiger erreichten im Frühling den Gipfel, davon über 30 mindestens zum zweitenmal. Am 23. Mai standen 33 Personen auf dem Dach der Welt, der Stau am Hillary Step konnte gerade noch ohne Ampel geregelt werden. Die Formel „Jeder vierte stirbt“ traf 1997 nicht zu, dennoch blieben acht Tote am Berg, darunter der Deutsche Peter Kowalzik.

Nur einem Projekt könnte Originalität zugesprochen werden: Ein großes Team unter Leitung des Russen Valery Kuzin will eine neue Rippe links in der Nordflanke gefunden haben, die auf 7600 Metern auf den Nordgrat trifft. Sergej Sokolow und Alexander Zelinski erreichten am 24.5. den Gipfel. Die Erfolgsmeldung wird allerdings von Russell Brice (Neuseeland) angezweifelt, der über dem Bergschrund keine Spuren gesehen habe. Dem neuseeländischen Bergführer verschwanden außerdem vier Sauerstoffflaschen aus einem Hochlager, während einzig zwei Russen am Berg waren. Er fand sie später auf dem Weg zum Gipfel verstreut. Moderne Zeiten... Brice mußte übrigens im vorgeschobenen Basislager eine Wache aufstellen, weil auch dort Material gestohlen wurde. Schlechte Sitten scheinen um sich zu greifen auf der Chinesenseite.

Reinhard Patscheiders Projekt einer Solo-Überschreitung scheiterte krankheitsbedingt. Erfolgreich waren dafür die erste Kasachin, Ludmilla Savina (42) und der erste Slowene ohne Sauerstoff, Pavle Kozjek.

Zahlen von der Südcolroute: Der Sherpa Babu Tsering stand zum siebtenmal auf dem Gipfel (zweimal gemeinsam mit seinem Bruder Dawa Sherpa), Pete Athens und Ed Veisturs (USA) jeweils zum fünftenmal, Anatoli Bukrejew (†, RUS) und David Breashears (USA) zum viertenmal, Wladimir Baschkirow (†, RUS) und Veikka Gustaffson (SF) zum zweitenmal. Nick Kekus und Jon Tinker führten eine kommerzielle Expedition, die sechs von neun Kunden zum Gipfel brachte, darunter die ersten drei Isländer. Tashi Tenzing war der erste erfolgreiche Enkel eines Everestbesteigers – sein Opa hieß Tenzing Norgay (der Erstbesteiger). Die ersten Indonesier und Malayen standen ganz oben, und die erste Australierin, Brigitte Muir (38), die damit nun die „Seven Summits“ komplett hat. (High 179, 185)

Im Herbst war wegen Sturm und Schneefall keine Expedition erfolgreich; der Schweizer Jean Troillet fuhr mit dem Snowboard von 8700 Meter Höhe ab. (Cli 175)

*Lhotse, 8511 m*

Eine elfköpfige russische Truppe unter Leitung von Wladimir Baschkirow hatte große Pläne: Die Überschreitung des Lhotse-massivs bis zum Shartse (7591 m) und den Grat vom Lhotse zum Everest-Südsattel. Das üble Wetter der 97er Vormonsun-Saison verhinderte dies. Immerhin erreichten Baschkirow, Anatoli Bukrejew (zum zweitenmal nach 1996) und einige andere den Gipfel, doch Baschkirow, der 6 Achttausender bestiegen hatte, starb beim Abstieg an Erschöpfung infolge einer Infektion. Zwei Allroundbergsteiger profilierten sich am vierthöchsten Berg der Erde: der Italiener Simone Moro und Jean Christophe Lafaille (F). Beide sind starke, schnelle Höhenbergsteiger, klettern aber auch den siebten Grad im Eis und den zehnten im Fels. Höchst ambitioniert war der Brite Alan Hinkes unterwegs: Mit dem Lhotse wollte er anfangen und dann 1997 Kantsch, Makalu, Nanga Parbat, Dhaulagiri und Annapurna besteigen, um das Maß voll zu kriegen. Der Lhotse gelang ihm nach langer Schlechtwetter-War-



Foto: Andreas Dick

tezeit Ende Mai, angeblich teilweise mit Sauerstoff – sein neunter 8000er. Den Kantsch gab er dann wegen Zeitmangel gleich auf, am Makalu hatte er kein Glück und am Nanga Parbat verletzte er sich. Ein Jahr zu spät kam die Amerikanerin Christine Boskoff auf den Gipfel des Lhotse. Chantal Mauduit (†) war schon 1996 als erste Frau oben. Insgesamt waren im Frühling 19 Personen am Lhotse erfolgreich. (High 179)

Am 15. Oktober wollen die italienischen Achttausendersammler Sergio Martini und Fausto di Stefani den Lhotse erreicht haben – jeweils ihr dreizehnter 8000er. Martini fehlte 1997 noch der Everest, di Stefani der Kantsch. Der Koreaner Park Young-Seok berichtet jedoch, ihre Spuren hätten 150 Meter unter dem Gipfel aufgehört. Park hat 1997 die Rekordanzahl von fünf Achttausendern bestiegen, im Herbst Cho Oyu und Lhotse. (Alp 153, Cli 175)

*Nuptse West I und II, je 7784 m*

Eine der stärksten Leistungen im Himalaya kam von den Slowenen Tomaz Humar und Janez Jeglic (†). Nach Akklimatisation auf einer neuen Route am Lobuche East (gemeinsam mit Carlos Carsolio, Mexico) und am Pumori arbeiteten sich die beiden im Alpinstil – ohne Seil, Gurt und Helm – durch die 2600 Meter hohe Westwand des Nuptse. Fünf Tage benötigten sie für die Wand, die sehr schwere kombinierte Kletterei, enge Biwaks und schlechtes Wetter bot. Als Humar seinem Partner Jeglic, der etwas voraus war, zum Nuptse West I folgte, fand er nur noch das Funkgerät auf dem Gipfel. Jeglic, einer der stärksten slowenischen Allround-Alpinisten, war wohl vom Sturm vom Grat geblasen worden. In zweieinhalb Tagen kämpfte sich Humar alleine durch die Wand wieder hinunter, trotz Lawinen und einem Kocher-Brand im Zelt. (High 182)

*Pumori, 7161 m*

Christophe Profit, Samuel Beaugey, Olivier Besson und André

Rhem (F) wiederholten im Dezember 96 die Franzosenroute in der Südwestwand mit einer Ausstiegsvariante durch Eisgullys rechts des „Dritten Pfeilers“. Sie kletterten vier Tage lang im Alpinstil ohne Fixseile und stiegen über den Normalweg ab. (High 177, Kle 6/97)

*Lobuche East, 6119 m*

Eine neue Route durch die 1000 Meter hohe Nordostwand legten die Slowenen Janez Jeglic (†) und Tomaz Humar mit dem Mexikaner Carlos Carsolio. Drei Tage brauchten sie im Alpinstil für die Akklimatisationstour für den Nuptse. (Cli 175)

*Cho Oyu, 8201 m*

Mehr als ein Dutzend Expeditionen tummelten sich im Frühling am beliebtesten Achttausender, und etwa 60 Leute kamen rauf. Keine Unfälle. „Die meisten Nationen außer Japan waren vertreten“, schreibt das englische Magazin High (Nummer 179). Der russische Führer George Kotov und Bill Pierson (USA) begingen eine neue Route auf der Nordseite, die linke Begrenzung einer dreieckigen, kombinierten Flanke oberhalb des Palung La Passes. Sie starteten von einem Lager auf 6600 Meter und stiegen mit einem Biwak über die bis 40 Grad steile Eisrippe bis zu ihrem Ende auf 7600 Meter. Von dort folgten sie dem Normalweg zum Gipfel. (High 181)

Eine 17köpfige schwäbische Gruppe ließ sich vom DAV Summit Club die Logistik organisieren. Vier Teilnehmer, darunter der Leiter Adi Mezger, und der Sherpa Ang Phintso, erreichten am 19. Mai den Gipfel. (A. Mezger)

Auch im Herbst gab es am Cho Oyu viele Erfolge: 22 Expeditionen waren aktiv, 17 davon erfolgreich, 75 Personen erreichten den Gipfel. Trotz einer halbseitigen Lähmung konnte der einstige französische Spitzenalpinist Eric Escoffier den Gipfel besteigen. (Cli 175, Kle 2/98)



Der Pumori; rechts der Normalweg, in Gipffalllinie die Südwand

#### Gurkha Himal

*Manaslu, 8156 m*

Einen weiteren Haken in seine Sammlung (Nummer 12) durfte der Bask Juanito Oiarzabal machen. (Cli 175)

#### Dhaulagiri Himal

*Dhaulagiri, 8167 m*

Die Japaner Toshiyuki Kitamura (Führer) und Hirofumi Konishi (Gast) warteten mit Gyalzen Sherpa bis zum 31. Mai, bis das Wetter am Dhaulagiri schön wurde, und ließen dafür ihr Lhotse-Permit verfallen. Genausoviel Geduld hatten die drei ersten Australier am Berg, geleitet von Zac Zaharias, die am 25. Mai den Gipfel erreichten. Vorher war das Wetter den ganzen Mai schlecht gewesen; nur drei Koreaner (Leitung Han Wuang-Yong) und ein Sherpa hatten den Gipfel erreicht, weil sie schon am 27. April bereit zum Gipfelgang waren. Die Schlechtwetterphase verhinderte den zehnten Achttausender-Erfolg des Basken Juanito Oiarzabal und bremste noch drei weitere Expeditionen aus. Sämtliche Teams waren am Normalweg, dem Nordostgrat, zugegangen. (High 179)

#### Tukuche, 6920 m

Etwas nordöstlich des Dhaulagiri liegt dieser Berg, der ungewöhnlicherweise gleich von drei Expeditionen heimgesucht wurde. Der Holländer Bart Vos war am 10.4. solo am Nordwestgrat erfolgreich. Ein anderes holländisches Zweierteam erreichte später im Monat auf der gleichen Route nur 6300 Meter Höhe. Zehn Australier (Leitung Alex van Roy) versuchten sich am Südwestgrat, der am Nordostsattel des Dhaulagiri-Normalwegs beginnt. Sie kamen nur bis zum Südgipfel des Tukuche. (High 179)

#### Indien

##### Garhwal Himal

*Changabang, 6864 m*

Eine der stärksten Leistungen und eine der traurigsten Tragödien der Himalaya-Saison 1997 war die Erstbegehung der 1600 Meter hohen Changabang Nordwand. Schon 1996 hatten sich die Briten Julie-Ann Clyma, Roger Payne und Brendan Murphy in der Wand versucht, aber wegen Krankheit auf 6200 Meter aufgeben müssen. 1997 kamen sie wieder, verstärkt durch Andy Cave, Mick Fowler und Steve Sustad. Andy Cave und Brendan Murphy starteten als erste und kletterten 10 Tage in der Wand, die bei kaltem Wetter und heftiger Lawinentätigkeit Schwierigkeiten bis schottisch 6 bot. Am 1. Juni erreichten sie den Gipfel. Fowler und Sustad, die zwei Tage später gestartet waren, erreichten an diesem Tag den Gipfelgrat. Wegen stollenden Steigeisen stürzten sie etwa 60 Meter die Südwand hinunter, wo sie zufällig auf einem flacheren Stück zum Halten kamen; bei dem Sturz brach sich Sustad einige Rippen. Vereint mit Cave und Murphy stiegen sie auf die Südflanke ab, weil die Nordwand zum Abseilen zu schlechte Verhältnisse aufwies. Beim Einrichten einer Abseilstelle wurde Murphy von einer Lawine 500 Meter in die Tiefe gerissen; seine Leiche war nicht aufzufinden. Die verbliebenen drei umrundeten nun den Berg, um über den Shipton und den Bangini Col zum Basislager zurückzukehren, eine sechstägige Odyssee. Dort trafen sie Clyma und Payne, die nach rund zehn Tagen in der Wand wegen ständigen Staublawinen-Beschusses umgekehrt waren. (High 180)

##### Thalay Sagar, 6904 m

Eine bemerkenswerte Route gelang Athol Wimp (Neuseeland) und Andrew Linblade (Australien): Sie fixierten 200 Meter Seil,

dann stiegen sie in zehn Tagen mit acht Portaledge-Biwaks direkt durch die Nordwand des Thalay Sagar. Dünnes Eis auf steilsten Granitplatten, zuletzt 150 Meter schlimmer Bruch kennzeichnen die wilde Linie an dem schönen Berg. (Cli 175, High 187)

#### Gangotri-Gruppe

*Shivling, 6543 m*

Nur neun Stunden vom Fuß des Westgrates (Normalweg, TD-, V+, 80°) zum Gipfel brauchten die Italiener Bruno Bernasconi, Delio Ossola und Nicolla Venarburg. Kurz vorher hatte Bernasconi in neun Stunden den Kedar Dome (6831 m) allein bestiegen. (High 187)

#### Lahul

##### Chandra Bhaga Gruppe

*CB 11 / Independence Peak, 6044 m*

Eine Erstbesteigung gelang den Briten Titch Kavanagh, Colin Knowles, Andy Philips und David Reynolds mit ihrem Verbindungsoffizier Gurpal Singh. Über einen Felsriegel (schottisch 3/4) fixierten sie 120 Meter Seil, dann stiegen sie durch ein Couloir und zuletzt durch kombiniertes Gelände (schottisch 3, Fels 3-4) zum Gipfel. 17 Stunden brauchten sie vom Biwak am Wandfuß hinauf und hinunter. (High 187)

#### Kulu

*The Throne, 5840 m*

Nach einem Versuch in der schweren Nordostwand (E1, A2, schottisch 3), den sie wegen objektiver Gefahren auf 5400 Metern Höhe abbrechen mußten, gelang den vier Briten unter Leitung von Scott Muir die Erstbesteigung des Throne über den Nordgrat, eine „quality route“ mit Schwierigkeiten bis schottisch 2/3. (High 187)

#### Spiti

*Gya, 6794 m*

Der höchste unbestiegene Berg im Himachal Pradesh widerstand drei Expeditionen, die jedoch jeweils mindestens einen alternativen Gipfel erstbesteigen konnten. Ein indisches Team, geleitet von Arun Samant, eroberte von der Südseite den Gya East (6680 m), Drisa (6275 m), Cheama (6230 m) und Namkha Ding (5665 m). Yousuf Zaheer und Chaman Singh aus Delhi bestiegen von Westen und über den Nordostgrat den Gya North (6520 m), und eine Riesenexpedition aus sieben asiatischen Ländern kam von Norden ein Tal zu früh zum Massiv, so daß sich ihr erreichter Gipfel als Gyasumpa (6480 m) entpuppte. (High 187)

#### Ladakh

##### Rupshu

*Kula, 6546 m*

Erstbesteigung des auch als Chalung bekannten Berges über dem Namshang La durch eine elfköpfige japanische Expedition unter Leitung von Tsunso Suzuki. (High 187)

#### Pakistan

Zum 50jährigen Staatsjubiläum hatte die Regierung mehr Permits als üblich ausgegeben. So waren 40 Expeditionen an den fünf Achttausendern unterwegs, hauptsächlich Japaner, Koreaner, Spanier und Amerikaner. Ungewöhnlich gutes Wetter erlaubte viele Erfolge – 29 der Achttausender-Gruppen konnten „success“ melden.

#### Kashmir Himalaya

##### Nanga-Parbat-Gruppe

*Nanga Parbat, 8125 m*

Die ambitionierten Projekte am Nanga Parbat scheiterten: Wojciech Kurtyka (Polen) und Erhard Loretan (CH) mußten am 15 Kilometer langen, oft versuchten Mazonograt (SW-Grat) auf halber Strecke wegen schlechter Verhältnisse umdrehen. Die Tschechen Leopold Sulovsky und Michalec Zdenek scheiterten mit einem Alpinstil-Projekt in der Rupalflanke. Erfolge gab es nur über die Kinshofer-Route der Diamirflanke: An die 30 Chinesen, Pakistani, Japaner, Koreaner, Ukrainer und der Amerikaner Carlos Bühler erreichten den Gipfel, der Engländer Alan Hinkes nicht – er verrenkte sich einen Wirbel, als er beim Tschapati-Essen Mehl in die Nase bekam und Niessen mußte. „Killer Tschapati“ titelte das US-Magazin Climbing. (High 183)

#### Karakorum-Himalaya

##### Baltoro Mustagh

*Broad Peak, 8047 m*

Die spanischen Achttausendersammler (bisher 7 Stück) Felix und Alberto Inurrategi waren am Broad Peak in anderthalb Tagen auf dem Normalweg erfolgreich, nachdem ein Erstbegehungsversuch im Alpinstil am Südwestgrat auf 7200 Meter Höhe an technischen Schwierigkeiten gescheitert war. (Des 8/97)

An der gleichen Linie versuchten sich der Brite Rick Allen und der Australier Andrew Lock, doch auch sie scheiterten in etwa 7150 m Höhe. Lock ging später solo zum Gipfel, mit einem Freibiwak in 7900 m beim Abstieg. (High 185, 183)

##### Gasherbrum I (Hidden Peak), 8068 m

Der Massenandrang an den beiden Gasherbrums brachte einen großzügigen Umgang mit alpinen Gefahren mit sich: der untere Eisbruch wurde nur von drei (von 15) Expeditionen angeeilt begangen – zwei größere Spaltenstürze waren die Folge. Meist schönes Wetter verhinderte größere Katastrophen in den Hochlagern. Juanito Oiarzabal erreichte am 9. Juli mit dem Gasherbrum I seinen zehnten Achttausendergipfel, begleitet vom Koreaner Um Hong-Gil, der auch schon einige abgeknipst hat. (Des 8/97, High 183)

##### Gasherbrum II, 8035 m

Chantal Mauduit (F, †) erreichte gemeinsam mit dem Basken Nacho Orviz am 17. Juli ihren sechsten Achttausender. Im Mai 1998 starb sie im Alter von 34 Jahren am Dhaulagiri im Hochlager, vermutlich durch Gasvergiftung beim Kochen. (Alp 151) Eine Woche nach dem G I stieg Um Hong-Gil (Korea) noch auf den G II, seinen zehnten Achttausender. Anatoli Bukrejew (Kasachstan) benötigte nur 13 Stunden vom vorgeschobenen Basislager zum Gipfel und zurück – super akklimatisiert nach Everest, Lhotse und Broad Peak Vorgipfel. Im Dezember starb der Top-Athlet, der 11 Achttausender 21mal bestiegen und beim Everest-Unglück 96 einigen Menschen das Leben gerettet hatte, unter der Annapurna-Südwand in einer Lawine. (High 183)

##### Gasherbrum IV, 7925 m

Eine schwere Route am Zentralpfeiler der „Shining Wall“, der Westwand (80° und V+), wurde erstbegehangen durch eine koreani-

Gasherbrum IV (unten)  
und Trangotürme (S. 145)  
im Karakorum



sche Expedition unter Leitung von Cho Sung-Dae. Gipfelerfolg (dritte Besteigung) am 18. Juli durch Yoo-Hak Jae, Bang-Jung Ho und Kim-Tong Kwan, die zweimal auf 7500 m biwakierten und acht Tage unterwegs waren, bei Schwierigkeiten bis 70/80 Grad Eis und V+ Fels. Beim Abstieg wurde auf 7000 Metern Höhe die Leiche des Slowenen Slavko Svetovic gefunden, der die Route 1995 solo versucht hatte. (Des 10/97, High 183)

#### **K2, 8611 m**

Nur zwei Expeditionen waren am Berg: Basken scheiterten am SSO-Sporn wegen ständiger Schneefälle und Lawinenabgänge. Eine japanische Monsterexpedition mit 300 Trägern und Sauerstoff ab 7500 Metern war an einer vermutlich teilweise neuen Route in der Westwand erfolgreich: 7 Japaner und 4 Sherpas erreichten den Gipfel, darunter der Leiter Tanabe Osamu, für den es der sechste Achttausender war. (High 183)

#### **Skilbrum, 7360 m**

Seit der Erstbesteigung durch Marcus Schmuck und Fritz Wintersteller wurde der Skilbrum nicht mehr bestiegen. Vierzig Jahre danach nun erreichten acht Mitglieder einer japanischen Expedition den Gipfel. Aber sechs Japaner, darunter der Leiter Hiroshima Mitsuo, starben, als eine riesige Lawine das Basislager verwüstete. (High 183)

#### **Trango, Nameless Tower, 6237 m**

Eine knallharte Bigwallroute durch die Nordwand legten die amerikanischen und kanadischen Experten Wally Barker (38), Warren Hollinger (32), Brad Jarret (28) und John Rzczycki (28). Sie kletterten im Kapselstil mit sechs Portaledge-Camps und benötigten für die 17 Seillängen von „Wall of Fiction“ (VI, 5.10, A4, WI 3) 23 Klettertage mit 21 Übernachtungen. Ein schwedisches Team wiederholte die Slowenenroute der Südwestwand, die sie bei schlechten Verhältnissen mit VI, 5.10, A2, WI3 bewerteten. (High 183, Cli 173)

#### **Shipton Spire, 5852 m**

Eine der schönsten Granitnadeln des Karakorum, nördlich des Uli Biaho Turms, wurde zum zweitenmal bestiegen. Mark Synnott (27) und Jared Ogden (25) aus den USA kletterten eine 750 Meter hohe Route namens „Ship of Fools“ (27 SL, VII, 5.11, A2, WI 6) durch die Südwestwand und dann über den SW-Grat. Sie brauchten 25 Klettertage und verbrachten 20 Nächte am Berg. (High 183)

#### **Hainablak East Tower, ca. 5800 m**

Leider nur anfangen konnten die gebürtigen Ungarn Gabor Berecz, Oskar Nadasdi und Thomas Tivadar eine Route an diesem Granitturm im Uli-Biaho-Gebiet. Nach 21 Längen bis 5.10, A4 gingen ihnen Zeit und Bohrmaschinen-Strom aus. (Kle 6/97)



Fotos: Jürgen Winkler

#### **Panmah Mustagh**

##### **Ogre, 7285 m**

Seit Doug Scott und Chris Bonington stand niemand mehr auf dem Gipfel des „Menschenfressers“. 1997 scheiterten die Amerikaner Tom Nonis und Barry Rugo am Südostpfeiler schon unter dem Einstieg, weil durch das schöne Wetter der Zustieg zu gefährlich wurde. Nonis hat bisher den Rekord an dieser Route mit einer erreichten Höhe von 7100 Meter. Die deutschen Bergführer Jan Mersch (25) und Jochen Haase (28) mußten an der „Nose“, dem Südpfeiler, knapp unter dem Pfeilergipfel auf 6250 m wegen Sauwetter umkehren (Bericht auf Seite 52). (High 183)

##### **Latok I, 7145 m**

Der „Walkerpfeiler des Karakorum“, der 2400 Meter hohe Nordgrat des Latok I, sträubte sich wieder einmal. John Bouchard und Mark Richey (USA) mußten auf etwa 6000 Metern umkehren, weil es durch Wärme zu gefährlich wurde. (High 183)

##### **Latok II, 7108 m**

Eine der bemerkenswertesten Leistungen der Saison war die Bigwallroute „Tsering Mosong“ („Langes Leben“, VII, 7+, A3+) in der 2300 Meter hohen Südwestwand des Latok, wovon 1100 Meter höchste Felsschwierigkeiten boten. Die höchstgelegene Bigwallroute der Erde, in der Schwierigkeit vergleichbar mit dem El Capitan, ging an die Brüder Alex und Thomas Huber, Toni Gutsch (D) und Conrad Anker (USA). Insgesamt elf Tage brauchten sie für die Kletterei (siehe Bericht auf Seite 45). Christian Schlesener und Franz Fendt (D) gelang über den Nordwestgrat („Nomaduc“, VI+, A3) in einem 46stündigen Marathon die dritte Besteigung dieses schwierigen Siebentausenders (s.S. 51). Zur Abrundung des Urlaubs machten Tom Huber und Gutsch die zweite Besteigung des Spaldang (5550 m, bis IX-), und die vier

Bigwallpartner bestiegen gemeinsam erstmals den Blabu Brakk (ca. 5999 m, 70°). (High 183, Kle 6/97)

#### **Rakaposhi-Kette**

##### **Rakaposhi, 7788 m**

Elf Mitglieder einer iranischen Expedition erreichten den Gipfel über den Südwestsporn und -grat, nachdem 1400 Meter Fixseil verlegt und sechs Hochlager aufgebaut worden waren. (High 183)

#### **Hushe-Gebiet**

##### **Beatrice, ca. 5800 m**

Eine fantastische Südostwand hat der Gipfel im Charakusa Tal im Gebiet von Hushe. Durch die felsige 750-Meter-Wand legte eine englische Gruppe zwei Routen. Beide Routen sind mit VI, 8-, A3+ bewertet; die Linie der Damen Glenda Huxter, Kath Pyke und Louise Thomas heißt „Hatijaa“, die etwas leichtere Herrenroute von Grant Farquar, Steve Meyers und Mike Turner nennt sich „The Excellent Adventure“. (High, Cli 175)

##### **Bolocho I, ca. 6000 m**

Paramount Peak wurde dieser Berg zuerst genannt, weil er dem Märchenberg aus dem Logo der Filmfirma ähnelt. Seine Erstbesteigung gelang den Engländern Stuart Muir und Dave Wilkinson über den Nordgrat, bei Schwierigkeiten um D/TD. (High 183)

#### **China / Tibet**

##### **Shishapangma, 8027 m**

Die erste Snowboardabfahrt vom Zentralgipfel gelang dem Schweden Cyril Destremau, der am 4. Juni den Gipfel zusammen mit Goran Kropp und Renata Chlumksa erreichte. Diverse kommerzielle Expeditionen waren am Normalweg unterwegs. Drei Italiener und drei Taiwanesen erreichten den Zentralgipfel, auf

den Hauptgipfel kamen vier Deutsche, darunter Ralf Dujmovits (sein fünfter Achttausender) und der 65jährige Alois Neuhuber aus Österreich – der neue Altersrekord. Einer der Taiwanesen wurde vom Gipfel geblasen. (High 180)

#### Chola Shan Gebirge

Beim dritten Bergsteigerlager der UIAA, geleitet von den Bergführern Edi Bekker (NL), Robbie Fenlon (Irland) und Jörg Wilz (D), vergnügten sich 20 junge Alpinisten aus 10 Ländern mit viel Erfolg in der selten besuchten Chola-Shan-Region. Es gelangen einige Erstbegehungen bis ED an teils unbestiegenen 5000ern; der höchste Gipfel, der Chola Shan (6168 m) konnte wegen Lawinegefahr nicht bestiegen werden. (Kle 2/98, DAV 1/98)

#### Chola Shan, 6168 m

Die zweite Besteigung des Chola Shan I Gipfels gelang dem amerikanischen Führer Charlie Fowler im Alleingang; ebenfalls solo stieg er als erster auf den Chola Shan II, 6119 m. (Cli 176)

#### Gurla Mandhata, 7728 m

Am drithöchsten Berg Chinas entgingen Charlie Fowler und seine zwei Gäste (USA) nur knapp einer Katastrophe. Sie hatten eine neue Route durch die Nordwand bis eine Seillänge unter den Westgrat begangen. Dort legten sie einen Rasttag ein, tags drauf wurden sie durch einen Sturm festgehalten. Nun zeigte einer Anzeichen von Höhenkrankheit und erfror sich obendrein die Finger, als er einen Handschuh verlor. Das Team stieg ab, doch als einer stürzte, flog die Seilschaft 450 Meter den Hang hinunter und über einen Eisabbruch, unter dem sie im Tiefschnee liegenblieben. Bei dem Sturz verletzte sich Fowler am Bein, schaffte aber dennoch am nächsten Tag den Abstieg zum Gletscher, von wo ihm der Koch zurück ins Basislager half. Alle drei verloren durch Erfrierungen mehr oder weniger Finger und Zehen. (High 186, Cli 176)

#### GUS

##### Tien Shan, Kasachstan

#### Khan Tengri, 6995 m

Die sechste DAV-Trainingsexpedition führte ins Tien-Shan-Gebirge. Nach einigen Absagen und verletzungsbedingten Ausfällen bestand sie aus sechs Teilnehmern: Bernd Eberle (Sektion Mittenwald, Leiter), Walter Zieglmeier (Sektion Ebersberg-Grafling), Bernd Illguth (Sektion Traunstein), Tobias Ametsbichler (Sektion Ebersberg-Grafling), Christoph Kuhlmann (Sektion Murnau) und Matthias Körner (Sektion Braunschweig). Vom fest eingerichteten Basislager auf der Nordseite des Khan Tengri aus wurde der nördliche Normalweg über den Vorgipfel Chapayeva angegangen, der Schwierigkeiten bis III / IV und Eis bis 50° bietet. Körner und Ametsbichler, später noch Eberle und Zieglmeier erreichten den Gipfel; Illguth und Kuhlmann wurden vom Höhensturm zurückgewiesen. Dafür gelang diesen beiden gemeinsam mit Eberle eine neue Route in der NNW-Wand des Bayancol (5841 m, 50-60° Eis, 800 m Wandhöhe). Die Gruppe hat einen informativen gedruckten Expeditionsbericht verfaßt, ein Zeichen für gute Zusammenarbeit. Das war vielleicht die letzte DAV-Trainingsexpedition – Ziel: jungen Bergsteigern die Organisation von Expeditionen beizubringen. Viele Teilnehmer früherer Trainingsexpeditionen sind erfolgreiche und starke Höhenbergsteiger geworden. Andere Länder haben ähnliche Förderansätze, etwa Spanien und Frankreich. (Bernd Eberle)

#### Kizil Asker Gruppe

Die Berggruppe im westlichen Teil der Koksha Alatau Kette besteht aus perfektem Granit. Einem Fünferteam – Matthias Engelen (D), Christian Beckwith (USA), Brian Davison, Nick Green und Lindsay Griffin (GB) – blieb nach Anfahrtsproblemen (das Gebiet war seit 12 Jahren nicht mehr besucht worden) nur noch wenig Zeit für vier Erstbesteigungen. Die schwierigsten Gipfel wurden „Pic 37 Years of American Duct Tape“ (5225 m, bis schottisch 5) und „The Unmarked Soldier“ (ca. 5400 m, Nordwand, schottisch 3) getauft. (High 182)

#### Pamir Alai

##### Ak-Su-Tal

In diesem Tal gibt es an großartigen Granitgipfeln von gut 4000 Meter Höhe bereits einige Dutzend lange Kletter- und Bigwallrouten. Eine Übersicht findet sich in High 182. Im Herbst 1997 waren ein englisches und ein amerikanisches Viererteam bei perfektem Wetter mit schönen Erstbegehungen erfolgreich. Die wohl wichtigste war „Great Game“ (1200 m, 5.12 b) an der „Wall of Dykes“; von Dave Green und Paul Pritchard (GB) mit 5 Tagen Vorbereitung und einer Schlußetappe von 18 Stunden Kletterei erstbegangen. (High 182)

#### EUROPA

##### Alpen

##### Ski Extrem

Drei Steilwand-Erstbefahrungen verdienen besondere Aufmerksamkeit: Der Franzose Emanuele Ballot befuhr das Lagarde-Couloir (TD) an der Droites erstmals mit Ski (eine Snowboardbefahrung gab es schon), und sein Landsmann Pierre Tardivel schwang mit nur dreimal Abseilen die Argentiëseite des Mont Dolent (TD-) hinunter. Im März gelang ihm außerdem die Befahrung der Nordwestwand der Grande Casse (3852 m) in der Vanoise, bei einer Steilheit bis 55°.

#### Bergell

Eine elegante Winter-Solo-Kombination kreierte Frank Jourdan in der Cengalo-Nordwand: Pfeilerverschneidung (1100 m, VI, A1, 70°) rauf, „Klassische Route“ (IV, 50°) runter, „Renata Rossi“ (1200 m, IV+, 90°) rauf. Kurz vorher hatte er der Heckmair-Route am Eiger eine Winter-Solobegehung abgeknöpft. (Kle 5/97)

#### Wallis

Ein flottes Enchainement vom Konditionsmonster André Georges: in einer Nacht die Nordwände von Mont Collon (1100 m), Petit Mont Collon (350 m), Pigne d’Arolla (300 m), Mont Blanc de Cheilon (650 m) und La Ruinette (600 m), Schwierigkeiten AD+ bis TD. (High 185)

#### Grand Capucin

Der französische Wettkampfkletterer Arnaud Petit trieb’s einmal alpiner, aber ordentlich schwer: Bis 8a+ (10-) reichen die Schwierigkeiten seiner 12-Seillängen-Route „Voie Petit“ am Grand Capucin, die er alle Rotpunkt, aber noch nicht am Stück klettern konnte. Derweil ersetzte Michel Piola trotz des Protests französischer Alt-Funktionäre die Bohrhaken seiner Route „Voyages selon Gulliver“ und richtete eine steinschlaggeschützte Abseilpiste über die Routen Elixir – Délire – Gulliver ein. (High 184)

## Eis oder was?

### Drooling – neue Dimensionen im Kombigelände

Keine andere Disziplin des Bergsteigens hat eine so rasante Entwicklung erlebt wie das Mixed-Klettern. In nur zwei Jahren wurden hier die Schwierigkeiten um zwei Grade gesteigert, vom (schon schwer vorstellbaren) achten bis zum unteren zehnten Grad. Wenn auch die höchsten Grade derzeit nur einer Auslese von Spezialisten vorbehalten sind, die auch im Fels den zehnten Grad klettern, so erregen ihre Aktionen doch weltweit Aufsehen – und sie bereiten gedanklich und klettertechnisch den Boden für eine ganz neue Art des Kletterns in alpinen und außeralpinen Wänden.

Das reine Eisklettern in gefrorenen Wasserfällen hat beim siebten Grad eine wohl natürliche Grenze erreicht. Sehr viel steiler als senkrecht können Eiszapfen und -glasuren nicht werden, das Risiko ist wegen der schwierigen Absicherung irgendwann kaum noch vertretbar. Über den besten Stil beim Wasserfallklettern herrscht Einigkeit: Allgemein wird Rotpunkt gestiegen, die Eisschrauben werden aus der Kletterstellung gesetzt. Schraubendreher aus dem Hängen im Gerät gilt nicht mehr als erstrebenswert. Freilich wird das moderne Eisklettern durch perfektionierte Eisgeräte mit kraftschlüssigen Handschlaufen und durch superleicht einhändig zu setzende Eisschrauben erleichtert – ein Sechser ist nicht mehr so schwer wie vor zehn Jahren.

Der Ausweg aus der Schwierigkeits-Sackgasse war eine eigentlich logische Weiterentwicklung: Wenn die Eisglasuren immer dünner werden, bleibt irgendwann nur noch der blanke Fels. Der Amerikaner Alex Lowe setzte vor einigen Jahren diese Erkenntnis um, als er seinen revolutionären „Octopussy“ (8) erstbeging. Über ein Felsdach kletterte er einen freihängenden Eiszapfen an – nur ging er das Felsdach nicht technisch, wie es damals in den schwersten Routen üblich war, sondern er hakte die Hauenspitzen der Eisgeräte auf kleinen Felsleisten ein wie einen Cliffhänger, umschlang dann mit dem Bein den Unterarm, um weitergreifen zu können („figure of 4“), und hangelte sich so im modifizierten Sportkletterstil zu seinem Zapfen, den er mit kunstturnerischen Bewegungen erkletterte.

Es brauchte einige Zeit, bis dieser Ansatz auf einer breiteren Basis übernommen wurde. Wohl wurden sehr schwere Eisrouten mit kurzen kombinierten oder rein felsigen Stellen erstbegangen, doch das „Dry Tooling“ oder „Drooling“, das Klettern mit Eisgeräten (tools) im blanken (dry = trocken) Fels, wurde erst im Winter 1996/97 zum Schlagwort. Es entstanden Routen, bei denen schon die Beschreibung einen Drang zum warmen Kamin oder ins Freie (je nach Veranlagung) erzeugt: Offwidth-Rißdach mit Eisfüllung; IXer-Zug im Dach, ohne Felsberührung der Füße; 6-Meter-Dächer mit überhängenden Eiszapfen dazwischen; 45 Grad überhängender Fels mit Eisglasuren und -zapfen...

Die stärksten Sportkletterer hielten plötzlich im Winter die Fingerlöcher mit Pickelspitzen und schwenkten sich von einem freihängenden Eiszapfen zum nächsten. Wichtige Akteure waren die nimmermüden Brüder Alex und Jeff Lowe (Resurrection, M8), Jared Ogden (Something about you makes me wild, M8/8+), Gary Ryan (Easter Rising, M8+), Pete Takeda (Fat Man and Robin, M8+, nach Griffausbruch M9), aus den USA und die Österreicher Beat Kammerlander (Déjà Vu, M8/8+) und Andi Orgler (Komet, M8-). Zur Zeit die Maßstäbe setzen allerdings der Amerikaner Will Gadd (Amphibian M9/9+; Footless Reptiles, M??; Bennivin, M??), der Chamonix-Exilbrite Stevie Haston (Welcome to the machine, M9;

009, M9; X-Files, M9+/10-) und der Deutsche Robert Jasper (Trait de Lune, M8+; Flying Circus, M10). Jasper hat das Testpiece „Amphibian“ im zweiten Versuch wiederholt, seinen „Flying Circus“ hat ihm noch keiner nachgemacht. Haston und Gadd reisen einander hinterher, um die aktuelle Toproute des Konkurrenten zu wiederholen – und dann üblicherweise abzuwerten. Vielleicht deshalb hat Gadd für seine zwei neuesten Machwerke keine definitive Bewertung ausgeworfen.

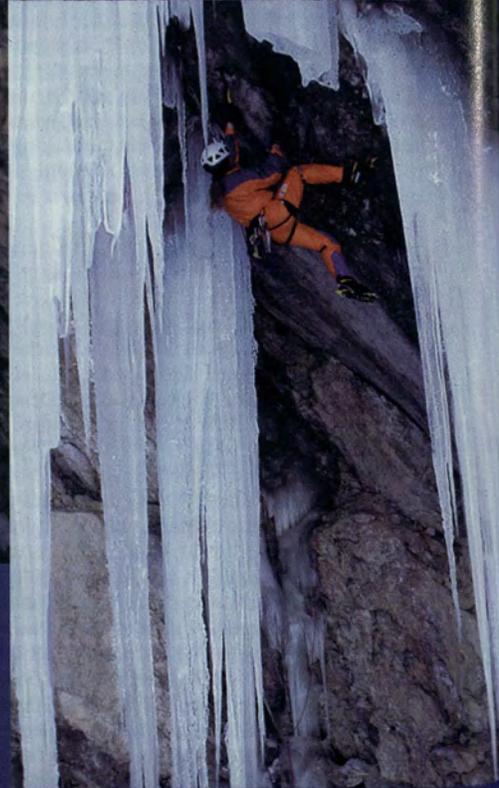
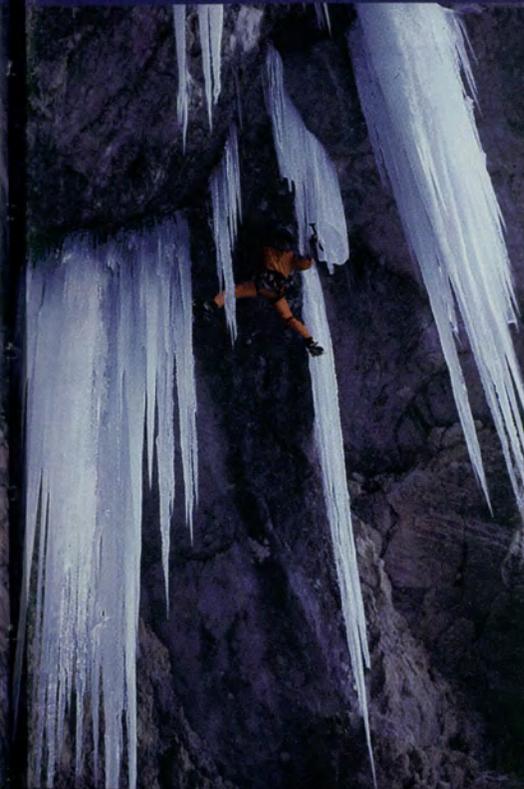
Die Bewertung schwierigster Mixedklettereien wird noch stark diskutiert, es gibt noch sehr wenig Vergleichsmöglichkeiten. Immerhin sind hier die Schwierigkeiten nicht so extrem von den Verhältnissen abhängig wie beim reinen Eisklettern, wo etwa die Toproute „Sea of Vapors“ (WI 7+) im Super-Eisjahr 1997 nur noch als WI 5+ galt. Beim Dry Tooling bewegt man sich eben im Fels, der weniger veränderlich ist als das Eis – allerdings können durch exzessives Hooken die Leisten schon auch mal größer werden, wie beim extremen technischen Klettern an Cliffhängern... – oder sie brechen weg, wie Schlüsselgriffe beim Sportklettern. In „Climbing“ findet sich eine Tabelle zum Vergleich der Mixed- mit Sportkletterschwierigkeiten aufgrund der Anforderungen an Kraft und Bewegungsrepertoire, zusammengestellt von Jeff Lowe.

Mixed	USA	Frankreich	UIAA
M6	5.10+	6b+	VII / VII+
M7	5.11	6b+ - 7a	VII+ / VIII
M8	5.12	7a+ - 7b+	VIII+ / IX-
M9	5.12 - 5.13	7c - 8a	IX / X-
M10	5.13-5.14?	8a+ - 8b+?	X / X+?

Bemerkenswert ist, daß beim extremen Mixedklettern der sturzfreie Durchstieg meist nicht auf Anhieb gelingt – beim Eisklettern gilt ja ein Sturz als gefälligst zu vermeidender GAU. Drooling-Toprouten werden dagegen oft über Tage hinweg ausgebouldert, am „Amphibian“ arbeitete Will Gadd drei Wochen lang. Ob dafür die Haken von oben gesetzt werden dürfen, und ob Bohrhaken legitim sind oder eine klassische Absicherung (etwa mit mäßigen Klemmkeilen und abgebundenen Knifblade-Haken wie in „Welcome to the machine“) der sportlich wertvollere Stil ist, das wird zur Zeit von den Experten diskutiert. Tatsache scheint zu sein, daß gelegentlich Hooking-Leisten vergrößert werden, und daß beim Ausbouldern der fragilen Eiszapfen mit Toprope-Sicherung die Einschlaglöcher der Pickelhauen (naturgemäß) im Eis bleiben, so daß beim Durchstieg das Gerät nur noch eingehängt werden muß und nicht mehr kraftvoll und riskant geschlagen (um üble Nachrede zu vermeiden, ließ Stevie Haston den Abschluß-Zapfen seiner „X-Files“ bis zum Rotpunktversuch unberührt). Gelästert wird auch über die Sinnhaftigkeit des Pickelinsatzes im Fels – die gängige Definition „Die Begehung muß mit Eisgeräten leichter sein als ohne“ könnte manche Frankenjura-Lochklettereien, wenn man einen Eiszapfen an den Ausstieg klebt, zu überraschend leichten Mixed-Routen mutieren lassen.

Stildiskussionen und gegenseitiges Abwerten sind die negativen Begleiterscheinungen des neuen Trends. Faszinierend daran sind die Möglichkeiten, die sich durch den neuen Blick für vereisten Fels ergeben, und die Steigerung der Fähigkeiten im Mixed-Gelände, die durch Erfahrung in neuen Schwierigkeitsdimensionen möglich wird. Am Montblanc du Tacul gibt es schon M7-Routen („Scotch on the rocks“, Haston) und eine im Grad M8- („Vol de nuit“, Jasper); am Mascioli Tower des McKinley (s.o.) wurde eine M7-Seillänge geklettert. Man darf gespannt sein, wann und wie die Entwicklung auf die höchsten Berge der Welt übertragen wird.

„Spitzen“-  
Bergsteigen heute



Die Fotos dieser Doppelseite zeigen Robert Jasper in seiner „Route“ „Flying Circus“ bei Kandersteg (CH)  
Bewertungsvorschlag: M 10!

new  
wave **Flying  
Circus**

Unten: In der Route  
 „No mobbing“ (IX b) am Höllenhund,  
 Bernd Arnolds letzte große Neutour  
 im Elbsandsteingebirge (1996)  
 Eingeklinkt: Erinnerungsskulptur  
 an Caspar David Friedrich  
 (zum nebenstehenden Beitrag)



Fotos: Bernd Arnold



## Bergsteigen – Perspektiven – Horizonte

Beiträge von:  
 Bernd Arnold  
 Stefan Winter  
 Irmgard Braun  
 Nicholas Mailänder  
 Hans Steinbichler  
 Christof Stiebler  
 Dagmar Nedbal  
 Elmar Landes  
 Andreas Dick

# Klettern – natürliche Bewegungsform, Natursport

Von sinnlicher Betrachtung bis Land-art

Bernd Arnold

**W**ir alle haben sie schon als Kinder erlebt, die Freude am Klettern, das prickelnde Gefühl beim Erklimmen des Kirschbaums in Nachbars Garten. Wären diese Früchte, am kniehohen Strauch gereift, gleichermaßen begehrenswert für uns gewesen? Ganz sicher nicht, denn dieser natürliche Drang nach elementarer Bewegung ist in uns eingepflanzt und noch immer erhalten. Trotzdem kann ich mir bildhaft vorstellen, wie sich schon beim Lesen der Überschrift so manche Stirn in Falten legen wird. So viel Natürlichkeit und dann noch Land-art, ist das nicht zuviel des Guten?  
 Eine Tatsache: Klettern gehört zu den ursprünglichen Bewegungstrieben der Menschen, ist also eine natürliche Fähigkeit, welche die lebenserhaltende Grundlage, z.B. Nahrungsbeschaffung, mit absicherte.

Heute tritt uns dieser Naturtrieb, im Spiegel entwicklungsgeschichtlichen Wissens, als Sport in weitgefächerter Form entgegen. Das sozial-gesellschaftliche Umfeld ist der Nährboden dieser Evolution. Das Ringen um Balance im Spiel der körperlichen und seelischen Kräfte hat allerdings unverändert überall Priorität. Von der Leichtigkeit, sich zu bewegen, muß demnach eine Faszination ausgehen, welche auch den Bedürfnissen nach Freiheit, Unabhängigkeit, Abenteuer und individueller Grenzerfahrung gerecht wird. Das weite Feld reicht bei diesem Kräftespiel vom nüchternen Bewegungsablauf bis zur Meditation, ist an den Naturraum gebunden oder kehrt auf dem Umweg mentaler Verfeinerung zu ihm zurück. Vielleicht gelingt es mir, mit Hilfe des Eigenerlebens möglichst plausibel den Zusammenhang von Klettern und Land-art wiederzugeben. In der Kunst spiegelt sich die Universalität des Menschen wider. Durch seine mannigfaltige Beziehung zu Objekten und Situationen sowie die Einbeziehung von gesellschaftlichen Verhältnissen wird er selbst zum Gegenstand seiner Kunst.

Land-art steht für Kunst, die in, aus und mit der Natur hervorgebracht wird. Der sicherlich bekannteste Vertreter

dieser Kunstrichtung ist Andy Goldworthy. Er arbeitet in der Natur mit den vorgefundenen Materialien in Erfahrung des Wandels und der Ewigkeit. Und wo soll dabei Platz für den Kletterer sein? Zugewiesen bekommt er ihn keinesfalls, doch kann er sich durch bestimmte Leistungen einreihen. Unsere genetischen Anlagen, der vitale Bewegungsschatz Klettern, helfen uns über psychophysische Konzentration unsere Ideen in körperlichem Ausdruck zu verwirklichen. Jede Wand birgt dabei ihre Bewegungsaufgabe, die zwar in vielem variabel, aber in ihrer Schlüsselstelle und vor allem in der großen spezifischen Linie immer absolut ist. Jede Wand eine Naturkomposition. Das Klettern der möglichen Linie verändert daran nichts, wird aber für den Kletterer zur Mitteilung und damit für andere ein Angebot zum Erleben des Augenblicks. Also doch ein Kunstwerk?

*Wege  
 Wege benutzt man  
 Wege sucht man  
 Wege verläßt man  
 Wege kreuzen sich  
 Wege werden neu beschritten  
 Wege sind nicht immer ausgetreten  
 Wege sind zu allererst Gedanken,  
 die unser Handeln bestimmen.*

Der Weg von Hohnstein nach dem Kurort Rathen ist mir Zeit meines Lebens vertraut. Im Kinderwagen und im Fahrradkorbchen fuhr ich mit meiner Mutter auf ihm, zu jeder Jahreszeit, bei jedem Wetter. Und später ging's zu Fuß, den ausgewaschenen Neuweg ins Polenztal hinab, über hölzerne Stufen zur Ziegenrückenstraße steil empor, von hier dann eher gemütlich, auf dem breiten, geschwungenen Pionierweg hinunter ins Elbtal. Mit dem Ortsstein von Rathen, unmittelbar am Waldrand unter den ausgewitterten, aber hohen Feldsteinen, erreichten wir die Heimat der Großmutter, die in Oberrathen schon seit den dreißiger Jahren eine Pension betreibt. Die Elbüberfahrten krönten für mich jedesmal diese Besuche.

Besonders bei Hochwasser, wenn die Gierfähre von der Dampfschiff-Fähre abgelöst wurde, konnte ich stundenlang auf dem Schiff bleiben. Meist stand ich über der Luke zum Maschinenraum, schaute entzückt auf die rotierenden blanken Messingteile oder begeisterte mich an den Wellen vorn am Bug. Für ihre Enkel haben die Großmütter immer das Beste parat. Damals, als Fünfjähriger, soll mein Berufswunsch „Überfährmann“ gewesen sein.

Als ich mich dann anschickte, die Felsenwelt zu „erobern“, erlangte dieser Weg keine größere, aber eine andere, neue Bedeutung.

Jetzt trug ich auf ihm nicht nur den Rucksack, sondern auch meine Erwartungen, die sich bei meinem bescheidenen Überblick und Können anfangs an den Gipfelbesteigungen, am Obenstehen, entzündeten. Feldsteine, Türkenkopf und Talwächter hießen für den Schuljungen die ersten Ziele außerhalb des heimischen Hohnsteiner Felsenreviers. Danach schienen die Türme im Raaber Kessel mit zunehmender Anziehungskraft ausgestattet zu sein. Wie ich bald erkennen mußte, waren das weniger die vielen Gipfelsiege, die dort winkten, sondern vielmehr die Tatsache, daß dieses, nach Westen hin hufeisenförmig geschlossene Tal von einer einzigen Felswand dominierend beherrscht wurde. Die gelbliche, circa 70 Meter hohe Talwand der Höllenhundspitze mit ihrer charakteristischen Struktur, sie war das Besondere. Als Kletterziel zu dieser Zeit noch nicht faßbar – und trotzdem von ungeheurer Anziehungskraft. Die mir zu dieser Zeit bereits bekannten Durchsteigungsgeschichten von Mani Strubich, Alfred Herrmann, Dietrich Hasse grenzten für mich ans Sagenhafte, sie lagen noch außerhalb meines Vorstellungsvermögens. Und weil dieser Fels zudem mit drei Gipfelköpfen bestückt war, genau so wie die richtigen dreiköpfigen Höllenhunde, wurde er zum Mittelpunkt meines Begehrens. Die Nordwestkante (III) an der Eule, einem benachbarten Gipfel, legte den Grundstein zum Handeln. Denn hier war ich der Talwand des Höllenhundes schon recht nahe, obwohl ihr Anblick nur Respekt, ja Furcht einflößte. Trotzdem sollte schon der nächste Sonntag den ersten Schritt auf dem Wege einer langen Annäherung bringen.

Es war der erste warme Maientag 1961, Hochbetrieb im Raaber Kessel. Auf dem gewohnten Wege kam Dietmar, der kräftige Schmiedelehrling aus dem Nachbardorf, von Hohnstein mit mir herüber. Etwas verhalten machten wir uns am Einstieg zum Talweg (VIIa) zum Westlichen Höllenhundvorturm zu schaffen. Obwohl der Aufstieg wegen seiner Beliebtheit recht abgenutzt und damit klar vorgegeben war, schauten wir nochmals unsicher in den Kletterführer.

*Vortürme der Höllenhundspitze: Westlicher Turm Talweg VII, Wulf Scheffler, E. Unger, 26.04.53.-In der Mitte der Südwand Riß zu Band. Dieses nach rechts zu Ring. Wand rechtshaltend zu Abs. Feinen Riß an der Kante etwa 5m hoch,*

*dann links queren zur Mitte der Südwand. Dort hoch zu Abs. Und in Wandmitte weiter z.G.*

Respekt vor dem Höllenhund? Immerhin ist es der Vorgipfel!

Zweifel am eigenen Können?

Es muß wohl beides gewesen sein. Etwa zur Hälfte, am Beginn des „feinen Risses“, versagte folgerichtig der Vorwärtsdrang. Bei meinem noch lückenhaften Technikrepertoire war der Begriff vom „feinen Riß“, gepaart mit gehörigem Respekt vorm Höllenhund, einfach zu viel. Angeschlagen und unsicher tastete ich mich zum Sicherungsring, an dem der Schmiedelehrling verständnisvoll wartete, zurück. Versagt? Erstmal waren wir froh, wieder am Wandfuß zu stehen, diese Hürde wenigstens hatten wir genommen.

Auf dem Nachhauseweg kreisten die Gedanken um Veränderungen. Verändern, vervollkommen mußte ich meine Kletterfähigkeiten. Aus gesteigertem Bewegungspotential wird Sicherheit erwachsen. Schon nach wenigen Wochen fügte ich dem normalen Üben, Bouldern sagen wir heute, seilfreies Klettern bekannter Aufstiege zur Stabilisierung des Selbstvertrauens hinzu. Je nach Zeit- und Wettersituation ein variabler Ablauf – ich war immer draußen. Klettern mit Dauerläufen kombiniert, ein Programm, das mir an Hohnsteiner und Rathener Felsen vielerorts möglich war. Anscheinend habe ich damals nichts Falsches gemacht, das Wohlbefinden am Fels wurde stabil, die Erlebnisse gaben mir recht.

Sommer 1961. Damit untrennbar verbunden der 13. August, jener denkwürdige Tag, an dem die ostdeutsche Staatsführung unter Walter Ulbricht den sogenannten „Antifaschistischen Schutzwall“ in Berlin errichten ließ. Trotzdem war es anfangs ein ganz normaler Sommer. Die Bürger der DDR fuhren in den Urlaub, 14 Tage in den Thüringer Wald, die Sächsische Schweiz, die Mecklenburgische Seenplatte, oder, und das waren die meisten, an die Ostsee. Für unsere Familie war es bereits der fünfte Ostseeurlaub, und meine Mutter schickte sich schon an, in diesem Zusammenhang von Tradition zu sprechen, obwohl ich damals, vierzehnjährig und mit eskalierenden Symptomen vom Klettervirus infiziert, dieser Form von Familienurlaub abgeschworen hatte.

Ein heißer Sommer wurde es, nicht wegen der Temperaturen, es knisterte nämlich die Luft: Die DDR (Deutsche Demokratische Republik), SBZ (Sowjetische Besatzungszone), oder auch abwertend nur OZ (Ostzone), erlebte ihren tödlichen Aderlaß. Die Ostdeutschen, in erster Linie vom wirtschaftlichen Aufschwung Westdeutschlands beeindruckt, wollten der Mangelgesellschaft entsagen und verließen die DDR durch das Schlupfloch Westberlin. Daß neben dem Konsumgedanken entsprechend der jeweiligen Persönlichkeitsstruktur noch weitere Motive wirksam werden mußten, versteht sich von selbst.



Auch unsere Standkorbnachbarn, links, rechts und hinter uns, Sommerbekanntschaften meiner Eltern seit Jahren, beendeten diesen Sommerurlaub nicht zu Hause, sondern in Berlin-West.

Eine Entscheidung, die für alle anstand, denn alle wußten es, daß dieser momentane Schwebezustand unhaltbar sein würde. Auch meine Eltern, Vater, der 44jährige Buchdruckermeister und seine ihn überall unterstützende Frau Susanne, wußten darum. Der „Mauerbau“ nahm ihnen damals die in ihnen nagende Entscheidung ab. Und außerdem wäre ich sowieso nur unter Zwang dazu bereit gewesen, denn die Felsenwelt des Elbsandsteins, die gerade erst für mich so wichtig geworden war, wollte ich keinesfalls aufgeben.

Der dreißigjährige Bestand dieser Barriere beeinflusste fortan unser aller Leben, ganz gleich auf welcher Seite man sich befand, und noch heute können wir die Langzeitwirkung der „Mauer“ spüren. Das Wissen, nach dem 13. August tatsächlich hier, in Hohnstein, also im Osten, bleiben zu müssen, ergab bei meinem Vater eine neue Einstellung gegenüber meinen klettersportlichen Ambitionen. Aus dem widerwilligen Dulder wurde jetzt mein Förderer. Was sich mit dem Kauf des ersten, für mich bestimmten Kletterseils abzuzeichnen begann und was auf mein zukünftiges Leben nicht ohne Einfluß bleiben sollte.

## Tagträumer sind „gefährlich“

Für Besucher der Sächsischen Schweiz gehört die Felsenbühne Rathen durchaus zum außergewöhnlichen Kulturangebot. Der reichhaltige Spielplan lockte in der Vergangenheit häufiger als heute auch Einheimische auf die harten Holzbänke. So waren für unsere Familie mehrmalige Besuche in einer Spielzeit durchaus üblich. Durchs eigene Kletterseil, zumindest für mich selbst, zum vollwertigen Bergsteiger aufgestiegen, saß ich nun neben Vater auf einer der zweitausend Zuschauern Platz bietenden Sitzreihen. Wilhelm Tell kam zur Aufführung, aber über mir die mächtige Felsszenerie der Wehltürme.

Die Felsenbühne Rathen, eine einzigartige Naturbühne, befindet sich in der Talsohle des Wehlgrundes, zwischen Basteifels und dem Riff der Kleinen Gans. Die Wehltürme mit ihren Trabanten unmittelbar über der Bühne – mit ihren fast 100 Meter hohen Nordabstürzen, mit Buchen, Kiefern, Fichten, Birken, Farnen und Moosen, welche im Schatten des Grundes besonders gut gedeihen – dienen der eindrucksvollen Naturkulisse.

Dieses im weitesten Sinne naturbelassene Areal zeigt uns heute eindrucksvoll, wie der Mensch in partnerschaftlicher Bezogenheit mit der Natur als notwendigem Lebensraum umgehen kann und muß. Oder – wie wäre das Leben und Überleben des Kurorts Rathen ohne den Spielbetrieb der Felsenbühne noch vorstellbar?

Seite 155 unten Mitte: Bernd Arnold, darüber (farbig) die Felsenbühne im Wehlgrund  
Oben rechts: Der große Wehlturm samt Trabanten; rechts die markante Nordkante, links davon die „Wand des frühen Morgenlichts“

Ab 1935 wurde dieses Fleckchen auf Initiative des damaligen Bürgermeisters Erich Winkler als „Felsenbühne“ genutzt. Bei der ersten Vorstellung, den „Basteispielen“, wirkten 200 von den damals 850 Einwohnern Rathens mit. In den Jahren 1938-41 folgten die Karl-May-Spiele. Seit 1950 gastieren hier die Landesbühnen Sachsen. „Wilhelm Tell“, „Die Räuber“, „Götz von Berlichingen“ und „Iphigenie“ wurden gespielt, und man sah Shakespeares Lustspiel „Was ihr wollt“, Opern und Operetten wie „Der Waffenschmied“, „Tiefeland“, „Der Zigeunerbaron“ und „Der Freischütz“. Auch in der Gegenwart sind die Landesbühnen Sachsen der Felsenbühne treu geblieben.

Der Fortgang der heutigen Aufführung lief an mir buchstäblich vorbei, wengleich Vater auch wegen des unterschlagenen Rütlichswurs, „Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern ...“, zwischen Empörung und Resignation hin und her gerissen war.

Mein Interesse galt an diesem Spätsommertag 1961 ausnahmslos den Wehltürmen, von links nach rechts: Kleiner, Großer, Mittlerer, Westlicher Wehlturm einschließlich des Felsensportturms.

Die Linien, welche ich während dieses „Theaterbesuchs“ gedanklich in den Felsen zeichnete, oder besser, aus dem Felsen herauslas, wurden später, über die Jahre, zu Klettererlebnissen.

Bei meiner ersten und späteren „Sitzungen“ im Zuschauerraum der Felsenbühne war es für mich noch nicht das tatsächlich Machbare, was meine Sinne an den Strukturen und Felsformen festhalten ließ, denn davon war ich noch weit entfernt. Vielmehr war es die schon in den ersten beiden Jahren des Beginnens erfahrene Gewißheit, die Möglichkeiten zu besitzen, diese Tagträume verwirklichen zu können. Tagträumer sind „gefährlich“, denn sie setzen ihre Träume tatsächlich um.

Für mich als Angebot empfand ich durchaus bereits vorhandene, vorgegebene Routen wie: Kl. Wehlturm-Ostwand und FKV-Kante, Gr. Wehlturm-Alter Weg und Rengerweg, Westl. Wehlturm-Talweg. Im Prozeß der Annäherung baute ich mir über das Vorhandene die notwendige hautnahe Beziehung zu den angedachten Linien. Die Lust, sozusagen „das Funkeln im Auge des Tigers“, ist nicht immer vorhanden, aber Voraussetzung für den Augenblick. Einen Augenblick, der nicht konstruierbar ist, der aber ohne vorbereiteten Boden, die Basis in uns, unerreichbar bleibt. Der Reigen wird eröffnet, genau zum Frühlingsanfang 1971. Zufall? Wohl kaum.

Über den Winter, durchs „Trockentraining“ angestaut, ist der Drang, Großes zu tun an den ersten warmen Frühlingswochenenden noch ungebremst.

21.03.1971: Westlicher Wehlturm-Nordwand. Eine markante Handrißfolge mit Unterbrechungsstellen (VIIIa).

Mit bewährten Gefährten, Günter Lamm und Wolfram Nolte. Überhaupt ist die Wahl oder das Zusammenfügen

Seite 155 links unten: Teilansicht der „Wand des frühen Morgenlichts“ und der Nordkante (rechts)

Links oben: Im Mittelteil der Wand  
Unten rechts: Nicht nur das Seil verbindet – „da ist noch viel Gefühl ...“

der Partner mit dem daraus resultierenden gegenseitigen Mitnehmen und „Sich-befördern“ eine nicht zu unterschätzende Wichtigkeit. Denn mit der Sensibilität des Erlebens geht analog die Öffnung der Person einher. Öffnung ermöglicht erst das Empfangen und Mitnehmen des Erlebten. Für den Nichteingeweihten stellt Öffnung auch Gefährdung dar, da er sie einer Preisgabe seiner selbst gleichsetzt. Wird dieser Schritt aber nicht gegangen, so wird das Spektrum des Erlebens auch nie erfahren. Somit handelt es sich in diesem Zusammenhang auch nur um scheinbare Schutzlosigkeit, denn der Erlebnisprozeß, von der Idee bis hin zur Umsetzung, stellt größeren Zuwachs dar, als durch Gefährdung verlustig gehen könnte. Die Weite dieses Rahmens wird sich demnach immer durch unsere Individualität begrenzen.

02.09.1973: Westlicher Wehlturm – Direkte Ostverschneidung. Ein sich verlaufender Riß mit dachartigem Überhang und Wandausstieg (VIIIb).

23.03.1974: Felsensportturm (ein Trabant der Wehltürme) – Talseite. Riß- und Piazkletterei, sehr ausgesetzt (VIIIc).

Das Jahr 1977. In meinem Tagebuch ist es überschrieben: „Man darf nicht nur wollen, man muß auch tun.“

26.03.1977: Erster Versuch an der Nordkante des Gr. Wehlturms, mit Günter Lamm

23.04.1977: Erster Versuch „Wand des frühen Morgenlichts“, 3 Sicherungsringe, 1/3 der Gesamthöhe, mit Günter Lamm, Hans Schlesinger, Gisbert Ludewig, Gottfried Müller und Jürgen Cruse. Was nun folgte war ein Rausch.

Der Tagtraum von 1961 wurde wieder aktiviert und in den nächsten Tagen und Wochen bestimmt diese selbstgestellte Aufgabe mein Dasein, Probleme des Täglichen gelangen nicht in meinen Kopf.

28.04.1977: Klettern bis zum Hochpunkt, Einschleifen der Bewegungen, damit 100 Prozent fürs Neuland verfügbar sind. Antesten des Weiterwegs mit Klaus Schäfer.

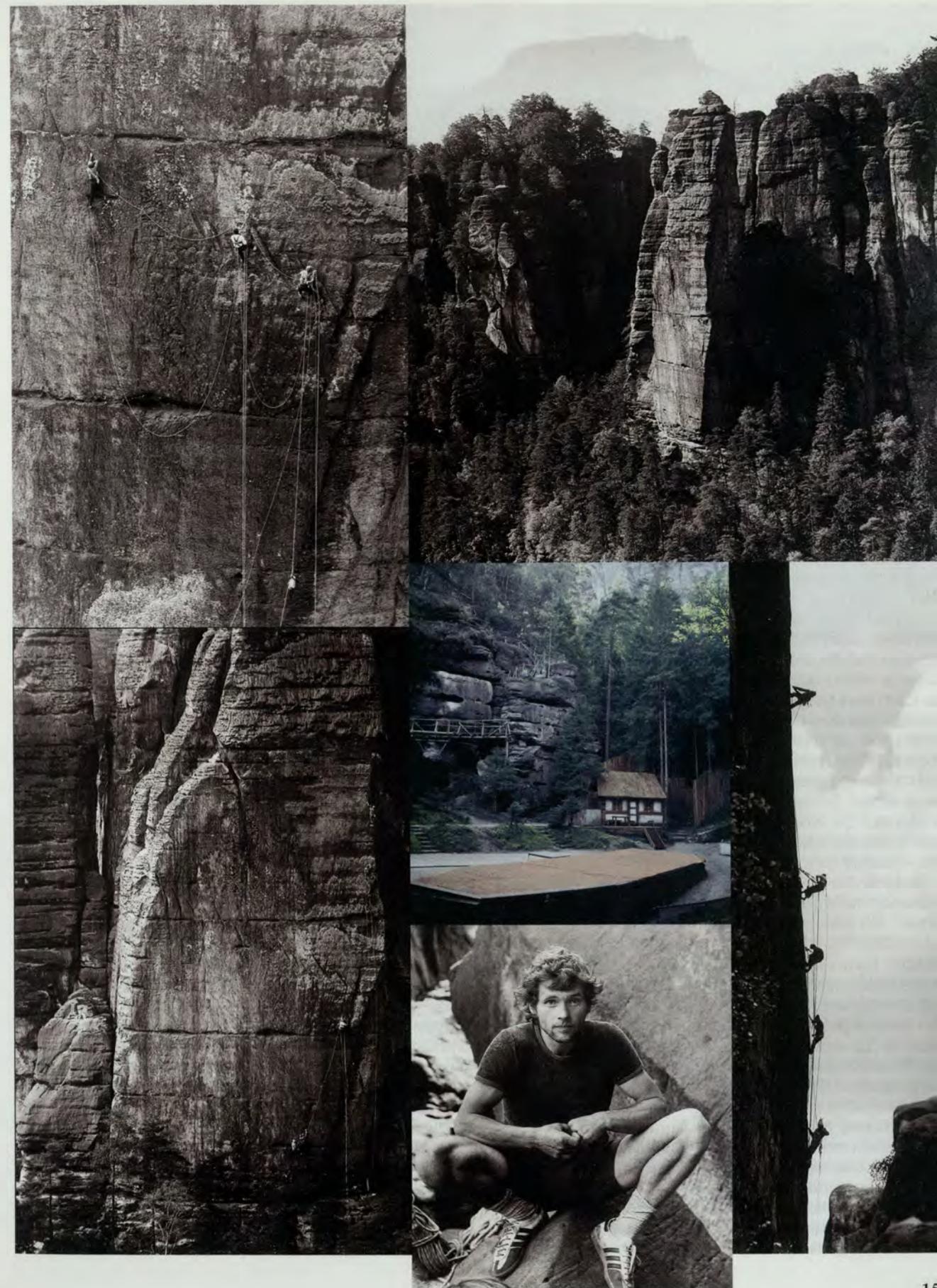
07.05.1977: 2. Versuch, Schlagen des 4. Sicherungsringes und Probieren der ansteigenden Querung, mit Günter, Jürgen, Gisbert und Hans.

08.05.1977: 3. Versuch, den 6. Sicherungsring vor die mutmaßliche Schlüsselstelle gesetzt und mit sicherlich unvermeidbarem Sturz weitergeklettert.

27.05.1977: Der Durchstieg.

Schon um 6.00 Uhr treffen wir uns in Rathewalde. Das Dorf liegt an der Verbindungsstraße von Hohnstein nach Lohmen, meinem täglichen Arbeitsweg. Christine setzt mich mit den Rucksäcken, dem Kletterzeug und Handwerkszeug fürs Ringschlagen ab und fährt weiter, übernimmt meinen Part in der Druckerei. Durch den steil abfallenden, in diesen Morgenstunden noch kühlen Amselgrund wandern die treuen Mitstreiter Günter, Gisbert, Jürgen, Hans und Fred mit mir hinab nach Rathen. Es ist noch still um uns, alle sind gerüstet, jeder in seiner Art.

Mit Günter verbindet mich nicht nur das Seil, da ist noch viel Gefühl. Er weiß um die Wand, den Tagtraum und den



Fotos: Archiv Arnold (4); Marianne Landes; Dieter Thiel

Namen. Er hat meinen Sturz (Brustgurt, Kreuzsicherung) während des 3. Versuchs gehalten.

Günter sitzt auch heute am 6. Sicherungsring, beobachtet meine Bewegungen, errät meine Gedanken und redet mit mir.

Die Schlüsselstelle, 8 Meter kompakte Wand, nur senkrecht, aber kleinste Leisten und ein etwas sandiges handgroßes Loch. Danach wieder größere Strukturen mit vermutlich sogar einer Sanduhr zur Sicherung.

Konzentration, die Luft knistert förmlich davon, als ich mich von Günter am Ring löse. Plötzlich ist alles anders. Habe ich auf „Schwerelosigkeit“ umgeschaltet? Locker reihe ich Zug an Zug, und die Freude, die sich aus der Lebendigkeit meines Körpers, aus der vollkommenen Anspannung aller Muskeln und Sinne in dieser selbstgewählten Umgebung aufbaut, ist so grenzenlos, daß ich wie ein Hund zu bellen beginne.

Diese Gefühlsöffnung ist das Phänomen des gesteigerten Körperbewußtseins. Nur unter ganz besonderen Bedingungen und auf einer hohen Stufe des klettersportlichen Könnens ist es zu erlangen. Bei einem optimalen Grad der Gewöhnung und technischer Beherrschung der Materie. Dabei erlebt man sich wirklich, wird man erhoben, bringt man tatsächlich unter sich, was über einem war.

Mit dem Fädeln der Sanduhr wissen wir's, das war „Die Wand im frühen Morgenlicht“, der Weiterweg zum Gipfel nur noch eine Formsache.

Bei allen späteren Gedankenumsetzungen:

09.04.1978: Gr. Wehlturm-Nordwestwand

29.04.1978: Gr. Wehlturm-Nordkante

11.05.1979: Gr. Wehlturm-Dir. Variante zur Wand im frühen Morgenlicht

02.06.1983: Gr. Wehlturm-Dir. Variante zur Nordwestwand

10.11.1984: Gr. Wehlturm-„Da capo“, Dir. Variante im mittleren Wandteil

24.04.1986: Gr. Wehlturm-Separater Einstieg zur Nordkante  
erfuhr ich die Ausschüttung des Glücks bedeutend maßvoller.

Objektiv zurückschauend ist dazu festzustellen, daß Klettererlebnisse in der Gesamtkomposition der Landschaft nichts verändern.

Die Handlungen am Fels, der schöpferischen Idee folgend, menschliche Anlagen in eine Erstbegehung, also Bewegungskreation umsetzend, schaffen ein Angebot für alle nachfolgenden Generationen.

Die Routen dienen der Erlebnisfülle, welche sich aus unserer sinnlichen Individualität im Landschaftsraum, unserem Können und den Partnern entwickelt. Alle Routen sind Zeugnisse des Bedürfnisses nach Vollkommenheit, Kultivierung und individueller persönlicher Vervollkommnung im Rahmen der natürlichen Felsenwelt, werden somit zur Mitteilung. Und allein deswegen sollten solche Mitteilungen objektiv unverändert erhalten bleiben.

Der Große Wehlturm, dieser monolithische Fels überm Wehlgrund, ist ein durchaus geeignetes Beispiel dafür.

02.08.1905: Erstersteigung durch Rudolf Fehrmann, Oliver Perry-Smith und Hans Schueller. Hierbei wurden erstmals Sicherungsringe, also fest installiertes Eisen, nicht zur Fortbewegung, sondern ausschließlich zur Sicherung eingesetzt.

20.05.1906: Hünigweg

22.10.1916: Rengerweg

03.04.1919: Dietrichweg

31.08.1948: Variante zum Dietrichweg

06.08.1969: Theaterstiege

Szenenwechsel. August 1991: Heike, meine damals vierzehnjährige Tochter und ich „begegnen“ auf der Brühlischen Terrasse am Dresdner Elbufer Caspar David Friedrich (1774-1840). Oder richtiger: natürlich begegnen wir nicht ihm, sondern nur einem Zitat des Künstlers, welches symbolisch die an ihn erinnernde Skulptur ergänzt:

„Der Maler soll nicht nur malen was er vor sich sieht, sondern auch was er in sich sieht.

Sieht er also nichts in sich,  
so unterlasse er auch zu malen  
was er vor sich sieht.“

Die Möglichkeiten zur Verallgemeinerung sind hierbei sicherlich nicht zufällig. Denn die Romantik ist ein Weg nach „innen“. Dabei werden wir zu unterschiedlichen Ergebnissen gelangen, doch das Entscheidende dabei ist das Sich-auf-den-Weg-machen.

Eine Erkenntnis, die mir an diesem Augusttage 1991 deutlicher denn je erschien und sofort die Brücke zum Selbst-erlebten baute.

## Die Violette Verschneidung

(Raus aus der Uniform und rein ins Leben, ins richtige Leben)

Oft sind es Farben, die uns stimulieren und dabei Gedanken in bestimmte Bahnen lenken. Zu Farben haben wir ganz unterschiedliche Beziehungen, die größtenteils von persönlichen Erlebnissen und Betrachtungsweisen geprägt sind. In meinem Erlebnis, in dessen Mittelpunkt eine Erstbegehung im rechten Wandteil der Höllenhund-Talseite steht, ist es die Farbe Violett. Die Felsoberfläche ist hier, untypisch für den größten Teil der Wand, im kantigen Verschneidungswinkel mit einem Hauch von Violett überzogen. Mineralien sind es, die, vom Wasser ausgelöst, an der Außenhaut des Sandsteins diese Färbung hervorrufen.

Für Kletterer ist Stein, hier Elbsandstein, naturgemäß das Medium zwischen Person und Personifikation des Erlebens. Das dabei auszutragende Spiel, die kreative Umsetzung von Fähigkeiten, ist nach innen gerichtet. Diese Partnerschaft kann für Kletternde zur lebenslangen Freundschaft werden. Eigentlich Grund genug, sich mit der all zu oberflächlichen Erklärung zur speziellen Färbung der Fels-oberfläche nicht zufriedenzugeben.



Foto: Helmut Schmitz

Rosaviolett ist nur in der inkrustierten Randzone (ca. 1-3 mm Dicke) anzutreffen, eine zusätzliche Verfestigung der Oberfläche ist damit aber nicht verbunden. Oxydationsprodukte wandern allmählich gegen die Hülle. Die Hauptbestandteile der Inkrustationsmasse sind ein Al-, Fe-, Mn-Phosphatgemisch, dem etwas Silikat und geringe Mengen von MgO und Na<sub>2</sub>O beigemischt sind. Die rosaviolette Färbung dürfte dementsprechend einem Eisen- oder Manganphosphat zuzuschreiben sein. Die meisten Vorkommen liegen auf nach Süden ausgerichteten Wänden, was im Zusammenhang mit wesentlich stärkerer Sonnenbestrahlung und damit verbundener höherer Verdunstungsmöglichkeit der aus den verschiedenen Schichten austretenden Lösungen steht. Die so gefärbten Wandteile in der Südwand der Höllenhundspitze liegen in verschiedenen Höhen und gehören zu den großflächigsten im Elbsandsteingebirge. Die eben geschilderten Vorgänge veranschaulichen uns deutlich, daß der von uns oft verwendete Begriff „felsenfest“ in Verbindung mit irdischer Dauerhaftigkeit unzutreffend ist.

Vor nunmehr reichlich 30 Jahren erlangte dieses spezielle Violett für mich eine ganz persönliche Bedeutung, deren Ursachen in meiner damaligen Situation zu finden sind. Assoziationen zur Farbe Violett sind vielschichtig. Violett, das klingt nach dem Halbedelstein Amethyst, man denkt an Veilchen und Flieder, auch an den Frühling; Glaubensgemeinschaften verwenden diese Farbe, und sie steht für die Renaissance. Wiedergeburt also, genau das trifft meine Empfindungen in den Novembertagen 1967. Aber begon-

nen hatte alles viel früher, die Ouvertüre dazu zog sich übers Jahr.

November 1966. Im Gleichschritt Marsch! Hinter 200 jungen Männern schließt sich das Kasernentor des Luftvertheidigungsregimentes „Dombrowski“ im Walde der Niederlausitz, nördlich von Kamenz. Ein gravierender Einschnitt für jeden Betroffenen, ganz gleich wie ihm die Uniform steht.

Schmerzlich auch für mich, da ich bisher täglich draußen, beim Klettern, unterwegs sein konnte. Aus einer jugendhaften, frischen Gemeinschaft herausgerissen, fiel ich ins Loch des bedingungslosen Gehorsams. Uniform, uniformierter Tagesablauf, uniformiertes Tun und die Gewißheit, fast drei Monate, die Zeitspanne bis zum ersten Urlaub, auf meine „kleine Welt“, die Felsen, die Trainingswände am Begangensteig, die Laufstrecken auf vertrauten Waldwegen, die Eltern und den großen Freundeskreis verzichten zu müssen. Diese Tatsache entwurzelte mich, den 19jährigen Träumer.

Da half auch die Kammerspeck produzierende tägliche Pralinenschachtel nichts. Welch ein Glück, daß ich damals dem Alkoholgebrauch noch völlig ablehnend gegenüberstand!

Jede Zeit ist vergänglich. Doch als mir diese Binsenweisheit so richtig bewußt wurde, hatte ich bereits zehn Kilogramm zugelegt.

Mit neu gewonnenen Freunden, Gleichgesinnten, dem Langstreckenläufer Eberhard und dem Ringkämpfer Klaus, die der Stumpsinn gleichermaßen belastete, bekam ich

wieder Boden unter die Füße. Durch gedanklichen Austausch und kontinuierlich gesteigertes Training holten wir uns nach Dienstschiuß Stabilität und Figur zurück. Während des anhaltenden Prozesses meiner „Wiedergeburt“ genoß ich jetzt fast das Hiersein, denn die Menschen um mich herum weckten plötzlich mein Interesse. Obwohl alle uniformiert und vom gleichen Stacheldraht umschlossen waren, gab es doch enorm viel Verschiedenheiten. Der Versuch, dabei vor der Ablehnung erst einmal zu verstehen, wurde mehr als nur ein Experiment, wurde ein Bestandteil zur Selbstfindung. Jahresurlaub, ein großes Wort. Ganze zehn zusammenhängende Tage sollten es werden. Zehn Tage Klettern im September. Und dann: abgelehnt wegen notwendiger Kriegsspiele! Erst im Spätherbst, am 27. Oktober, stempelte mir der Spieß, ein Oberfeldwebel, mit gönnerhafter Miene und der Bemerkung, „da fallnse mal nich runter, Kanonier Arnold“, den ersehnten Urlaubsschein ab.

Die sicherlich gefährlich überschäumende Begeisterung der ersten „freien“ Tage überstand ich schadlos. Mit vielen aneinandergereihten Klettermetern im Hohnsteiner und Rathener Gebiet kehrte in mir die gewohnte Sicherheit schneller als erwartet zurück. Die Alleingänge dieser Tage waren genau das Richtige. Wolfram Nolte, mein Begleiter auf den meisten Touren der vergangenen Jahre, konnte sich erst in den Novembertagen von seinem eben erst angetretenen Landarzt-Job frei machen. Also, dann wollen wir mal was „Richtiges“ unternehmen, uns selbst und dieser Zeit ein Marksteinchen setzen.

Spätherbststimmung: Dicker, kühler, alles ausfüllender Nebel über der Landschaft, irgendwann aber bricht die Sonne durch, doch noch ideal fürs Klettern an Südwänden.

Polenztal – Füllhölzel, der Weg nach Rathen. Überall riecht es nach Herbst, auf den feuchten Steinen liegt buntes Laub. Der Amsensee menschenleer, die Ruderboote kieloben am Ufer, die Saison ist vorbei.

Aber nicht in mir! Hier beginnt sie soeben, kurz, impulsiv, zehn Tage lang. Im Sand des Raaber Grundes sind meine Spuren die einzigen.

Während der Gansfelsen-Überschreitung, ich erreiche gerade den mittleren Gipfel, schwindet der Nebel, die Talwand der Höllenhundspitze erscheint im prächtigsten Licht. Klar, das ist sie, die Linie, etwas am Rande zwar, aber trotzdem markant. Verschneidung und Riß hinauf zum Ring des „Strubichweges“, über die Wand zum „Loch“ des Talweges und wie dieser auf den östlichen Gipfelkopf. – Ein Marksteinchen der Situation, im Verschneidungsgrund von violetter Färbung.

Bis die Herbstkühle mich vertreibt, sitze ich noch auf dem Pfeiler des Westl. Höllenhundvorturms, blicke hinüber in die Verschneidung, simuliere Bewegungsabläufe, spekuliere auf Knotenschlingen.

Am Nachmittag des 4. Novembers ist alles erlebt. Die Verschneidung geklettert, gehangelt und ausgespreizt, Bewegungen vom Feinsten, die uns, der momentanen Verfassung entsprechend, alles abverlangt haben. Zufrieden sitzen wir am zweiten Sicherungsring, schon oberhalb der Hauptschwierigkeiten, und wir wissen, daß wir noch heute ganz oben, am Gipfel stehen.

Januar 1998. Sonnenbeschienen, angenehm handwarm sind die Granitblöcke am Ufer der Laguna Sucia, zu Füßen des Rio-Blanco-Gletschers. Im Himmelblau des Seewassers spiegelt sich die lichtüberflutete Bergkette von Mojon Rojo bis zum Fitz Roy.

Auf einer tafelförmigen Felsplatte liegend strecke ich mich genüßlich, trotz Müdigkeit und schmerzender Schultergelenke von tiefer Zufriedenheit durchströmt. Wie schon oft, so hängen meine Augen auch heute wieder an der Südostwand der Aguja Saint-Exupéry. Für eine Zigarillolänge kehren Fragmente der letzten Tage zurück.

Klettern des Kletterns wegen? Hunderte Meter hohe platte Granitflanken, durchzogen von Rissen, begrenzt durch kantige Grate, in wilde, ja lebensfeindliche Berglandschaft gestellt. Deshalb reisten wir um die halbe Welt, mehrmals schon. Aus dem Ankommen wurde Hiersein, in dessen Verlauf sich der Gegenstand unseres Suchens vom Schlick des Alltags befreite. Was noch vor vier Wochen Wunsch, Bedürfnis und Hoffnung war, hat jetzt alles seinen Abschluß gefunden in der zu Fels gewordenen Mitteiligung.

Das Streiflicht über der Wand läßt unsere Linie durch die Schattenbildung der Ausstiegskante gut erkennbar hervortreten. Gestern waren wir, Egbert, Kurt und ich am Gipfel. Dort oben, auf dem felsigen Dachfirst, wo dir der scharfe Westwind mit D-Zug-Geschwindigkeit die Worte von den Lippen reißt und man buchstäblich sprachlos wird.

Unser Experiment war gelungen, Pioniergeist, gepaart mit Empfindsamkeit und Verständnis vom Klettern, hat in freier, unreglementierter Umsetzung unsichtbare Spuren hinterlassen. Spuren, die mit der vorhandenen Ästhetik der natürlichen Form identisch sind sowie die Großartigkeit einer Route in ihrer landschaftlichen Gesamtkomposition verkörpern.

Heute müßte Sonntag sein, der letzte Tag im Januar, – oder auch nicht ... Die Eindrücke der letzten Tage haben mein Zeitgefühl ausgeschaltet und Wichtigkeiten relativiert. Morgen, als „Packesel“, die Ausrüstung vom Biwackblock hinunter ins Camp buckeln. Doch heute wollen wir uns noch als richtige Gourmets von Egberts Kochkunst verwöhnen lassen. Plötzlich haben es alle eilig. Der Abstieg über das Blockfeld in der Talsohle wird zum Tanz. Von Block zu Block springt jeder nach seiner Choreographie, Patzer verursachen dabei nur die Wackelsteine.

## Einfach Leichtigkeit

Boulder, Juli 1990. Zwei Monate Reisen und Klettern in den Staaten liegen hinter Heike und mir. Zufrieden und voller neuer Eindrücke warten wir vor dem Kletterladen auf Jesse, der uns zum Flughafen nach Denver bringen will. In der Glastür des noch geschlossenen Geschäfts wirbt ein etwas schrilles Plakat für eine Kletterballett-Aufführung. Die Neugier nützt uns nichts, Rückflug in drei Stunden. Das Interesse an dieser für uns neuen Form, sich kletternd zu bewegen, war damit aber geweckt. Es dauerte dann doch noch fast zwei Jahre, bis sich der Kontakt zu Erika Engler, einer in Landquart/Schweiz lebenden und kletternden Tanzlehrerin ergab. Ihre großartige Aufgeschlossenheit und ihr einfühlsames Geschick verhalf uns im sächsischen Hohnstein durch „Danse Verticale“ zu mehr Bewegungsphantasie. Was Erika dazu zu sagen hat:

„Der gute Wandkletterer zeigt eine große Natürlichkeit und Eleganz der Bewegungen. Er klettert nicht ruckweise, sondern gleitet gleichmäßig an der Wand empor... Wer ihm zusieht, auf den überträgt sich das Gefühl der Sicherheit.“ Dies schrieb Rudolf Fehrmann anno 1908 (Der Bergsteiger in der sächsischen Schweiz, Führer durch die Kletterfelsen, Dresden 1908). Beim Durchlesen dieser Zeilen wäre ich in keiner Weise erstaunt gewesen, wenn Fehrmann mit „Klettern ist wie Tanzen in der Senkrechten“ seine Ausführungen beendet hätte. Es sollten jedoch noch fast 80 Jahre vergehen, bis französische Kletternde, TänzerInnen, ChoreographInnen und Filmschaf-

fende an Häusern, Kulissen, im Meer und an Felsen mit Fehrmanns Eindrücken zu spielen begannen. Namen dieser Zeit waren Bruno Dizien, Laura de Nercy, Patrick Berhault, Antoine Le Menestrel und Fabrice Guillot – die „Hebammen“ des Danse Verticale.

Aber was ist nun eigentlich so faszinierend am Ganzen? Für Turnende und Tanzende ist es ein neues Turngerät und eine Bereicherung um – im wahrsten Sinne des Wortes – eine neue Dimension. Den Ideen sind keine Schranken gesetzt; das einzige Limit ist die Schwerkraft. Vom Seil und vom Ziel oben ankommen befreit, kann die eigene Bewegungsphantasie ausgelebt werden.

Die senkrechte Wand wird auf spielerische Weise belebt und regt immer wieder zu neuen Experimenten an: Diese können von einfachen Bewegungsfolgen mit Musik, über farbige bewegte Bilder, Visionen und Geschichten, bis zum anspruchsvollen Tanz in der Vertikalen reichen.

Eingespielte Kletterzüge können mit ungewohnten Varianten bereichert werden. Auch die synchrone Bewegung als Teil einer Gruppe ist für Kletternde, die meist als EinzelkämpferInnen unterwegs sind, eine neue Erfahrung. Für mich schließt sich ein Kreis zu Fehrmanns Ausführungen.

Danse Verticale, unabhängig von der Vergangenheit oder der Gegenwart, bringt den Wunsch der Menschheit, federleicht ein Hindernis zu überwinden, zum Ausdruck. Das Gefühl der Leichtigkeit, als ob die Schwerkraft nicht existierte, läßt uns den Streß um die Schwierigkeitsgrade vergessen, und nicht selten findet sich dabei sogar eine elegantere Lösung für eine Crux am Fels.



Links: Für eines der von ihm, seiner Familie und Freunden veranstalteten Hohnsteiner Kletterfeste konnte Bernd Arnold Erika Engler, eine kletternde Tanzlehrerin aus der Schweiz als Choreographin für „Danse verticale“, ein Kletterballett, gewinnen

„Dance Vertical“  
beim „Festival  
dei Festival“ am  
6. Juni 1998  
in Lugano (CH)  
Choreographie  
Erika Engler

Perspektiven  
auch im Sinne  
des folgenden  
Beitrags?



Fotos: Bernard van Dierendonck

Am Ende dieser Ausführungen werden sich nicht wenige Leser fragen: „Wie geht das nun zusammen, Klettern und Land-art, was ist mir verborgen geblieben?“

Im Umgang mit unseren natürlichen Anlagen wird diese Beziehung erlebbar, erfordert allerdings unsere allseitige Sensibilität, sonst wird aus Schwere niemals Leichtigkeit und die Felsenwelt niemals Träger unserer Mitteilung. Land-art kann sich bei jedem erst aus inhaltlicher Durchdringung entwickeln. Öffne dich vor dir selbst und mache eigene Erlebnisse transportierbar.

Zu den Bildern oben:  
Links: Die Natur erwacht  
auf allen Ebenen,  
selbst die Vogelscheuche  
wird lebendig ...  
Rechts: Ein großes  
achtbeiniges Ungeheuer mit  
zwei Köpfen dringt in das  
Reich der Gnomen ein ...

**Leben nach meiner Phantasie**

**Ich brauche ein wenig wilde Freiheit,  
ein wenig Taumel im Herzen und  
diesen fremden Geschmack von unbekanntem Blumen.  
Für wen wären diese Berge,  
und dieser Wind von Schnee und von Quellen?**

**Die Schafe verstehen nichts!  
Sie rupfen, sie rupfen  
alle und allzeit im selben Sinn,  
und käuen dann endlos wieder  
ihre geschmacklose Gewohnheit...**

**Ich, ich will springen,  
über Abgründe hinweg,  
und, das Maul voller Kräuter ohne Namen,  
erschauern vor abenteuerlicher Freude  
auf dem Gipfel einer Welt.**

*(Nach dem „Gebet der Wildgeiß“ von  
Carmen Bernos de Gasztold)*

# Ich sehe was, was du nicht siehst!

Gedanken über verschiedene Betrachtungsweisen des Kletterns

Stefan Winter

Das Sprichwort „suum cuique“ steht für die grundsätzliche Freiheit des Menschen, so zu handeln, wie er möchte. Diese einfache, aber gehaltvolle Aussage bietet sich als Einstieg für Gedanken über verschiedene Betrachtungsweisen des Kletterns<sup>1)</sup> an, denn besonders diese Sportart kann jeder frei ausüben und genießen (ohne Hallenbelegungsplan und Schiedsrichterpfiff), wie er möchte – eben nach dem eigenen Geschmack.

## Wahrnehmung

Bei aller Freizügigkeit muß allerdings die Frage erlaubt sein, ob sich diese persönliche Fassung manchmal nicht einengend auswirken kann. Endet Eigenbrödelei im Klettersport nicht sowohl in geistiger als auch in sportlicher Stagnation und behindert die Entfaltung des kreativen Potentials des Kletterns?

Folgender Beitrag soll den Leser zu lebenslangem Sporttreiben (Klettern) motivieren und dazu anregen, die eigene Kletterbiographie zu reflektieren. Der Autor möchte damit für mehr Verständnis der Kletterer untereinander werben und plädiert für ein Überdenken der Lehr- und Lernwege des Kletterns.

Erinnern Sie sich bitte zunächst daran, als Sie an Ihrem letzten Klettertag nach dem x-ten Versuch wieder aus Ihrer Traumtour geflogen sind, ohne daß Sie eine schlüssige Erklärung dafür hatten! Erinnern Sie sich noch daran, wie Ihnen das fast den ganzen Klettertag vermiest hat, und Sie sich niedergeschlagen durch die Arbeitswoche bis zum nächsten Wochenende geschleppt haben, um wieder dieselbe Route zu probieren?

Vielleicht hätte Ihnen an dieser Stelle mehr Kraft oder eine andere Technik, oder aber auch eine andere Einstellung beziehungsweise ein anderer Blickwinkel zum Erfolg verholfen oder hätte zumindest Ihre Stimmungslage verbessert. Über die persönliche Anschauung des Kletterns hinaus kann es nämlich interessant und bereichernd sein, sich mit anderen Betrachtungsweisen des Kletterns zu befassen, sich „auf neue Pfade zu begeben“ und sich nicht ausschließlich der Pflege des eigenen Stils zu widmen.

Die Kletterstile und die Einstellungen zum Klettern liegen sicherlich auch im Kreis Ihrer Seilschaftspartner „seillängenweit“ auseinander. Auf gemeinsamer Tour könnten Sie beispielsweise den luftigen Standplatz als atemberaubende Ausgesetztheit empfinden, während Ihr Partner die unbequemen Sicherungsminuten am selben Platz lediglich als taktische Notwendigkeit ansieht. Ein und dieselbe Route könnte von Ihnen als intensive Naturerfahrung, aber auch als Meßlatte für körperliche Leistungsfähigkeit wahrgenommen werden.

Diese Einstellungen bedingen sich unter anderem dadurch, daß Klettern eine sogenannte „offene Bewegungsfertigkeit“ darstellt. Das heißt, als Kletterer<sup>2)</sup> müssen Sie laufend neue Bewegungsaufgaben lösen, weil keine Kletterstelle zweimal existiert. Somit bieten sich Ihnen unendliche und in der Bewegungsausführung offene Möglichkeiten, eine Kletterei zu meistern und einen damit verbundenen Sinn zu erfahren, als zum Beispiel beim normierten Kunstturnen.

Zur Veranschaulichung ein weiteres Beispiel: Eingedrehte Körperpositionen stellen für Sie vielleicht eine geeignete Bewegungstechnik zum kraftsparenden Überwinden eines Überhangs dar, alternativ zum kraftvollen Durchziehen aus frontaler Kletterposition. Sie könnten aber auch als Selbstzweck zum Gestalten von ästhetischen Körperbewegungen gesehen werden.

Diese verschiedenen Sichtweisen des Kletterns entstehen unter anderem durch die Wahrnehmung von körperfremden Reizen, wie zum Beispiel die Temperatur und Struktur des bekletterten Gesteins, und körpereigenen Reizen, wie zum Beispiel die Spannungszustände der Muskulatur in verschiedenen Kletterstellungen. Ihre gegenwärtige Gemütslage hat dabei einen nicht unerheblichen Einfluß darauf, welche Reize Sie überhaupt für bedeutsam erachten. Diese Reize werden in ihrer Qualität und Quantität von den Sinnesorganen aufgenommen und verarbeitet. Sie werden von jedem Kletterer schließlich individuell gedeutet, so daß einer Kletterei unterschiedliche Bedeutungen zugeschrieben werden können.

Wenn Sie jetzt noch immer glauben, daß Sie mit Ihrem Kletterpartner auf absolut gleicher „Wellenlänge“ liegen

Unten: Klettern bringt verschiedene Perspektiven. Diese Sinnorientierungen sollten bewußt wahrgenommen werden.

Seite 163: Vom Ausbrechen aus der eigenen Rolle sollte man sich spontan überraschen lassen

und Sie sich deshalb so gut verstehen, weil Sie genau dieselben Einstellungen zum Klettern haben und dasselbe beim Klettern wahrnehmen, dann lassen Sie sich bitte auf folgendes Experiment ein:

Stellen Sie sich nochmals Ihren letzten Klettertag vor! Erinnern Sie sich an das Wetter, das Gestein, Ihre gekletterten Routen! Wie haben Sie sich in der Schlüsselstelle gefühlt? Lassen Sie sich in Ihrer Erinnerung treiben und wählen Sie einige Ihrer Wahrnehmungen dieses Tages aus! Vergleichen Sie diese Eindrücke mit denen Ihres Kletterpartners! Sie werden feststellen, daß er Ihnen teilweise völlig andere Wahrnehmungen nennen wird, die für ihn von Bedeutung waren. Während Sie weiter über diesen Tag reflektieren, werden Sie merken, daß es verschiedene Perspektiven des Kletterns gibt, für die Sie vielleicht bislang kein Interesse übrig hatten.

Dies könnten neben dem für das Sportklettern typischen Aspekt der Leistung (Selbstbewahrung, Erfolg) die Pflege der Gesundheit (Fitneß, Wohlbefinden) oder das Miteinander (Geselligkeit, Unterhaltung) mit Freunden sein. Das Erleben von sportlichen Kletteraktionen verbunden mit Spannung (Risiko, Wagnis) und die Selbstverwirklichung durch Bewegungen mit Ausdruck (Ästhetik) seien als weitere Motivationen genannt<sup>3)</sup>. Allen gemein ist das Ziel, durch beziehungsweise beim Klettern „ein gutes Gefühl zu haben“ und durch das Erfahren von Selbstwirksamkeit in den genannten Handlungsfeldern Lebensqualität herzustellen.

### Kletterperspektiven

Abhängig davon, wie Klettereien wahrgenommen werden, hinterläßt das Erlebte im Gedächtnis ausgewählte, puzzleartige (Erlebnis-)Eindrücke. In biographischer Dimension eines Klettererlebens können sich diese Bruchstücke zu einem aussagehaltigen Mosaik sortieren. Es kann sich eine überdauernde Perspektive bilden oder verändern, unter welcher man oder frau klettern geht.

Diese grundlegenden Perspektiven, Sinnorientierungen oder Zielsetzungen des Kletterns leiten vermutlich den Kletterer bei seinen sportlichen Aktionen, so daß er sich an bekannten Verhaltensmustern orientieren kann und sich zum Beispiel bei der Tourenplanung zu Hause oder am Einstieg nicht jedesmal für ein neues Motiv zum Klettern entscheiden muß. Eine Perspektive kann somit persönlichkeitsdarstellendes Verhalten steuern und diejenigen Handlungsweisen festigen, mit denen die gewünschten Effekte (z.B. Naturgenuß, Geselligkeit, Wohlbefinden) erzielt werden können. Beim Liebhaber von spannungsreichen Abenteuerklettereien beispielsweise zeigt sich dies unter anderem an der Wahl abgelegener und selbst abzusichernder Klettereien, um als Effekte Risiko und Wagnis zu erleben. Im Gegensatz dazu wird derjenige, der vor allem Begegnungen mit anderen Kletterern sucht, den Mode-Felsen oder die Kletterhalle als soziale Kontaktstätte aufsuchen.

Weitere Perspektiven beschreibt Aufmuth (1994)<sup>4)</sup> in seiner kleinen Typologie der Bergsteigercharaktere: „Der Leistungsfetischist“, „Der Genußbergsteiger“, „Der Technokrat“ oder „Der Führer“ sind Typisierungen, in denen sich wohl noch heute jeder Kletterer mehr oder weniger wiedererkennt. Aufmuths Charakterisierungen könnten mittlerweile um typische Erscheinungen der Kletterszene der neunziger Jahre aktualisiert werden. Beispielsweise um den nur in der Halle kletternden „Trendsetter“, der das Klettern wie eine Mode auch wieder aufgibt.

### Der rote (Erlebnis-)Faden

Vergleichbar mit dem sprichwörtlichen „roten Faden“ kann sich die Perspektive, welche die Klettermotivation ausmacht und das sozio-kulturelle Verhalten beim Klettern prägt, stetig entwickeln und sich durch die Biographie eines Klettererlebens ziehen. Dieser für Verhaltensbeständigkeit stehende rote Faden kann bildhaft von



Zeichnung: J. Fischer, DAV-Kartographie



Foto: Karl Schrag

weiteren Fäden spiralförmig umgarnt sein, welche für zusätzliche untergeordnete Betrachtungsweisen des Kletterns stehen. Diese können sich mit der Hauptperspektive vermischen und sich gegenseitig beeinflussen (siehe Zeichnung), so daß ein Kletterer immer von mehreren Motiven geleitet wird.

Wird das Klettern als lifetime-Sport<sup>5)</sup> ausgeübt, kommen im Laufe der Zeit wahrscheinlich zahlreiche neue Klettererlebnis-Puzzleteile hinzu, welche die bereits bestehenden Erfahrungen an Bedeutung ergänzen oder überbieten können. Die gegenwärtige Perspektive kann sich daraufhin verstärken oder in ihrer Sinngebung verändern.

Im Gegensatz zum Trendsport-Kletterer werden sich beim lifetime-Kletterer die Verhaltensweisen beim Klettern sehr wahrscheinlich weiterentwickeln, ebenso wie sich auch die Persönlichkeitsmerkmale (z.B. Sachkompetenz, Kommunikationsfähigkeit) eines Menschen in verschiedenen Lebensphasen verändern. Im Anschluß an das Stürmen und Drängen nach Kletterabenteuern in jungen (ersten) Kletterjahren, dem Auswählen von Qualität und Exklusivität bietenden Touren in mittleren Jahren, werden die meisten Kletterer am Ende ihrer Kletterkarriere Vorliebe im Genießen und Verweilen finden. Positiv auf diese Weiterentwicklung des „klettersportlichen Ichs“ wirkt

sich die bewußte und kritische Bewertung der eigenen Kletteraktivitäten aus.

Bleibt diese aus, könnten andere Aspekte des Kletterns unerkannt bleiben und nicht erlebt werden. In diesem Zustand könnten sich Verschllossenheit für andere Sichtweisen des Kletterns, Verständnislosigkeit oder gar Intoleranz entwickeln. Als Beispiel sei die manchmal rüde Umgangsweise zwischen „Plaisir-“ und „Cleankletterern“<sup>6)</sup> genannt, die sich jeweils durch ihre grundlegend ablehnende Haltung gegenüber dem anderen auszeichnen und die sogar schon in teils zerstörerischen Maßnahmen geendet haben (z.B. Haken absägen oder „Übersichern“ einer Abenteueroute).

Eine Möglichkeit, aus dieser Isolation auszubrechen und dabei sogar noch für das eigene Klettern zu profitieren, ist das bewußte Einnehmen anderer Perspektiven (Einfühlungsvermögen). Die eigene Rolle, die eigenen Vorlieben und Ziele beim Klettern müssen nicht völlig aufgegeben werden. Oft kann schon ein Kompromiß, z.B. bei der Routenauswahl, den Beginn darstellen, im Klettern einmal einen anderen Sinn zu sehen.

Am einfachsten ist es, anderes Verhalten unvoreingenommen auszuprobieren und sich überraschen zu lassen. Prominente Vorbilder dafür findet man beispielsweise

Seite 165: Ist die eigene Freude am Klettern dieselbe, wie sie mein Nachsteiger empfindet? Tauschen Sie sich aus.  
Unten: Großer Fels, ganz klein

unter Kletterern wie Catherine Destivelle oder Stefan Glowacz, die sich nach ihrer aktiven Wettkampfzeit dem sportlichen Alpinklettern verschrieben haben und darin neue Motivation und neue Perspektiven zum Klettern gefunden haben.

Zweifelsohne wird ihr Tun nach wie vor vom Leistungsgedanken bestimmt, wie es in der Regel von Spitzensportlern erwartet wird, doch scheint für sie auch immer mehr das Gesamterlebnis im Vordergrund zu stehen<sup>7)</sup>.

Andere Perspektiven des Kletterns geraten dann ins Blickfeld und gewinnen an Bedeutung. Zum Beispiel das Miteinander, die vom gesamten Team erbrachte Leistung oder der stilistische Ausdruck einer Unternehmung (z.B. „by fair means“, „sanftes Klettern“, „clean climbing“) und der daraus resultierende, prägende Eindruck für die Einzelperson. Je mehr Perspektiven einer Kletterunternehmung Sinn verleihen, desto mehr kann der gesamte Verlauf zur (sportiven) Idee werden als nur das Endergebnis<sup>8)</sup>. Der Wert des tatsächlich Gekletterten besteht dann nicht in der Höhe des erreichten Schwierigkeitsgrades und dem finalen Einhängen des Seils in die Umlenkung, sondern erschließt sich aus der Betrachtung des gesamten Ablaufes einer Unternehmung, eines Klettertages, einer Route.



Foto: Michael Hoffmann

## Perspektivenwechsel

Die ständige Weiterentwicklung der eigenen Einstellung zum Klettern kann sicherlich als ein wesentlicher Faktor betrachtet werden, der Lust am Klettern erzeugt. Langfristig kann auf der Basis eines Perspektivenwechsels die Lebensqualität, gemessen an der Eigenrealisierung von nachhaltigen Klettererlebnissen („guten Klettergefühlen“), zunehmen. Je mehr Erfahrungen ein Mensch erworben hat, desto mehr Entscheidungs- und Handlungsmöglichkeiten stehen ihm zur Auswahl, desto weniger wird für ihn die Routine des Kletteralltags zur Langeweile.

„Neue Perspektiven zu suchen“, „über den Tellerrand hinauszublicken“ bedingt, Wagnisse unterschiedlichster Art einzugehen und Anstrengungen aufzubringen. Sich selbst und sein eigenes Verhalten in Frage zu stellen, anderes Verhalten zu akzeptieren und ins eigene Lebenskonzept zu übertragen, ist die Voraussetzung für Veränderung. Ein Perspektivenwechsel kann sich aber auch unter geringem Einsatz aus der zurückhaltenden Distanz des Beobachters anstatt aus „blindem“ Aktionismus vollziehen.

Warum nicht einmal zum Klettern gehen, ohne den Druck zu verspüren, eine „Limit-Route“ klettern zu müssen, warum nicht vermehrt nach Transfermöglichkeiten in und zu anderen Sportarten suchen, warum nicht die pädagogischen Möglichkeiten des Kletterns weitergeben, warum nicht einmal am Wandfuß mehr Kontakte zu anderen Kletterern knüpfen? Gegen Langeweile und Stagnation und für die Weiterentwicklung der ganzheitlichen kletter-sportlichen Handlungsfähigkeit „hilft nur das bewußte Stören des Ruhepotentials“ (Güllich, 1989<sup>9)</sup>.

Dieser Gedanke vom Stören des Gleichgewichts ist mit ganz anderer Zielsetzung in der Trainingslehre im „Prinzip der Variation“ verwirklicht und zeigt dadurch eine hohe Allgemeingültigkeit und Transferfähigkeit in andere Lebens- beziehungsweise Sportbereiche. Als Trainingsgrundsatz beschreibt der Gedanke des „Perspektivenwechsels“ hier die gezielte Veränderung der auf den Organismus einwirkenden Trainingsreize, um optimale biologische Anpassungserscheinungen im Körper zu erzielen. „Gutes Gefühl“ ist hier allerdings nur auf einen gut funktionierenden Körper beschränkt.

Im beschriebenen Bereich des sozio-kulturellen Erlebens des Kletterns bedeutet dies dagegen, verschiedene Sichtweisen des Kletterns zu variieren, um so eine möglichst hohe Erlebnisvielfalt zu erzielen und dadurch die Handlungsmöglichkeiten und in der Folge Lebensqualität zu steigern. Das heißt, anstelle einer rein funktionalen und technischen, zum sportlichen Ziel führenden Sichtweise könnten Fertigkeiten des Kletteralltags zum Beispiel unter erlebnisthematischem Aspekt betrachtet werden, um neue Reize und Anregungen für das Überdenken des eigenen Verhaltens zu erhalten.

In der Praxis ließe sich die Frage stellen: Abseilen immer nur als schnelle Abstiegshilfe? Nein, danke! Abseilen als Schaukelspaß, Aussichtswechsel oder Nachbetrachtung der gerade gekletterten Route? Ja! Dieses bewußte „Offensein“ für andere Perspektiven verspricht mehr Wahrnehmungen beim Klettern, den Erhalt und die Erweiterung der Lustmomente, ohne die dazu nötigen Reize nur über „schneller, höher, weiter“ zu steigern. Das auf den nächsthöheren Schwierigkeitsgrad ausgerichtete Klettern und der ausschließlich an Leistung gebundene „Kick“ und „Thrill“ können durch eine weitere Alternative ergänzt werden, wenn das bekannte (Sport-)Treiben neu betrachtet wird. Dies könnte auch zu einem Ausgleich der



Foto: Karl Schrag

sich hochschaukelnden Erlebnisspirale „Route abhaken und nächste klettern“ führen.

Dieses „Mehr“ an Bewußtsein für möglichst viele Aspekte des Kletterns kann darüber hinaus ein freundschaftliches Miteinander-Umgehen trotz breiten- bzw. massensportlicher Erscheinungen des immer beliebter werdenden Klettersports fördern. Konkurrenzdenken, Schlangestehen am Einstieg und abgespeckte Klassiker können desto leichter ertragen werden, je offener die Erwartungshaltung und die Perspektivenorientierung der Aktiven sind.

Ein derartig mehrperspektivisches Sporttreiben findet in der Alpinliteratur häufig in Wortspielen seinen sprachlichen Ausdruck: „Halten und gehalten werden“, „Abstieg als Aufstieg“, „Einstieg zum Aufstieg“ oder „Der Weg ist das Ziel“ stehen für die Mehrdeutigkeit von Situationen. Die Erlebniswelt Klettern mit ihren verschiedenen Spielformen bietet unzählige solcher bildhafter Deutungsmöglichkeiten. Je größer das Vorstellungsvermögen ist, und je mehr hinterfragt wird, desto mehr kann die eigene (Kletter-)Welt um neue Perspektiven bereichert werden. Zum „Normalen“ gewordene Erlebnisse können wieder spannend werden, weil sie andere Bedeutungen bekommen, die über die Notwendigkeit von Routineerledigungen hinausgehen.

Die dargelegten Gedanken sollen an dieser Stelle als These formuliert und im Verlauf des Textes weiterhin als Motto verwendet werden: „Mit Bewußtsein neue Perspektiven aufsuchen, ist die Voraussetzung für (sportliche) Weiterentwicklung“. Diese These kann für die Suche nach einem

erweiterten Sinn im sozio-kulturellen Erleben in der „Sportwelt“ Klettern gelten, aber auch in der Bewegungslehre beim Motorischen Lernen, also dem Erlernen von Bewegungen, als didaktisches Konzept eingesetzt werden. Bei genauer Betrachtung zeigt sich nämlich, daß in Lernsituationen Kletterer aller Leistungsstufen vor allem durch Perspektivenwechsel zu Lernerfolg gelangen. Während der Kletterneuling vom „alten Hasen“ immer wieder auf grundlegende Aspekte des Kletterns hingewiesen wird, könnte andersherum der Profi das Anfängerverhalten auch einmal als Anreiz verspüren, sich mit Neugier und Interesse der auf den ersten Blick vielleicht naiv erscheinenden Betrachtungsweise des Anfängers zu öffnen, anstatt dieses überheblich zu beäugen und sich insgeheim des eigenen, vermeintlich besseren Niveaus zu brüsten.

## Neue Perspektiven beim „Klettern lernen“

„Lernen ist eine bewußte Verhaltensänderung aufgrund von Erfahrung“. Diese bekannte lernpsychologische Definition besagt, daß ein Lernender eigene Wege beschreiten muß, die zum Erfolg, aber auch zum Mißerfolg führen können. Erst aufgrund dieser Erfahrungen kann ein Verhalten entwickelt werden, das die Lösung einer bestimmten Bewegungsaufgabe ermöglicht.

Beim Klettern besteht die Bewegungsaufgabe in der „bodenlosen Fortbewegung unter Wahrung des leiblichen Gleichgewichts“. Um diese Aufgabe in möglichst jeder Situation lösen und bewältigen zu können, ist es notwendig, vielfältige Wahrnehmungen aus den Bereichen Technik, Taktik und Kondition in den eigenen Erfahrungsschatz aufzunehmen, ihre Brauchbarkeit abzuwägen und daraufhin das Verhalten am Fels in verschiedenen Situationen abzustimmen. In der Praxis bedeutet das, daß ein Klettern Lernender für die ihm von der Wandstruktur gegebenen Bewegungsaufgaben finden muß.

Hilfreiche Anleitungen von außen könnten dafür sein: Versuche Kräfte in Deinem Körper zu spüren und verändere sie!

Versuche Griffe und Tritte unterschiedlich zu greifen, zu belasten!

Versuche zu spüren, wie die Schwerkraft an Dir zieht und wirke ihr entgegen!

Diese und weitere verbale Anleitungen können den Kletterschüler im Lernprozeß dazu ermutigen, etwas völlig anderes als zunächst vorgehabt zur Lösung einer Kletterstelle auszuprobieren und provozieren somit einen Perspektivenwechsel im Bewegungskonzept.

Die dabei ausgeführten Bewegungen können zu eigenständigen Erfahrungen werden, wenn diese in schülerzentrierter Aufgabenform erarbeitet und selbsttätig gelöst werden. So bestehen sehr gute Chancen, das Klettern in seiner Ursprünglichkeit als offene Bewegungshandlung zu erleben.

Unten: Ist kein passendes Bewegungsverhalten parat, hilft oftmals nur noch das radikale Ändern der eigenen Bewegungsperspektiven

Ganz anders sieht (sah) es in vielen Kletterkursen aus. Es werden (wurden) (Norm-)Lösungen eines Bewegungsproblems als einzige Lösungsmöglichkeit vorgestellt. Auch die Literatur begnügt(e) sich mit der Aufzählung normierter Bewegungen, also vorgeschriebener Bewegungsperspektiven und deren Umsetzung nach dem Lernprinzip „Lernen am Modell“ bzw. „Nachahmung an standardisierten Kletterstellen“. Gerade aber beim Klettern gibt es in jeder Route zahlreiche Lösungsmöglichkeiten, was unter anderem den Reiz dieser Sportart ausmacht.

Anstatt die genormte Lösung einer Kletterstelle üben zu lassen, sollte sich ein Klettern Vermittelnder der Schulung der Bewegungskoordination widmen. Die Koordination, also die Steuerung und Regelung von Bewegungen, ist Grundvoraussetzung für das Bewältigen jeder Kletterstelle und läßt ihrerseits individuelle und verschiedene Lösungen dieser Kletterstelle zu. Bei einer Fehlerkorrektur könnte daher in erster Linie die Bewegungskoordination anhand ihrer Merkmale Bewegungsrhythmus, Bewegungsstärke, Bewegungsgenauigkeit, Bewegungstempo, Bewegungskopplung etc. verbessert werden.

Ein für diesen Zweck noch mehr zu nutzendes Medium ist sicherlich das Bouldern, das in der Übungsintensität nicht zu übertreffen ist. Die direkt im Anschluß an einen Boulder erfolgende Rückmeldung über die Wirksamkeit ausgewählter Bewegungen und innerer Einstellungen ist sehr intensiv, da sich das Feedback nur auf wenige Züge richtet und unmittelbar erfahren werden kann. Dieses kann sofort im nächsten Versuch verarbeitet werden, ohne aufwendige sicherungstechnische Aktionen oder mittelbare Vermittlungswege.

An Umsetzungsmöglichkeiten mangelt es nicht. Es kann überall gebouldert werden, wo die Möglichkeit besteht, die Ebene zu verlassen und somit das körperliche Gleichgewicht aufzugeben. Das Bewegen in der Senkrechten an Hausmauern, Bäumen, Stockbetten etc. eignet sich als Klettergelegenheit der ungewöhnlichen Art, provoziert aber auch ungewöhnliche, neue Bewegungen, die für die ständige Auffrischung des Bewegungsschatzes und der Bewegungsperspektiven von Bedeutung sind.

### Ein neuer Ansatz

Einen neuen Ansatz für problemorientiertes Lösen von Bewegungsproblemen beim Klettern enthält der neue Alpin-Lehrplan „Felsklettern-Sportklettern“<sup>10)</sup>. Die Theorie des Erlernens der Bewegungstechniken basiert hier zunächst auf der Vorstellung von drei zentralen Problemfeldern: 1. Ein Fuß kann nicht zum gewünschten Tritt versetzt werden. 2. Eine Hand kann nicht weitergreifen. 3. Der gewünschte Körperhub läßt sich nicht realisieren, da man keine Vorstellung hat, wie die Stelle geklettert werden soll.

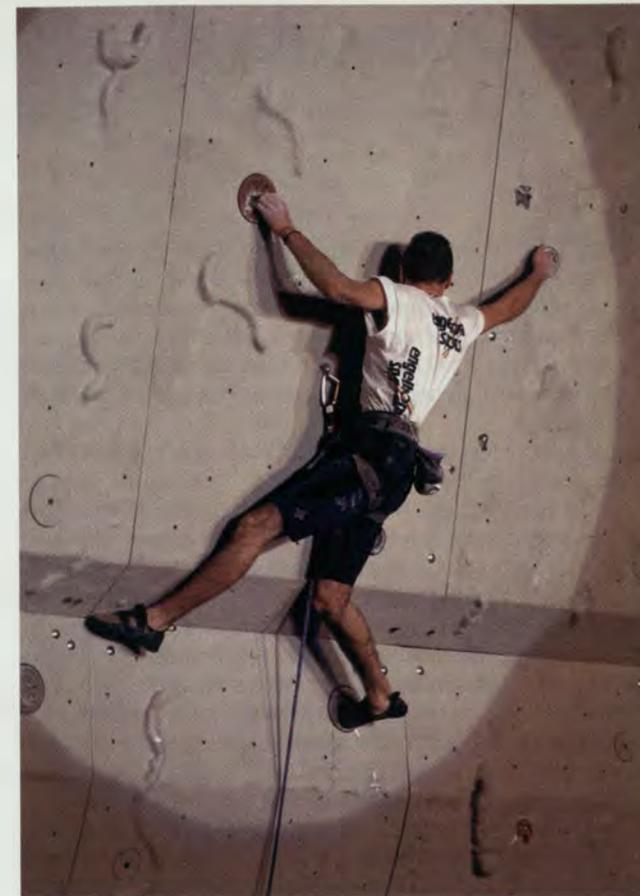
Ausgehend von der Vorstellung dieser drei immer auftretenden Bewegungsprobleme werden anschließend mehrere Lösungsmöglichkeiten gesucht. Zuerst ist also das (Bewegungs-)Problem da, und nicht die schon fertig demonstrierte Lösung(-sperspektive) für eine Standard-Kletterstelle. Dieses Konzept ist in der Kletterliteratur bisher einmalig.

Für den Anfänger wäre es zunächst sinnvoll, elementare Bewegungsmerkmale und Erlebnismöglichkeiten des Kletterns zu verinnerlichen. Es sollten Bewegungsanreize (z.B. einen Barren durchqueren, einen Kasten überklettern) geboten werden, welche eine möglichst ursprüngliche Klettermotorik provozieren.

Nötig sind Bewegungssituationen, die Einsicht in den ausgeglichenen Einsatz motorischer Fähigkeiten wie Kraft, Ausdauer, Beweglichkeit und Koordination vermitteln. Dazu Situationen, die Einsicht in motorische Fertigkeitpaare wie Halten-Stehen, Greifen-Treten, Ziehen-Strecken, Stützen-Stemmen geben. Diese können in kletterspezifischen Bewegungsaktionen wie Ungleichgewicht-Gleich-



Fotos: Chris Semmel (2); Entre Prises



gewicht herstellen, Fortbewegen-Rasten, Anspannen-Entspannen umgesetzt werden. Diese Erfahrungsfelder sollten durch das Erleben des Kletterns als sportliches Wagnis mit dem Risiko des Fallens ergänzt werden, um den die Bewegungsausführung oft beeinflussenden Aspekt der Ausgesetztheit nicht auszugrenzen.

Auf diesem Lernniveau kann schließlich die Vermittlung der drei zentralen Problemfelder erfolgen, die in der Folge durch vielfältige (Mehrfach-)Lösungen beziehungsweise situativ ausgewählte Technikelemente zu bewältigen sind.

### Verhaltensänderungen

Zurückgreifend auf die anfangs erwähnte Definition von „Lernen“ ist in der Folge von Bewegungserfahrungen eine „bewusste Verhaltensänderung“ anzustreben, welche die Lösung eines der drei Bewegungsprobleme bewirken kann. Hier können sich die Vorteile eines inneren Perspektivenwechsels praktisch-konkret in Form des veränderten Einsatzes der genannten motorischen Fähigkeiten und Fertigkeiten zeigen.

Schließlich soll sich beim Kletter-Schüler die Vorstellung einstellen, daß es eben das Besondere beim Klettern ist, entsprechend der eigenen Bewegungsperspektive und Stimmung „selbstbestimmt zu stützen“, „individuell anzutreten“, „ungebunden zu rasten“ oder „elegant“, „kraftvoll“, „fließend“ zu klettern.

Soll eine nicht bewältigte Kletterstelle im nächsten Versuch überwunden werden, dann können neue Bewegungsperspektiven beziehungsweise Sinnorientierungen,

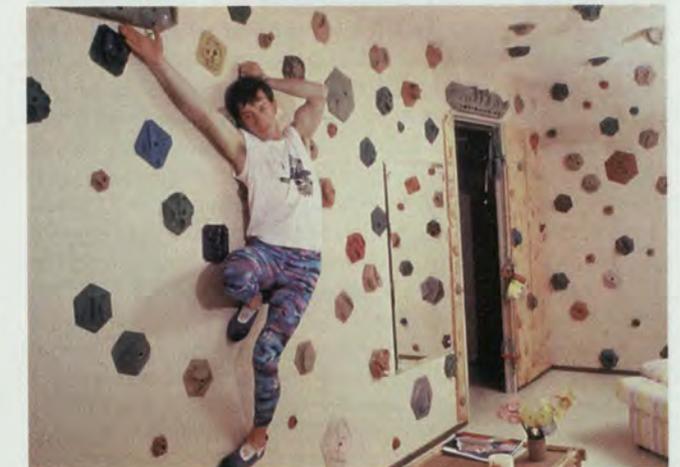
Den Spot der eigenen Wahrnehmung zu verlassen, bedarf oft eines Anstoßes von außen (links); Klettern als äußerlicher Ausdruck innerlichen Freimachens (unten)

verbunden mit anderen Technikelementen zur Problemlösung gewählt werden, die erfolgversprechender sind als das bisherige Verhalten. Dieses auch aus einer inneren Einstellung resultierende, bestehende Verhalten kann sein:

- a) ein Bewegungsverhalten, das nicht zum Lösen eines kletterspezifischen Problemfelds führt,
- b) ein Bewegungsverhalten, das zwar zum Lösen eines kletterspezifischen Problemfelds führt, das aber noch optimiert werden kann,
- c) der Zustand des Nicht-Verfügens über irgendein erfolgversprechendes Bewegungsverhalten.

Die Veränderung dieser Bewegungsverhaltensweisen setzt die Fähigkeit zu feinfühleriger Selbstwahrnehmung und zu bewußter mentaler Vorstellung von Kletterbewegungen voraus. Diese kann rückwirkend (motorisches Gedächtnis) oder vorausschauend (Bewegungsvorplanung) erfolgen. In beiden Fällen muß eine klar geordnete Vorstellung der Bewegung bestehen.

Dieses Vermögen, über eigene Kletterperspektiven zu sprechen und Bewegungen vor dem „geistigen Auge“ zu projizieren, kann vor allem durch die sprachliche Beschreibung von Kletterbewegungen und -erlebnissen geschult werden. Reden oder Schreiben über Sport ist allerdings tradi-



tionell ein „didaktisch-methodisches Stiefkind“, auch im Kletterunterricht. Umso wichtiger ist es, das sprachliche Schildern zur Begriffsbildung von Bewegungen und somit zur Perspektivenbildung zum Gegenstand eines didaktisch problemorientiert ausgerichteten Kletterunterrichts zu machen. Bewegungsproblem-, Körperwahrnehmungs- und Erlebnisbeschreibungen können in schriftlicher oder mündlicher Form abgegeben werden. Vom Kletterlehrer verlangt dies Flexibilität, die Bereitschaft, etwas Neues auszuprobieren und das Einhalten einer klar abgegrenzten und vor allem treffenden Terminologie.

Vergleichen Sie Ihre Wahrnehmungen mit denen Ihres Seilpartners und Sie werden sehen was andere sehen können!



Foto: DAV-Archiv

### Vom Anfänger zum Köhner

Was unterscheidet den Anfänger vom Köhner, und was können beide für alle Bereiche des Kletterns durch den allgemeinen Grundsatz „Perspektivenwechsel“ lernen? Der Köhner ist schlichtweg in der Lage, Informationen schneller wahrzunehmen, dadurch schneller (Bewegungs-)Sicherheit zu erlangen und freie Kapazitäten aus Kondition, Technik und Taktik zur Bewältigung ständig auftauchender Bewegungs-Probleme zu schaffen. Er kann auf einen umfangreichen (Bewegungs-)Perspektivenpool zurückgreifen und in der Folge angepaßt entscheiden. Um im klettertechnischen Bereich und im sozio-kulturellen Erleben des Kletterns nicht Einseitigkeit und Stagnation zu erleiden, sollte er neue Unsicherheiten aufsuchen. Deswegen ist es auch für ihn wichtig, bestehende Verhaltensmuster oder Lösungsstrategien für Kletterstellen zu hinterfragen und sich ab und zu wieder auf die Stufe des Anfängers oder des Andersdenkenden beziehungsweise Anderskletternden zu begeben.

Für den Anfänger ist es zunächst notwendig, unterschiedlichste Sinnorientierungen des Kletterns zu entdecken. Dazu sollte Klettern in seiner Vielfalt ganzheitlich vermittelt werden. Mit „ganzheitlich“ ist hier gemeint, alle möglichen Erfahrungen motorischer, emotionaler, sozialer und umweltlicher Art zuzulassen, sie geradezu herauszufordern, um einen möglichst breiten Horizont an Perspektiven erfahrbar werden zu lassen (Indoor, Outdoor, alle Kletterdisziplinen). Dies muß unter ständiger Berücksichtigung der inneren Empfindungen erfolgen. Auf dieser Grundlage kann sich schließlich eine eigene Einstellung zum Klettern entwickeln, die sich im sozio-kulturellen Verhalten beim Klettern und im individuellen Bewegungsstil zeigt.

Im Bereich des Motorischen Lernens beim Verbessern, Verändern oder Beibehalten beziehungsweise Stabilisieren von Techniken des Kletterns kann die Einsicht in das

„Prinzip des Perspektivenwechsels“ für Kletterer aller Leistungsstufen eine wichtige Rolle spielen. Es kann zu Bewegungsverbesserungen und somit zu einem ökonomischen Kletterstil führen. Grundvoraussetzung ist das „Offen sein“ für das Unbekannte und das Verlangen, dieses bekannt zu machen, um in der Folge neue Sicherheit zu erlangen.

Die Fähigkeit des Perspektivenwechsels spielt folglich in vielen Bereichen des Kletterns eine zentrale Rolle, so wie sie für die Bewegungslehre, kurz für die Trainingslehre und das sozio-kulturelle Erleben des Kletterns dargestellt werden sollte. Egal ob Anfänger, Fortgeschrittener oder Köhner, veränderte Sichtweisen werden dem individuellen Erleben des Kletterns, der Klettertechnik und dem konditionellen Leistungsvermögen eine neue Qualität verleihen und zu mehr Spaß in Halle oder Natur führen. Oft bedarf es jedoch eines Anstoßes von außen, um sich „innen“ wieder einmal zu vergegenwärtigen, daß Klettern nicht nur eine äußerlich sichtbare Handlung ist, sondern immer auch ein inneres Geschehen beinhaltet.

Diese Zeilen sollen dazu auffordern, die These „Mit Bewußtsein neue Perspektiven aufsuchen, ist die Voraussetzung für (sportliche) Weiterentwicklung“ selbst zu überprüfen und mit Toleranz, Aufgeschlossenheit und Einfühlungsvermögen das Klettern einmal von einer anderen Seite zu betrachten. Daß dies nicht nur graue Theorie ist, beweisen die ausgiebigen Gespräche im Klettercafe, bei denen man sehen kann, was andere sehen können.

#### Anmerkungen/Literatur:

- 1) Der Begriff „klettern“ wird im Verlauf des Textes für mehrere Spielarten des Bergsteigens verwendet. Der Leser möge – wo notwendig – selber zwischen Alpin- oder Sportklettern differenzieren.
- 2) Das Wort „Kletterer“ wird aus dem Grund der Leserleichterung im Verlauf des Textes synonym auch für „Klettererin“ verwendet.
- 3) Diese Kategorien werden von Kurz als Kernstück sportlicher Handlungsfähigkeit dargelegt. KURZ, D.: Handlungsfähigkeit im Sport – Leitideen eines multiperspektivischen Unterrichtskonzepts. In: ZEUNER, A.: u.a. (Hrsg.): Sport unterrichten. Anspruch und Wirklichkeit. Sankt Augustin 1995, 41-48.
- 4) AUFMUTH, U.: Zur Psychologie des Bergsteigens. Fischer 1994, 72-85.
- 5) Der Begriff „Lifetime - sport“ bezeichnet das Ausüben einer Sportart über mehrere Lebensabschnitte hinweg.
- 6) Beim „Cleanklettern“ werden nur bzw. hauptsächlich natürliche und mobile Sicherungsmittel benutzt. Beim „Plaisirklettern“ werden Zwischensicherungen hauptsächlich bzw. ausschließlich in Form zahlreicher Bohrhaken genutzt, anstatt derer auch mobile Sicherungsmittel möglich wären.
- 7) „Bei diesen Unternehmen (Expeditionen „by fair means“ zu den Kletterbergen der Welt, Anm. d. Autors) geht es nicht um das Erreichen von Höchstschwierigkeiten in irgendeiner Wand. Die Kletterei ist nur eine von mehreren Disziplinen. Die Faszination bei diesen Unternehmen liegt darin, alles aus eigener Kraft zu schaffen...“ GLOWACZ, St.: „...alle nur Warmduscher.“ In: Rotpunkt 1/98, 81.
- 8) Dieser Gedanke geht aus dem pädagogischen Gedanken „Verlaufsorientierung statt Ergebnisorientierung“ hervor.
- 9) GÜLLICH, W.: „Ohne Kreativität gibt es keinen Sport.“ In: AV-Jahrbuch Berg '89, 94-106.
- 10) HOFFMANN, M./POHL, W.: „Felsklettern-Sportklettern“, BLV, 1996

# Heilsamer Abgrund

## Klettern als Therapie

Irmgard Braun  
(Text und Fotos)

**W**ir leisten uns zu viele Verlierer. Ein Tag im Knast kostet 650 Mark, einer im Heim für schwer Erziehbare 150 bis 400 Mark, einer im psychiatrischen Krankenhaus 280 Mark. Klettern kann helfen, aus seelisch Kranken, Kriminellen und verhaltensauffälligen Jugendlichen Gewinner zu machen. Und wenn Klettergebiete wie die Eifel zur Befriedigung einer Handvoll von Ökofanatikern gesperrt werden, wird das unseren Staat teuer zu stehen kommen.

Im folgenden werde ich diese These belegen, indem ich Projekte vorstelle, bei denen mit therapeutischen oder pädagogischen Zielen geklettert wird. Wobei klar wird: Die Außenseiter unserer Gesellschaft reagieren auf das Klettern ähnlich wie sogenannte Normale.

### Klettern, ärztlich verordnet

In der Klinik Wittgenstein im Taunus werden psychisch Kranke stationär behandelt. Die Krankenkasse bezahlt für den etwa drei Monate dauernden Aufenthalt täglich 280 Mark. Darin ist alles inbegriffen, auch die sogenannten Begleittherapien: Malen, Jazztanz, Boxen und Klettern – ein Programm fast wie im Ferienclub. Nur wird dieses Programm vom Arzt verordnet.

Auf die Idee, das Klettern als Begleittherapie einzuführen, kam der Hobby-Bergsteiger und Therapeut Peter Veith. Nach einigen Jahren Erfahrung mit dem Klettern in der Klinik sagt er: „Die Erfolge sind offensichtlich. Am deutlichsten ist der Zuwachs an Selbstvertrauen; nach einem Erfolg beim Klettern machen die Leute plötzlich in der Gruppensitzung den Mund auf.“

Wie es den Patienten an der Wand ergeht, sollen einige Beispiele zeigen. Geklettert wird in Gruppen von drei bis vier Personen; pro Therapiestunde kommt jeder mehrmals an die Reihe, vom Bewegungstherapeuten toprope gesichert. Passieren kann nichts – höchstens im Kopf. In Patientenkreisen wird viel darüber erzählt, die Wartelisten sind lang. Eine geheimnisvolle Aura umgibt die Kletterwand in der Turnhalle, die hinter einem Vorhang verborgen ist.



**Oben:**  
Klettertherapie  
in der Turnhalle der  
Klinik Wittgenstein

„Klettern ist besonders geeignet, um mit Ängsten zu arbeiten ... man kann dabei neues Verhalten ausprobieren und damit direkt Erfolg haben.“



### Die Wand als Spiegel

Als die 19jährige Anita\* zu ihrer ersten Kletterstunde antritt, sieht sie zum ersten Mal die acht Meter hohe, senkrechte Wand, auf die recht naturnah ein Felsgipfel aufgemalt ist.

Anita hat einen guten Job, ist bildhübsch, charmant und wirkt sportlich. Das soll eine Patientin sein? Welche Probleme sie wohl hat? Das wird sich vielleicht beim Klettern zeigen. „Die Wand ist ein Spiegel für den Alltag,“ sagt der Bewegungstherapeut Gerald Dönne.

Bevor Anita eine der drei Routen im dritten bis fünften Grad auswählt und top rope versucht, soll sie erst mal in Absprunghöhe probieren, wie man sich an den künstlichen Griff- und Trittknödeln bewegt. „Die glatte Wand hoch – das kann ich nicht!“, sagt Anita; mehr als einen Fuß bringt sie nicht weg vom Boden. Gerald Dönne zeigt ihr, welche Griffe und Tritte sie nehmen soll, wie sie das Gewicht verlagern muß. In der zweiten Stunde schafft sie die leichteste Route zum „Gipfel“ und hinunter. „Ich

merkte, ich könnte es vielleicht doch schaffen“, sagt Anita leise. In der dritten Stunde die Krise: Anita muß klettern, ohne daß der Therapeut ihr die Griffe und Tritte ansagt. Sie fragt immer wieder, was sie jetzt machen soll, bricht in Tränen aus. „Da habe ich es erkannt: Ich funktioniere nur bei Vorgegebenem“, sagt Anita. „Und ich fühlte mich vom Therapeuten im Stich gelassen. Im Stich gelassen werden – das ist es, was mir am meisten Angst macht.“

Anita ist von einem Freund – nicht ihrem Liebhaber – verlassen worden. Danach hat sie versucht, Selbstmord zu begehen.

Kurz nach der Kletterstunde ging Anita zu ihrer Psychotherapeutin, Dr. Birgit Holst. „Sie war in Tränen aufgelöst, zum ersten Mal war sie ganz nah an ihren Gefühlen dran und redete darüber“, sagt die Therapeutin. „Das Klettern zeigte ihr sehr plastisch, was mit ihr los ist. Anita ist extrem abhängig von anderen, hat überhaupt kein Selbstwertgefühl.“ In der sechsten und letzten Stunde an der Wand bewegt sich Anita viel geschickter als die anderen Patienten und schafft die schwierigste Variante. „Ich hatte es leichter als die anderen, weil ich größer bin“, sagt sie. „Und ich habe den Abstieg nicht geschafft, das ist auch ein Teil der Aufgabe.“ Das paßt zu ihrer depressiven Grundhaltung: Sie macht sich selber klein.

Wie zeigen sich die psychischen Störungen von Anitas Mitpatienten beim Klettern? Ähnliche Szenen kann man oft bei „Normalen“ im Frankenjura oder in Arco beobachten. Nur gucken die nicht so gern in den Wand-Spiegel.

„Die Griffe sind heute aber glitschig“, sagt Benno\*. Daß alle ihm zuschauen, setzt ihn offensichtlich unter Druck, auf seiner Stirn glänzt Schweiß. Er klammert sich so fest, daß ihm nach drei Metern die Kraft ausgeht. Seine narzißtische Störung führt zu großen Schwierigkeiten bei der Arbeit und bei Beziehungen.

Und wie wird Sabine\* klettern? Die 30jährige Vertriebsassistentin überlegt dauernd, was passieren könnte. Neues macht ihr große Angst. Bevor sie in die Klinik kam, wagte sie sich alleine kaum ein paar Schritte vor die Haustüre,



eine Freundin und ihr Mann begleiteten sie abwechselnd zur Arbeit, so konnte sie „das draußen sein gerade noch aushalten“.

Sabine klettert flott die Strecke, die sie schon kennt. Nun versucht sie einen Dynamo zum nächsten Knödel, mindestens siebenmal setzt sie an, so zaghafte, daß es nicht klappen kann, und gibt entkräftet auf. „Ich wollte den sicheren Stand nicht verlassen“, sagt sie hinterher. „Ich hatte Angst, nicht mehr zurückzukommen. Es ist genau wie in meinem Leben: Ich denke so viel über die Folgen nach, daß ich blockiert bin.“

Daß das Klettern den Alltag spiegelt, zeigt auch folgender Vergleich: In Outdoor-Kursen mit Kletterübungen, bei denen die Persönlichkeit von Managern gestärkt werden sollte, hatten die Führungskräfte große Angst, sich ins Seil zu setzen. Sie fragten den Sichernden ständig: „Hast Du mich auch wirklich?“ Es fiel ihnen schwer, Verantwortung an andere zu delegieren. Ganz anders verhielt sich eine Gruppe von ehemaligen Drogensüchtigen – sie hatten keinerlei Probleme, sich vom Sichernden halten zu lassen. Die Verantwortung an andere abzugeben, gehörte lange zu ihrem Leben: In den Jahren ihrer Sucht mußten der Partner, die Familie, der Staat für sie sorgen.

Klettern wird an der Klinik Wittgenstein extrem viel verordnet, bei Depressionen, psychosomatischen Krankheiten, Neurosen jeder Art, zum Beispiel Waschzwang, Klaustrophobie, Tiefen- und Höhenangst. Daß Klettern

bei so unterschiedlichen Problemen wirkt, hat damit zu tun, daß bei jeder seelischen Krankheit Angst beteiligt ist. „Klettern ist besonders geeignet, um mit Ängsten zu arbeiten“, sagt die Psychotherapeutin Dr. Birgit Holst. „Man kann dabei neues Verhalten ausprobieren und damit direkt Erfolg haben.“ Das bestätigt der Bewegungstherapeut Gerald Dönne. „Die Patienten stehen durch die ungewohnte vertikale Ebene unter Streß. Sie üben, trotzdem klar zu denken und richtig zu reagieren – das heißt, die Griffe und Tritte zu erkennen und sinnvoll zu nutzen. Die Wand ist so angelegt, daß eine stufenweise Steigerung möglich ist. So können zum Beispiel Depressive lernen, sich ein realistisches Ziel zu setzen, also eine bestimmte Höhe oder Route, es durch Üben erreichen und damit ihr Selbstwertgefühl steigern.“

Gerald Dönne ist überzeugt, daß die an der Klinik in nur sechs Stunden gewonnenen Klettererfahrungen nachwirken. „Statistisch nachweisbar ist es nicht, aber ich bin mir sicher: Bei einigen ist nach der Klettertherapie im Alltag ganz klar ein anderes Verhalten zu beobachten.“ Von mehreren ehemaligen Patienten ist bekannt, daß sie regelmäßig mit Freunden vom Alpenverein in einem ausgebauten Dachboden bouldern – Naturfelsen gibt's nicht in der Gegend, die Bruchhauser Steine sind gesperrt.

### Die Psyche klettert mit

Klinikpatienten reden mit ihren Psychotherapeuten über ihre Gefühle beim Klettern; manchem geht dabei auf, was er in seinem Leben nicht im Griff hat, und er arbeitet in der Wand ganz bewußt daran. Klettern wirkt aber auch ohne Seelenfachmann. Sich festklammern und hochziehen ist nicht nur Sache des Körpers – die Psyche klettert mit und wird von den Erfahrungen dabei beeinflusst. Aber wie? Die folgenden „psychotherapeutischen Aspekte des Kletterns“ sind einem Papier für Patienten der Klinik Wittgenstein entnommen, spielen aber bei jedem Kletterer eine Rolle:

- Vertrauen zum sichernden Partner;
- Durchhaltevermögen;
- Steuerung von Emotionen;
- Ausloten persönlicher Grenzen;
- Abbau von Minderwertigkeit, Selbstunwert, Versagensängsten;
- Aufbau von Selbstvertrauen.

Einige dieser Aspekte leuchten nicht unmittelbar ein. Warum hat Klettern mit der Steuerung von Emotionen zu tun und mit Selbstwertgefühl?

Eine Emotion ist beim Klettern immer dabei: Angst. Am deutlichsten spürbar ist sie beim Vorstieg. Da ist eine innere Stimme, oft nur ganz leise, die warnt: der Haken taugt nichts; er ist gut, aber du fliegst auf ein Band; die Stelle sieht viel zu schwer aus; Oh Gott, ist das ausgesetzt. Und manchmal hat die Angst recht – wer nicht auf sie hört,

stürzt, verletzt sich. Der Kletterer entscheidet, ob die Angst gerade sinnvoll ist oder nicht. Meistens steigt er weiter und merkt auch sofort: meine Entscheidung war richtig! So übt er den Umgang mit der Angst bei jedem Schritt nach oben und bekommt sie immer besser unter Kontrolle. Es ist fraglich, ob die beim Klettern gelernte Angstkontrolle zum Beispiel gegen die Angst hilft, jemanden auf der Straße anzusprechen oder gegen die Angst bei der Suche nach einem Job. Doch wer ständig den Tanz über dem Abgrund übt, gelangt zu der inneren Haltung: Ich kann mit Angst fertigwerden. Ich bin ihr nicht hilflos ausgeliefert. Das Selbstvertrauen wächst. Es wird aber noch durch einen anderen Aspekt des Kletterns aufgebaut, einen Aspekt, den reine Spaziergänger und Bierbäuche absurd finden: Der Kletterer macht sich's absichtlich schwer und versucht dann, damit fertig zu werden. Seine Route wählt er wie ein Schachspieler seinen Gegner: Nicht zu hart und nicht so leicht, daß es langweilig wird. Dadurch lernt er dazu. Und merkt: Der Erfolg hängt nicht vom Zufall ab oder von anderen, ich mache ihn selbst.

### Süchtige am Schornstein

„Eine sehr geringe Selbstachtung ist typisch für die Alkoholiker und Suchtkranken, die an der Fontane-Klinik in Motzen bei Berlin stationär untergebracht sind“, sagt der Therapeut Andreas Koth. In ihrer oft jahrelangen Sucht fühlten sie sich der Droge völlig ausgeliefert; eigener Wille, eigene Aktivität erschienen ihnen nutzlos.

Unter einem 15 Meter hohen Schornstein, an den Andreas Koth Griffe und Tritte geschraubt hat, steht etwa ein Dutzend Frauen und Männer, gerade erst entgiftet, mit kaputtem Körper; einige von ihnen sind über 50 Jahre alt. Dort hinauf? Das erscheint ihnen wie ein unfaßbarer Kraftakt und als ein Spiel mit dem Tod. Endlich wagt sich einer, top-rope gesichert, ein, zwei Meter hinauf ... die anderen feuern ihn an, geben ihm Tips. Gegen die Angst, begleitet vom Beifallsgebrüll der Menge, kämpft er sich nach oben. Das macht den anderen Mut. Fast alle versuchen es nun und entdecken: Es geht doch! Ein Patient: „Die Krönung des Klinik-Aufenthaltes war für mich das Klettern am Turm. Zum ersten Mal nach sehr langer Zeit habe ich mich nüchtern auf eine derartige Aktion eingelassen. Um so größer ist jetzt meine Freude, diese Hemmschwelle überwunden zu haben.“ Sich überwinden und stolz sein auf die eigene Leistung, das kann ein wichtiger Anstoß innerhalb einer Therapie sein; doch kein Süchtiger ändert dadurch Verhaltensmuster und innere Einstellungen, die er über Jahre aufgebaut hat. Andreas Koth sagt: „Er muß Möglichkeiten finden, sein Leben neu zu gestalten. Bisher hat er nur für das nächste Glas Schnaps gelebt oder den nächsten Schuß, seine Zeit war ausgefüllt durch die Beschaffung und den Genuß der Droge. Er kennt nichts, was ihm sonst Freude macht. Naturgenuß ist ihm fremd.“

Alkoholiker in der Reha-Phase gingen zusammen mit ihren Psychotherapeuten fünf Tage lang in die Schweizer Berge, um dort unter Anleitung von Gabi Madlener und Hans-Peter Sigrist zu klettern. Gabi erzählt: „In der Gruppe, sozial gemischt vom Manager bis zum Bauarbeiter, bröckelte schon beim ersten Abseilen die Fassade; beim Klettern kann sich keiner verstecken. Doch neben den spannenden Gesprächen, die dabei in Gang kamen, hat das Draußensein eine große Rolle gespielt. Diese Leute haben das lange nicht gehabt: Wind im Gesicht, vom Morgentau nasses Gras, eine wilde Landschaft.“

Aktionen in der Natur, bei denen die Teilnehmer in einer Gruppe neue Erfahrungen machen, gehören zur Erlebnistherapie und -pädagogik, die vor allem bei Jugendlichen eingesetzt wird: Sie biwakieren, wandern, fahren Boot, klettern, begehen Canyons oder Höhlen, wobei eine Prise Abenteuer erwünscht ist. Doch mit dem Konsum von Natur für den „schnellen Kick“ hat das nichts zu tun. Die Jugendlichen müssen sonst ständig tun, was ihnen Eltern, Lehrer, Arbeitgeber sagen; auf ihren Erlebnistouren planen und gestalten sie möglichst viel selbst und tragen bei Fehlern die Folgen. Sie lernen, in einer Gruppe zusammenzuarbeiten, über Schwierigkeiten miteinander wird geredet und nachgedacht. Es ist eine Gegenwelt zu ihrem Alltag, in dem passiver Konsum – Fernsehen, Alkohol, Musikhören, Drogen – die häufigste Form von Erleben geworden ist. Unterwegs in Fels, Wald, Höhle und Fluß sollen die Jugendlichen etwas Besonderes erfahren, das ihnen einen Schub in der Entwicklung ihrer Persönlichkeit gibt.

### Mit Kriminellen im Gebirge

Das hoffte man auch bei den schweren Jungs, die mehrere Jahre im Gefängnis Adelsheim bei Heilbronn eingesperrt waren. Die Delikte der sechs 19 bis 24jährigen reichten vom mehrfachen Diebstahl bis zum Totschlag.

Auf Initiative des Pfarrers Fritz Sperler durften sie eine Woche auf die Oberreintalhütte im Wetterstein, begleitet vom Pfarrer, zwei Vollzugsbeamten und drei Betreuern vom Alpenverein. „Was, Urlaub für Kriminelle, bezahlt vom Staat?“, wird sich da mancher ärgern. „Die sind selber schuld, jetzt sollen sie für das, was sie angestellt haben, auch brummen!“ Die Woche auf der Selbstversorgerhütte kostete für 12 Personen insgesamt 1500 Mark; ein Tag im Gefängnis kostet für eine Person 650 Mark. Und das mit dem „selber schuld“ ist nicht ganz so einfach. Dazu ein Beispiel aus einem anderen Outdoor-Projekt, bei dem Sportstudenten und straffällig gewordene Erwachsene in der Bewährungsphase miteinander wanderten und auch kletterten. Günter Amesberger<sup>1)</sup> berichtet über die Vorgeschichte der Teilnehmer: Fast alle Studenten stammten aus intakten Familien. Die 33 Straffälligen hatten alle

ohne Ausnahme als Kinder Alkoholismus und Gewalt erlebt, der leibliche Vater war abwesend, von der Mutter bekamen sie wenig Wärme, sie waren unerwünscht. „Für mi gibt's ka Mutter – i hob nie kennt a Mutterliebe“, sagte einer von ihnen. Fast alle verbrachten einen Teil ihrer Kindheit in Heimen. Bis auf einen (Unterstufe Gymnasium) waren alle Abgänger von Haupt- und Sonderschulen; viele waren fast Analphabeten, viele arbeitslos. Alle hatten eine sehr niedrige Selbstachtung – typische Verlierer eben.

Aus demselben Milieu kamen die sechs Jugendlichen, die sich mit Essen für eine Woche auf dem Buckel zur Oberreintalhütte hinaufquälten. Keine Liebe, keine Selbstachtung, ihr Leben eine Kette von Mißerfolgen.

Zuerst lernten sie an einem kleinen Block, wie man sich am Fels bewegt und mit dem HMS (Halbmastwurfsicherung) umgeht. Daß gegenseitiges Sichern mit Vertrauen und Kameradschaft zu tun hat, empfanden die Jugendlichen deutlich: „Daß mr andre heba kann und von andere ghoba wird, daß mir fünf, sechs Leut da zusammenhalten haben, das war echt toll, wir haben uns super verstanden.“

Die große Herausforderung war für die Jugendlichen dann eine mehrstündige Tour auf den Unteren Schüsselkarturm. „Steh' mol da oben, des is a bißl heftich!“ sagte einer, der in der dritten Seillänge umdrehte. „Ich hab' gwußt, das is meine Grenze. Ich hob da oben geblärrt wie a kleins Kind.“ Und einer, der es bis ganz oben geschafft hatte, sagte: „Es war ein einmaliges Gefühl, wie ich es noch nie ghabt hab'. Es ist echt wunderschön da oben, die Aussicht, unglaublich.“

Natur wirkt auf die Menschen, selbst wenn zunächst das Klettern im Vordergrund steht. Gaston Rébuffat schrieb in „Sterne und Stürme“: „Man setzt sich, schaut und atmet in tiefen Zügen diese herrliche Luft, die nach Blattwerk, Harz und frischem Wind schmeckt. Man vergißt alles, sogar, daß man eigentlich zum Klettern gekommen ist.“

Auch die Gruppe, die abendlichen Gespräche auf der Hütte wirkten mit und brachten die Jugendlichen zum Nachdenken. (Beim Klettern) ... „lernt man, sich zu überwinden, ...wo man vielleicht Angst davor hat, man aber unbedingt hoch will. Das gibt einem im Leben mehr Ehrgeiz.“

Beim letzten Halt an einer Raststätte, kurz vor der Rückkehr ins Gefängnis, fließen Tränen. Einer sagt: „In elf Monaten bin ich draußen, dann fang ich neu an und setz meinen Kopf durch... ich mach zum Beispiel meine Lehre fertig, und ich denke, daß ich's schaffe.“

Ob er es wirklich geschafft hat? Seine Umgebung daheim, die zumindest teilweise für sein kriminelles Verhalten verantwortlich ist, die ist nicht besser geworden. Kann man sagen, die Kletterwoche hat nichts gebracht, wenn er rückfällig wird? Ein derartig kurzfristiges Projekt kann nur ein Anfang sein.

### Die Dolomiten geben Nachhilfe

Bei den „schwer erziehbaren“ Kindern und Jugendlichen, die vom Jugendamt in Heime geschickt werden, scheinen Knast, Drogen oder Psychiatrie vorprogrammiert zu sein: Sie haben zuhause Furchtbares mitgemacht, Mißbrauch, Schläge, Verachtung. Sie fühlen sich ungeliebt, wertlos, ihr Selbstbewußtsein ist gering. „Mia san weggschmissn' woan“, sagt Rolf\*. Er lebte in einer heilpädagogischen Jugendwohngruppe im Thomas-Wiser-Haus nahe Regensburg zusammen mit anderen „Weggeschmissenen“, die verwahrlost waren oder verhaltensgestört: Sie klauten, waren aggressiv und rücksichtslos, konnten nichts durchhalten und hatten überhaupt „Null Bock“. Doch das hat sich geändert. „Unsere Erfolge sind phänomenal“, sagt der Sozialpädagoge Jürgen Einwanger, ihr Betreuer. Die acht Jungen und Mädchen zwischen 14 und 18 Jahren nahmen fast ein Jahr lang an einem sorgfältig geplanten Projekt teil, für das sie sich anfangs selbst entschieden hatten, das sie dann aber durchhalten mußten. Klettern war ein wichtiger Teil des erlebnispädagogischen Programms: Sie zimmerten eine eigene Kletterwand, krochen durch fränkische Höhlen, stapften im Zillertal durch tiefen Schnee, fuhren zum Klettern nach Konstanz, Arco und zuletzt an die Cinque Torri in den Dolomiten, wo sie selber Routen einbohrten. Im Laufe des Projekts übernahmen die Jugendlichen selber immer mehr Aufgaben; zuletzt brauchten sie den Betreuer „nur noch, um die Hütte zu bestellen“, so Jürgen Einwanger. Planen, packen, einkaufen, kochen, putzen, den Weg suchen, das konnte er ihnen überlassen.

Haben die Jugendlichen dabei etwas für ihren Alltag gelernt? Dazu zwei Beispiele. Der 14jährige Nico war von zu Hause ausgerissen, hatte in der Obdachlosenszene gelebt und war dort mißbraucht worden. Er konnte nichts durchhalten, sich nicht konzentrieren, die Schulleistungen lagen zwischen Fünf und Sechs. Da Nico vom Klettern und den Bergen begeistert war, mußte er lernen, aufmerksam zu sein – wer nicht aufpaßt, fliegt ab. Und er mußte sich auch mal durchbeißen, wenn er müde war. An den Cinque Torri machte er zusammen mit einem Freund aus seiner Wohngruppe eine Erstbegehung. An den Einstieg malten die beiden stolz mit roter Farbe: „Self Made“. Inzwischen ist Nico Klassensprecher und hat gute Noten. Sein Lehrer: „Was haben Sie mit Nico gemacht? Er ist nicht wiederzuerkennen!“

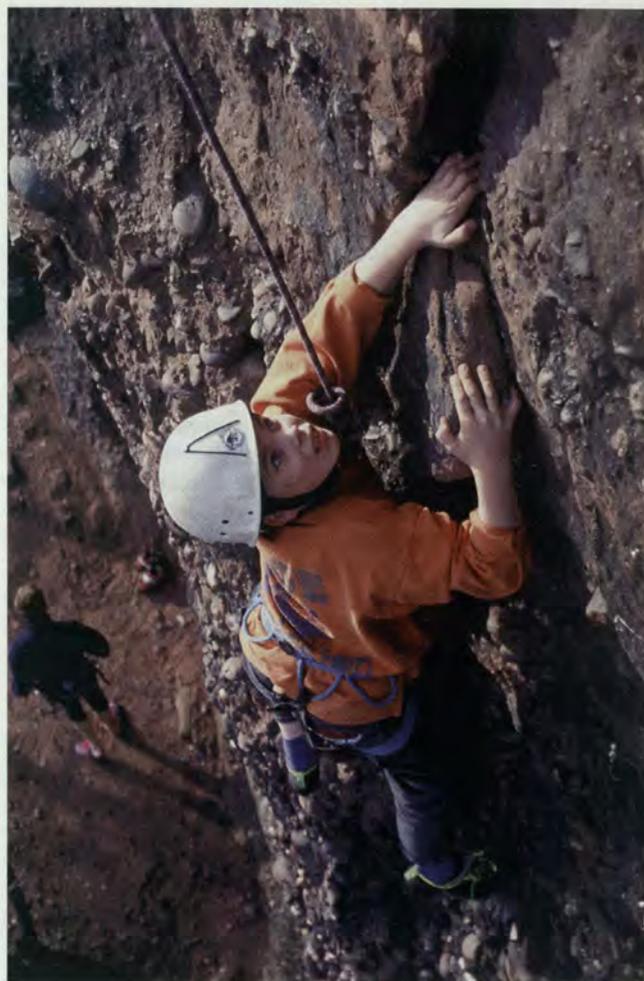
Barbara war in der Gruppe eine Außenseiterin; sie trank und nahm Tabletten, war vor dem Heimaufenthalt sogar in der Jugendpsychiatrie gewesen. Den anderen erzählte sie Lügengeschichten über sich selbst, ein Zeichen, wie niedrig ihr Selbstwertgefühl war. Sie war so füllig, daß sie bei der Höhlenexkursion steckenblieb. Doch sie kämpfte sich mutig durch; bei der Exkursion in die Dolomiten suchte sie sich selbst eine Tour aus und wagte es zum

ersten Mal, ein Stückchen vorzusteigen. Inzwischen hat es Barbara nicht mehr nötig, sich durch Lügen aufzuspielen, sie kommt besser mit den anderen aus und hat eine Lehre als Bäckerin begonnen, bei der sie täglich um drei Uhr morgens aufstehen muß. Und die anderen? Einige haben selbständig eine Lehrstelle gesucht. Sie gehen freundlicher miteinander um. „Auf der Hütte benahmen sie sich besser als manche Gäste“, erzählt Jürgen Einwanger.

Wieviel von diesen Veränderungen dem erlebnispädagogischen Programm und dem Klettern zu verdanken ist, läßt sich wissenschaftlich nicht erfassen – psychische Prozesse sind zu komplex für eine saubere Statistik. Auch wenn es eine ganze Reihe von Fallstudien gibt, aus denen hervorgeht, daß Klettern das allgemeine Selbstwertgefühl steigert. Es bleibt nur die Möglichkeit, zu beobachten und Erfahrungen zu sammeln, mit kritischem Blick, auch wenn man selber vom Klettern begeistert ist. Bisher wurden nur solche Beispiele genannt, bei denen das Klettern vermutlich positiv gewirkt hat. Doch „Klettern hilft nicht jedem und ist kein Allheilmittel“, sagt Jürgen Einwanger ebenso wie alle anderen befragten Pädagogen und Therapeuten. Es kommt auf die Vorgeschichte an und die psychische Ausgangslage. Wer sich nicht überwinden kann, beim Toprope im Seil zu hängen, bestätigt seine Erwartung, daß er mit Angst nicht fertig wird. Und wer extrem übergewichtig ist oder zwei linke Beine hat, kann zwar durch das Sichern erleben, daß ihm andere vertrauen. Oder er kann beim Klettern einiges über sich selbst erfahren, etwa, wie er damit umgeht, daß er ungeschickt ist. Doch auf Dauer sammelt er zu wenig Erfolgserlebnisse. Immerhin: Viele, die sonst – beim Ballspielen etwa – als eher unsportlich gelten, erleben beim Klettern eine positive Überraschung. Und Talentierte, die sich als Versager und Verlierer fühlen, haben eine große Chance, aus dieser Rolle herauszukommen.

### Nur Ehrgeiz führt aus dem Ghetto

Wie zum Beispiel Stefan\*. Beobachten wir den 17jährigen in der Kletterhalle des Jugendhilfezentrums Raphaelshaus in Dormagen. Stefan trainiert drei Stunden lang. Wenn es ihn an der Boulderwand beim einfingerigen Überkreuzzug auf die Matte haut, lacht er, im Vorstieg zieht er entschlossen und konzentriert übers Dach. Von seinen Leistungen macht er kein Aufhebens. Es ist kaum vorstellbar, wie er vor fünf Jahren war, als er ins Heim kam. „Am Anfang dachte ich: was für ein entsetzliches Kind, eine Katastrophe“, erzählt Daniel Mastalerz, der das Klettern im Raphaelshaus eingeführt hat. „Er provozierte andere Kinder immer so lange, bis er geschlagen wurde; dann heulte er.“ Stefan trainierte wie ein Berserker, nach einem Jahr gewann er bei einem Wettbewerb verschiedener Jugendeinrichtungen den Klettercup. Sein Ansehen im Heim stieg, alle wollten sein wie Stefan; sein Verhalten



wurde viel besser. Er steigerte sich bis zum oberen 8. Grad, inzwischen trainiert er allerdings nicht mehr so konsequent, weil er eine Glaserlehre angefangen hat. „Im Raphaelshaus setzt man darauf, bei den Jugendlichen den Ehrgeiz zu wecken“, sagt Daniel Mastalerz. „Sozialpädagogen sehen das oft negativ, aber wir müssen von dem ausgehen, was für das Kind gut ist. Die meisten, die hierher kommen, haben praktisch kein Leistungsdenken.“ Die vom Jugendamt ans Raphaelshaus vermittelten Jugendlichen kommen aus den Trabantstädten von Köln und Düsseldorf, Ghettos für Sozialhilfeempfänger und Asoziale, in denen Arbeitslosigkeit und Alkoholismus die Regel sind und sich die Mütter (Väter sind meistens nicht vorhanden) kaum um sie kümmern. „Wenn diese Jugendlichen, die meistens nicht einmal einen Hauptschulabschluß haben, im Leben eine Chance wollen, dann brauchen sie massiven Ehrgeiz“, sagt Daniel Mastalerz. Doch wie soll man ihn wecken? Wie soll man überhaupt an diese Jugendlichen herankommen? Die meisten quält Langeweile – in den Ghettos ist für sie überhaupt nichts geboten. Um etwas zu erleben, nehmen sie Drogen und verdienen das Geld dazu auf dem Babystrich, sie demolieren Telefonhäuschen, klauen, surfen mit der S-Bahn, bilden Schlägertrupps, die Ausländer verprügeln. Auch der Kick beim Klettern, einem vom Fernsehen bekannten Kultsport, reizt sie. Doch dabei erfahren sie etwas ganz Ungewohntes: Sie müssen dafür trainieren, und zwar

Die Kinder vom Jugendhilfezentrum Raphaelshaus in Dormagen bei ihrem letzten Klettertag in der Eifel. Geklettert wird nur toperope, weil die Bolts zu weit auseinander sind. Die Gesichter zeigen Angst, Freude, Konzentration, Biß

regelmäßig. Der Erfolg, direkt meßbar in Schwierigkeitsgraden, hängt vom eigenen Einsatz ab. Etwa 45 der 180 Jugendlichen im Raphaelshaus klettern zweimal in der Woche, einige schon seit mehreren Jahren. Daniel Mastalerz sagt: „Was unser Kletterprogramm bewirkt, läßt sich statistisch nicht erfassen. Meßbar ist immerhin, daß die nächtliche Rufbereitschaft seit der Einführung des Kletterns zurückgegangen ist, das heißt, es hauen weniger Jugendliche nachts ab.“ Allerdings wird im Raphaelshaus nicht nur in der Halle geklettert und der Schwierigkeitsgrad gepusht, die Jugendlichen gehen oft in die Natur. „Bei über Jahren Verwahrlosten ist Natursport ein wichtiges Element“, sagt Mastalerz. Auch im Raphaelshaus setzt man auf Erlebnispädagogik. Zum Beispiel beim Sommerurlaub im Vercors, aber auch öfter mal am Nachmittag nach der Schule.

### Natur für Stadtkinder

Am 25. März 1998 (dieses Datum ist nicht unwichtig!) schleppen sechs Kinder zwischen acht und 15 Jahren Säcke mit löchrigen Kletterschuhen und Helmen zum Einstieg der Eifelfelsen; einige sind noch nie draußen geklettert. Als sie die hohen rotbraunen Felsen erblicken, werden sie still und starren hinauf. Die Betreuer hängen Topropes ein, und auf den ersten Klettermetern ist den Kindern die Angst ins Gesicht geschrieben; wozu die Füße gut sind, scheint unklar. Doch alle versuchen hartnäckig, höher zu kommen. Konzentriert sichern sie einander und auch ihre Betreuer. Das sollen verhaltensgestörte Kinder sein? Es wird nicht geschrien, gerempelt, keiner wird verspottet. Als Christian fast bis zum Ausstieg kommt, feuern sie ihn an. Der schüchterne Junge sagt hinterher: „Ich will auch mal in hohe Berge. Ich hab' so Kletterzeitschriften angeguckt, was die da leisten und wie es da aussieht auf den Bildern, das ist voll genial.“ Und ein schwächlicher kleiner Junge erklärt: „Das hier ist ganz anders als in der Halle, man sieht die Griffe und Tritte nicht so, und es ist...er stottert... „ist eben anders. Ich will wieder mit raus.“ Pech gehabt. In etwa einer Woche, ab 1. April, ist die Eifel gesperrt. Andere Kletterfelsen gibt es nicht in der Nähe. Viele Heimkinder, denen das Klettern weniger liegt, gehen zum Paddeln. Doch die meisten guten Kajakflüsse in der Nähe sind ebenfalls aus fadenscheinigen Gründen gesperrt, und sogar das Bett der schnellen Erft, die nur aus Kohleabwässern besteht, wurde so umgebaut, daß sie nicht mehr zu befahren ist. Auf dem Rhein darf man nicht nahe am Ufer fahren und nicht in der Mitte. Im Dachgeschoß eines der heimeigenen Häuser haben die Kinder sich in monatelanger Arbeit eine künstliche Dschungelwelt gebastelt. Plastikorchideen umranken eine Höhle und einen Kunstfelsen, von dem ein Bächlein in einen Teich plätschert. Die Sechs- bis Achtjährigen müssen sich wie bei einem Klettersteig anseilen, wenn sie über das



am Dach aufgehängte System aus Netzen, Strickleitern und Hängebrücken turnen. Manchmal schlagen sie Heringe in den speziell dafür konstruierten Boden und nächtigen im Zelt, ein Bullerofen ersetzt das Lagerfeuer. Kann ein solches Tarzan-Disneyland den Kindern die Eifel ersetzen? Und wenn sie älter werden, sollen sie sich dann in den von Reinhold Messner propagierten stadtnahen Fun-parks austoben? Die Natur lieben und schützen lernen sie dadurch nicht.

Reine Hallenkletterer sind selten; offenbar fasziniert die Plastikwelt nicht auf Dauer. Und gerade auf die Dauer kommt es an. Erfahrungen mit Heimkindern wie Nico und Stefan zeigen: Vor allem, wenn lange und intensiv geklettert wird, festigt sich neues Denken und Verhalten und wirkt auf den Alltag. Und nur ein durch längeres Klettern erworbenes Können ermöglicht den Flow, jenes Glücksgefühl, das Mihail Csikszentmihalyi in seinem Buch „Das Flow-Erlebnis – Jenseits von Angst und Langeweile“ beschreibt. Flow ist verbunden mit dem Gefühl der Meisterschaft und vollkommenen Kontrolle; man ist dabei ganz auf seine Aufgabe konzentriert. Csikszentmihalyi: „Man ist das, was man tut. Handeln und Bewußtsein sind identisch“. Durch Flow kann der Kletterer so viel Freude erfahren, daß sein ganzes Leben davon überstrahlt wird; es erscheint ihm erfüllt und sinnvoll.

In einer Broschüre über Drogen, die von Bundesgesundheitsminister Horst Seehofer in Auftrag gegeben wurde<sup>2)</sup>, werden folgende Strategien zur Suchtprävention genannt:

- Förderung von Selbstwert und Selbstvertrauen
- Förderung von Kontakt- und Kommunikationsfähigkeit
- Unterstützung bei der Suche nach Sinnerfüllung

Genau so könnte man die Effekte des Kletterns mit Freunden in der Natur zusammenfassen.

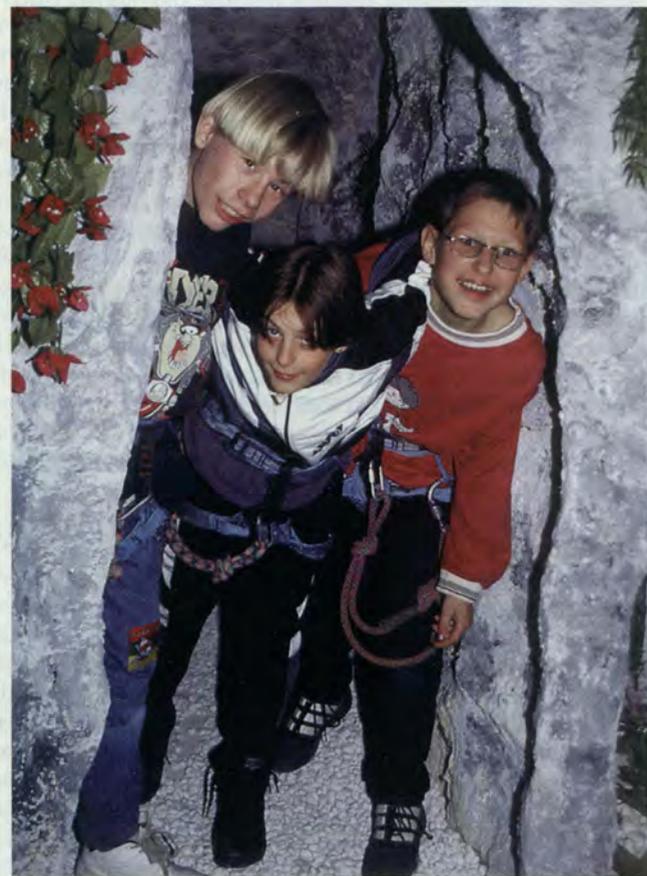
Der Jugendforscher Klaus Hurrelman empfiehlt „Abenteuerpädagogik“ für Süchtige und gewalttätige Jugendliche, denen es an Selbstbewußtsein mangelt und die das Gefühl haben, „nichts auf die Reihe zu kriegen“. Erwachsene Kriminelle und psychisch Kranke haben eine ähnl-

che Lebenshaltung: Sie fühlen sich als Verlierer und sind es auch, weil sie nicht an sich glauben und deshalb nichts unternehmen, um ihre Lage zu verbessern. Wenn sie regelmäßig und intensiv klettern, bauen sie ihr Selbstwertgefühl auf, entwickeln Ehrgeiz und Durchhaltevermögen, ihre Chancen auf Arbeit steigen. Mit gutem Grund sieht man gelegentlich Stellenangebote mit Kletterbildern, Motto: Aufsteiger gesucht.

Liebe Politiker, fördern Sie das Klettern! Das spart dem Staat Sozial- und Arbeitslosenhilfe. Liebe Naturschützer, laßt genug Felsen zum Klettern übrig! Sonst steigen die Chancen, daß euch irgendwann mal ein Jugendlicher auf der Straße niederschlägt, weil er sich gerade langweilt.

### Therapie für sogenannte Normale

Die meisten Kletterer sind brav: sie kosten den Staat nichts. Wieviele von ihnen wären ohne das Klettern auf



Im Dachgeschoß haben sich die Kinder eine künstliche Dschungelwelt gebaut, in der sie Tarzan und Messner spielen

die schiefe Bahn geraten? Wieviele von ihnen hätten eine Psychotherapie gebraucht?

In einer Untersuchung mit psychoanalytischen Fragebögen wurden die Persönlichkeitswerte von Klettersteiggehern mit denen von Normalweggehern verglichen<sup>3)</sup>; dabei erwiesen sich die Kletterer als deutlich ängstlicher. Bei einer anderen Untersuchung<sup>3)</sup> kam heraus, daß männliche Sportkletterer depressiver und ängstlicher sind als Nichtkletterer; weibliche Sportkletterer weichen weniger von der Norm ab. In diesem Zusammenhang ist interessant, daß sie auch weniger risikobereit sind<sup>4)</sup>.

Manche Psychologen bezeichnen Kletterer als „kontraprophisch“, das heißt, sie sehen das Klettern als Gegenreaktion zu Ängsten. Prof. Dr. Victor E. Frankl, Professor für Neurologie und Psychiatrie, schrieb: „Ich begann gerade deswegen mit dem Klettern, weil ich Angst hatte.“ Und für Menschen mit depressiven Tendenzen empfehlen Ärzte viel Bewegung an frischer Luft und Tätigkeiten, die ihnen das Gefühl der Sinnlosigkeit nehmen – das Klettern paßt dazu sehr gut. Wählt man diesen Sport unbewußt, um sich selbst zu therapieren?

Daß man Statistiken genau anschauen muß, weiß jeder, der selbst einmal eine gefälscht hat; und nicht alles, was Psychologen oder Ärzte sagen, ist (halb)göttliche Wahrheit. Aber es lohnt sich vielleicht, darüber nachzudenken. Bei einer Therapie kann man die Ursachen der Krankheit bekämpfen oder Symptome lindern. Manche nehmen das Klettern ein wie eine Glücksspiel oder ein Schmerzmittel; um die Ursachen ihrer Probleme kümmern sie sich nicht – der Berg heilt nicht, er deckt zu. Immerhin ist das Klettern ein Antidepressivum ohne schädliche Nebenwirkungen, wenn man beim Spiel mit dem Risiko nicht zu hoch pokert.

Andere führt der Tanz über dem Abgrund zu den Abgründen ihrer Seele und hilft ihnen heraus. Emil Zopfi schreibt in „Sanduhren im Fels“: „Der Berg ist ein Teil meiner Identität geworden, Klettern Selbsterfahrung und Grenzerfahrung zugleich. Ich habe diese Felswand durchstiegen, aller Angst zum Trotz, habe erfahren, daß ich auch in auswegloser Situation noch handeln kann. ...Was immer uns trieb: Minderwertigkeitskomplex, Todessehnsucht, Realitätsflucht: Die Wand war Therapie.“

#### Anmerkungen

\* : Name geändert

1) Günter Amesberger: Persönlichkeitsentwicklung durch Outdoor-Aktivitäten? Untersuchung zur Persönlichkeitsentwicklung und Realitätsbewältigung bei sozial Benachteiligten. Afra Verlag, Frankfurt am Main/Griedel, 1992

2) Themen, Service für Presse, Hörfunk und Fernsehen, Verlagsbeilage im Journalist November 1992, Verlag Rommerskirchen, Rolandseck. Die Kampagne zur Suchtprävention der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, S. 4, 5.

3) Land der Berge, 1996, Nr. 5, S. 68, 69: Psyche & Berg

4) Gert Stüwe, Rainer Dilcher (Hrsg.), „Tatort“ Erlebnispädagogik, Lotte Rose: Mädchenabenteuer – Jungenabenteuer, S. 51, 52.

# Die Illusion der Freiheit

## Reflexionen über die Eigenverantwortung beim Bergsteigen

Nicholas Mailänder

*You, who are on your road  
must have a code  
that you can live by  
and so become yourself  
because the past  
is just a goodbye*

Graham Nash

Bei uns hier in den Staaten ist es zum Gesellschaftsspiel geworden, sich über Haftungsklagen eine Altersversorgung zu sichern. Falls man nicht zufällig nachweisen kann, daß einem der Präsident persönlich in die Wäsche gegriffen hat. Ihr habt recht, die Schilder an der Straße von Bellingham hier heraus zum Sun up Bay sind neu. Vor jeder Kurve mußte das Verkehrsamt eine Blechtafel anschrauben lassen. Schuld daran ist die ehemalige Frau eines Kollegen von mir. Die hat nämlich dafür gesorgt, daß die Stadt zu 200.000 Dollar Schadenersatz verdonnert wurde, weil das Road Department versäumt hatte, unserer ehrenwerten Mitbürgerin in aller Form mitzuteilen, daß die verdamnte Straße genau an der Stelle die Richtung ändert, wo die Lady sturzbesoffen in den Wald gerauscht ist. Willkommen im Land der unbegrenzten Möglichkeiten!“ Dr. Landry Corkery, noch im Trockentauchanzug, ist jedes Zeremoniell zuwider. Er hat seine Schulfreundin Liz und mich soeben begrüßt, als hätte er uns erst gestern und nicht vor fünf Jahren das letzte Mal gesehen. Sein Starkwindbrett hat er vorsorglich auf dem Dach des Datsun gelassen. Eine halbe Stunde, ehe wir uns gestern mit Sack und Pack zum Flughafen München-Erding aufgemacht hatten, war ein handgekrakeltes Fax aus der Maschine getackert: „Bin beim Surfen. Der Toyota-Pickup steht auf Platz 297 in P4 am Flughafen in Vancouver. Der Schlüssel liegt rechts außen auf der Hinterachse, die Papiere unter der Fußmatte auf der Beifahrerseite. Have a good trip. See you – Landry.“ Daß wir, gerade erst eingejettet, am nächsten Tag dem Mount Baker per Ski aufs Haupt steigen wollen, setzt ihn kaum in Erstaunen. Mit von der Partie wird er allerdings nicht sein, da der Doc in der Notaufnahme des County Hospital morgen wieder Schicht schieben muß.

## Die Sträflingskolonne

Der Mount Baker hatte uns schon beim Landeanflug auf Vancouver fasziniert, gerade weil ihm der ebenmäßige Fujijama-Look der anderen Vulkane im Nordwesten der USA fehlte. Vielmehr thront er, 3285 Meter hoch, ca. 60 Kilometer von der Küste des Pazifischen Ozeans entfernt, inmitten eines stark vergletscherten Kleingebirges. Bereits sieben Uhr ist es, als wir am Beginn des Mount Baker Trail auf rund 1200 Metern Meereshöhe die Rucksäcke schultern. Zwei Stunden später ist das Biwakgelände am Hogs Back erreicht, wo wir die Ski anschnallen und mit den Harscheisen über einen steilen Firnhang zum Coleman Glacier hinaufsteigen.

Schnell vergrößern sich die schwarzen Punkte in der Spur, die auf der orographisch linken Seite des flachen Gletschers zum Eisbruch hinaufzieht. Unsere Ski gleiten im lockeren Rhythmus auf der Schneefläche. Beim Näherkommen sehen wir, daß unsere amerikanischen Bergkameraden zu Fuß unterwegs sind und bei jedem Schritt bis übers Knie einbrechen. Sie stolpern dicht hintereinander am Seil und vermitteln den erbarmungswürdigen Eindruck einer Sklavenkarawane. Unbarmherzig brennt die Sonne auf das Geschehen herab. Sie entwickelt in diesen Breiten Ende Juli gegen elf Uhr eine nicht unerhebliche Strahlkraft. „Wow!“ meint Liz und wischt sich den Schweiß von der Stirn, „denen muß es unter ihren Helmen das Hirn ganz gut durchkochen!“ Richtig! Jeder Teilnehmer dieser wohl zur Charakterstärkung verschriebenen Führungstour trägt eine Kopfbedeckung, die verdächtig an den klassischen deutschen Stahlhelm erinnert. Der Führer der Brigade, wohlwissend, daß er hier in Amerika immer mit einem Fuß im Zuchthaus steht, scheint auf Nummer sicher gehen zu wollen. Nicht ohne Grund! Denn über jedem Bergführer und jedem Ausrüstungshersteller schwebt hierzulande das Damoklesschwert des „litigation“, der Haftungsklage.

Als erster hatte dies die Yosemite-Legende Jim Bridwell und mit ihm sein mythischer Vorgänger Yvon Chouinard zu spüren bekommen. Jim war als Bergführer am *East Buttress* des El Cap unterwegs, einer klassischen Frei-

kletterführe, als seinen Kunden unter der Schlüsselstelle ein menschliches Rühren überkam. Bridwell, der eine Seillänge höher droben auf dem Standplatz saß, hatte keine Möglichkeit, das komplizierte Ritual, zu dem sein Kunde – ein erfahrener Kletterer – gezwungen war, zu überwachen. Mit fatalen Folgen: Der Mann vergaß im Eifer des Gefechts, die Schlaufe seines Sitzgurtes zu sichern und stürzte tödlich ab. Jim zog seinen Kopf mit dem Argument aus der juristischen Schlinge, der Hersteller des Gurtes – Yvon Chouinard – habe versäumt, auf den korrekten Gebrauch des Ausrüstungsstücks unmißverständlich hinzuweisen. Eine zweite Niederlage vor Gericht kostete Chouinard weitere Millionen und veranlaßte ihn, sich fortan ganz auf die sorgenärmere Textilbranche zu konzentrieren. Die Hersteller von Bergsportausrüstung haben daraus gelernt: Mancher moderne amerikanische Klettergurt kann es locker mit der Bedienerfreundlichkeit eines Keuschheitsgürtels aufnehmen, und jede Seilbremse ist mit einer an die Tabakwerbung erinnernden Warnung versehen. Auch das hauchdünne Furnier von Freundlichkeit zwischen Führer und Kunden verschleiert nur notdürftig, daß sich vor der Tour zwei Rechtspersonlichkeiten einig werden, Abenteuer, Gipfelerfolg und Sicherheit gegen harte Dollars auszutauschen. Klar ist beiden Seiten auch, daß im Falle eines „Vertragsbruches“ die Auseinandersetzung vor Gericht so hart geführt wird wie jeder Kampf ums Überleben am Berg. Man hat sich in das Schicksal gefügt.

Froh, als einigermaßen freie Menschen im sonnigen Gebirge unterwegs sein zu dürfen, grüßen Liz und ich die wohlgesicherte Chaingang. In einer weiten Linksschleife steigen wir in Richtung auf die steile Nordwestwand des Hauptgipfels zu. Plötzlich hält Liz inne: „Siehst du die Skispuren da droben in der Eiswand?“ Sie deutet aufgeregt nach oben. Direkt in Gipfelfalllinie der sechshundert Meter hohen Flanke, in die senkrechte Seracabbrüche eingelagert sind, ziehen zwei makellos ineinandergestrickte Skispuren herunter bis zur schmalsten Stelle des Bergschrundes. Auch ihre Produzenten sind zu sehen: Wie zwei junge Hunde toben sie durch das Gletscherbecken unter der Wand, daß schon das Zuschauen ein Vergnügen ist. Mit leisem Neid wandern wir am gedrittelten Seil unter dem Felssporn der Roman Nose hindurch hinauf zum Sattel unterm Gipfelaufschwung. Hier deponieren wir die Ski und erreichen über den 40 Grad steilen Schneeang das Gipfelplateau des Berges. „Nichts wie hinunter ins Grüne, ehe sich der Coleman-Gletscher endgültig in einen Sumpf verwandelt!“ Der Schnee trägt noch erstaunlich gut. Schwung an Schwung legen wir in den zischenden Firn. Nach einer guten Viertelstunde Abfahrt passieren wir wieder die Brigade des Leidens. Sie hat sich auf ihren Rucksäcken niedergelassen, manch einer kühlt sich mit Schnee die Stirn. Offensichtlich ist das Abnehmen des Helmes in den Gehpausen genehmigt.

## Ein Vulkan in der Zwangsjacke

Aber wir hatten die Rechnung ohne den Wirt – in diesem Falle „Uncle Sam“ – gemacht. Am Mount Saint Helens erreicht auch uns der lange Schatten seiner Paragraphen. Man wird sich erinnern: Am Morgen des 18. Mai 1980 war der ebenmäßige schneebedeckte Vulkankegel mit einer Wucht explodiert, die der Sprengkraft von 500 Hiroshima-Bomben entsprach. Eineinhalb Kubikmeilen Gestein und Asche flogen in den Himmel. Sie begruben den östlichen Teil des Staates Washington sowie die Staaten Idaho und Montana unter einer zentimeterdicken Staubschicht. Wie zur Strafe für sein ungebührliches Verhalten wurde der widerborstige Berg zum „National Monument“ erklärt und in eine Zwangsjacke von Gesetzen, Umsetzungsverordnungen und Besucherlenkungsmaßnahmen gesteckt. Als brave Gäste der Nation, die sich weltweit für die Verteidigung der Freiheit des Individuums stark macht, melden wir uns pünktlich um 18 Uhr in „Jacks Restaurant“ zu Cougar, um an der Verlosung der 40 Besteigungsgenehmi-



Fotos: Nicholas Mailänder

gungen für unangemeldete Gipfelanwärter teilzunehmen. Der Inhaber des Restaurants, der allabendlich dasselbe Ritual zelebrieren darf, ist stocksauer auf die Erfindung der Bürokraten in Washington. Denn die wenigsten, die sich von der staatlich verordneten Genehmigungstombola nicht abschrecken lassen, zeigen viel Verständnis dafür, daß die Gipfelgebühren ausgerechnet auf die Gehaltskonten jener Ranger fließen, die mit strengem Auge über die Einhaltung der Regelungen wachen.

Ausgestattet mit einem abgestempelten Genehmigungsschein aus solidem Recycling-Karton, mit Bindedraht gut sichtbar am Rucksack festgezwickelt, begeben wir uns am anderen Morgen in die Schlange auf dem Monitor Ridge, dem einzig legalen Aufstieg auf den Mount St. Helens. Was tut man nicht alles, um eine bergsportliche Bildungslücke zu schließen! Doch nach vielleicht vierhundert Höhenmetern Aufstieg wird mir das Lavagelatsche zu dumm. Verstohlen schauen wir uns um – und tauchen nach links ab in eine versteckte Firnrinne, wo wir mit den Steigeisen mühelos höherkommen. Allerdings läßt sich mein schlechtes Gewissen, bei unserer Aschenquerung den rotlistigen Koksflöhen beim Genaustausch gestört zu haben, nur schwer beruhigen. Nichtsdestotrotz freuen wir uns an der Pracht unzähliger violetter Blüten im schwarzen Gestein, das die Rinne begrenzt. Nach rund zwei Stunden kündigt der Geruch von faulen Eiern das Ende des Berges an. Vorsichtig nähern wir uns dem gezackten Gipfelgrat, von dem eine fünfhundert Meter hohe Wand aus Staub und Schlacke zum Kraterboden abbricht. Dort hat sich

bereits ein neuer Kegel gebildet, aus dessen Schlot eine kräftige Rauchsäule aufsteigt. Dahinter eine Mondlandschaft. Die gesamte Nordseite des Vulkans wurde durch die Explosion abgesprengt; die von ihr erzeugte Gaswolke fegte mit einer Geschwindigkeit von 500 Stundenkilometern durchs Bergland und vernichtete 250 Quadratmeilen Wald; eine Lawine aus Schlamm und Asche wälzte sich im Schnellzugtempo durchs Toutle River Valley, 60 Menschen verloren ihr Leben. In ehrfürchtigem Abstand von der Kraterkante setzen wir uns nieder und warten, bis der Firn die Optimalkonsistenz für die Abfahrt erreicht hat. Diese entpuppt sich als so sensationell wie sie illegal ist: Über weite, dunkle Firnfelder geht es hinab, ein kleiner Gletscherabbruch bietet eine willkommene Steilwandeinlage, dann führt eine Kette von Schneerinnen, deren Verlauf wir uns bereits am Vortag eingepreßt haben, fast bis zur Baumgrenze. Noch ein paar Schritte, und der Trail 116 fängt uns auf, endlich bewegen wir uns wieder auf festem rechtsstaatlichen Grund.

## Rien ne va plus – ohne Handy oder „MLU“

„Unsere Freunde Beth und Tom wurden von einem Ranger ohne Permit erwischt und mußten beide 200 Dollar löhnen. Da habt ihr ganz schön Glück gehabt!“ meint John schmunzelnd und leckt sich das Salz seines Margueritaglases von den Lippen. Draußen auf der Koppel wiehern die Pferde, die staubige Nachmittagshitze liegt lähmend über dem weiten Talbecken des Hood River. In dem klei-

nen Ranchhouse mit dem dorischen Frontgiebel ist es jedoch dank eines ausgeklügelten Abschirmungs- und Belüftungssystems angenehm kühl. „Es ist erschreckend,“ fährt John fort, „ausgerechnet hier im Nordwesten, wo jeder Haushalt mindestens drei Knarren hat, um seine Eigenständigkeit zu unterstreichen, werden die Freiheiten durch staatliche Gängelei zunehmend eingeschränkt. Kaum jemand begehrt dagegen auf. Erstens weil das mit Einsatz verbunden wäre. Zum zweiten weil wir uns im täglichen Leben daran gewöhnt haben, Verantwortung abzugeben. Es gibt kaum einen Grund, warum Verrechtlichung, Faulheit und Sicherheitsdenken nicht auch bald das Bergsteigen prägen sollten. Was einmal anarchischer Ausbruch war, degeneriert zunehmend zur Erholungsmaßnahme. Früher ging es darum, einen Raum aufzusuchen, wo man sich im Unvermessenen, Unberechenbaren bewegen konnte, um sich selbst auf die Probe zu stellen und vielleicht auch etwas über die Welt zu erfahren. Wir glaubten uns in einer rechtsfreien Sphäre mit ungeschriebenen Gesetzen. Staatsanwälte und Richter wollten so wenig mit uns zu tun haben wie wir mit ihnen. Seitdem dank der Bemühungen unserer populären Profis der Bergsport gesellschaftsfähig geworden ist und er auch vom Naturschutz als Spielwiese entdeckt wurde, hat sich das gewaltig geändert. Bergsteigen steht heute dauerhaft im Zentrum der kollektiven Aufmerksamkeit. Daß sich heute Leute gegen Unsummen auf den Everest und an andere Orte, wo sie nicht hingehören, baggern lassen und dabei sterben, ist übel genug. Was ich aber als mindestens so schlimm empfinde, ist die Tatsache, daß die Kletter- und Alpinszene dabei ist, geistig unterwandert zu werden. Zunehmend sind unsere Entscheidungen von außen programmiert. Der gekletterte Schwierigkeitsgrad ist wichtiger als das Erlebnis, dem Gipfelerfolg wird das Leben der Kameraden geopfert. Es reicht nicht aus, uns gegen die Einschränkungen unserer Bewegungsfreiheit zu wehren, wo die Sinnhaftigkeit einer Regelung nicht hieb- und stichfest wissenschaftlich bewiesen ist. Genauso dringlich ist es, vor unserer eigenen ethischen Tür zu kehren! Wenn wir nicht ganz bewußt gegensteuern, regieren die Gesetze der Erfolgs-, Profit-, Fun- und Sicherheitsmaximierung bald dort, wo einst Kühnheit, Improvisation und Solidarität tonangebend waren. Wir brauchen einen dauerhaften Deich gegen die alpinsportliche Fastfood-Ideologie! Wie die einzelnen Bauelemente dafür aussehen müssen, darüber sollten wir uns schleunigst Gedanken machen! Eine knappe Autostunde von hier, droben am Mount Hood, ist das alpine Disneyland bereits traurige Wirklichkeit geworden. Wenn ihr wollt, können wir die Zukunft des Bergsteigens – wie sie von den Tourismusmanagern, Versicherungsgesellschaften und unseren staatlichen Naturschutzwächtern herbeigeträumt wird – morgen besuchen.“

John hatte nicht zuviel versprochen. Bereits in den Climbers' Information im Timberline Lodge wurde durch

die Warnung vor „Mount-Hood-Triangle“, dem schon viele erfahrene Bergsteiger zum Opfer gefallen seien, jedem potentiellen Litigation-Kläger der Wind aus den Segeln genommen. Nüchtern betrachtet, ist der Mount Hood der leichteste der „hohen“ Vulkane im Nordwesten der USA. Ausgangspunkt ist ein Sommerskigebiet, in dem viele der „Großen“ der World-Cup-Arena gerne incognito trainieren. Aspiranten auf den 3426 Meter hohen Gipfel, die vor acht Uhr aufkreuzen, dürfen die bis auf rund 2600 Meter führenden Skilifte benützen. Es sei denn, sie haben etwas wesentliches vergessen...

„Es tut mir aufrichtig leid!“ sagt die Schöne im rustikal gestylten Ticketausgabe-Kabinett, „aber wir haben uns zum Schutz unseres Publikums auf die Vorschrift geeinigt, Einfachtickets zur Bergstation nur an Leute zu verkaufen, die ein Mobiltelefon dabei haben. Euch ist doch sicher auch an einer schnellen Rettung gelegen, falls etwas Unvorhergesehenes passieren sollte.“ Das gewinnende Lächeln, die wohlinstudierten Worte und der einfühlsame Tonfall hätten jeden Personaltrainer in Ekstase versetzt. Selbstverständlich, so teilt uns Miss NLP mit, könnten wir uns auch ein MLU besorgen. Die versierte People-Pleaserin interpretiert meinen offensichtlich etwas dümmlichen Gesichtsausdruck korrekt: „'Mountain Location Units' sind Sender, die bei Bedarf automatisch einen Hilferuf absetzen, inklusive der genauen Position des Verunfallten. Ihr bekommt sie im Regierungsgebäude drunten an der Hauptstraße, eine halbe Meile von der Abzweigung. Allerdings ist dafür heute keine Zeit mehr, denn nach 8 Uhr darf ich euch leider keine Karte mehr zur Bergstation verkaufen. Bergsteigen ohne einen ausreichenden Zeitpuffer kann nämlich lebensgefährlich sein.“ John ist es hoch anzurechnen, daß er es fertigbringt, mit sammetsanfter Stimme vier Tickets zu erbitten, wenn auch nur zur Mittelstation. Dort angekommen, begeben wir uns ganz dreist zum nächsten Lift, wo uns der Angestellte mit einem bewundernden „Ihr wollt sicher ganz nach oben!“ die Bügel öffnet. Niemand wird den vier feixenden Figuren ihre Freude verübeln, den Bergbürokraten wieder mal ein Schnippchen geschlagen zu haben. Die Grenze ihres engeren Machtbereiches ist oberhalb der Bergstation durch ein Schild markiert, auf dem bekanntgemacht wird, daß weder der Staat noch die Betreibergesellschaft des Lifts bereit sind, für irgendwelche durch „natürliche Gefahrenquellen“ verursachten Unfälle die Verantwortung zu übernehmen.

Trotz alledem scheint John die Warnungen unserer besorgten bergsportlichen Beraterin ernst zu nehmen. Seine Telemarkski auf dem Rucksack, legt er ein mörderisches Tempo vor, wohl dem lebensnotwendigen Zeitpuffer zuliebe. Scott, der vierte im Bunde, rast in seinen Nike-Ghettotrettern mit flatternden Bermudashorts hinterdrein. Als Sanitäter bei der Feuerwehr arbeitet er 2 mal 24 Stunden in der Woche. Gestern kam er um 8 Uhr von

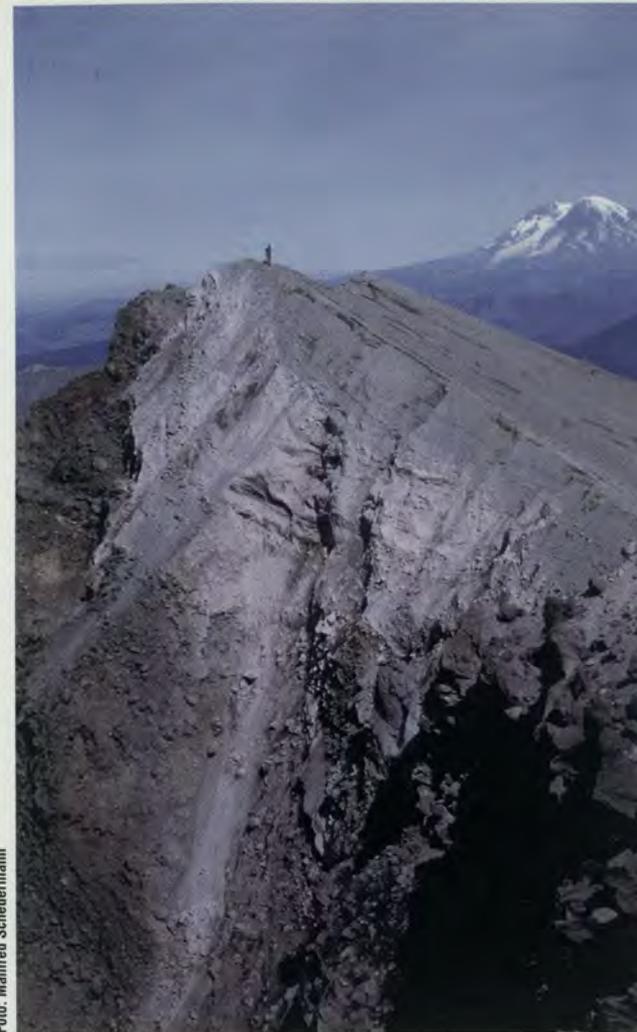


Foto: Manfred Scheuermann

der Arbeit nach Hause, dann drehte er eine Runde auf dem Mountainbike, ließ sich im Columbia-Canyon auf dem Surfbrett von der berühmten Düse herumpusten, stieg um auf den Katamaran und hängte dann noch einen Jollenturn an. Auch heute scheint es der Fun-Freak wieder eilig zu haben. Wir hasten am Crater Rock vorbei, aus den Felsspalten des Devil's Kitchen steigen übelriechende Dämpfe auf. Auf dem Firngrat, der zum Gletscher hinüberführt, legen wir das Seil an. Wie es der Bruch erlaubt, geht es hinauf zum Steilcouloir der Pearly Gates, das uns in den mäßig geneigten Gipfelhang entläßt. Die Aussicht ist atemberaubend: im Nordosten der flache Kegel des Mount Adams und links von ihm die wild vergletscherte Südflanke des fast 4400 Meter hohen Mount Rainier. Unter uns scheinen die Eiskatarakte direkt in tiefgrüne Nadelwälder hinabzustürzen, die abrupt in die in hellem Ocker flimmernde Halbwüste übergehen. Es ist einer der heißesten Tage des Jahres, drunten in der Ebene werden über 40 Grad erwartet. Hier oben weht jedoch eine steife Spätherbstbrise. Wir queren nach Westen, Liz und ich auf Steigeisen, John und Scott mit ihren Telemarkskiern. Mit präzisen Schwüngen kurven sie über die bis zu 50 Grad steilen Hänge hinab, als ob sie die weit offenen Bergschründe dreihundert Meter tiefer nicht das geringste angingen. Auf den flachen Hängen schlägt uns bereits die

Am Mount St. Helens  
(Herbstaufnahme), im Hintergrund  
der Mount Rainier

Gluthitze entgegen. Als wir drunten an der Lodge inmitten einer Crew von Snowboarderinnen im offenerzigen California-Look die Ski abschnallen, stellt Scott zufrieden fest, daß es gerade elf Uhr ist. Das gibt ihm Zeit, sich schnell ein Hamburger-Menü zuzuführen, ehe er sich daranmacht, sein weiteres Programm zu absolvieren: Für den Nachmittag hat er sich mit einigen Freunden zu einer Mountainbike-Tour verabredet, und abends soll in Hood River eine der berühmt-berüchtigten Surfer-Feten steigen. Scotts Einladung, bei dieser konditionsintensiven Veranstaltung mitzumischen, lehnen wir dankend mit dem Hinweis auf den frühen Aufbruch ab, den wir für den nächsten Tag geplant haben. Denn leider sind die Zeiten vorbei, in denen wir auch noch im Stadium des Entzugs die Höhenluft ohne allzu große Beschwerden genießen konnten. Und hoch hinaus soll es gehen auf unserer nächsten Tour! Immerhin haben wir uns den Liberty Ridge in der Nordflanke des 4392 Meter hohen Mount Rainier vorgenommen, der als das amerikanische Analogon zum Brenvasporn am Mont Blanc gilt.

### Auf Knopfdruck

Unsere Antworten auf die pflichtbewußten Fragen des Rangers, der am Eingang des Mount-Rainier-Nationalparks prüft, ob wir des geplanten Unternehmens würdig sind, fallen – gelinde gesagt – etwas undeutlich aus. Denn einen Schlafsack wollen wir auf keinen Fall über den Berg tragen, und wieviel Verpflegung wir brauchen, um wieder zu den Fleischtöpfen zu gelangen, glauben wir aus eigener Erfahrung selbst entscheiden zu können. „Ihr werdet einen ganzen Tag damit zubringen, euch durch das Spaltengewirr des Carbon Glacier zu kämpfen. Es ist schon spät im Jahr; und es könnte sein, daß der Fuß des Liberty Ridge wegen der Abschmelzung jetzt gar nicht zu erreichen ist.“ Daß die letzten zwei Seilschaften, die unsere Route versucht haben, bereits an der Überquerung des Winthrop Glacier beziehungsweise am Bergschrund gescheitert sind, scheint den guten Mann zu beruhigen. Seinem skeptischen Gesicht ist deutlich anzusehen, daß er uns keine Chance gibt.

Obwohl wir seine Einschätzung überhaupt nicht teilen können, veranlaßt uns die Information doch, die Strategie, die wir uns zurechtgelegt haben, zu überdenken. Statt vom Glacier Basin Campground aus morgen den St. Elmo Paß zu überschreiten und uns durch den ausgedehnten Winthrop Glacier und anschließend den Carbon Glacier zu quälen, entscheiden wir uns für den zwar deutlich weiteren, aber dafür eisfreien Zustieg über den Wonderland Trail, der das gesamte Bergmassiv umrundet. Vom Parkplatz am Sunrise Lodge aus sollte der Zeltplatz am Mystic Lake in vier Stunden zu erreichen sein. Der liegt rund 1700 hoch. Von hier wollen wir die Tour in einem Zug durchziehen und noch am selben Tag zum Camp Schurman auf

der Nordostseite des Berges absteigen. Liz, die keine Lust auf einen solchen Berglauf-Marathon hat, bietet an, das Übernachtungsgepäck zurückzutragen und uns am Endpunkt der Tour, dem Campground am White River, abzuholen. Kein Wunder, daß John und ich beim Neupacken unserer Rucksäcke jeden Ausrüstungsgegenstand in der Hand wiegen und uns schließlich für eine recht spartanische Hochgebirgsausrüstung entscheiden!

Liz hat sofort gemerkt, daß der nichtsahnende Wildernessbeamte einen Köder ausgelegt hat, den die beiden Alpinoldies nur loslassen werden, wenn sie eine Fortsetzung der Tour überhaupt nicht mehr verantworten können. Es ist, als wären die Kondensatoren im Hirn auf eine Ladungsstufe knapp unterm roten Bereich gesprungen. Ab jetzt, so weiß Liz, sind die beiden auf Remote Control. „Ich bin froh, daß mein Ehrgeiz wenigstens nicht so ausgeprägt ist wie der meines Vaters!“, lacht John, als Liz uns droben am Sunrise Lodge auf die plötzliche Umschaltung aufmerksam macht. „Der war aus deutlich brisanterem Material gebaut als ich. Als er starb, war er gerade 28 Jahre alt. Sein Drive und sein Ehrgeiz haben ihn umgebracht. Er soll gesagt haben, daß der Tod das größte Abenteuer des Lebens ist und etwas, das man voll auskosten sollte. Damals, als er im Jahr 1962 in der Eiger-Nordwand in ein Gewitter geraten ist, kauerte sein Partner neben ihm im Biwaksack. Mein Alter dagegen soll trotzig und herausfordernd in das Wolkengewühl gestarrt haben. Wenn es ein Blitzstrahl auf ihn abgesehen haben sollte, so würde er in John Harlin einen würdigen Gegner finden! Er blieb verschont. Aber vier Jahre später riß sein Seil bei einer Erstbegehung in derselben Wand, ungefähr auf der Höhe des damaligen Biwakplatzes. Er flog 1200 Meter die Wand runter. Dad hatte eine 8-Millimeter-Kamera dabei, und wir ließen den Film entwickeln, weil wir wußten, daß er mit größtem Vergnügen den ganzen Flug auf dem Streifen festgehalten hätte.“ Wir schultern die Rucksäcke und suchen nach dem Trail zum Mystic Lake, ein Teil des 90 Kilometer langen Rundwegs um das Bergmassiv. John fährt mit seiner Erzählung fort: „Das Photo in Life Magazine sehe ich noch deutlich vor mir. Es zeigte Vater mit zusammengekniffenen Augen vor dem Berg, der ihm das Leben kosten sollte. Getitelt haben sie die Story mit der Aussage eines seiner Kletterpartner: 'Ich hätte gedacht, der Eiger würde eher zerbrechen als John!' Nun, der Eiger ist nicht zerbrochen, aber einige Leben haben einen tiefen Riß bekommen. Meine Großeltern verloren ihren einzigen Sohn, was sie nie verwunden haben. Meine Mutter mußte ihre zwei Kinder alleine großziehen und dabei ihr Leben neu aufbauen. Ein Nichts war an der Stelle, wo meine Schwester Andrea und ich beim Heranwachsen einen festen Halt gebraucht hätten.“ John weist hinüber zu der gezackten Berggrüne des Mount Saint Helens, die sich im Südosten deutlich gegen den Himmel abzeichnet: „Unser Leben damals sah aus wie die Explosionszone dort. Es

dauerte Jahre, bis die Wunden verheilt waren. Mein Vater hatte sein Leben bis zur Neige ausgekostet; die Scherben, die er hinterließ, mußten andere zusammenkitten!“

„Wie kannst du dann aber gegenüber Adele und deiner Tochter Siena deine eigenen Steilabfahrten verantworten, und das noch auf Telemarkski“ frage ich ihn. „Wenn du gestern am Mount Hood nur einen winzigen Fehler gemacht hättest, wärest du im Bergschrund gelandet!“ „Ski-fahren hab' ich schon im Alter von drei Jahren gelernt, damals als mein Vater die International School of Mountaineering in Leysin geleitet hat. Mit sieben bin ich schon besser gefahren als er. Hänge bis zu 50 Grad hab' ich voll im Griff. Aber so ganz traue ich meiner Einschätzung doch nicht. Vor ein paar Jahren bin ich vom Gipfel des Mount Hood nach Osten abgefahren. Wie immer locker gearched und umgesprungen. Uns war klar, daß wir einen Sturz nicht hätten abfangen können. Die Einfahrt in ein Steilcouloir war dann der Point of no Return. Ich schwang ab und überdachte die Lage. Mein Partner legte seine Steigeisen an und stieg, nachdem er vorsichtig die Ski am Rucksack befestigt hatte, mit den Eisgeräten ab. Hundert Meter unter mir endete der Schneehang in einer senkrechten Felswand. Links von ihr setzte sich das Couloir in einer schmalen Rinne fort. Als ich die Ski beschleunigte, spürte ich jeden einzelnen Herzschlag. Die Kanten schnitten ganz vorsichtig in den Hang. Während ich versuchte, meine Selbstsicherheit korrekt einzuschätzen, sprangen meine Gedanken hin und her zwischen 'Das ist verrückt, die Konsequenzen sind tödlich!' und 'Das schaffst du leicht, zeig's ihnen!' Als ich dann wieder den sicheren Boden unter mir fühlte, wurde mein Stolz über das Erreichte im Nu von einer Welle des Ekels weggefegt: Ich hatte zuviel riskiert.“

### In der Zwickmühle

John scheint sich in letzter Zeit viel Gedanken über das Thema gemacht zu haben. Er spult seine Aussagen ab wie einen fertigen Text: „Heute bin ich der Meinung, daß man seine Entscheidungen am Berg richtiger fällen kann, wenn man sich darüber im klaren ist, was für einen im Leben mehr und was weniger zählt. In der Abwägung zwischen meiner Familie und dem Grenzgang am Berg oder gar dem Ansehen in der Szene würde ich mich immer für Siena und Adele entscheiden. Das muß jeder für sich auf ebener Erde in aller Ruhe zurechtlegen, dann hat er die richtige Entscheidung auch unter Druck parat, wie das richtige Bewegungsmuster in einer schwierigen ungesicherten Kletterstelle. Wenn man das für sich geklärt hat, dazu noch das eigene Können präzise einschätzen kann und in der Lage ist, die Verhältnisse am Berg zu beurteilen, hat man gute Voraussetzungen dafür, unser Hobby zu überleben.“ „Das hindert dich aber nicht daran,“ wirft Liz ein, „durch irgendeinen blöden Zufall doch wieder in eine



Foto: Manfred Scheuermann

Entscheidungszwickmühle zu geraten! Denk' doch an Joe Simpson und Simon Yates am Siula Grande in den peruanischen Anden. Sowa kann jedem von uns in der trivialsten Tour passieren: Du gehst am laufenden Seil auf einem steilen Gletscher, der andere fliegt in die Spalte. Du hältst ihn, wirst aber vom strammen Seil im weichen Schnee langsam zur Abbruchkante gezogen und hast ein Messer in der Tasche. Wie würdest du reagieren?“ „Ich weiß es wirklich nicht,“ meint John nachdenklich, „und ich möchte auch nie in meinem Leben in die Situation kommen, eine solche Entscheidung treffen zu müssen!“

„Ich fürchte, wir kommen aber nicht darum herum, diese Frage früher oder später zu beantworten,“ gebe ich zu bedenken. „Vielleicht hast du schon was von dem deutschen Schriftsteller Ernst Jünger gehört? Der ist heute steinalt, ich glaube, er hat im März seinen 102. Geburtstag gefeiert. Er ist eine jener Gestalten, die so recht in keine Schublade passen, und er ist umstritten wie keine andere literarische Größe in Deutschland. Nur, daß er eine ist, daran wird kaum gezweifelt. Im Ersten Weltkrieg war der Jünger ziemlich tollkühn zugange. Eine seiner Maximen war, sich niemals zu ergeben. Und zwar weil er fürchtete, dem inneren Gefüge seiner Existenz dadurch einen irreparablen Schaden zuzufügen. Beim Bergsteigen habe ich gelernt, daß es manchmal ganz klug ist, eine Niederlage wegzustecken. Dennoch glaube ich, daß es solche irreparablen Schäden gibt, und möchte nicht in der Haut eines

Menschen stecken, der in einer Zwangssituation zum Messer gegriffen hat, um das Seil seines Partners zu durchtrennen. Obwohl ich sehr gut verstehen kann, daß das jemand tut. Heute werden Leute, die solche Meinungen vertreten, sehr schnell in die rechtsgescheiterte Ecke gestellt. Das hat ja dein Freund Heinrich Harrer kürzlich leidvoll erfahren müssen. Bei einer Fernsehdebatte mußte er sich von Reinhold Messner vorwerfen lassen, er hielte immer noch an den Idealen der Nazi-propaganda fest, nur weil er die Idee der Seilschaft noch immer als Leitmotiv eines Lebens ansieht. Sicher hat Messner recht, wenn er sagt, der Mensch sei schwach und nicht hart wie Kruppstahl, daß er Fehler macht und daß die 'Seilschaft fürs Leben' ein Anspruch ist, dem wir nur selten genügen. Ist ein Ideal aber falsch, nur weil es schwer zu realisieren ist und politisch mißbraucht wurde? Da fällt mir ein Vorfall aus meiner Zeit in unserer DAV-Jugendgruppe ein. Es war beim Abstieg von der Trettachspitze in den Allgäuer Alpen, daß zwei meiner Kameraden ein Schneefeld queren mußten. Der Jüngere ging vor und achtete darauf, solide Tritte im weichen Schnee zu hinterlassen, da er von der Unsicherheit seines Partners wußte, dessen Bruder im Jahr zuvor bei einer Rettung an der Dru umgekommen war. Der Vorausgehende erreichte einen Schrofensporn und stieg hinunter auf ein Band, das unter dem Schneefeld in die Felsflanke eingelagert war. Er sah seinem Kameraden zu, der mit tastenden Bewegungen in dem vielleicht fünfund-

vierzig Grad steilen Schneefeld zwanzig Meter über dem Band nach rechts querte. Dann sei plötzlich alles sehr schnell gegangen: Ein Tritt war ausgebrochen, der Körper rauschte, verzweifelt nach Halt suchend, den Hang hinunter auf die schmale Terrasse zu. Ehe er nachdenken konnte, war der Sechzehnjährige das Band hinübergeflogen und hatte sich dem Stürzenden entgegengeworfen. Am Rande des hundert Meter tiefen Abbruchs blieben die beiden Körper liegen. Ich fragte den Buben, was ihn dazu veranlaßt hatte, sein Leben zu riskieren. Der sagte, er habe urplötzlich das Bild der Mutter seines Bergfreundes am Grab des toten Bruders vor Augen gehabt, da habe es kein Halten mehr gegeben. Die Eindrücke aus solchen Augenblicken dürften zum Wertvollsten zählen, was das Bergsteigen zu geben hat.“

Unterm Reden haben wir die ausgedehnten Wiesen um den Frozen Lake unterhalb des Winthrop Glacier erreicht. Rechts von uns die bis weit hinauf begrünnten Basaltbuckel des Mount Freemont mit seinen dunklen Noppengraten. Weite Teile des Berkeley Park, wie der schöne Erdenfleck genannt wird, den wir gerade durchwandern, sind noch mit Schnee bedeckt. Eine aufgeweichte Spur führt über die glänzende Fläche, in aperen Flecken recken sich Frühlingsblumen nach der Sonne. Ein Blick auf das spaltenreiche Gletscherfeld unterm Gipfelaufbau bestätigt uns die Richtigkeit unserer Entscheidung, den zwar weiteren, aber dafür hindernisärmeren Zugang zum Fuß unseres Grates gewählt zu haben. Auch der Ort der für morgen geplanten Handlung ist von hier aus zu sehen: Der Liberty Ridge bildet die rechte, im Nachmittagslicht glänzende Horizontlinie, die hoch droben auf 4301 Metern in der Kuppe des Liberty Cap kulminiert. Auch die markantesten Strukturen des klassischen Anstiegs sind bereits zu erkennen: Der Seracabbruch unterm Gipfelplateau, darunter eine Reihe von Rinnen, die auf einem horizontalen Gratstück aufzusitzen scheinen; hier muß der berühmte Thumb Rock sein, wo üblicherweise biwakiert wird; von diesem Felsdaumen bricht der Grat mit einer steilen Felskante ab und zieht dann mit vielleicht 45 Grad geneigten Firnhängen hinab zum Carbon Clacier.

Uns ist klar, daß der Übergang vom Gletscher zu diesem ersten Aufschwung morgen die Schlüsselstelle sein wird. Obwohl der Einstieg in knapp zwei Stunden erreichbar scheint, lassen wir uns nicht narren: Die Dimensionen sind gewaltig. Und vorerst führt der Weg eh im Zickzack durch den Hochwald hinab, wobei er der 1400-Meter-Linie unangenehm nahe kommt. An seinem Tiefpunkt durchwaten wir den von Schmelzwassern angeschwollenen Winthrop Creek, um dann die verlorenen Höhenmeter wieder schwitzend und fluchend gutzumachen. Am moskitoverseuchten Mystic Camp ernennen John und ich die gutmütige Liz zur Lagerchefin und rennen wie die Gesengten weiter, um im schwindenden Licht den Zugang zum Carbon Glacier zu erkunden.

## Liberty Ridge

Um drei Uhr geht der Wecker. Schlaftrunken und etwas neidisch auf seine selig schlummernde Betreuerin flößt sich das Gipfelteam den von ihr bereiteten Kaffeendrink ein, zerkaut und schluckt zähe Karbo-Riegel und folgt nach kurzem Abschiedszeremoniell den Lichtkegeln der Stirnlampen bergwärts. Die Stelle, wo wir den Wanderweg verlassen müssen, haben wir am Vorabend deutlich markiert, so daß wir wie geplant über angenehm zu begehende Gras- und Schotterhänge in der Dämmerung den unteren Teil des Curtis Ridge erreichen. Wir verfolgen den markanten Felsrücken bis auf 2300 Meter, wo ein Geröllfeld hinunterführt zum zerschundenen Carbon Clacier. Direkt über uns die Willis Wall, in der es trotz der frühen Stunde recht lebendig zugeht. Das andauernde Poltern in der „amerikanischen Eigerwand“ und die laue Luft auf dem Gletscher lassen uns die Fortsetzung des Unternehmens überdenken. Immerhin: Wenn wir uns ganz rechts halten, sind wir vor den mürben Geschossen sicher. Das



Fotos: Nicholas Mailänder

steinschlaggefährliche Einstiegseisfeld unseres Grates müssen wir aber hinter uns haben, ehe die Sonne in die Wand scheint! Es beginnt ein Wettlauf im Labyrinth: über messerscharfe Reitgrate, hinab ins Dämmerlicht, weiter im Spaltengrund, durch eine Kluft hinauf und im Zickzack über die Oberfläche. Gegen acht Uhr finden wir uns zwanzig Meter untertage im Bergschrund, dessen Wände mit einer dunklen Griesschicht bedeckt sind. Durch Rillen gluckert das Schmelzwasser herab, während John, dessen Outfit inzwischen eines Kanalarbeiters würdig wäre, sich zum Lichte emporkickelt. Oben angelangt, legen wir das Seil ab und waten über den Schneehang hinauf. Links von uns rauschen bereits die ersten Sonnenboten durch eine Rinne. Schweratmend erreichen wir den Fuß des „Fels“-aufschwunges, der aus zusammengebackener Asche zu bestehen scheint. Lange suchen wir dieses Wunder der Gebirgsstatik nach einem Durchkommen ab, bis wir auf ein glattes, aber solides Felsstück stoßen, das sich aus irgendeiner geologischen Laune heraus hierher verirrt hat: Genuß im unteren sechsten Grad, auf den eine zwar nervige, aber leidlich begehbar Geröllhalde folgt. Die mannshohen Brocken sind lose aufeinander gestapelt, brennend läuft uns der Schweiß in die Augen, während wir mit äußerster Vorsicht höherbalancieren.

Gegen Mittag sitzen wir etwas ausgelaugt auf knapp 3300 Metern Höhe unterm Thumb Rock und versuchen, dem Körper das verlorene Naß wieder zuzuführen. Dann ziehen wir unsere oft knietiefe Spur weiter durch die Flanke, immer auf den drohenden Seracgürtel zu, der den Ausstieg zum Gipfelplateau sperrt. Dort angelangt, ist es schier eine Erholung, sich an das vollgesaugte Seil zu binden und zwei

anständige Seillängen im Sechziggradgelände zu absolvieren. Mit deutlich reduzierter Dynamik reichen wir uns abends um sechs auf dem Gipfel die Hand. Der Abstieg scheint klar: Links unterm Hauptgipfel durchquerend, sollten wir den Normalweg vom Camp Schurman erreichen. Aber beeilen müssen wir uns, denn bis zum ersehnten Elefantenpfad ist es noch ein guter Kilometer! Am gedrittelten Seil rennen wir über die gefrorene Gletscherfläche. Das Seil haben wir nur aus Prinzip angelegt, denn Spalten kann es auf dieser Pläne eigentlich keine geben! Zufrieden genieße ich nach dem Sumpf des Aufstiegs unser schnelles Vorwärtstreten auf dem festen Firn. Ich schaue hinüber zum flachen Gratrücken des Normalwegs: „In zwanzig Minuten sollten wir leicht drüben sein, John!“ Auf einmal ist die ins Abendlicht getauchte Eis ebene weg. Kalte Zugluft pfeift mir ums Gesicht. Ich stürze zwischen blauschimmernden Spaltenwänden mit dem Kopf voraus auf eine dunkle Kluft zu. „Ach so, der Praxis teil zur Simpson-Diskussion!“ schießt es mir durch den Kopf. Ganz sanft, ohne Ruck, endet der Flug auf der Höhe einer Schneerampe, die ich pendelnd erreiche. Einige Minuten später erscheint Johns sorgenvolles Gesicht in der Öffnung, die ich rund 10 Meter über mir in das Dach der Spalte gestanz hat. Er hat uns an einem „Deadman“, den er aus seinem Pickel gebastelt hat, fixiert und will mir jetzt ein Aufstiegsseil zuwerfen, weil sich der Sicherungsstrick drei Meter in die Spaltendecke eingeschnitten hat. Da die Schneerampe, auf die ich mich gerettet habe, problemlos zu begehen ist, läßt er dann einfach das Seil nach. Bald stehe ich wieder oben im Licht der Sonne, die gerade im Begriff ist, hinterm Hauptgipfel abzutauchen.

Obwohl die Zeit drängt, legen wir jetzt ein bedächtiges Tempo vor. Beide scheinen wir plötzlich an einem eigenartigen Tick zu leiden, der uns veranlaßt, in kurzen Zeitintervallen die rechte Hand nach unten zucken zu lassen, so daß die Pickelschäfte eine eigene eigenartige Stocherspur hinterlassen. Im letzten Büchsenlicht mündet diese in den ersehnten Trampelpfad des Normalwegs. Doch bereits nach wenigen hundert Metern findet die Freude ihr jähes Ende vor einer tiefen, gut vier Meter breiten Querspalte. Die Schneebrücke muß erst kürzlich kollabiert sein. Wortlos nimmt John Anlauf und springt. Der Tiefblick kommt mir auf unangenehme Art bekannt vor. Doch das Seil, das zur anderen Seite hinüberführt und die hereinbrechende Dunkelheit machen jede Diskussion überflüssig. Und John scheint eh deutlich weniger gesprächig zu sein als sonst. Stundenlang irren wir im Dunkeln über die zerklüftete Nordostflanke des Mount



Foto: Nicholas Mailänder

In der Schlußflanke des Liberty Ridge

Rainier hinunter auf das Camp Schurman zu. Immer wieder gehen wir fehl und sind zu mühsamen Wiederaufstiegen gezwungen. Gegen Mitternacht erreichen wir die kleine Zeltstadt, wo die Lichter schon lange erloschen sind. Im Windschatten der Rangerhütte richten wir uns für die Nacht ein. Irgendwann liegt jeder in seinem Biwaksack auf einer Unterlage aus Seil, Rucksack und Isomatte. Der Wind pfeift um die Kanten des Bruchsteinhauses. „Weißt du eigentlich, Nicho, daß ich ganz schön Schwierigkeiten hatte, dich zu halten.“ Ich wundere mich, daß John erst jetzt davon erzählt. „Auch nachdem ich mit dem ganzen Körpergewicht auf der Pickelhaue gelegen bin, wurde ich weiter mitgerissen. Erst ein paar Meter vor dem Spaltenrand hat sie gegriffen. Irgendwie mußte ich da an Mike Moe denken. Du weißt, der Freund von meinem Kumpel Mark Jenkins. Die Story von Mikes Tod ist nie vollständig veröffentlicht worden, wohl weil keiner als bekloppt gelten wollte. Und ich weiß auch nicht so richtig, was ich von der Geschichte halten soll, aber hier ist sie:

Mike und sein jüngerer Bruder Dan hatten mit ihren Freunden Sharon Kava und Brad Humphrey zusammen schon überall auf der Welt Expeditionen gemacht. Im August 1995 sind sie nach Baffin Island geflogen. Als Einstieg wollten sie die Barnes-Eiskappe überqueren und dann in ihren Hobie Cats die Ostküste der Insel hinuntersegeln. Teil eins brachten sie ohne Probleme hinter sich. Dann begann jedoch der Trouble. Als sie den Gibbs Fjord erreichten, waren die Boote nicht wie vereinbart deponiert worden. Sie funkten einen Eskimoführer namens Jushua an, den sie engagiert hatten. Der teilte ihnen mit, die Kähne seien wohl beim Transport verlorengegangen, und bot den Vieren an, sie mit seinem Motorboot abzuholen. Auf dem Heimweg im Nordmeer trafen sie auf einen Schwarm von Buckelwalen. Aus irgendeinem Grund tauchte so ein Vieh genau unter dem Boot auf und schmiß es um. Sie hatten zwar Schwimmwesten an, aber kein Neoprenzeug. Nur Jushua hatte einen isolierten Survivalanzug und wurde drei Tage später lebendig gefunden. Er berichtete, die Wassertemperatur sei knapp über dem Gefrierpunkt gewesen, und sie hätten es nicht geschafft, das Boot wieder aufzurichten. So lange sie konnten, hielten die fünf einander fest. Aber einer nach dem anderen, Sharon und Brad und Dan und Mike, starben und trieben davon. Mike war der letzte. Er war bekannt dafür, daß er immer zuerst an die Anderen dachte. Jushua berichtete weiter, er habe mitten in der Nacht eine Stimme gehört, es sei die von Mike gewesen. Sie habe ihn angewiesen, das Boot zu verlassen und in eine bestimmte Richtung zu schwimmen. Schließlich habe er das Ufer erreicht. Die Stimme habe gesagt, er solle nicht liegenbleiben, unfern seien ausreichend Moose und Flechten zur Isolierung gegen die Kälte. Dann habe sich Mike verabschiedet: 'Goodbye, I must go somewhere else now'“.

# Ludwig Gramminger und seine Bergwacht

Der „Wiggerl“ verstarb im August 1997 im 92. Lebensjahr

Hans Steinbichler

Die italienischen Bergsteiger kennen ein Sprichwort: „Die Menschen kommen und gehen, aber ewig stehen die Berge.“ Damit soll an das „Unvergänglichke“ der steinernen Riesen, an das „Ewige“ ihrer Felsfluchten und Türme erinnert werden – und in der Tat, all die Steine, die der Bergsteiger im Lauf seiner wenigen Jahrzehnte überschreitet, all die Felsen, über die er klettert, sie sind in dieser Form so seit Millionen von Jahren existent. Aber sie waren nicht immer so. Wir wissen um das Alter unseres Planeten, um seine Entstehung aus feuriger Magma im Lauf von Milliarden Jahren.

Die Geschichte des Menschen auf seiner Erde ist im Verhältnis dazu klein, kaum faßbar, und doch können wir sie in einem wunderbar formulierten Vergleich darlegen: Stellen wir uns ein Jahr vor, auf das wir am 31. Dezember zurücksehen. Stellen wir uns weiter vor, wir erwarten um 23.57 Uhr mit den gefüllten Sektgläsern in der Hand den Gong zum Jahreswechsel – und diese drei Minuten enthalten die Geschichte des Menschen auf dem Blauen Planeten.

Weshalb diese Einleitung, bezogen auf das Leben eines Menschen? So, wie es unter den Gipfeln aller Gebirge herausragende Erscheinungen, wahre Charaktergestalten gibt, genauso werden uns Menschen unvergessen bleiben, die durch ihre Ideen und ihre Werke „unvergänglich“ wurden. In Ludwig Gramminger begegnen wir einem Menschen, der sein Leben einer selbstgestellten wichtigen Aufgabe widmete und damit die menschliche Welt ein Stück verändert hat. Verändert zum Positiven, mit Hilfsbereitschaft, Verständnis, Nachsicht, größtem persönlichen Einsatz, mit bewundernswerter Menschlichkeit – und mit dem für diese Aufgabe nötigen technischen Wissen und Können. Ein Mensch also steht vor uns. Ein Mensch, der Spuren auf der buckligen Erde hinterlassen hat, Spuren, die nicht verwischt werden – jedenfalls in menschlichen Zeitbegriffen.

Ludwig Gramminger ist ein Münchner Kindl. Geboren am 11. Juni 1906, wuchs er in einer Mansardenwohnung mit drei älteren Schwestern auf. Der Vater hatte einen künstlerischen Beruf; er war Porzellanmaler in der Nymphenburger Porzellanwaren-Manufaktur, die Mutter war Haus-

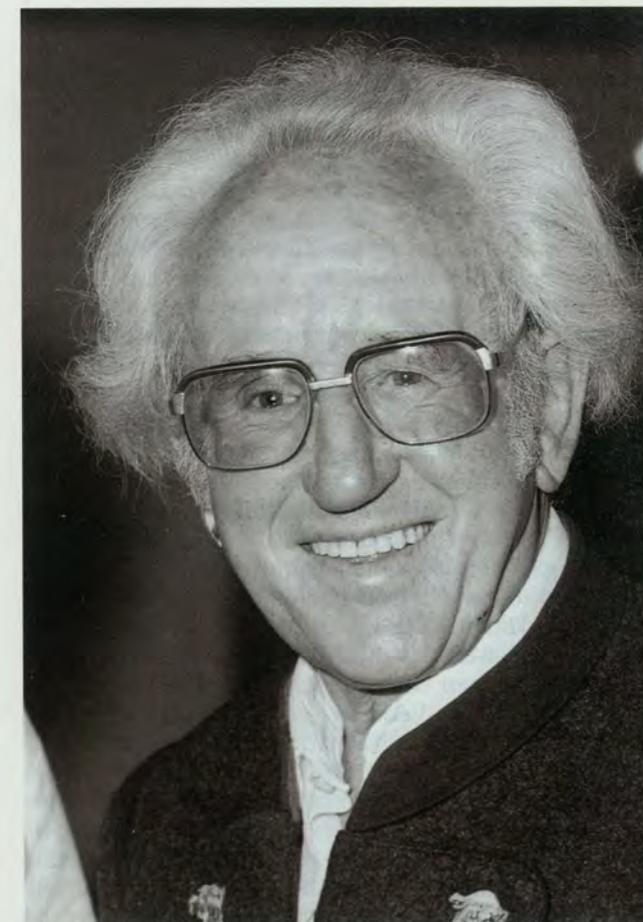


Foto: Hans Steinbichler

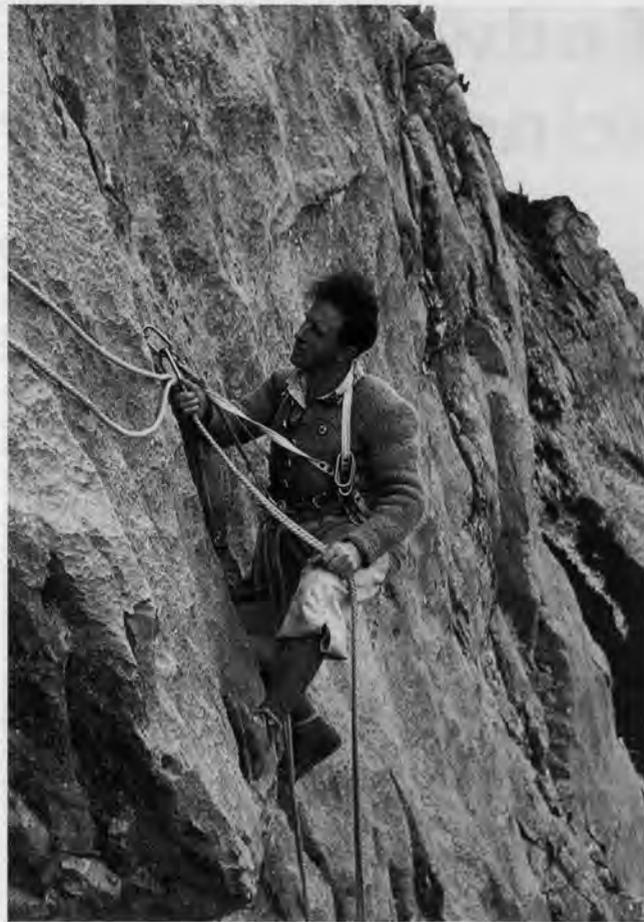
Ludwig Gramminger mit 75 Jahren

frau. Ludwig wird in Bayern mit „Wiggerl“ verkleinert, und das war in diesem Fall auch richtig, denn der Bub aus dem „Schlachthof-Viertel“ war immer der kleinste in der Klasse. In der Familie Gramminger gab es nur das Nötigste zum Leben. An Ausflüge in die Berge war überhaupt nicht zu denken, dennoch bezeichnet der Wiggerl die Zeit bis

zum Ersten Weltkrieg als unbeschwert und glücklich. Schwierig war es erst, als der Vater eingezogen wurde. Doch er kam unverletzt zurück. Schon mit 13 Jahren mußte der Wiggerl eine Lehre als Gürtler beginnen (obwohl er viel lieber Koch geworden wäre). Diese heute verschwundene Berufsbezeichnung umfaßte die Herstellung von Gürtelschnallen, Zaumzeug und Beschlägen, war also ein metallverarbeitender Beruf, der dem Wiggerl für seine spätere Arbeit überaus nützlich geworden ist.

### Damals nichts für Arbeiterkinder

Der Alpenverein war damals nichts für Arbeiterkinder, weshalb der Wiggerl der Arbeiterjugend der Gewerkschaft und später den Naturfreunden beitrug. „Aus grauer Städte Mauern“ zogen sie in Wald und Feld – immer noch nicht in die Berge, sondern nur in die nähere Umgebung der Stadt. Lieder, Lagerfeuer, romantisches, unpolitisches Leben, Lichtbildervorträge, die das Fernweh weckten – der Same war gelegt. In Gruppen gleichaltriger und gleichgesinnter Kameraden wurden später die Kreise weiter gesteckt, ging es dann in überfüllten Zügen, später nur mehr mit den Fahrrädern in die Berge. Schon damals wurden Almhütten gepachtet, war die wöchentliche Fahrt nach Süden bei jedem Wetter ganz selbstverständlich. Der Winter brachte neue Abenteuer: Schnee und Ski. Und hier konnte der Wiggerl seine technische Begabung und die körperliche Geschicklichkeit gut einsetzen. Er wurde ein ausgezeichneter Skiläufer, war vertraut mit allen Techniken, einschließlich des Skispringens. Dieses spielerische Erlernen der verschiedenen Skitechniken war ihm später bei winterlichen Rettungseinsätzen überaus hilfreich. Noch im gleichen Winter erleben der Wiggerl und seine Kameraden schon den Ernstfall. Bei einer Abfahrt durchs Schlauchkar im Karwendel treffen sie auf eine ratlose Gruppe, von denen sich einer den Fuß gebrochen hat. Der Wiggerl baut seinen ersten Skischlitten, schiebt das erste Bein und bringt den Verletzten mit Hilfe der Kameraden in mühevoller Arbeit nach Scharnitz. Dieses Erlebnis führte ihm vor Augen, wie hilflos ein Mensch mit einem gebrochenen Fuß in den winterlichen Bergen im Handumdrehen sein konnte, wie bescheiden die vorhandenen Kenntnisse waren, wie wenig Rettungsmittel zur Verfügung standen. Aus diesen Gründen belegte er in München einen Sanitätskurs. Es gab zwar seit 1920 die vom Münchner Fritz Berger gegründete Bergwacht, aber sie war mehr ein alpiner Ordnungsdienst. Sie befaßte sich mit Naturschutz und war nur wenig mit Rettung und Bergung beschäftigt. Als Dank für die geglückte Rettung wird der Wiggerl vom Wiedergenesenen im folgenden Sommer zum Klettern in den Wilden Kaiser mitgenommen, und im Handumdrehen begeistert er sich fürs Klettern. Von da an war die Felsenwelt des Kaisers das Ziel aller Wochenenden. Rückblickend, aus einer Distanz von sechzig Jahren, stell-



te der Wiggerl fest: „Ich darf sagen, daß wir die gekletterten Schwierigkeiten in fast atemberaubendem Tempo steigerten. Aber es war schon so, daß die vielen Abstürze und Unglücksfälle, die sich in dieser Zeit ereigneten, bei mir auch die Vorsicht weckten. Ich war fest entschlossen, zum Können im Fels auch die entsprechenden Sicherungstechniken zu erlernen, und zwar so, daß ich sie in jeder Situation blind und ohne langes Nachdenken anwenden konnte. Vielleicht war diese stets wachgehaltene Vorsicht ein Grund, daß ich ein Leben lang nicht gestürzt bin und daß sich in den sechs Jahrzehnten, in denen ich in den Bergen unterwegs bin, in meinen Seilschaften kein Unfall ereignete.“ Ein großartiger Leistungsausweis und ungewöhnliches Programm eines jugendlichen Bergsteigers, das später so vielen Verunglückten Hilfe und Rettung bringen sollte.

Im Herbst 1925, der Wiggerl ist 19 Jahre alt, liest er in den „Münchner Neuesten Nachrichten“ (der Vorgängerin der „Süddeutschen Zeitung“) ein Inserat der Bergwacht: Die Bergwacht sucht für ihre Rettungseinsätze junge Bergsteiger und Skifahrer. Aufnahmealter mindestens 20 Jahre. Der Wiggerl meldet sich, besucht Kurse für Sanität und Rettung und wird schon während der Ausbildung für Ernstfälle eingesetzt. Aber es existiert kein Rettungsmaterial (den Akja wird er erst viel später erfinden, ebenso die Gebirgstrage). Für Abtransporte gibt es nur primitive Tragen und im Schnee die zusammengeschnürten Ski oder Hörnerschlitten, die die Bauern zum Heutransport verwenden. Die Geschäftsstelle der Bergwacht befand sich

damals im Hauptbahnhof, und der Wiggerl entdeckt im Keller einen ungenutzten Raum, den er mit Zustimmung Fritz Bergers zu einer Werkstatt ausbaut. Der Beginn der modernen Bergrettung. Als erstes konstruiert er eine Skiverschraubung, mit der er zwei Paar Ski fest zusammenmontieren kann. Wenig später baut er einen Schlitten mit breiten Kufen, deren Enden vorn und hinten aufgebogen sind. Damit können die Retter an steilen Hängen leichter wenden – ein Vorläufer des Akja. Der Wiggerl erinnert sich später: „In meiner gesamten freien Zeit arbeitete ich an der Verbesserung der Rettungsgeräte und an von mir ausgetüftelten Neukonstruktionen. Dabei entstand eine zerlegbare Trage aus Stahlrohr, die etwa zwölf Kilo wog und mit einer Plane bespannt war. Sie konnte für Winterbergungen auf den erwähnten Schlitten montiert werden. Für sommerliche Rettungseinsätze ließen sich an diese Trage zwei vollgummibereifte Speichenräder anbringen. Für behelfsmäßige Abtransporte entwickelte ich aus zwei Holzstangen mit vier Querstreben eine Mustertrage, die sich rasch mit einigen Reepschnüren herstellen ließ, wobei außer Schnüren zur Verbindung und zur Verspannung keinerlei weitere Hilfsmittel verwendet wurden.“

Am Abend, oft nach einem Zehn-Stunden-Arbeitstag, wird im Klettergarten Baierbrunn im Isartal trainiert. Eine ganze Reihe hervorragender Kletterer aus den Münchner Clubs wetteifern mit größtem Einsatz an den schwierigen Passagen. Hier werden auch die Seilschaften fürs kommende Wochenende zusammengestellt, Touren besprochen und weitergegeben. Im Kaiserfels werden die gekletterten Führen ständig länger und schwieriger. Am Totenkirchl klettert der Wiggerl alle damals bekannten Routen, den Südostgrat, die Südverschneidung, die Direkte Westwand. Am Predigtstuhl die Nordkante, die Schüle/Diem, die Fiechtl/Weinberger, die Westwand und die diversen Kamme, Grate und Schluchten. An der Fleischbank gelangen ihm Dülferiß, Ostwand und Südostwand. Er geht mit wechselnden Seilpartnern. Viele von ihnen sind arbeitslos und bleiben oft gleich für die ganze Woche im Kaiser, wobei die „Arbeiter“ den „Arbeitslosen“ alles übriggebliebene Essen zurücklassen. Der Wiggerl arbeitet bei der Deutschen Lichttechnik und ist jetzt mit Elektroteilen beschäftigt. Fast jede Woche wird er telefonisch von seiner Werkbank weggerufen, im Sommer oft mehrmals, und muß zu irgendwelchen Rettungseinsätzen. Von der Ungeherstraße geht es mit Tempo per Fahrrad in den Hauptbahnhof, dort wird das bereits gepackte Material in ein Auto geworfen (ein Simson mit Außenschaltung), und auf staubigen Straßen fahren die Retter dem Gebirge entgegen. Bei Bergungen aus schwierigen Wänden oder von ausgesetzten Graten steht der Wiggerl mit den meisten seiner ehrenamtlichen Helfer (er war ja selber noch ein solcher) oft vor unlösbaren Problemen. Es war nicht möglich mit alpin unerfahrenen Begleitern in schwere Routen ein-

zusteigen. In solchen Fällen mußte der Wiggerl seine Freunde und Seilkameraden anfordern, was meist mit großen Komplikationen verbunden war. Da hatte er eine Idee: Alle seine Kameraden, mit denen er Touren in den höchsten Schwierigkeiten kletterte, sollten in einer speziellen Gruppe zusammengefaßt werden, die sämtlich per Telefon erreichbar und jederzeit abrufbereit wären. Alle Spesen und die Verdienstaussfälle sollten von der Bergwacht getragen werden. Fritz Berger stimmte sofort zu, und die Kameraden ohnehin, denn damit kamen sie auch an Werktagen in die Berge und konnten trainieren. Wie sollte diese aktive Gruppe nun heißen? Es wurde der berühmte „Dienst VI“, in Anlehnung an den damals höchsten gekletterten Schwierigkeitsgrad. Für diesen schweren und gefährlichen Dienst konnte der Wiggerl sofort über dreißig seiner Kameraden begeistern. Ihre Auflistung zeigt berühmte Kletterer, die alpine Geschichte geschrieben haben, die Spitze der damaligen Leistungsbergsteiger: Karl Ammann, Otto Eidenschink, Sepp Emmer, Hans Ertl, Franz Fischer, Adi Göttner, Karl Grandl, Anderl Heckmair, Bertl Herbst, Hans Hintermeier, Bartl Hütt, Dr. Karl von Kraus (vulgo „Kai“), Hias Kuhn, Paul Liebl, Hans Lucke, die Brüder Martl und Toni Meier, Karl Merk, Toni Mesner, Eugen Minarek, die Brüder Arwed, Fedor und Eugen Möhn, Bertl Paidar, Rudl Peters, Leo Rittler, Ernst Rosenschohn, Wiggerl Schmaderer, die Brüder Franz und Toni Schmid, Franz Singer, Hartl Steinberger, Ludwig Vörg. Aus diesem Dienst VI fanden sich starke Seilschaften zusammen, die ständig auch die Seil- und Rettungstechnik verbesserten. Von 1926 bis 1929 war der Wiggerl an allen Wochenenden in den Bergen unterwegs. Er war deshalb meist nicht erreichbar. Oft genug mußte er deshalb, wenn er an einem Sonntagabend mit dem Rad aus den Bergen zurückkam, mit dem Auto gleich wieder fort, um irgendwo verunglückte Bergsteiger aus den Wänden zu holen oder Tote zu bergen.

### Gnädig aufgenommen

Noch immer war der Wiggerl nicht beim Alpenverein. Auch sein Freund und Seilpartner Anderl Heckmair kletterte noch ganz ohne den Segen eines Sektionsvorsitzenden. Im Sommer 1928 beschlossen sie, in der Schüsselkar-Südwand die Fiechtl/Herzog-Route zu klettern. Dafür brauchten sie eine Routenbeschreibung. Da sie die Erstbegeher nicht kannten, hielten sie sich an die Zweitbegeher, und einer von diesen war niemand anderer als Dr. Willo Welzenbach, damals, mit 28 Jahren, schon eine Persönlichkeit, im Beruf wie im Alpinismus. Der Gewaltige empfing sie, belehrte die beiden und gewährte ihnen das gewünschte Papier. Da sie die Wand in einer sehr guten Zeit durchstiegen und noch andere gewichtige Routen vorweisen konnten, wurden sie gnädig in die (damals noch frauenlose) Sektion Bayerland aufgenommen.



1929 wurde auch der Wiggerl arbeitslos. Ohne Arbeit zu sein, bedrückte ihn. Auf ein Inserat hin nahm er eine Stelle in Zürich an, fuhr mit dem Rad dorthin und blieb ein- einhalb Jahre in der Schweiz. Mit einem Rennrad durch- streifte er die Eidgenossenschaft und kehrte nach Ablauf seiner Arbeitsbewilligung mit dem Rad über den Gotthard, Mailand, Rom und Neapel nach München zurück. Im Bayerischen Leichtmetallwerk erhielt er die Stelle eines Ventilschleifers und nahm auch seine ehrenamtliche Bergwacht-Arbeit wieder auf, wobei er feststellen mußte, daß seine geliebte Werkstatt mit allen Geräten total verschlampt war. Dort mußte zuerst Ordnung geschaffen werden. Ohne Zögern ging es auch wieder ins Kaisergebirge. Nach einer Durchsteigung der Totenkirchl-Direkten West- wand erfuhr er auf dem Stripsenjochhaus, daß er noch zu einem Rettungseinsatz am Totensessel unter der Ellmauer Halt mußte. Dort lag ein von Steinschlag schwer getrof- fener Bergsteiger und wartete auf Hilfe. Mit einer Trage schleppten sie den Schwerverletzten nach Hinterbären- bad, durchs Kaisertal und hinab nach Sparchen. Dabei stand plötzlich ein Mädchen vor ihnen, das ihm schon längere Zeit aufgefallen war und das er von der Arbeiter- jugend her kannte, Paula Schuler aus dem Münchner Stadtteil Giesing. Sie war an diesem Tag über den Kopf- förlgrat auf die Elmauer Halt geklettert, hatte vom Einsatz des Wiggerl gehört und kam den dreien nun mit zwei Flaschen Tee und einem Kilo Kirschen entgegen. Der Wiggerl: „So begann eine Partnerschaft, die mehr als ein halbes Jahrhundert anhielt, bis zum 17. November 1982, wo sie nach kurzer schwerer Krankheit in meinen Armen starb.“ Paula war Näherin, geschickt und ideenreich, für die Entwicklung der Geräte eine ideale Ergänzung. Gemeinsam tüftelten sie an geeigneter Kleidung und funktionellen Rettungsgeräten. Sie lernte Leder vernieten,

Segeltuch nähen. Bei allen Entwicklungen des Wiggerl, und er hat 42 Patente auf seinen Namen laufen (die er aber alle freigegeben hat), war sie sein „Versuchskaninchen“. Sie hing als erste im „Gramminger-Sitz“, mit ihr probierte er die Abseilkarabiner, Bremskarabiner, sie nähte die Ber- gungs- und Totensäcke. Paula reinigte auch alle Materia- lien, hat sie gewaschen, getrocknet und ausgebessert. Eine schwierige und oft genug unangenehme Arbeit – die stei- fen Hanfseile, die verschmutzte Kleidung und die blutver- krusteten Bergesäcke. Die Bergwacht, auf Spenden ange- wiesen, konnte diese Dinge nicht einfach in die Reinigung geben. Aber noch ehe dieses Leben gemeinsam werden konnte, wurde es durch einen harten Schicksalsschlag schwer geprüft: Am 8. Mai 1931 fuhr der Wiggerl mit sei- nem Rennrad in die Stadt. Dabei überholte ihn ein Lieferwagen. Er nützte die Gelegenheit, sich in den Wind- schatten des Autos zu setzen. An einer Ampel, sie stand auf „Grün“, überquerte trotzdem ein Fußgänger die Straße, was den Fahrer des Wagens zu einer Vollbremsung zwang. Eine solche war dem Wiggerl nicht mehr möglich. Er prallte mit dem Kopf an die linke Seite der Bordwand, wobei sich der nach hinten abstehende Hebel in sein Gesicht bohrte. Das schreckliche Ergebnis: gebrochenes Nasen- bein, zertrümmertes Jochbein, Verlust des rechten Auges. Für den Wiggerl brach eine Welt zusammen. Was hatten er und Paula für Pläne geschmiedet, was wollten sie alles in diesem Jahr unternehmen, eine Dolomitenfahrt mit Anderl Heckmair war geplant, Westalpen, Berner Ober- land... Vier Wochen lag Wiggerl in der Augenklinik, wo ihn Paula tagtäglich besuchte. Rechts war sein Blickfeld bedeutend verkürzt, mit dem räumlichen Sehen war es vorbei, er mußte das Gehen neu lernen, das Springen von Stein zu Stein.... Seinen Genesungsurlaub verbrachte er auf der Chemnitzer Hütte, er trug Lasten hinauf, suchte

Seite 190: Der „Olympiaschlitten“  
Unten: Die letzten Meter im Schneetreiben  
vor der Wimbachbrücke – Abschluß  
einer dramatischen Rettungsaktion 1937  
aus der Watzmann-Ostwand

Schafe, ging mit dem Hüttenwirt auf die Pirsch und erstieg die Hohe Geige. Am Ende dieser Tage konnte er feststellen, daß es fast wieder wie früher war. Und er spürte auch keine Schmerzen mehr. Mit neuem Lebensmut radelte er nach München zurück, wo ihn Paula glücklich in die Arme schloß. Der Wermutstropfen, in seinem Beruf nicht mehr arbeiten zu können, wurde aufgewogen vom Angebot Fritz Bergers, jetzt hauptamtlich in die Bergwacht einzu- treten. Am 9. Juli 1931 wurde Ludwig Gramminger erster hauptamtlicher Bergrettungsmann.

### Verlagerter Schwerpunkt

Es war dem Einsatz des Wiggerl für verunglückte Berg- steiger zuzuschreiben, daß sich der Schwerpunkt der ur- sprünglichen Bergwacht-Arbeit vom Ordnungs- und Na- turschutzdienst mehr und mehr zur Bergrettung hin ver- lagerte, wobei die ursprüngliche Zielsetzung aber nie auf- gegeben wurde. Dieser neue Aufgabenbereich erforderte eine spezielle Ausbildung der Mitglieder. Sie wurde dem Wiggerl übertragen. Nach wie vor suchte die Bergwacht ihre ehrenamtlichen Mitglieder über Annoncen in den Zeitungen. Der Schwerpunkt der Ausbildung lag nun auf



dem Sanitätssektor. Diese Sanitätskurse, ein Abend pro Woche, zogen sich über Monate hin, dauerten also we- sentlich länger als diejenigen des Roten Kreuzes. In sol- chen Kursen wurde die gesamte Rettungstechnik vermit- telt, also auch Seil- und Knotenkunde, Einsatz der Ret- tungsgeräte, Abtransport von Verletzten und Toten aus schwierigstem Gelände, im Sommer wie im Winter, Lawi- nenkunde, Versorgung von Kälteschäden, Bau von Schnee- Biwaks. Den medizinischen Teil übernahm ein Arzt, alles andere gehörte zum Pensum des Wiggerl. Seit einigen Jahren nutzte die Bergwacht bereits die Vorteile der draht- losen Nachrichtenübermittlung. Aber da gab es noch gro- ße Schwierigkeiten. Ein Funkgerät wog 15 Kilo, und zu- sätzlich mußte im Tal eine eigens installierte Bodenstation vorhanden sein. Schon seit 1930 führte die Bergwacht bei allen größeren Einsätzen Funkgeräte mit. Es entstand sogar eine „Funkgruppe“ unter Leitung von Dr. Felix Goldmann (er war jüdischer Abstammung und mußte Deutschland schon 1933 verlassen. Im Jahresbericht 1934 dankte die Bergwacht Dr. Goldmann für „seine unermü- dliche und sachkundige Mitarbeit aufs herzlichste...“).

Schon zu Beginn der dreißiger Jahre nutzte die Bergwacht auch Flugzeuge für die Suche Vermißter. Im April 1933 gab es den ersten Kurs für die „Orter“ (so wurden die Beob- achter genannt) auf dem Landeplatz Oberschleißheim. Von diesem Zeitpunkt an stand dann immer eine Ma- schine in Bereitschaft. Die Orter hatten auch die Aufgabe, in eigenen Taschen gezielt Meldungen oder Anweisungen abzuwerfen. Auch Proviant und Material konnte so an kleinen Fallschirmen aus dem Flugzeug geworfen werden.

Die Bergwacht gliederte sich Ende der zwanziger Jahre in drei Hochgebirgs- und sieben Mittelgebirgsabschnitte. Die ersten waren: Chiemgau, Hochland und Allgäu, die zweiten: Bayerwald, Frankenjura, Fichtelgebirge, Oden- wald, Rhein/Main-Gau, Sachsen/Thüringer Wald, Schwarzwald. Die Zentrale hatte ihren Sitz in München. Ein besonderes Anliegen war dem Wiggerl die Ausbildung jener Männer, die ihr Wissen und Können in die einzel- nen Abschnitte tragen sollten. Für solche Kurse kamen natürlich nur Standorte in den Bergen in Frage. Fast immer waren dies Alpenvereinshöhlen wie die Kempter Hütte, das Prinz-Luitpold-Haus, die Meilerhütte, das Höllentalangerhaus, das Kührointhaus und die Blaueshütte. Für die Eisausbildung fuhr der Wiggerl mit seinen Aspiranten ins Zillertal, ins Stubai und ins Ötztal. Als theoretisches Lehrmittel beschloß der Hauptausschuß der Bergwacht, eine Lehrschriftenreihe herauszugeben, die schon 1927 vier Titel umfaßte: Heft 1, Die Lawinengefahr, und wie ihr der Alpinist begegnet; Heft 2, Erste Hilfe bei Unfällen in den Bergen; Heft 3, Einführung in das Verständnis der Wetterkarte; Heft 4, Die alpinen Gefahren, ihre Verhütung und Bekämpfung.



### Kein freies Wochenende mehr

Im Jahresbericht 1934 betrachtet der Hauptvorstand der Bergwacht „mit wachsender Sorge“ den Umstand, daß die Unterbringung der Bergwachtmänner auf vielen Alpenvereins- und Touristenhütten schwieriger und oft ganz verweigert wird. Fritz Bergers Idee der „Diensthütten“ war geboren. Die Idee war die eine Seite, die Ausführung eine andere. Vom Dachblech bis zur Kücheneinrichtung mußte alles erbettelt werden, und der Wiggerl fuhr zu den einzelnen Spendern und holte die Dinge ab, die dort nicht mehr gebraucht wurden. Der Wiggerl: „Wir waren aber auch nicht wählerisch: ausrangiertes Geschirr von Cafés und Hotels, ebenso Besteck und Küchengerät waren hochwillkommen. Wer bei uns dann zu Besuch war, mußte vermuten, daß wohl ganze Bereitschaften zum Stehlen ausgezogen sein mußten – aber alles war gespendet.“ Der Wiggerl wurde Hüttenbauer, lernte Schreiner, Zimmermann, Mauern – und beim Installieren des Blechdachs war er wieder im angestammten Beruf tätig. Es gab kein freies Wochenende mehr, bei jedem Wetter wurde geschuftet, und schon 1934 standen folgende Unterkünfte bereit: die Diensthütte am Hochalmsattel, 1800 m, oberhalb von Garmisch; die Diensthütte bei der Firstalm, 1430 m, im Gebiet des

Spitzingsee; die Diensthütte am Soinsee, 1560 m, im Rotwandgebiet; die Diensthütte am Latschenkopf, 1450 m, oberhalb von Lenggries. Bergwachtkameraden wie Besucher waren von diesen separaten Refugien begeistert, und in rascher Folge entstanden nun die Unterkünfte der einzelnen Bereitschaften. Die meisten dieser Hütten sind dezent in die Landschaft gesetzt, einige sind kaum zu finden. Sie belasten die Natur nur wenig, und sie sind bis heute geblieben als was sie geplant waren: Diensthütten der Bergwacht und keine Ferienunterkünfte.

Ein schwieriger Einsatz brachte die Bergwacht 1935 in die Schweiz, nach Grindelwald, in die Nordwand des Eiger. Die Wand war noch unbestiegen, selbst Welzenbach hatte sie nicht probiert. Zwei Münchner, Max Sedlmayr und Karl Mehringer, versuchten im August 1935 einen Durchstieg, wurden jedoch von einem tagelang andauernden Schneesturm überrascht und festgehalten. Als sie nach sieben Tagen nicht zurück waren, verständigte die SAC-Rettungskolonie Grindelwald die Münchner Bergwacht. Der Wiggerl fuhr noch am Abend mit drei Mitgliedern des Dienstes VI los und erlebte in Grindelwald eine Welle der Hilfsbereitschaft. Mehrfach stiegen die vier auf verschiedenen Routen in die winterliche Wand, konnten aber nichts finden. Sie wühlten sich sogar über die Westflanke auf den Eigergipfel – umsonst, sie mußten zurück. Wochen später flog Ernst Udet mit Fritz Steuri die Wand entlang, und sie entdeckten einen der Vermißten zusammengekauert im Biwak. Diese Stelle ist als „Todesbiwak“ in die Geschichte des Eigers eingegangen.

Eine besondere Bewährung für den Wiggerl und seine Männer brachten die Olympischen Winterspiele von Garmisch-Partenkirchen im Jahre 1936. Mit dem Sanitäts- und Rettungsdienst wurde die Bergwacht betraut. Der Wiggerl ahnte, was auf die Bergwacht zukommen würde und begann früh mit den Vorbereitungen. Erstmals erhielt die Bergwacht einen staatlichen Zuschuß, mit dem der Wiggerl den „Olympiaschlitten“ baute: Zwei lange, an ihren Enden aufgebogene Ski verschraubte er mit Stahlrohren so, daß ein schlittenähnliches Gestell entstand, auf dem die Trage befestigt werden konnte. Zwanzig Stück wurden im Keller des Hauptbahnhofs konstruiert. Gezogen und gebremst wurde mit Seilen. Der Akja war immer noch nicht erfunden. Die Veranstaltung verlief im Sinn der Rettungstechnik reibungslos.

Schon im Frühsommer 1936, am 5. Juli, war der Wiggerl wieder in Grindelwald und erkundete die Verhältnisse für die Bergung der Toten. Es war noch zu früh. Viel Schnee mußte noch schmelzen. Dennoch traf er in Alpiglen (eine Alp und Station am Fuß der Wand) zwei Österreicher, die sich auf eine Durchsteigung der Wand vorbereiteten. Ihre Namen: Edi Rainer und Willy Angerer. Am 8. Juli fuhr der Wiggerl wieder nach München. Am 18. Juli stiegen zwei Zweierseilschaften in die Wand. Neben den Österreichern waren dies zwei Bayern, Toni Kurz und Andreas Hinter-



stoisser. Am 20. Juli kam aus Grindelwald die Nachricht: „Hilferufe aus der Eigerwand.“ Der Wiggerl hatte es geahnt, und seine Mannschaft war in kürzester Zeit beisammen. Aber nicht nur das. Um Leben zu retten bediente er sich immer und ohne jede Hemmung aller verfügbaren und möglichen Technik. Deshalb fragte er im Innenministerium nach einem Flugzeug! Und dieses Ansinnen wurde ihm gewährt! Am nächsten Morgen flog eine Ju 52 von Oberschleißheim mit acht Mann und einem Berg Ausrüstung nach Bern-Belp. Ein bereitstehender Bus brachte sie sofort nach Grindelwald. Mit einem Sonderzug ging es weiter, hinauf zur Kleinen Scheidegg, in die Wand zu den Stollenlöchern, wo sie um 13 Uhr eintrafen. Als sie sich zum Ausstieg fertigmachten, kamen ihnen drei Grindelwalder Bergführer entgegen, die ihnen mitteilten, daß alle vier tot seien. Der letzte, Toni Kurz, sei gerade, am Seil hängend, in Rufweite von ihnen gestorben. Wieder war der Wiggerl zu spät gekommen, hatte sich ein schreckliches Drama abgespielt. Es blieb ihm und seinen Kameraden nur noch die schwierige Aufgabe, sechs Tote zu finden und zu bergen.

### Unvorstellbare Zahlen

Auch im Zweiten Weltkrieg wurde der Wiggerl nicht arbeitslos (aufgrund seines fehlenden rechten Auges war er „wehruntüchtig“ geschrieben worden). Viele der auf Urlaub weilenden Soldaten gingen die wenigen Tage in der Heimat auch in die Berge – und manche verunglückten, mußten gesucht und geborgen werden. Als die alliierten Bomber München in Schutt und Asche legten, konnte der Wiggerl mit seinem gutausgerüsteten Bergwachtauto (ein Mercedes Geländewagen mit Allradantrieb und Vierradlenkung) viele Verletzte in die Krankenhäuser fahren. Der Wiggerl war ein Leben lang ein unpolitischer Mensch, und obwohl der Alpenverein von den braunen Machthabern erfolgreich „gleichgeschaltet“ wurde, ging diese Seuche an der Bergwacht vorbei. Aus diesem Grund schrieb der Wiggerl schon am 11. Mai (!) 1945 an die Kommandantur der Militärpolizei einen Brief, in dem er sich und seine Rettungsmänner für das Aufspüren von Parteimitgliedern in ihren Verstecken in den Bergen zur Verfügung stellte. Doch auch amerikanische Soldaten gingen in die Berge – und brauchten im Unglück Hilfe. Erst diese Unfälle bewogen die Amerikaner, sich näher mit der Bergwacht zu befassen. Schon im Sommer 1945 konnte der Wiggerl die Geschäftsstelle wieder einrichten, die Autos, die er gut versteckt hatte, anmelden und die einzelnen Bereitschaften wieder ins Leben rufen. Es kam der Winter, und in Berchtesgaden wie in Garmisch wollten die Besatzungssoldaten Skifahren. Am 20. Dezember 1945 traten in Garmisch 20 Bergwachtmänner auf den verschiedenen Pisten ihren Dienst als „Ski-Patrol“ an. Im Sommer wechselten sie dann ihren Namen in „Mountain-Patrol“.



Da der Deutsche Alpenverein als NS-belasteter Verband verboten war, verlangten die Militärbehörden, daß sich die Bergwacht vom Alpenverein lösen und sich unter die Fittiche des Bayerischen Roten Kreuzes begeben sollte. Am 15. Februar 1946, nach einer Sitzung, steht als Punkt 1 im Protokoll:

Die Versammlung nimmt davon Kenntnis, daß das Bayerische Rote Kreuz aufgrund eines Erlasses der Militärregierung und durch die Verfügung des Bayerischen Ministerpräsidenten die Durchführung des alpinen Sanitäts- und Rettungsdienstes im Zeichen des Roten Kreuzes wahrnimmt.

So kam die Bergwacht zum Roten Kreuz.

Zwei Jahre später, 1948 (der Alpenverein war noch immer verboten), war der Wiggerl einer von zwei deutschen Vertretern, als in Kufstein am 28. August die Delegierten der Alpenländer zusammenkamen, um im Rahmen eines „Bergrettungskurses“ die Fortschritte in der Bergrettungstechnik zu demonstrieren und zu verbreiten – die Geburtsstunde der IKAR, der Internationalen Kommission für alpines Rettungswesen. Offiziell gegründet wurde sie dann sieben Jahre später in Bozen, 1955. Dem Wiggerl wurde die Leitung der Kommission Geräte und Ausbildung übertragen. Heute ist die IKAR weltweit tätig.

Der Wiggerl hat in den 50 Jahren seiner Bergwachtarbeit mit seinen Kameraden und Helfern an die tausend Verletzte und zweihundert Tote geborgen und zutal gebracht. Unvorstellbare Zahlen. Zahlen, hinter denen sich tiefe

Tragik verbirgt, hinter denen sich erschütternde Szenen abspielten. Es gab eigentlich keine Situation, in der ein Mensch der Hilfe bedürftig war und der Wiggerl keinen Rat gewußt hätte. Mut zusprechen, helfen, Not lindern waren ihm selbstverständlich. Er konnte dies mit seiner tiefen Menschlichkeit, mit seinem grundgütigen Wesen, mit verständnisvollen Worten, wie mit seinem handwerklichen Geschick, seiner Sicherheit. All das hat er sich bewahren können – trotz der ungezählten schlimmen Situationen, die er erleben mußte: die schwerverletzten Bergsteiger, die zerschmetterten Körper, die Toten. Oft genug war dann auch der Wiggerl der Überbringer der schlimmen Nachricht in die Familien, mußte er die ganze Wucht des ersten Schmerzes erfahren. Welche Kräfte brauchte es, um einen Schwerverletzten oder Toten aus einer Wand, von einem Grat zu holen, ihn durch Geröllfelder, Latschenhänge und Wald auf endlosen Wegen ins Tal zu tragen, in einer Zeit, in der es noch keinen Hubschrauber gab, wo jeder Meter zu Fuß überwunden werden mußte – hinauf wie hinunter. Gerade diese Mühen und Strapazen, diese oft verzehrenden Schindereien waren es, die den Wiggerl zum Nachdenken brachten, ihn erfinderisch werden ließen, wie man sich diese Schwerarbeit erleichtern könne – im Sinne der Retter wie der Geretteten. Sein Trag- und Abseilsitz war ein Geniestreich der Bergrettung. Mit ihm war nun eine Bergung aus jeder Alpenwand möglich, und heute wird der „Gramminger-Sitz“ weltweit angewandt. Eine weitere Großtat war die

Seite 194: Kurzakja mit Schleifkufen und Schwenkarmen.

Alle Bilder wurden dem Buch von Ludwig Gramminger: „Das gerettete Leben“ entnommen, das 1986 im Bergverlag Rudolf Rother erschienen ist. (Das Buch ist leider vergriffen)

Winde mit dem kuppelbaren Stahlseil, die er zusammen mit Wastl Mariner vom Österreichischen Bergrettungsdienst entwickelte, und mit der ein Retter von oben in jede Alpenwand abgeseilt werden konnte. Ein weiteres Anliegen des Wiggerl war die Prävention, die Vorbeugung und Verhütung von Unfällen in den Bergen. Auch da hat er wegweisend gewirkt: bei seinen Bergwacht-Männern, bei den Sportärzten, in Bergführerkursen, in der Polizei-Fortbildung, bei Lehrern. Jahrzehntelang war er in verschiedenen Gremien als Ausbilder und Prüfer eingesetzt. Und er war 53 Jahre alt, als er sich am 24. Mai 1959 aus eigenen Stücken und ganz offiziell der Bergführerprüfung stellte und sie bestand.

### Berühmt war er schon

Der Wiggerl war 78 Jahre alt, als er sich entschloß, ein Buch zu schreiben. Nicht, um damit berühmt zu werden. Das war er schon. Er hatte im Sinn, etwas von dem zu berichten, was er in einem halben Jahrhundert als Bergretter erlebt hatte. Neben der Tatsache, daß er über ein beneidenswertes Gedächtnis verfügte, hat er ein Leben lang fotografiert und das Ergebnis in Alben und Kisten gespeichert. Schwarzweißfotos – vielfach erschütternde Bilder, die auf jeden Betrachter wirken. Diese Bilder waren nicht für ein Buch gedacht, das waren seine Beweise in den Kursen, bei jungen Menschen, wenn er dann sagte: „So derfts es net macha.“

Das einzige, was der Wiggerl im Lauf seines Lebens schrieb, waren Briefe. Er antwortete den Geretteten, wenn sie sich bedankten, schrieb an alle auf der Welt, die sich mit Bergrettung beschäftigten und er wurde nach seiner Pensionierung zum Wandervogel, zum Weltreisenden. Mit einem Campingbus bereiste er Marokko, Ägypten, Südafrika, die skandinavischen Länder, er war im Balkan, in der Türkei, in Griechenland und ein halbes Jahr in Amerika. Zudem hielt er in ganz Deutschland Vorträge über die Sicherheit am Berg, besuchte die Bereitschaften und war als IKAR-Ehrenmitglied an den meisten Sitzungen anwesend. In einer Familie seiner Glaubensrichtung wurde er bis zu seinem Tod liebevoll gepflegt.

Nach einer eigenwilligen Serie von „Zufällen“ traf es mich, das Lebenswerk des Wiggerl aufzuschreiben. Es wurde eine intensiv gelebte Zeit für uns beide, und wir sind in diesem Jahr über 600 Stunden zusammengesessen. Ich lernte einen unvergleichlichen Menschen kennen, einen tiefgläubigen Christen, einen wahren Samariter. Er hatte nichts aus seinem Leben aufgeschrieben, und immer wieder tauchten Fragen auf, die sich nur schwer beantworten ließen, und da waren die vielen Fotos eine unschätzbare Hilfe. Es war oft schwer für ihn, sich sechs und sieben Jahrzehnte zurückzuerinnern. Doch wir haben zusammen diese und andere Hürden genommen. In seinem Werk „Das gerettete Leben“ erzählt der Wiggerl die unterschied-

lichsten Erlebnisse. Solche von tiefer Tragik, aber auch urkomische, ja lustige Begebenheiten und solche mit Happy-End. Das Buch ist neben der Lebensgeschichte des Ludwig Gramminger zugleich auch eine Geschichte der Bergwacht, jener weltweit in dieser Form einzigartigen Organisation mit fast 5000 ehrenamtlichen Mitgliedern, deren heutiges Erscheinungsbild vom Wiggerl wesentlich geprägt und gestaltet wurde. – Lieber Wiggerl, es war eine schöne gemeinsame Zeit, eine Zeit der Erinnerung. Wir sind weit zurückgegangen, bis ins Jahr 1906, wo in München der Bruder von drei Mädchen auf die Welt kam. Zwischen diesem Jahr und dem der Fertigstellung des Buches, 1986, liegen acht Jahrzehnte mit weltbewegenden Epochen, die du alle bewundernswert gemeistert hast. Ja, noch mehr, du hast diese Zeit auch mitgestaltet und hast sie mit einem guten Schuß Menschlichkeit durchwirkt. Das wird nicht vergessen werden und wird Gewicht haben, sollte einmal gezählt, gewogen und geteilt werden.



Der Wiggerl seilt einen Verletzten ab im Gramminger-Sitz



Foto: Rudolf Lindner

# Führen im Gebirg'

Spaß an der Freud' oder Broterwerb?

Christof Stiebler

Seite 196: Seilschaft  
am Neige de Cordiere,  
Dauphiné

In den Bergen wohnt die Freiheit. Man kann dort allein herumlaufen, wandern, klettern; man kann das mit Spez'ln tun, mit der Sektion, mit einer Bergsteigerschule, sogar mit Hilfe eines Reisebüros oder mit Gruppen, wie sie die Verkehrsbüros zusammenstellen und betreuen. Aktivurlaub ist in, Fun, Erlebnispädagogik, Events werden immer wichtiger. Die hohen und steigenden Mitgliederzahlen der alpinen Vereine zeigen das: über eine Million gehören den Alpenvereinen in Deutschland, Österreich, Italien, Frankreich und der Schweiz an.

Wer alpenfern wohnt, wenig geübt, vorsichtig oder an schwierigeren Touren interessiert ist, der läßt sich führen. „Männer, die Pickel und Seil als Handwerkszeug erkoren, das sind unsere Bergführer, Wegweiser, Pfadfinder, Erschließer, deren Wiege unter steinbeschwerten Schindeldächern stand, die der Berg gebar, ernährte und vielfach auch fällte.“ Ich habe diese pathetischen Sätze im Alpenvereinsjahrbuch 1939 gefunden. Wildschützen, Steinklauber, Hirten, Holzknechte sind die ersten „Führer“. Ich zitiere Balthasar Hacquet, er schreibt im Jahre 1770: „Wild-diebe sind die besten Begleiter, denn sie wissen sich in der größten Gefahr herauszuhelfen, sie sind unermüdet, abgehärtet...“, man ist sicher, daß man bei ihnen nie verhungert.“ Das hat sich natürlich grundlegend verändert. Walter Kellermann, Bergführer aus Reit im Winkl, erzählte mir, er sei Animateur, Seelenklempler und Alleinunterhalter. Fritz Schmitt schreibt: „Man bindet sich zusammen, um miteinander zu steigen, zu leben und nötigenfalls auch zu sterben“ – letzteres totaler Unsinn, aber aus der damaligen Zeit (1939) heraus zu verstehen. Dagegen möchte Reinhold Messner, daß die Führer das Thema „Heile Berge“ neu besetzen: „Nur wenn sie neben Sicherheit Werte wie Gefahr, Stille, Einsamkeit in den Mittelpunkt ihrer Philosophie stellen, haben sie langfristig zu tun.“ Zielt das etwa in die gleiche Richtung wie jener Satz aus der Bergführerordnung von 1872 des italienischen Aostatales, der lautet: „Wenn Damen an der Tour teilnehmen, so muß ihnen der Führer mit kleineren Aufmerksamkeiten begegnen, d.h. ihnen Sträußchen von Alpenblumen oder Bergerdbeeren bringen...“?

## Der Bergführer als Profi und Manager

Ebenso wie die Erschließung der Berge, wie Hütten- und Wegebau, lag auch das Führerwesen zunächst voll in den Händen der Alpenvereine und seiner Gründer und Funktionäre. 1863, ein Jahr nach Gründung des OeAV, entstand im Land Salzburg auf seine Anregung die erste Bergführerordnung der Ostalpen. Im Verzeichnis von 1869 sind bereits 236 „Ostalpenführer“ vermerkt. Im gleichen Jahr gründete Stüdl in Kals den ersten ostalpinen Führerverein; 1870 bauten Senn, Stüdl und Trautwein das Führerwesen weiter aus. Seit 1878 gibt es eine Unterstützungskasse für Führerunfälle bzw. ihre Hinterbliebenen. Seit 1881 werden regelmäßig Kurse abgehalten, 1882 entstand das Bergführerabzeichen. Trautwein gibt in seinem Reiseführer von 1896 für die verschiedenen Bergorte (wie z.B. Sulden, Kals, Hallstatt) die Führer namentlich an. Er schreibt auch: „Sonntags geht vor Schluß der hl. Messe kein Führer.“ Oder: „In Ginzling stehen Träger kaum zur Verfügung.“ Erst in unseren sechziger Jahren hat sich das Bergführerwesen von den Alpenvereinen getrennt, man bildete nationale Bergführerverbände, Ausbildung und Prüfung übernahm der Staat, wengleich die Alpenvereine personell und finanziell noch immer zur Mithilfe gefragt sind (der DAV steckt pro Jahr 135.000 DM in das Bergführerwesen).

Nur etwa 10 bis 20 Prozent der Führer leben ausschließlich von diesem Beruf, der Rest führt entweder gar nicht mehr (z.B. aus Altersgründen, oder weil die obligatorischen Fortbildungen nicht mehr besucht werden), oder aber er springt nur zeitweise ein, etwa zu Ferienzeiten. Die Führer arbeiten entweder in Bergsteigerschulen zusammen, die teils genossenschaftlich aufgezogen (Pontresina), teils als GmbH geführt werden (DAV Summit Club). Sie arbeiten als Einzelkämpfer, oder auch mit den örtlichen Verkehrsvereinen zusammen. So führt z.B. Stefan Welz (Davos) den ganzen Winter hindurch Tagesskitouren. Bis zu fünf Personen nimmt er mit (zwei müssen es mindestens sein), 90 Franken verlangt er von jedem. Der Tagessatz der deutschen Führer betrug jahrelang 350 DM, er wurde jetzt auf

**Unten:**  
Mit Schneeschuhtouren  
erschließen sich Bergführer  
neue Kundenkreise

375 DM erhöht. Viel oder nicht viel? Man muß dabei bedenken, daß die Saison kurz ist, daß vieles wegen Schlechtwetter oder zu geringen Teilnehmerzahlen ausfällt, daß der Führer als Freiberufler alle Steuern und Abgaben selbst tragen muß (insbesondere für seine Alterssicherung), daß Ausrüstung und Haftpflichtversicherung teuer sind. Walter Kellermann hat z.B. für 10 Mio DM Schadensdeckung eine jährliche Versicherungsprämie von 1.100 DM zu zahlen.

### Sektionsführer – Idealist oder Macho?

Neben den staatlich geprüften Bergführern haben sich in den beiden letzten Jahrzehnten die ehrenamtlichen Sektionsführer installiert. Haben die Staatlichen einen Vollzeit-Ausbildungsaufwand von drei Monaten plus 40 Tage Praktikum (das ganze auf dreieinhalb Jahre verteilt), so dauert die Ausbildung der Sektionsführer drei Wochen Vollzeit. Die Staatlichen sind Generalisten für alle alpinen Disziplinen, die Sektionsführer dagegen nur für einen bestimmten Bereich zuständig (Klettern, Skitouren, Langlauf). Letztere arbeiten ehrenamtlich und bekommen (von Sektion zu Sektion unterschiedlich) geringe Aufwandsentschädigungen und/oder Spesenersatz. Sie tragen beim DAV die Bezeichnung Fachübungsleiter (FÜL) mit entsprechendem Zusatz. Ihre Gesamtanzahl von 3500 gliedert sich auf in 860 FÜL Bergsteigen, 590 FÜL Hochtouren, 570 FÜL Skibergsteigen, 400 für Wandern, 250 für Klettern, 134 für Kunstkletteranlagen usw. Alle drei Jahre ist eine Fortbildung zu absolvieren, sonst dürfen sie nicht eingesetzt werden. Welche Bedeutung das sektionseigene Tourenwesen hat, sei am Beispiel der Sektion Oberland gezeigt. Sie gibt dafür zweimal pro Jahr eine 80-Seiten-Broschüre heraus; im Winter-Halbjahr 1995/96 wurden 33 Wochenendtouren geführt (mit 183 Teilnehmern), dazu 131 Ausbildungs- oder Tourenwochen (1078 Teilnehmer). Im Sommer 96 gab es 34 Wochenendtouren (207 Perso-

nen) und 93 Ausbildungs- und Tourenwochen (674 Personen). Mit insgesamt 2.137 geführten Teilnehmern erzielte also diese Münchener Großsektion ein Führungsvolumen, das einer mittelgroßen Alpenschule entspricht. Zum Vergleich: Die größte Schweizer Alpenschule (Pontresina) hat eine jährliche Gästezahl von 6.000. Konrad Ott, Geschäftsführer der Sektion Oberland: „Über 50 Prozent unserer Neuzugänge kommen wegen des umfangreichen Touren- und Ausbildungsprogrammes. So haben wir unsere Mitgliederzahl in den letzten 20 Jahren verdoppelt.“

Wie kommt nun ein ehrenamtlicher Fachübungsleiter dazu, seine Freizeit zur Verfügung zu stellen, um als Ski-bindungsmechaniker, als Sanitäter, Organisator, Wetter- und Schneespezialist, als Planer und Führer auf Touren zu „arbeiten“? Wieso läßt er sich von den Leuten anjammern, beschimpfen, vielleicht auch bewundern oder am Schluß eines Lawinenvortrages beim Hüttenabend mit Applaus von der Gruppe danken? Die Psychologie liefert viele Erklärungen. Ulrich Aufmuth zählt fünf Gebirgstypen auf: den Technokraten, Leistungsfetischisten, Extremen, Kumpel, den Führer. Tiefer einzusteigen, lohnt hier nicht. Ich frage etwas anderes, Wichtigeres: Worin liegt der besondere Reiz für einen Ehrenamtlichen, zu führen? Da ist sicher Eitelkeit und Geltungstrieb mit im Spiel. Aber auch anderes. Das Interessanteste: Wie ist die Gruppe? Den einen oder anderen kennt man bereits von früheren Touren, aber der Rest ist eine unbekannte Mischung, jünger, älter, mal überwiegen Damen (bei leichteren Wanderungen), für Viertausender oder Haute Route melden sich fast nur Männer. Da gibt es Norddeutsche (skeptische Frage: „Hast du schon einmal Steigeisen an den Füßen gehabt?“); da gibt es die vorsichtige Single-Fünzfzigerin, die sich schon vor der Anmeldung bei der Sektion erkundigt, wie alt der Führer ist („mit einem jungen würde ich nicht gehen!“), die dann den Führer anruft und nach seinem „Rollenverständnis“ fragt (Gegenfrage von mir: „Was meinen Sie damit? Das müssen Sie mir erst erklären“), die dann noch ihren Psychiater fragen, ob er ihnen eine solche Gruppenreise anräte. Da gibt es Teilnehmer, die auf Hütten Zimmer wollen (dann aber mit Lagern zufrieden sind), die morgens nach Müsli fragen und abends erklären, Leberkäs oder Schnitzel könne man nicht essen. Da gibt es Damen, die nie etwas frühstücken („da bringe ich nichts hinunter“), die aber nach einer Stunde Riesen hunger haben. Aber gerade diese Vielzahl von Typen und Merkwürdigkeiten ist es, die mich immer wieder zu dem Entschluß bringt: Machst halt im nächsten Jahr wieder drei Tourenwochen!

Je nach Tourenziel teilt die Sektion einem Führer zwei bis drei (für eine Viertausender-Woche) oder sechs bis sieben Personen zu (bei Wanderungen oder Skitouren). Aber manchmal sind es auch acht oder neun oder fünfzehn Leute, wenn ein zweiter Führer zur Verfügung steht. Im



Foto: DAV Summit Club

Land	Anzahl der staatl. gepr. Berg- und Skiführer	davon leben ausschließlich von diesem Beruf	Gebühr für den Führer (Beispiel)	Führer bei den AV-Sektionen	
				Bezeichnungen	Anzahl
Deutschland	419	70	Watzmann-Ostwand DM 600,- (1 Gast)	Fachübungsleiter	3600
Österreich	1300	200	Großglockner Ö.S. 4100,- (bei 2 Gästen)	Staatlicher Lehrwart	3600
Schweiz	1340	400	Piz Palü sfr. 420,- (bei 1-2 Gästen) Matterhorn sfr. 670,- (1 Gast)	Tourenleiter	2500
Italien	1250	600			

Psychologendeutsch haben solche Gruppen formelle und informelle Strukturen, im Verlauf einer Woche bilden sich verschiedene Beziehungsebenen heraus, und die Gruppe verändert oder spaltet sich oder bricht auseinander. Außenseiter müssen integriert werden, Kritik ist sanft zu verpacken (nicht: „Da machst du einen Schmarrn“, sondern vorsichtiger und positiv ausgedrückt: „Überleg mal, ob du das nicht so und so machen solltest“). Nicht zuviel Autorität, andererseits wollen die Leute, daß klare Vorgaben gemacht werden. Und dann nicht nur führen und immer vorausgehen, sondern die Leute einbinden: diskutieren lassen, Aufgaben verteilen („du kümmerst dich um Wetter- und Lawinenbericht“ – „du machst morgen die Ausrüstungskontrolle“). Auf Tour oder am Abend danach die Besprechung: Was war gut? Was hätte man anders machen können? Wie gehen wir unsere Tour morgen an? Und schließlich die Theorien und Empfehlungen der Psychologen zum Thema Konfliktmanagement – genug! Sicher tun sich Leute aus einschlägigen Berufen, etwa Lehrer oder Militärs, gelegentlich leichter bei ihrer „Arbeit“ als Sektionsführer.

### Mann sucht Frau, oder: ab in die Gletscherspalte!

Für die langen Hütten- oder Gasthausabende gibt es viel zu erzählen. Ich hatte eine Teilnehmerin, die mich am Vorabend genau fragte, wie der Wegverlauf am nächsten Morgen aussähe. Ich erklärte: zuerst eine Stunde flach, dann 500 Höhenmeter Aufstieg usw. Am nächsten Vormittag dann großes Geschimpfe dieser Frau: „Du bist

schuld, mir geht es heute nicht gut, ich bekomme keine Luft. Du hast gesagt: zuerst eine Stunde flach, daraufhin habe ich drei Zigaretten geraucht, jetzt kommt aber der Aufstieg bereits nach 40 Minuten, und jetzt muß ich mich soooo plagen!“.

„Führerkollege“ Peter Förtsch erzählte mir, wie für eine Skitourenwoche eine Frau im Wintermantel mit Pistenstiefeln erschien, sonst keinerlei Ausrüstung. Gut, man hat ihr vor Ort alles nötige beschafft und sie auf kürzere Touren mitnehmen können, statt längerer Unternehmungen wurden ihr Ruhetage verordnet. Walter Kellermann erzählte mir die Story eines Mannes, der ihm eine Blanko-Anmeldung schickte mit Begleitbrief: „Lieber Walter, ich suche eine Frau, Du wirst mir schon den passenden Kurs aussuchen.“ Walter fand Kurs und Frau, aber das Lebensglück wurde nicht daraus. Eine andere seiner Touren nannte sich „12 Tage Skiberge in Italien“. Nur lag ärgerlicherweise in den Abruzzen fast überhaupt kein Schnee. Also lud er die Gruppe erst einmal zum Essen ein mit viel, sehr viel Wein. Das Ergebnis war dann schließlich eine wunderschöne Wanderwoche, die Ski wurden gar nicht erst ausgepackt. Flexibel muß man sein!

Bergführer-Präsident Peter Geyer erzählte mir von einer Führung durch die Watzmann-Ostwand. „Den Gast kannte ich nicht, er begann schon bei der telefonischen Anmeldung über die Gebühr zu verhandeln. Man einigte sich, aber bei St. Bartholomä begann er wieder mit dem Honorar und dann in der Wand auch immer wieder. Wimbachgries erreichten wir bei Dunkelheit, mein Gast war sehr erledigt, aber für jeden eine Radlermaß sollte noch drin sein. Mein Gast wollte, daß jeder getrennt zahlt, aber das war mir dann doch zu blöd und ich habe beide gezahlt.“

Am Aconcagua machte Peter Geyer eine „Tour ohne Gast“, und das war so: Sein Kunde war geschäftlich schon früher nach Südamerika geflogen, ein Treffpunkt war vereinbart; der Kunde war nicht da. Auch im Basislager war er nicht, aber sein Zelt stand dort. Geyer suchte drei Tage lang, bestieg dann den Berg allein, wartete wieder, flog zurück nach Buenos Aires, fragte bei der Lufthansa an: ja, der Mann war heimgefliegen. In Frankfurt beim Zoll traf man sich wieder.

Der Innsbrucker Bischof Reinhold Stecher (begeisterter Alpinist, häufig mit Führer unterwegs) trifft an einem weichen, steilen Firnhang einen Führer mit Zwei-Zentner-Dame als Kundin. Er traut seinen Augen kaum: „Die schwergewichtige Alpinistin krallt sich mit beiden Händen in die Rucksackriemen des Bergführers und läßt sich von dem armen Mann einfach über den Hang hinaufziehen, als hätte sie einen Traktor gemietet und nicht einen Führer. Das Mitleid mit dem Geplagten beflügelt meine Schritte. Es ist der Herrmann! Wie ich neben ihm ankomme, bleiben wir stehen. Die Dame sinkt sofort in den Firn. Mit teilnahmsvoller Stimme sage ich zum Bergführer: ‚Herrmann, heut hast aber eine Fuhr beinand!‘ Er ist schweißüberströmt und stößt mit wilder Entschlossenheit hervor: ‚Bischof, ich sag dir’s, bei der nächsten Spalten – da hau i sie abi!‘“

Führerleben heute – Führerleben vor fast 150 Jahren. Der Schweizer Dr. H. Dübi berichtet von einer Strahlegg-Überschreitung nach Grindelwald: „Die aus fünf Mann, zwei Touristen, zwei Führern und einem jungen Träger bestehende Partie ging nachmittags kurz nach 4 Uhr vom Grimselospiz ab und langte abends gegen 7 Uhr im Pavillon Dollfuß an. Vor dem Abmarsch hatte Melchior eigenhändig die Schuhe seiner Reisenden mit frischen scharfen Nägeln versehen; er trug einen mit Lebensmitteln gefüllten Tornister, in dessen Riemen eine gute Rolle Seil befestigt war. An Stelle des gewöhnlichen bâton, wie ihn die übrigen führten, gebrauchte er jene vorzügliche Verbin-

dung von Axt und Stange, welche in Chamonix so wohl bekannt ist. Huggler, dessen Hut wie der Melchior mit einem Schleier umwunden war, trug auf dem Rücken den Weinkeller, ein mit Riemen wie ein Tornister hergerichtetes Blechgefäß von so beträchtlichem Umfang, daß es für eine Lagerwoche bestimmt schien. Der Träger war bepackt mit Decken, Provisionen, Holz, einigen Messern und ein wenig Küchengeschirr, alles in einem großen Tragkorb, für den Gebrauch am Abend und in der Nacht bestimmt.“ Der hier genannte Melchior war der berühmte Schweizer Führer Melchior Anderegg, der schon damals Reiseleiter, Einkäufer, Organisator, Koch – kurz: „Mädchen für alles“ war.

Wir sehen: Menschen in die Berge zu führen, ist nicht immer nur lustig. Es gehört viel Idealismus dazu. Das große Geld ist (selbst von bekannten Berufsbergführern) nicht zu verdienen. Anderl Heckmair hat gesagt: „Der Bergführer kann seinen Beruf auch in Zukunft ausüben, wenn er eine Frau hat, die gut verdient.“ Und Emile Rey, der große Führer aus Courmayeur, hat schon vor hundert Jahren geschrieben: „Ce n’est pas le gain qui me pousse sur les sommets, c’est la grande passion que j’ai pour la montagne. J’ai toujours considéré la récompense comme chose secondaire à ma vie de guide.“ (Nicht der Verdienst treibt mich auf die Gipfel, es ist die große Leidenschaft, die ich für die Berge empfinde. Ich habe die Bezahlung immer als sekundär betrachtet.) Gaston Rébuffat, den ich 1974 kurz vor seinem Tode in Chamonix zu einem Interview besuchte, sagte mir damals: „Der Beruf des Bergführers gehört zu den schönsten, die es gibt, vor allem schon deshalb, weil der Mensch in unserer modernen Welt sonst kaum mehr eine so enge Beziehung zur unbekanntem Natur hat.“

Peter Geyer, 49, Piding, erster Vorsitzender des deutschen Bergführerverbandes, befragt, welches derzeit die Hauptprobleme der Bergführerschaft sind: „Wir kämpfen immer noch um unseren Berufsschutz, denn es gibt leider viele Nichtbergführer, die Bergurlaub und Expeditionen anbieten. Da aber dieser Berufsschutz bundesweit installiert werden muß und mehrere Bundesländer daran nicht interessiert sind, kommen wir nicht voran. Das gleiche gilt für unseren Berufsschutz europaweit bzw. im Rahmen der EU; auch hier sind viele Länder nicht interessiert. Sorgen machen uns auch die kommerziellen Expeditionsanbieter mit ihren Pannen und Problemen, die die Presse gern aufgreift. Hier wird die internationale Vereinigung der Bergführerverbände (ihr gehören 18 nationale Verbände an) Richtlinien und Auflagen schaffen. Eine weitere Aufgabe für uns ist es, den Risikobegriff neu zu überdenken. Bisher galt der Slogan: Bergführer = Sicherheit. Die öffentliche Meinung erwartet absolute Sicherheit, die es aber nicht gibt. Wir können nur größtmögliche Sicherheit bieten. Unfälle wird es immer geben, aber wir wollen die Sicherheit optimieren.“

Foto: Archiv Geyer



Peter Geyer,  
Vorsitzender des  
Verbandes  
Deutscher Berg-  
und Skiführer  
(VDBS)

# Ist der Berg männlich?

## Frauen und Bergsport

Dagmar Nedbal

Die Zeiten von femininer Aus- und Abgrenzung sind längst vorbei. Nur gemeinsam mit ihren PartnerInnen und FreundInnen können und wollen immer mehr Frauen den Bergsport gleichberechtigt ausüben. Was zählt sind Naturerlebnis, Freude, Können und sportliche Leistung. Nicht ständig auf der Bühne der Selbstdarstellung tanzen zu müssen, das ist es, was „Bergfrauen“ und Bergführerinnen wollen.

Was kann frau nicht alles sein im Laufe ihres Lebens: Single oder Ehefrau, Hausfrau, Mutter, Berufstätige (oder alles in einem), Karrierefrau, Sportlerin, Bergsteigerin, Bergführerin... Na klar! Ob Bergtouren, Kletterführen, Skihochtouren, Hochtouren oder Snowboardtouren, ob Telemark oder Expeditionen. Alles ist möglich. Und doch machen Frauen „on tour“ im Gebirge noch die Minderheit aus, finden sich häufig in einer Männerwelt wieder, und immer ist das Ambiente männlich dominiert. Woran mag das liegen?

### Mißverhältnis je höher, weiter oder schwieriger

Fällt das Verhältnis Frauen zu Männern bei leichteren Berg- und Trekkingtouren noch gar nicht so ungleichgewichtig aus, so verschiebt sich der Proporz deutlich, je höher, weiter oder schwieriger das alpine Unternehmen wird. Dies bestätigen durchwegs alle Organisatoren, egal ob kommerzielle Reiseunternehmen oder Vereine der verschiedenen Sparten. Dieses (Miß-)Verhältnis zeigt sich dann sowohl bei „Führungstouren“ im Verein als auch bei „unorganisierten Touren“ unter FreundInnen. Ebenso beim Reiseveranstalter des Deutschen Alpenvereins (DAV), dem Summit Club. Zwar laufen dort, wie auch bei Veranstaltungen der Naturfreunde (TVdN) und des DAV, alle Unternehmungen grundsätzlich in gemischten Gruppen ab, weiß etwa Markus Herrmann vom DAV-Reiseveranstalter zu berichten. „Bei den extremeren Sachen jedoch“, so Herrmann, „etwa bei Expeditionen und wilderen Mountain-Bike-Touren, zeigen sich dann die Männer deutlich in der Überzahl“. Hier liege das Verhältnis etwa

bei 80 zu 20 Prozent. Besondere Trips für Frauen gibt es jedoch auch nicht. Woran das läge, wisse er nicht so genau. Eine Frage des Selbstvertrauens und des Mutes von Frauen vielleicht?

Genaue und aktuelle Statistiken, die in einen weiblichen und einen männlichen Mitgliederanteil unterscheiden, gibt es bei den Outdoor-Vereinen und -Veranstaltern nicht. Und komplette Fehlanzeige heißt es auch, sucht man nach differenzierterem Zahlenmaterial über die Beteiligungen an den verschiedenen alpinen Veranstaltungen. Das Thema „Frau und Mann“ scheint also für die Vereine und Veranstalter noch „weit hinterm Berg“ zu liegen.

### Männlich besetzt und komplex

Ein unproportionales Bild spiegelt auch die Situation bei den staatlichen Berg- und SkibergführerInnen wider. Unter den rund 350 aktiven staatlichen Berg- und SkiführerInnen in der BRD befinden sich genau zwei Frauen. Und unter den derzeit etwa 50 „Bergführer-Azubis“ findet sich gerade mal eine Dame. Von einem gewissen Anschubeffekt der beiden ersten Bergführerinnen kann also leider nicht die Rede sein. Zugegeben, die Ausbildung birgt hohe Anforderungen, ist teuer – in Deutschland allein vom Anwärter aufzubringen – und dauert immerhin dreieinhalb Jahre. Dies allein dürften jedoch noch keine Indizien für eine so geringe Frauenbeteiligung sein. Denn ähnliche Charakteristika treffen ja ebenso auf viele andere Berufszweige auch zu. Woran kann es also liegen, daß es so wenig staatliche Berg- und Skiführerinnen gibt? Ist der Beruf Bergführer einfach immer noch „männlich“ besetzt? Ist „Berg“ schlechthin mit einem maskulinen Mythos behaftet oder aber ist der Ausbildungszugang für Frauen erschwert und das professionelle Bergführen einfach eines der letzten Männerreservate? Dazu Peter Geyer vom Verband Deutscher Berg- und Skiführer: „Die Ausbildung zum staatlichen Berg- und Skiführer in Deutschland ist sehr hart. Vor allem kommt es darauf an, ein guter Allround-Bergsteiger zu sein, also in allen alpinen Disziplinen Topleistung zu erbringen. Und daran scheitert es oft bei

Frauenseilschaft  
im Elbsandstein;  
im Vorstieg  
Karin Kadner in  
„Totes Leben“, VIII a,  
Nonne (Gebiet  
der Steine)



Foto: Mike Jäger

den Frauen“. Zwar gäbe es einige hervorragende Kletterinnen oder Skifahrerinnen, doch die Komplexität mache eben erst den wahren Bergführer aus, erklärt Geyer weiter. Klar sei ihm jedoch, daß einige Frauen wohl eine gewisse Hemmschwelle hätten, diese Ausbildung anzutreten und sich den harten Eignungstests zu unterziehen. Ein spezielles Förderprogramm für Frauen gibt es beim Verband Deutscher Berg- und Skiführer nicht. Geyer hält dies auch nicht für notwendig, denn niemand solle zum „Bergführerberuf hin gefördert werden“.

In unseren Nachbarländern Österreich und Schweiz sieht die Situation auch nicht wesentlich rosiger aus, ebenso in Italien und Frankreich. Dort gibt es einige Frauen in diesem Beruf mehr. Aber eben auch in der Summe mehr Bergführer. Und dies, obwohl beispielsweise in Österreich und in der Schweiz eine stärkere finanzielle Förderung in der Ausbildung existiert und die örtlichen, geographischen Voraussetzungen dort günstiger sind als in Deutschland. In Österreich übernimmt der Österreichische Alpenverein (ÖAV) die Ausbildung, die genau wie in Deutschland dreieinhalb Jahre dauert und sich nach internationalen Standards richtet, zu hundert Prozent. Der DAV beteiligt sich dagegen lediglich zur Hälfte an den Ausbildungskosten, die sich insgesamt immerhin auf rund 15.000 Mark belaufen. „Vielleicht“, meint Geyer, „lassen sich der Beruf Bergführer und die Familieninteressen in Deutschland besonders schwer vereinen. Und das spüren eben die Frauen besonders hart.“ Die Ursache liegt auf der Hand: Ein deutscher Bergführer, der hauptberuflich führt, ist zu gut 90 Prozent seiner Arbeitszeit in den Alpen unterwegs; also eigentlich so gut wie nie zu Hause. Während es in den renommierten Alpenorten möglich ist, dem Beruf des Bergführers vom Wohnort aus nachzugehen, etwa in der Bergschule vor Ort, so sind die Deutschen ständig „on tour“. Das sei eben besonders familienfeindlich und daher auch „frauenfeindlich“.

Gilt noch anzumerken, daß jedoch hierzulande die „Staatlichen“ das Führen zum Großteil im Nebenberuf ausüben. Das Argument der dauernden „Reisetätigkeit“ kann hier also nicht ausnahmslos ziehen.

Wie sieht es nun im Bereich der „Laien“ aus? Hier geht es in erster Linie um alle Fachübungsleiterinnen (FÜL) der verschiedenen alpinen Sparten: Bergsteigen, Sportklettern, Klettern, Skihochtouren und Hochtouren. Die Statistik des DAV-Referats „Bergsteigen, Ausbildung, Sicherheit“ gibt leider keine Unterscheidungen in Frauen und Männer her. Wolfgang Wagner, Referatsleiter in der Münchner Zentrale des DAV, versucht sich mit einer Schätzung: Von den über 5.800 DAV-Fachübungsleitern rechnet er, sind rund 900 Frauen. In welchen Sparten diese bevorzugt „führen“ oder in welchen Disziplinen Fachübungsleiterinnen eine Rarität sind, kann er allerdings nicht sagen. Schade eigentlich. So können weder die Schwächen und Stärken von Frauen, noch die Vorlieben,

Neigungen und Problemfelder von „führenden Bergsteigerinnen“ hinterfragt und diskutiert werden. Auch bei anderen Organisationen, wie etwa den Naturfreunden, die immerhin schon die Ausbildungsstatistik getrennt in Frauen und Männer ausweisen können, zeigt sich das Unverhältnis ganz deutlich: Die Dominanz der Männer mit 91,9 Prozent der insgesamt über 400 ausgebildeten und aktuell aktiven TourenleiterInnen erdrückt im „Referat Bergsteigen“ geradezu die 8,1 Prozent Fachübungsleiterinnen. Aufschlußreich ist der genauere Blick in die einzelnen Sparten, denn hier tun sich doch interessante Details auf. So gibt es bei den FÜL-Bergsteigen immerhin 17 Frauen, bei den FÜL-Hochtouren vier, den FÜL-Alpinklettern drei, den FÜL-Sportklettern noch eine, während bei den FÜL-Skibergsteigen komplette Fehlanzeige vorherrscht. (Zahlenmaterial 1997).

### Nicht nur schweres Gerät schleppen

Noch garnicht so lange her ist es, daß Frauen bei der Bergwacht einfach ausgegrenzt waren. Der Zugang zu einer der letzten Männerbastionen am Berg – der Bayerischen Bergwacht – bedurfte einer juristischen Auseinandersetzung. Seit 1992 dürfen nun auch Frauen, die dies wünschen, in der Bergwacht des Bayerischen Roten Kreuzes (BRK) aktiv mitwirken. Und sie tun es nun auch mit viel Engagement, Begeisterung und Kompetenz sowie zur Zufriedenheit aller. Ein „Urteilsspruch pro Frau“ stand am Ende monatelanger juristischer Querelen. So mußte sich schließlich 1992 auch das BRK-Präsidium von den Zeiten verabschieden, in denen man glaubte, Frauen weiter einfach ausschließen zu können.

Mittlerweile hat sich schon etwas getan in Sachen „schwaches Geschlecht“. Unter den derzeit insgesamt 5.788 aktiven BergwachtlerInnen des BRK (1996) befinden sich immerhin 126 Frauen. „Über zwei Prozent Frauenanteil bisher, mit steigender Tendenz“, versichert Wilhelm Beeker, Bergwachts-Referent beim BRK-Präsidium. Inzwischen hätten sich auch so ziemlich alle beim BRK daran gewöhnt, daß Frauen in den Bereitschaften aktiv mitarbeiteten. Lediglich bei einigen älteren Bergwachtlern gäbe es hie und da noch versteckte Ressentiments. Doch echte Argumente gegen die Frauen in der Bergwacht existierten ja auch gar nicht. Die bisherigen Erfahrungen und namhafte Bergsteigerinnen bestätigen, daß alles nur an Vorurteilen haftete. Und sollte wirklich einmal ein Einsatz dabeisein, bei dem die weibliche Körperkraft nicht ausreichen sollte? „Kein Problem“, meint Beeker, „zumal immer im Team gearbeitet wird und das Spektrum der Bergwachtaufgaben bei weitem mehr umfaßt als das bloße Schleppen von schwerem Gerät“. Im Nachhinein befremdend muten sie jedoch immer noch an, die ehemaligen Gegen-Frau-Argumente, wonach die Weiblichkeit

die Kameradschaft in der Bergwacht stören und die Bergwachtlerinnen Streit und Eifersucht in der Gemeinschaft schüren würden. Ja, so war'n s' halt, die Männerseilschaften...

## Unisex und Übergröße

Frauen und Bergsport, das war bisher auch oft noch ein „Materialproblem“. Gab es zwar ausreichend Wanderausrüstung für Damen, so haperte es zum Teil erheblich im Bereich Funktionsausrüstung und Expeditionsmaterial. „Mittlerweile“, so eine Mitarbeiterin eines Münchner Bergsportgeschäftes, „haben die Firmen dieses Marktsegment gut ausgefüllt“. So rücken auch bei der Outdoor-Bekleidung, die bundesweit immerhin ein jährliches Marktvolumen von über 500 Millionen Mark umfaßt, die Damen mehr und mehr ins Visier der Anbieter. Galt für die Frauen in puncto Berg-Klamotten bisher meist die Devise „Unisex und Übergröße“, gibt es jetzt gute Funktionsbekleidung, wie etwa speziell geschnittene Hochtouren-Hosen, für Frauen. Auch bei der technischen Ausrüstung, wie beispielsweise Klettergurten, steigeisenfesten Bergschuhen oder Rucksäcken, haben sich die Hersteller etwas einfallen lassen und sich auf die weibliche Kundschaft eingestellt. Einige Bergausrüsterfirmen haben seit drei bis vier Jahren spezielle „Damenlinien“ aufgelegt, die sich an den anatomischen Gegebenheiten von Frauen orientieren und nicht nur am modischen Akzent. Auch gibt es schon Firmen, die rein auf den Frauenmarkt abzielen und sich darauf spezialisiert haben. Die Produkte sind in der Regel auch nicht teurer als diejenigen für Männer oder als „unisex“ gekennzeichnet. „Die Sachen“, so die Insiderin weiter, „verkaufen sich ganz gut, wobei Männer natürlich nach wie vor das Gros beim Einkauf darstellen und die Damenkonfektion somit mengenmäßig im übrigen Feld nicht konkurrieren kann.“ Interessant sei, daß Frauen sehr gezielt und kritisch ihre Ausrüstung einkaufen und sich den Erwerb eines Gegenstandes sehr genau überlegten. Genau das bestätigt auch die Studie der Nürnberger Gesellschaft für Konsum (GfK) vom Juni 1997. „Die Frauen“, so GfK-Chef Heinrich Litztenroth, „setzen heutzutage eigenständige Impulse für den Konsum. Eine zunehmende Zahl von hoch- und überdurchschnittlich qualifizierten Frauen steht im Berufsleben und will ihre Freizeit aktiv genießen können.“

## Stärkung des Selbstbewußtseins

Gilt also für das Bergsteigen verstärkt das, was bei der Wahl von Berufen und Hobbies in unserer Gesellschaft generell noch festzustellen ist: Viele Frauen konzentrieren sich auf die sogenannten „klassischen Frauensparten“, während technisch-handwerkliche Berufe und Freizeitbetätigungen eher weniger zu locken scheinen. Schon ermu-

tigen einige Firmen Mädchen und junge Frauen, in vermeintliche Männerdomänen aufzubrechen. So gibt es beim Verband Deutscher Ingenieure (VDI) eine Extrastelle für Frauen im Ingenieurberuf. Firmen legen spezielle Frauenförder-Programme auf oder organisieren Frauenförder-Camps und -Seminare. Was versprechen sich die Initiatoren von solchen Konzepten? Ganz klar: Es geht um die Stärkung des Selbstbewußtseins von Frauen, um das Vertrauen in die eigenen Kräfte und Fähigkeiten und darum, ihren Mut zu stärken, das zu tun, was sie können und möchten. Ausgeglichen, natürlich, individuell. Auf sich selbst zählend, ohne auf die Symbole und Insignien männlicher Macht zurückzugreifen.

Nur ganz langsam tut sich was. Die Realität für viele Frauen in Deutschland zeigt, daß allmählich Veränderungen im Gange sind und daß die tradierten „Rollenbilder“ nach und nach wegbrechen. Auch am Berg, im Bewußtsein der Bergsportlerinnen und Bergsportler, die ihre Erlebnisse gemeinsam mit dem „anderen Geschlecht“, mit ihren PartnerInnen und FreundInnen, zu zweit oder in der Gruppe erfahren möchten. Ohne Provokation und überholte Klischees. Es ist Zeit geworden, umzudenken.

Bleibt noch zu überlegen, ob ein Grund für den so geringen Frauenanteil am Berg auch mit in der Tatsache begründet sein kann, daß es jungen Frauen einfach an positiven Beispielen und Vorbildern mangelt, die das Gefühl vermitteln können, in den vermeintlichen Männer-Domänen gut mithalten zu können.

Im folgenden kommen zwei Profis zu Wort: Michaela Karrasch und Gudrun Weikert-Schmidt, Deutschlands zwei einzige staatlich geprüfte Berg- und Skiführerinnen. In einem Gespräch mit ihnen kamen zwei zum Teil recht unterschiedliche Meinungen und Einstellungen zu ihrem Beruf, ihrem Selbstverständnis und ihrem Umgang mit der Minderheitenrolle als Bergführerin zum Vorschein.

*Ihr seid bundesweit die einzigen zwei staatlichen Berg- und Skiführerinnen. Woran liegt es, daß es „nur“ zwei gibt?*

**Michaela:** Ich nehme an, daß die meisten Frauen kein Interesse an diesem Beruf haben. Auch glaube ich, daß viele Frauen erst in den letzten Jahren selbständiger geworden sind in bezug auf extreme Unternehmungen. Es dauert eben eine Zeit, bis aus der selbständigen Ausübung eines Hobbys ein Beruf wird und man die Erfahrungen weitergeben kann.

**Gudrun:** Na ja. Die Frauen müssen sich ehrlich überlegen, ob sie den Beruf des Bergführers erlernen wollen oder es etwa nur die Ausnahmesituation „Frau“ ist, die sie hier reizt. Denn bei der Ausbildung geht es um komplexeste Anforderungen an Psyche und Physis. Es gilt, Verantwortung für andere zu übernehmen. Falscher Ehrgeiz oder falsche Selbsteinschätzung führen zum Scheitern. Da hilft auch die positive Ausnahmesituation nicht weiter.

**Beide:** Wir hätten es beide nicht um der Sonderstellung willen gemacht und wir haben beide eine „harte Schule“ hinter uns, da unsere Partner selbst Bergführer sind.

*Ist euer Beruf ungewöhnlich für eine Frau?*

**Michaela:** Sicher, dies belegt ja schon die Tatsache, daß es nur zwei Frauen mit dieser Ausbildung gibt. Viele Frauen denken sicher, daß sich Bergführen und Familie mit Kindern nicht vereinbaren lassen – wobei ich mir das wirklich sehr schwer vorstelle. Die Frauen, die ich kenne, wollen ihre Kinder auch selbst erziehen und nicht alle vier Wochen von irgendeiner Hütte zurückkommen und feststellen, daß ihre Sprößlinge wieder ein paar Zentimeter gewachsen sind.

**Gudrun:** Da denke ich etwas anders als die Michaela. Eigentlich ist der Beruf nicht ungewöhnlich. Es wird einem einfach viel körperliche Arbeit, Taktik, Psychologie und Einfühlungsvermögen abverlangt. Und das persönliche Können stellt die Grundvoraussetzung dar. Speziell für uns Frauen gilt außerdem, daß wir eine überzeugende und ansprechende Persönlichkeit aufweisen sollten, um nicht ständig auf der Bühne der Selbstdarstellung tanzen zu müssen.

**Michaela:** Das mit der Selbstdarstellung sehe ich nicht so problematisch. Auch halte ich es nicht für ein speziell männliches oder weibliches Problem, sondern eher die Frage der Anzahl. Wenn es irgendwann mal zehn deutsche Bergführerinnen gibt, erledigt sich das Thema von selbst. Der erste Mensch im Weltraum war schließlich auch interessanter als der zehnte.

*Aber es sind inzwischen nicht zehn geworden. Nach wie vor gibt es ja nur euch zwei. War es denn schwierig, diese Ausbildung anzufangen und dann zu bestehen?*

**Michaela:** Der Beginn war überhaupt nicht schwierig. Ich wußte, was mich erwarten würde, da mein Mann selbst Bergführer ist. Ich war dann einfach auch neugierig darauf, meine Fähigkeiten mit den anderen zu vergleichen. Dann hatte ich, wie die meisten anderen auch, meine Stärken und Schwächen, wobei es mich ungeheuer bestärkt hat zu sehen, daß andere (Männer) auch „nur mit Wasser kochen“, vor dieser oder jener Lehrprobe unsicher sind, am Abend vor Prüfungen hektisch im Kartenmaterial blättern, usw.

**Gudrun:** Vor der Entscheidung, anzufangen, standen zwei knallharte Jahre des „Soll-Ist-Wert-Vergleichs“, viel selbständiges Bergsteigen und positive Aufforderungen von heutigen Kollegen. Während der Ausbildung selbst gab es nie den Moment, an dem ich aufgeben wollte. Wie die allermeisten bin ich jedoch auch mal „durchgefallen“.

*Gab es Probleme in der Startphase, in der Ausbildung etwa?*



**Gudrun Weikert-Schmidt**



**Michaela Karrasch**

**Die beiden sind bis jetzt Deutschlands einzige staatlich geprüfte Berg- und Skiführerinnen**

**Gudrun:** Der Beginn meiner Ausbildung fiel mit einer Erneuerung des Lehrteams zusammen. Mit einigen älteren Ausbildern hätte ich wahrscheinlich Probleme bekommen – oder sie mit mir.

**Michaela:** Bei mir gab es keine Probleme, aber ich war ja schon die „Zweite“. Ich hatte eher das Gefühl, daß es alle Ausbilder begrüßen, daß mal wieder eine Frau diese Ausbildung macht.

*Und so warten sie nun schon seit 1993 auf eine Frau in der Ausbildung. Wird eure Arbeit von den Kollegen respektiert?*

**Gudrun:** Ja. National und auch international, denn wer die Ausbildung bestanden hat, weiß, daß einem nichts geschenkt wird. Manchmal müssen sie aber dann doch hinsehen, ob ich's auch wirklich kann; aus Interesse oder Neugierde?

**Michaela:** Das stimmt. Ich hatte auch nicht die Erfahrung gemacht, daß irgend jemand Ressentiments mir gegenüber hätte. Die Ausbildung ist sicherlich für alle gleich – ob Mann oder Frau. Vielleicht begrüßen es sogar einige Bergführer, sich auch mal mit einer weiblichen Kollegin zu unterhalten. Und wenn ich jemand mit besseren Gebietskenntnissen um Rat frage, sind die Antworten nie herablassend, sondern immer kollegial und kooperativ.

*Das klingt ziemlich selbstbewußt!*

**Michaela:** Ein gewisses Maß an Selbstbewußtsein ist wohl in jedem Beruf nötig, um ihn gut, beziehungsweise effizient auszuüben.

**Gudrun:** Selbstbewußtsein und Persönlichkeit auszustrahlen, gehört zu diesem Beruf, auch wenn's nicht immer leicht fällt, in Ruhe den Job zu machen.

*Ein Beispiel, bitte!*

**Gudrun:** Ach, das sind eigentlich ganz banale Dinge, Kleinigkeiten, wie etwa, daß ich auf so mancher Hütte meinen Bergführerausweis extra zücken muß, obwohl mein (kleines) Abzeichen – genau wie bei allen anderen – an der Jacke hängt. Oder, daß Kollegen verdattert ins Bergführerzimmer auf der Hütte reinschauen, weil da plötzlich eine Frau drinsteht und daraufhin belehrend von sich geben: „Du, das ist fei das Bergführerzimmer...“. Wenn du nach einer Tour müde auf die Hütte kommst, dann können solche Verhaltensweisen schon nerven.

**Michaela:** Gudruns Erfahrungen kann ich nicht teilen. Den Bergführerausweis zeige ich schon deshalb freiwillig, weil ich ungern mit Abzeichen herumlaufe. Und auf vielen italienischen Hütten, wo es üblich ist, daß der Bergführer bei der Ankunft mit Gästen ein Getränk spendiert bekommt, ist mir dies immer wohlwollend überreicht worden.

*Führt ihr anders als eure männlichen Kollegen?*

**Michaela:** Meine persönliche Einschätzung ist nein. Ich führe vielleicht anders als der Kollege X oder Y, halte aber auch das nicht für eine geschlechtsspezifische Frage. Der eine ist mehr introvertiert, ein ruhiger Typ und hat sicher deshalb einen ganz anderen Führungsstil. Er geht anders an seine Aufgabe heran als jemand, der offener ist, leichter Kontakte knüpft, auf Menschen zugeht.

**Gudrun:** Ich bin anders als ein Mann, also mache ich auch meine Sachen anders. Zwar sind die meisten Techniken und Arbeitsschritte klare bewegungstechnische Abläufe, aber in puncto Führungsstil, Gefahrenbewußtsein und -toleranz, Taktik, Einfühlungsvermögen und Physis gibt es schon generelle Unterschiede.

*Kannst du das bitte näher erklären?*

**Gudrun:** Ja, selbst wenn ich genausoviel relative (im Verhältnis zum Körpergewicht) Maximalkraft habe wie Kollege X habe ich praktisch – also tatsächlich – weniger absolute Maximalkraft als dieser. Diese körperlichen Unterschiede kann ich mit mehr Training, anderer Technik und Taktik ausgleichen.

*Hat eine Bergführerin wirklich eine höhere Gefahren- und Toleranzschwelle und mehr Einfühlungsvermögen als ein Kollege oder sind wir hier nicht wieder beim Klischee der Geschlechterrollen?*

**Gudrun:** Ja, genau Klischee. Ich möchte das nicht in Kategorien „weiblich“ und „männlich“ einordnen, weil es einfach individuelle Unterschiede sind.

*Gibt es eine Disziplin, die ihr besonders gerne habt?*

**Michaela:** Sportklettern auch im alpinen Bereich.

**Gudrun:** Gleiches gilt für mich. Bei mir kommen im Winter noch Skitouren und neuerdings Snowboard on Tour hinzu.

*Wie steht es mit der sogenannten Komplexität? Seid ihr beide auch Alleskönnerinnen?*

**Michaela:** Wenn man mal von reinen, schweren Eistouren absieht, würde ich sagen: ja. Wobei jede(r) seine Vorlieben und Abneigungen hat und man das, was man besonders gut kann, natürlich auch lieber ausübt. Allerdings gilt: Die Kunden sind zurecht kritisch. Das Niveau beim Skifahren und Klettern ist in den letzten Jahren enorm gestiegen. Klettern hat sich zum Breitensport entwickelt, und schon deshalb sollte man als Bergführer(in) souverän über der Sache stehen. Wenn meine Kunden bis zum VII. Grad nachsteigen können – was heute keine Seltenheit ist – dann wäre es indiskutabel, wenn ich einen VII-er „gerade noch so“ im Vorstieg schaffe.

**Gudrun:** Auch ich reiße mich nicht unbedingt um die „Viertausender-Hatscher“ (Dom, Matterhorn, Montblanc). Doch als Alpinist oder Bergführer mußt du alles abdecken können. Dabei sind die elementaren Anforderungen bereits sehr hoch, etwa Klettern bis zum VII. Grad im alpinen Gelände, Steileis bis zu 90° und mehr. Darüber hinaus entwickelt jede(r) noch Spezialgebiete, beispielsweise Klettern bis zum X. Grad, Telemark, Expeditionsbergsteigen und, und, und. Selbst messe ich mein Könnensniveau dabei immer mit der Spitze und ordne mich dementsprechend ein.

*Und was sagen die Kundinnen, die Tourenteilnehmerinnen, zu eurem Job?*

**Michaela:** Alle Kundinnen, mit denen ich bis jetzt zu tun hatte, waren überhaupt aufgeschlossen, standen mir positiv ohne Vorurteile gegenüber und waren vielleicht ein bißchen neugierig. Auch habe ich festgestellt, daß viele zu mir gerade deshalb Vertrauen hatten, weil ich eine Frau bin, weil ich mich vielleicht besser in ihre Probleme und Ängste – beispielsweise beim Vorsteigen – hineinversetzen kann. Nicht umsonst gibt es heute spezielle Kletterkurse nur für Frauen, die dann logischerweise auch von einer Frau durchgeführt werden sollten.

**Gudrun:** Die Reaktionen reichen von Bewunderung bis hin zu Enttäuschung.

*Enttäuschung?*

**Gudrun:** Manche brauchen die „Schublade“ und stellen sich unter einem Bergführer einen großen, bärtigen, kräftigen, braungebrannten Mann vor, der alles für sie übernimmt – auch das Denken. Den Vertrauensvorsprung, den vielleicht ein Mann bei manchen hat, gilt es dann für mich einzuholen. Eine kurze Kletterpassage genügt meist. Doch manchmal fühle ich mich während der ganzen Führung zur Beweisführung verdammt. Mit Frauen kann ich generell sehr gut arbeiten, da ist oft einfach ein Draht da. Nur die „Ich-bin-halt-eine-kleine-Frau-Masche“ kann bei mir nicht ziehen.

**Michaela:** Das Klischee vom hünenhaften, bärtigen, Pfeife rauchenden Gaudiburschen, der immer sagt, wo's langgeht, hat meiner Meinung nach längst ausgedient. Die Zeiten ändern sich wirklich. Zuzugeben, daß man sich mal geirrt hat, daß man sich selbst erst orientieren muß, daß dieses oder jenes zu gefährlich ist, wird heute doch eher als Stärke denn als Schwäche anerkannt; egal ob Mann oder Frau. Die Kunden wollen lieber in Entscheidungen miteinbezogen werden, obwohl ich die letzte Entscheidung und Verantwortung dafür schließlich selbst treffen und tragen muß.

*Führt ihr manchmal gerade, weil ihr Frauen seid?*

**Michaela und Gudrun:** Schwer zu sagen. Aber eher nein.

*Fühlt ihr euch bisweilen als Alibi- oder Quotenfrauen oder Aushängeschild?*

**Michaela:** Nein. Schließlich war es meine Entscheidung, diesen Beruf zu ergreifen. Das wurde mir von niemandem aufgedrängt, um etwas zu beweisen.

**Gudrun:** Ich würde mich als Alibifrau fühlen, wenn ich plötzlich Tätigkeiten und Ämter zugeordnet bekäme, zu deren Ausübung es mir an Sachverstand fehlt. Bei Talkrunden etwa mit Spitzenbergsteigern wie Reinhold Messner, vor denen ich großen Respekt habe, frage ich mich schon, ob ich nur der „Farbklecks“ bin oder wozu man mich sonst eingeladen hat? Offenkundig wird die Sache, wenn die einzige Frage, die man mir stellt, mit den Worten „Sie als Mutter...“ beginnt und nur auf das Soziale abzielt.

*Und wie steht es mit der Vorbildfunktion für junge Frauen?*

**Michaela:** Nein, weder für junge Frauen noch für junge Männer sehe ich mich als Vorbild. Jede(r) sollte tun, wozu sie (er) sich befähigt fühlt. Wenn es jedoch einer angehenden Anwärtlerin hilft, zu wissen, daß diese Ausbildung schon von zwei anderen Frauen erfolgreich absolviert wurde, dann freut mich das.

**Gudrun:** Auch ich sage nein zum Vorbild. Jede soll tun, was sie wirklich will. Und wenn sie das gleiche Ziel hat wie ich, werde ich ihr dabei gerne helfen. Ich kann nur den einen Tip geben, und der gilt eigentlich nicht nur fürs Bergsteigen: Sich zu fragen, „was will ich wirklich“ und „bin ich bereit, an diesem Ziel zu arbeiten“?

*Läßt sich euer Beruf wirklich so schwer mit dem Privatleben vereinbaren?*

**Michaela:** Wenn man hauptberuflich führt, muß man dies leider bejahen. Doch die meisten Bergführer – auch ich – führen ja nebenberuflich.

**Gudrun:** Bergsteigen ist zum Teil mit langer Abwesenheit von Familie und Wohnort verbunden. Und das Einzelkämpfertum ist weit verbreitet, da Bergführer gewohnt sind, schwere Einzelentscheidungen allein und schnell zu treffen, alles zu organisieren und zu verantworten. Die Gefahr, sich vom Partner wegzuentwickeln ist relativ groß. Und auch der Alltag kann zum Problem werden, da ich immer wieder raus muß in die Berge, in die Wildnis, hin zu den Leuten, die sich mir anvertrauen.

**Michaela:** Wenn man unter Privatleben das Leben in einer festen Beziehung versteht, dann ist es schwierig für alle Beteiligten. Lange räumliche Trennungen, völlig verschiedenes Umfeld, andere Erfahrungen können natürlich auch anregend wirken, meist sind sie aber nicht gerade förderlich für eine Beziehung. Dies trifft aber auf viele Berufe zu. Ich kann mir vorstellen, daß mit Kindern alles noch ein bißchen komplizierter wird.

*Was könnt ihr den Bergsteigerinnen von heute raten?*

**Michaela:** Selbstbewußtsein zu zeigen und genau das durchzuführen, wovon sie träumen und was sie sich wünschen.

**Gudrun:** Einfach bergsteigen!

*Gudrun und Michaela, vielen Dank für das Gespräch!*

Gudrun Weikert-Schmidt (39) lebt im Alpenvorland in Bad Heilbrunn, ist verheiratet und hat ein Kind. Seit 1988 ist sie staatliche Berg- und Skiführerin. Gudrun führt quasi „hauptberuflich“. Daneben ist sie noch Trainerin an der Uni-München und übt einige Funktionen im Verband Deutscher Berg- und Skiführer aus.

Michaela Karrasch (39) lebt in Hiltpoltstein im Frankenjura und ist verheiratet. Seit 1993 ist sie staatliche Berg- und Skiführerin. Michaela führt nebenberuflich. Hauptberuflich ist sie Sport- und Deutschlehrerin an einem Nürnberger Gymnasium und hat dazu beigetragen, Klettern als Schulsport an den bayerischen Gymnasien einzuführen.



Foto: Heinz Zak

# „Uralt edlen Geschlechts fürstlicher Sproß“?

Von Mäzenen, Sponsoren, Tele- und Horrorvisionen

Elmar Landes

Im Klettergebiet vom Pembroke (England)

Ohne geht nichts. Jedenfalls im Sport nichts mehr, so scheint es, ohne „Sponsoring“. Und vielfach fahren sie ja, SportlerInnen und Sponsoren, im wahrsten Sinn des Wortes prächtig miteinander (bzw. sind gefahren): das Radlerteam um Jan Ulrich, Bjarne Rijs, Eric Zabel, Udo Bölts u.Co. zum Beispiel mit der Telekom. Oder Boris Becker mit Mercedes Benz. Steffi Graf dagegen, ebenso wie Franziska van Almsick und der FC Bayern München mit Opel. Carl Lewis, dem US-Sprinter, Weitspringer, neunmaligen Goldmedaillengewinner bei Olympischen Spielen hat Pirelli auf die Sprünge geholfen – jedenfalls finanziell: so wie Reebok die schwäbische Lauflegende Dieter Baumann auf Trab hält, oder Timberland Stefan Glowacz, dem Kletterer, der Schwerkraft widerstehen hilft.

## Ohne geht mehr!

Ohne geht also nichts!? Das stimmt, oder auch nicht – je nach Perspektive und Zusammenhang: Etwas anders herum gesehen geht unter gewissen Voraussetzungen „ohne“ offensichtlich sogar mehr. Das legt immerhin ein Aufsatz nahe, der unter dem Titel „Begnadete Körper“ in der Süddeutschen Zeitung vom Frühjahr 97 erschienen ist. Darin ist u.a. das Beispiel der Turmspringerin Annika Walter geschildert. Die hat sich demnach, und das als Silbermedaillengewinnerin bei den Olympischen Spielen in Atlanta, immer mit mäßigem Erfolg nur darum bemüht, geeignete Sponsoren für sich zu gewinnen. Zu dann allerdings beträchtlicher Lebhaftigkeit erweckt hat deren Interesse erst Annika Walters Entschluß, sich an einem attraktiven Klippenstrand nackt für den Playboy fotografieren zu lassen. Kein Problem je mit unterstützungswilligen Sponsoren hatte dagegen die rhythmische Gymnastin Magdalena Brzeska. Zwar hat die bei großen internationalen Wettbewerben nie eine Medaille erturnt, aber sie ist schön. Ähnliches gilt für die Tennisspielerin Jana Kandarr. Die tummelt sich sogar auf der nationalen Rangliste in einigem Respektsabstand zur Spitze: Doch in Heft 21 vom 16.5.97 der HÖRZU ist über sie zu erfahren: „Die Schöne aus Heidelberg kann beim Tennis die Bälle noch so sehr ins Aus streuen – die Sponsoren lassen nicht locker...“

Auf den vermutlich auch aus emanzipatorischem Blickwinkel (hinter-)fragwürdigen Aspekt indessen, daß offensichtlich noch keines (männlichen) Sportlers „begnadeter Körper“ als solcher die Bereitwilligkeit von Sponsoren besonders animiert hat, wollen wir uns hier lieber nicht zu genau einlassen. Dies zumal, da Uli Hoernes, der smarte Manager der koketten Fußballerriege des FC Bayern, öffentlich immerhin bekannt haben soll, daß Titelgewinne zwar wohl wünschenswert seien für seine Mannschaft, aber letztlich doch weit weniger wichtig als deren Unterhaltungswert (und für einen solchen haben die Münchner Kickerstars bis heute in überzeugender Primadonnenhaftigkeit ja immer wieder rechtzeitig und ausreichend gesorgt – auch abseits des Spielfeldes).

Daß Bergsteiger auf dem Unterhaltungssektor je mit Bundesligafußballern werden konkurrieren können, ist ziemlich unwahrscheinlich. Ob dennoch Sponsoren zu erwägen bereit sind, sich auch unserer Zunft anzunehmen, scheint allerdings ebenfalls nicht ausschließlich davon abzuhängen, wie hoch ein geplantes Unternehmen nach bergsportlichen Maßstäben einzuschätzen ist. Dementsprechend soll es gelegentlich schon vorkommen, daß Alpinistenteams von einer Leistungsstärke, die's ihnen erlaubte, sich an „letzten“ Himalaya-Problemen zu erproben, lieber doch zwar PR-strategisch („Der heißeste Berg...“) einigermaßen attraktive, als Herausforderung aber für ihr Vermögen recht bescheidene Ziele bevorzugen. Fürs „große Publikum“ wirkt ein Gipfelerfolg halt entschieden präsentabler als ein sportlich noch so achtbarer, aber letztlich gescheiterter Versuch.

## Sponsoring ist nicht Mäzenatentum

Das ist so. Und daß das so ist, hängt wohl auch damit zusammen, daß Sponsor nicht lediglich ein anderer, dem Gegenwarts-Geist sprachlich geläufigerer Begriff für Mäzen ist. Schließlich hörte es sich für unsere Ohren ja auch einigermaßen anachronistisch an, wollte heute ein Künstler oder eben Sportler seinen Sponsor als „uralt edlen Geschlechts fürstlicher Sproß“ besingen – wie einst

der römische Dichter Ovid seinen großen Gönner Mäzenas, den Urvater der Mäzene. Zwar nennen die meisten deutschen Nachschlagewerke Gönner und Förderer als Synonyme sowohl für den Sponsor als auch für den Mäzen. Der Duden allerdings versteht den Gönner ausdrücklich mit dem Attribut „freigiebig“, wenn – im Gegensatz zum Sponsor – damit ein Mäzen gemeint ist. Ein Mäzen, soll das wohl besagen, ist also jemand, der eine Sache um ihrer selbst willen fördert. Das kann durchaus ein Motiv für Sponsoren ebenfalls sein; für die aber halt eines nur neben anderen.

Vor allem wird sich ein Sponsor von einer „Sponsorpartnerschaft“, die er anstrebt, ein möglichst hohes Maß an PR-Werkung für sich, bzw. seine Firma oder die von ihm repräsentierte Körperschaft erhoffen. Erfüllt, und das auf schier märchenhafte Weise, hat sich diese Hoffnung gewiß für die Versicherungsgesellschaft Continental. Die nämlich erfreut sich einer Steigerung ihres Bekanntheitsgrades um 70 %, seit sie so eine Sponsorpartnerschaft mit dem Europapokalsieger '97 und vielfachen Deutschen Meister im Fußball, Borussia Dortmund, eingegangen ist. Solche Erfolgsbilanzen lassen hierzulande allerdings nur der Fußball und – mit Abstrichen – die eine oder andere massenbewegende Sportart vielleicht mehr noch erwarten. Von vornherein um vieles niedriger zu schrauben sind – aus Sicht der Sponsoren – derartige Erwartungen gegenüber Partnern aus dem Bereich sogenannter (oder empfundener) Randsportarten, auch also des Bergsteigens. In Liaisonen, die zwischen Partnern aus Wirtschaft und Sport dennoch auch in diesem Bereich zustandekommen, sind für die mehr oder weniger uneigennütigen „Gönner“ dann freilich häufiger und ausgeprägter noch als in den geschilderten Fällen Nebenaspekte sowie Begleitumstände eines Sports weit wichtiger als dieser an sich.

Solange derartige Interessensdivergenzen dank der Schönheit von Sportlerinnen, der Bühnenreife von Sportlern oder auf anderweitig harmlose Weise überspielt werden können, muß das nicht weiter erregend wirken – es sei denn Schmunzeln. Gerade das aber vergeht Sportlern immer öfter, wie's den Anschein hat, angesichts gewisser „Förderungs-“Praktiken allzu gönnerhaft dominanter Partner.

### Förderung oder Verschlimmbesserung?

„Sie sind die heißeste Ware, die der Sport anzubieten hat, und sie entscheiden nicht selten über Gedeih und Verderb ganzer Fachverbände – die Übertragungsrechte im Fernsehen. Wer aber nicht zu den Großen Drei zählt (Fußball, Fußball, Fußball/Helmut Thoma – RTL) oder zur Füllmasse des Kommerzsports (vornehmlich Tennis, Formel 1 und

Boxen), dem wird zwar im sogenannten 32er-Vertrag mit den Öffentlich-Rechtlichen Anstalten TV-Präsenz geboten, aber ohne Garantie auf Übertragungszeiten.“ Dieses Zitat ist einem Beitrag von Michael Oberdieck zum Thema „Der Sport und die Neuen Medien“ aus dem Mitglieder-rundschreiben Nr. 7/97 des Deutschen Sportbundes entnommen. Kein Zweifel, das Verhältnis zwischen dem Sport und dem Fernsehen ist ein besonders delikates. Große internationale Sportveranstaltungen wären ohne den Kaufpreis, den das Fernsehen für die „heiße Ware“ der Übertragungsrechte zu bezahlen hat, nicht zu finanzieren. Das allerdings wissen auch die Bosse der diversen Fernsehkanäle sehr genau. Und sie haben deshalb allzuoft wenig Skrupel, für die eigene Kaufbereitschaft den Sportverbänden dubiose Zugeständnisse abzuhandeln.

Zum Beispiel in der Terminplanung: Fast schon ist es zur Regel geworden, daß „das Fernsehen“ die Austragung von Wettbewerben zu Zeiten erzwingt, die zwar optimale Zuschauerquoten, aber äußerst mäßige bis irreguläre oder gar gefährliche Wettbewerbsbedingungen versprechen. So hatten bei den Olympischen Winterspielen von Lillehammer die Teilnehmer an der Nordischen Kombination ihre Sprungversuche bei widrigsten Windverhältnissen zu absolvieren, bei sengender Hitze dagegen die Marathonläufer ihre Marterstrecke bei den Olympischen Sommerspielen in Atlanta. (Über Nagano und die dort von den alpinen Skirennläufer/innen zu erduldenen Verhältnisse wollen wir hier in Erinnerung an die schließlich doch noch zu bejubelnden Triumphe der österreichischen Herren und der deutschen Damen lieber nicht zu laut mosen.)

Ganz gut paßt in diese Reihe auch ein Beispiel aus der Frühzeit des Wettkampfkletterns. Das Finale einer internationalen Freiluft-Veranstaltung in den USA war da so angesetzt worden, daß es die Fernseh Zuschauer zwar hintermalt von dramatischen Sonnenuntergangseffekten haben verfolgen können – damit zugleich aber die ständig sich verschlechternden und die Chancen späterer Starter/innen entsprechend mindernden Sichtverhältnisse.

Eine besonders virulente Mixtur ergibt sich unvermeidlich, wenn die Interessen der Verantwortlichen von Sport und Fernsehen zusätzlich mit anderen noch untermischt werden; mit denen der Fremdenverkehrsverbände etwa von Austragungsorten sportlicher Großereignisse. Aus der Weltcupserie z.B. des Alpinen Skirennlaufs. Da muß der Nebel schon ganz dick daherkommen, der Wind erbärmlich heulen, der Flockenwirbel schwindelerregend oder die Regengüsse sintflutartig sein, ehe so ein Rennen abgeblasen wird. Und weil's außerdem nach Einschätzung vieler Aktiver und Trainer eh schon zu viele Starttermine gibt in einer Saison – jedem Skidorf seinen werbeträchtigen

Weltcup-Event! – wird die ganze Serie neuerdings nicht mehr erst mit dem „Kriterium des ersten Schnees“ in Val d'Isère, sondern im Oktober schon auf Gletscherskigebieten gestartet. Davon nämlich versprechen sich obendrein Skihersteller und -verkäufer entsprechende Impulse zur Ankurbelung des vorwinterlichen Geschäfts.

### Televisionsgerechtes Styling

Indessen sind es nicht nur Termine, worauf die Fernsehgewaltigen als gewaltige Gönner des Sports auch Einfluß nehmen. Nicht selten versuchen sie, den Sport selbst bzw. einzelne sportliche Disziplinen televisionsgerecht herzustellen. Der Grund für die Neuerung z.B., daß – zwar bisher lediglich bei den Vorausscheidungen von Skisprungkonkurrenzen noch – zwei Athleten nebeneinander über den Schanzentisch gehen, ist viel mehr als in sportlicher Notwendigkeit in der Erwartung eines anregenderen Spektakels für die Zuschauer vor dem Bildschirm zu suchen.

Ähnliches gilt für die Verfolgungsjagden mit Massenstart beim Biathlon. Noch nicht realisiert, doch immerhin ernsthaft bereits „angedacht“ ist es, in der Leichtathletik den Werfern und Springern nicht mehr wie bisher sechs, sondern lediglich noch vier Versuche zuzugestehen: Auf daß das sportinteressierte und -kundige Publikum sich nicht so langweile! Inwieweit in einem anderen Fall von „angedacht haben“ schon die Rede sein kann, mag dahingestellt bleiben. In der Szene des Wettkampfkletterns scheint jedenfalls manche Funktionärgemüter die Idee zu bewegen, dem Speedklettern möglichst mit Parallelstarts künftig den Vorzug gegenüber dem Schwierigkeitsklettern einzuräumen. Zwar haben unserer Kenntnis zufolge bisher noch nahezu alle AthletInnen das letztere als sportlich eindeutig höherwertig, die Schnellkletterkonkurrenzen hingegen eher als Einlagegag eingeschätzt.<sup>1)</sup> Aber das pp Publikum beliebt halt nun mal amüsante Gags besonders zu honorieren.

Und allein auch dem Interesse ihres Publikums verpflichtet, haben die Verantwortungsträger einer fast allmächtigen TV-Gesellschaft allen Ernstes angedroht, künftig keine olympischen Boxturniere mehr zu übertragen, falls die Kämpfer dort weiterhin – wie dies das Reglement für Amateure vorschreibt! – mit Kopfschutz antreten. Ein solcher nämlich verhindert häufigere, die Sportbegeisterung der königlichen TV-Kundschaft erst so recht animierende Niederschläge. Den internationalen Boxverbänden ist hoch anzurechnen, daß sie bisher jedenfalls solchen Erpressungsversuchen widerstanden haben. Was sie sich vielleicht freilich auch nur deshalb eher leisten können als andere, weil sie laut Oberdieck ja immerhin der „Füllmasse des Kommerzsports“ zuzurechnen sind.

So oder so. Sehr empfehlenswert erscheint es unterdessen jedenfalls, darüber nachzudenken, ob nicht blindlings in die Rolle eines Michael Kohlhaas schlüpft, wer heute noch ernsthaft dagegen anstinken will, daß Kommerz und Medien, allen voran das Fernsehen, den Sport schon so weitgehend für sich vereinnahmt haben und, wie's aussieht, noch weitergehend vereinnahmen werden. Einer Reiterattacke gegen Windmühlen könnte es außerdem gleichkommen, zu beklagen, daß diese Einvernahme eine Diskussion über die Werte des Sports insgesamt und einzelner Sportarten im besonderen zu erübrigen scheint. Was eine Sportart wert ist, ergibt sich aus ihrer Platzierung in der Rangliste der Publikumsgunst. Und darin rangieren Boxen, Profi-Boxen vor allem, Formel-1-Rennen und der Fußball sowieso nun einmal haushoch überm Rudern, Schwimmen, Triathlon ... und ganz gewiß auch über sämtlichen Spielarten des Bergsteigens.

Von schalem Geschmack vielleicht, aber so ganz abwegig gewiß nicht ist demgegenüber immerhin der Trost, daß eine derartige Okkupation des Sports durch Kommerz und Medien immer noch entschieden unbedenklicher erscheint als eine solche im Interesse politisch-ideologischer oder rassistischer Ziele. Um vieles unerträglicher außerdem als die Vorstellung eines total medienbestimmten, also so gut wie ausschließlich an seinem Unterhaltungswert gemessenen Sports der Zukunft, ist die einer gleichen Maßstäben unterliegenden zukünftigen Medien-, also PR-Demokratie (mit der allerdings als unvermeidbar ein Großteil der Akteure sowohl als auch der Kommentatoren der politischen Szene sich bereits abgefunden zu haben scheint<sup>2)</sup>).

### Nicht nur Schelte...

Trotzdem: Sportverbänden, die sich weiterhin selbst den Respekt nicht versagen und an ihre Existenzberechtigung glauben wollen, wird es gerade angesichts der offenkundig nicht immer gar so heiligen Allianz von Kommerz, Medien und Sport auferlegt sein, ohne Scheuklappen sehr genau zu bilanzieren<sup>3)</sup>: Was dient da tatsächlich der Vermittlung oder gar Förderung des Sports, was dagegen, weit mehr dem altersbekannten Prinzip „Brot und Spiele“ folgend, der Inszenierung eines Circus maximus?

Chancen für bisher vom Fernsehen stiefmütterlich behandelte Sportfachverbände, sich dem eigenen Verständnis entsprechend selbst der Öffentlichkeit zu präsentieren, sieht Michael Oberdieck (s.o.) in Form künftiger Spartenkanäle im Digital-(Pay-)TV entstehen, andererseits aber auch durchs Internet-TV geboten. Und vielleicht ergeben sich gerade daraus ja auch Chancen für die etwas schmalbrüstigeren Verbände der „Füllmasse des Kommerzsports“, sich aus der schwitzkastengleichen Umarmung allzu ge-

Dopingkontrollen  
gibt es bislang nur  
beim Wettkampfklettern.  
Rechts: Marietta Uhden,  
die mehrfache  
Deutsche Meisterin

walttätiger Gönner etwas Luft zu verschaffen. Die Hoffnung darauf indessen, daß belebende Konkurrenz einige der übermächtigen TV-Gesellschaften an die Tugend korrekter und unvoreingenommener Berichterstattung erinnern könnte, sei hier, wenngleich im Widerstreit mit erheblicher Skepsis, immerhin angedeutet.

Keineswegs Grund ausschließlich zur Medienschelte haben die Bergsteiger. Im Gegenteil: Von den TV-Sendungen, welche Lutz Maurer, Hermann Magerer (seit 1998 Michael Pause) und Horst Mempel in Wien, München und Dresden regelmäßig für sie produzieren, mag zwar die Qualität des einen oder anderen Beitrags Anlaß zur Diskussion geben, nicht aber das redliche Bemühen aller, das Bergsteigen samt all seinen Zweigformen so zu akzeptieren und zu vermitteln, wie es sich bis heute entwickelt hat und weiter entwickelt. Dasselbe gilt für die vom Team um Ernst Vogt und Stefan Frühbeis gestalteten Radiosendungen des Bayerischen Rundfunks.

Gewiß, das sind Sendungen von jeweils regionaler Bedeutung „bloß“. Wer sich aufgrund gewisser Indizien jedoch auszumalen versucht, wie nach den Vorstellungen gewisser TV-Obermacher ein fernsehgerechtes Bergsteigen fürs große Publikum auszusehen hat, der muß nicht nur einen Nachteil darin erkennen, daß sogar das an sich doch recht publikumswirksame Wettkampfklettern (wie schon angedeutet) bestenfalls mäßigen Anklang vor diesem Forum findet. Andere, zwar nicht wettbewerbsorientierte, doch oft keineswegs geringere, zudem umfänglichere Leistungsansprüche stellende Sparten des Bergsports wie Schwierigkeitsklettern, Big-Wall-Klettern, Alpinismus, Expeditionsbergsteigen lassen lediglich – laues – Interesse erwarten, sofern sie den Trendappeal einer „Fun“-Sportart („Plaisirklettern“) ausstrahlen, oder – deutlich lebhafteres –, wenn sie den Sensationshunger befriedigen: Was immer dann gewährleistet ist, wenn schlimme Unfälle geschehen (oder nicht auszuschließen) sind.

So betrachtet ist es also kaum abwegig zu hoffen, dem Alpenverein möge es weiterhin unbehelligt von blickverzerrenden Show-Gewohnheiten gelingen, die Entwicklung der genannten Disziplinen des Bergsteigens und gleichberechtigt daneben die all der anderen, mehr zum Breitensport hin tendierenden wie Bergwandern, Trekking, Tourenskilauf ihrer Eigenart angemessen zu pflegen. Den Verzicht darauf, zeitgemäße Verbindungen mit geeigneten Partnern zur Unterstützung seiner Arbeit einzugehen, muß das für den Verein ja keineswegs bedeuten. Weil außerdem ganz ohne Optimismus jedenfalls wenig „geht“, sei dem zugleich die Erwartung angefügt, daß die derartigen Allianzen, die der DAV bereits mit einigen Firmen und Institutionen eingegangen ist, sich als Modelle eines „sanften“ Sponsorings für „sanfte“ Natursportarten bewähren mögen.<sup>4)</sup>

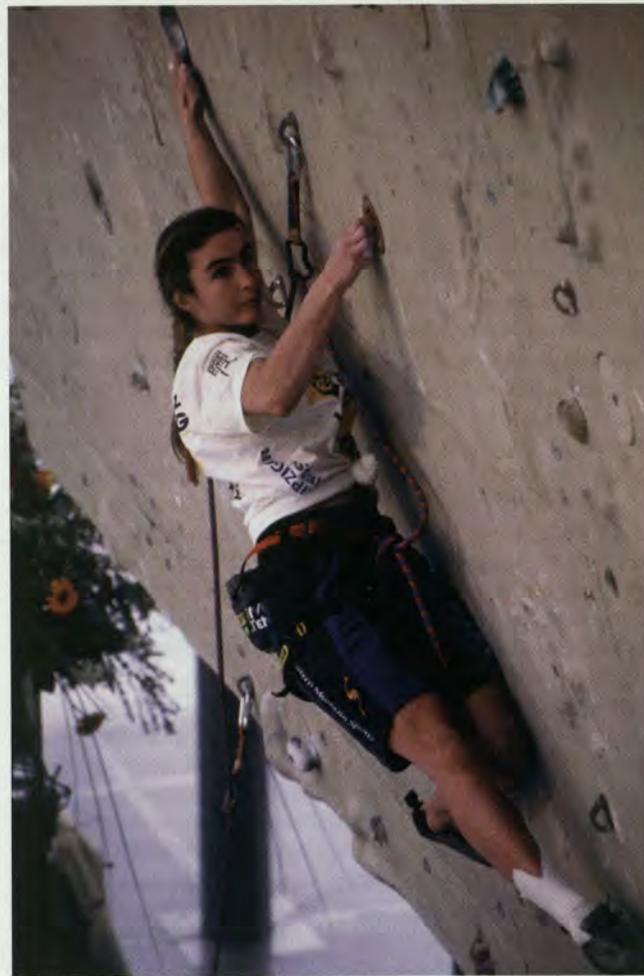


Foto: Mike Jäger

### Aber ach...

Gar nicht sanft zu nennen allerdings ist ein Thema, das – neuerdings ganz klar, doch möglicherweise schon viel länger als gemeinhin wahrgenommen – auch Bergsteiger und also den Alpenverein betrifft: Doping. Zwar sollte der weitgehende Zerfall des ehemals so genannten „Ostblocks“ doch eigentlich ähnlich weitgehend auch die Zwangsvorstellung innerhalb unterschiedlicher Gesellschaftssysteme zum Schwinden gebracht haben, sich gegenseitig was beweisen zu müssen, und sei's mit Hilfe gedopter Sportler. Und doch ist Doping beidseits des einstigen „Eisernen Vorhangs“ – im Ringen um Sponsorengunst? – wie eh und je im Schwange. Mit dem einzigen wesentlichen Unterschied gegenüber der „Vorwendezeit“ vielleicht, daß heute dort ebenso wie da immer schon mehr oder weniger „inoffiziell“ – was zugleich freilich bedeutet: häufig ohne ausreichende ärztliche Kontrolle! – gedopt wird.

Wie andere Alpenvereine auch ist der DAV Mitveranstalter von nationalen und internationalen Kletterwettbewerben. Zudem gehört er seit 1993 dem Deutschen Sportbund (DSB) als Spitzenverband an. Als solcher kann er von jenem und außerdem vom Bundesinnenministerium Fördermittel erhalten; dies allerdings unter der Voraussetzung nur, daß er einen Anti-Dopingbeauftragten benennt und bei sportlichen Wettbewerben Dopingkontrollen durchführt.

Unmittelbar betroffen davon ist als bisher einzige bergsteigerische Spielart hierzulande, die regelmäßig den direkten Leistungsvergleich anstrebt, nur das Wettkampfklettern. Nicht verschwiegen sei in diesem Zusammenhang allerdings, daß nach Einschätzung vieler sowohl mit dem Bergsteigen als auch mit den diversen Praktiken des Dopings Vertrauter, auch in anderen bergsteigerischen Disziplinen die Verführung zum Doping groß sein könnte; besonders z.B. für Höhenbergsteiger.

### Bald erübrigt?

Andere werden auf den folgenden Seiten das ihre noch sagen zu diesem leidigen Thema. Damit konfrontiert, mag manche freilich die bange Frage bewegen, ob selbst dies Thema sich noch einmal als eher harmlos darstellen könnte: Angesichts einer unterdessen ja nicht mehr nur abgrundtiefer Phantasie zuzuschreibenden Horrorvision von „geklonten“, sowohl allen Leistungs- als auch Schönheitsansprüchen genügenden IdealsportlerInnen z.B. Zwar hat vor mehr als Jahresfrist das Europaparlament beschlossen, Genmanipulationen an Menschen zu verbie-

ten. Doch auch Doping ist verboten. Sogar weltweit. Außerdem bestätigt jedes Verbot die Möglichkeit dessen, dem es gilt.

Wozu aber soll, was in dieser Möglichkeit steckt, gut sein? Vielleicht dazu, um beim Sport zu bleiben, daß sich Anti-Dopingbeauftragte, Dopingkontrollen und das ganze Hick-Hack darum erübrigen werden – so wie jeglicher Sport selbst?

Wenn alle AthletInnen gleich stark und schön sind – wozu dann noch Wettbewerbe? Die können unter solchen Voraussetzungen doch nur anöden! Wie sollen allen ermeßbaren Erfordernissen unfehlbar „gewachsene“ KletterInnen Kurzweil bei ihrem Tun empfinden oder gar in einen Adrenalinrausch geraten? Was sollte Höhenbergsteiger weiterhin motivieren, wenn...

Wir wollen das Thema nicht noch mehr verzeichnen (und zugleich damit verharmlosen!). Außerdem wollen wir auch nicht hier schon und mit allzu problematischen Beispielen in den Themenblock „Allzu-, Über-, Widernatürliches“ einsteigen.

Also sich den Spaß am Sport nicht verderben lassen! (?)

### Anmerkungen

1) Und auch als Entgegenkommen gegenüber den Kletterern/innen aus der ehemaligen UdSSR, wo das Schnellklettern – allerdings über ungleich längere Strecken als in der Halle möglich – eine lange Tradition hat.

2) Alle freilich noch nicht, wie das folgende Zitat aus Richard von Weizsäckers Erinnerungsbuch „Vier Zeiten“ (Verlag Siedler) belegt: „Die Medien sind durch die Verfassung geschützt und für unsere demokratische Öffentlichkeit von unersetzlicher Bedeutung. Den Ehrentitel einer 'vierten Gewalt' benötigen und verdienen sie nicht. In ihrem privaten elektronischen Sektor, einem tendenziell wachsenden Bestandteil der freien Wirtschaft, zeigt sich eine Tendenz, nicht nur die kritische Funktion gegenüber herrschenden Parteien zu mindern, sondern Politik in Unterhaltung zu verwandeln. Dort, wo sich kontroverse Schlagfertigkeitssduelle und personelle Machtkämpfe wie sportliche Spitzenspiele oder Krimis darstellen lassen, finden Leben und Bühne der Parteien breite Wiedergabe. Die schwierigen, komplexen, weniger unterhaltensamen Sachfragen kommen dagegen unter dem Diktat der Einschaltquoten zu kurz. Politiker spielen mit, da es ihnen den Zugang zum Unterhaltungspublikum erweitert. Die 'Berlusconi-sierung' ist am Zuge.“

3) Und die Sportverbände bilanzieren zum Teil äußerst kritisch (und auch selbstkritisch). Das belegen u.a. die folgenden Zitate aus einem Beitrag von Hans-Peter Schössler, Hauptgeschäftsführer des Landessportbundes Rheinland-Pfalz, im Mitgliederrundschreiben Nr. 9/97 des DSB: „Der Sport glaubte nach 1984 (dem Jahr der Einführung des privaten Fernsehens; d.Red.) an rosige Zeiten, an viel Geld und mindestens so viele Übertragungen. Es ist völlig anders gekommen. Die Goldgräbermentalität, die den deutschen Sport erfaßte, ist längst der Ernüchterung gewichen, daß für die Privaten nur Wert hat, was telegen und spektakulär und damit werblich zu verkaufen ist. Nur vier Sportarten sind dabei auf der Gewinnerseite: Fußball, Motorsport, Tennis (solange es Boris und Steffi gibt) und Boxen. Die meisten anderen [...] haben verloren. Die Privaten haben kein Interesse an ihnen, es sei denn, der Sport zahlt dafür. Und die Öffentlich-Rechtlichen haben keine große Lust, sich für den Sport zu engagieren, den die Privaten nicht wollen.“ [...]

„Der Sport neigt dazu, seinen Wert in der Öffentlichkeit daran zu bemessen, wie oft das Fernsehen über ihn berichtet. Dabei ist Öffentlichkeitsarbeit sehr viel mehr. Es ist an der Zeit, daß sich der Deutsche Sportbund und die Verbände, auch die Landessportbünde, an einen Tisch setzen, um zu überlegen, wie sie sich mit gemeinsamen Konzeptionen einen Platz in den elektronischen Medien sichern können. Das wird nur solidarisch gehen, weil einzeln fast jeder, von den Großen abgesehen, ausgespielt wird.“ [...]

„Wenn die Bitterkeit ob dieser Erkenntnis abgeklingen ist, sollte sich der Sport auch darauf besinnen, daß Fernsehen nicht alles ist. Es gibt auch noch den Hörfunk und vor allem die Zeitungen. Der deutsche Sport und seine Funktionäre müssen in ihrer Öffentlichkeitsarbeit schleunigst umdenken.“ [...]

4) Gerade wer solchen Modellen Erfolg wünscht, ist vermutlich aber gut beraten, wenn er diesbezügliche Zweifel besorgter AV-Leute nicht gering achtet. Solche Zweifel formuliert z.B. Leo Gaar, der Erste Vorsitzende der Sektion Mittelranken des DAV, in seinem – in vielerlei Hinsicht bedenkenswerten – Leitartikel für Heft 1/98 der Sektionsmitteilungen: „...jetzt also auch noch einen Werbepartner. Man fragt sich wohin das führt, ist es der Anfang einer Abhängigkeit von Sponsoren und Wirtschaftsunternehmen? Tut sich hier ein Trend auf wie wir ihn von vielen Sportvereinen her kennen?“

Kletterer  
in der Route  
„Omega“  
am Wolfberg  
(Südafrika)

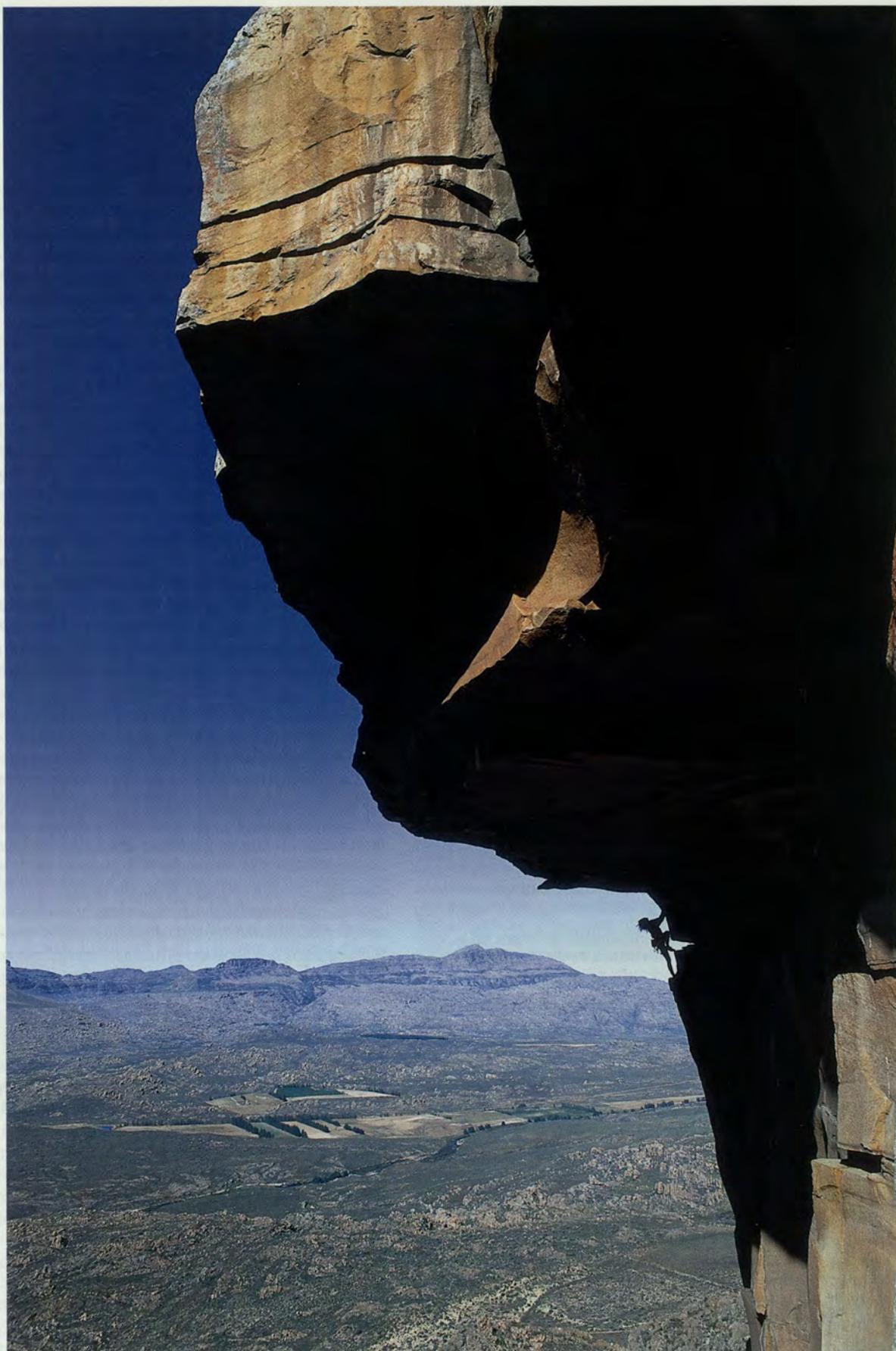


Foto: Heinz Zak

# Zauberator verticalis – die Suche nach dem Wundertrank

Doping fürs Wettkampfklettern oder Höhenbergsteigen?  
Was gibt's, was nützt's, wer will's – und warum?

Ansichten und Einsichten, Gedanken von Aktiven und Offiziellen

Andreas Dick

**S**hit auf dem Treppchen. Bekiffter Snowboarder kriegt Olympia-Gold. Der Fall ging durch die Presse. Doping bei einem Olympiasieger. Doch anders als der Sprinter Ben Johnson (100-Meter-Sieger 1988, anabolika-gedopt) hatte der Kanadier Ross Rebagliati, Sieger im Snowboard-Riesenslalom in Nagano, Spuren von Marihuana im Blut. Die Folgen einer fröhlichen Nacht mit Freunden, bei der in lockerer Boarder-Runde eben auch der eine oder andere Joint durchgezogen wurde. Glück für ihn: Das IOC konnte seine Disqualifikation nicht durchsetzen; im Gerangel der Juristen stellte sich heraus, daß es dazu keine rechtliche Handhabe besaß. Nebenbei: Rebagliati hatte sowenig Shit im Blut, daß er wahrscheinlich nicht selber am Joint gezogen hatte – schon das Passivrauchen fiel den Meßgeräten auf.

## An Fels und Plastik

Snowboarder sind zu beneiden! Ihr Sport ist olympisch, und trotzdem sind sie noch so locker drauf, daß sie am Abend vor dem Wettkampf bei Bier und Shit zusammenhocken. Auch die Kletterer waren einmal so ein wilder und fröhlicher Haufen. Sogar und gerade die besten wetteiferten nicht nur im Fels um Höchstleistungen, sondern auch beim Après-Climb am Biertisch. Doch die Zeiten, da die Donautäler Elite im hanfsüß duftenden, rauchschwadenvernebelten Auto nach Köln zum Kletterwettkampf brauste, sind vorbei. Die lila Latzhosen und Joints aus den Zeiten der Hippie- oder Friedensbewegung sind fast von den Felsen verschwunden. Stattdessen scheint der Geist der Konsum- und Leistungsgesellschaft nun auch in der Senkrechten zu hausen. Sponsorverträge bieten erstmals einigen Spitzenkletterern die Möglichkeit, von ihrem Hobby zu leben. Und damit steigt – so sollte man meinen – mit dem Leistungsdruck die Motivation, dem eigenen Können medikamentös auf die Sprünge zu helfen. Mit einem Doping, das wirklich etwas nützt.

## Der magische Pilz

Denn daß Marihuana und Haschisch einem Kletterer nicht die Wand hinaufhelfen, ist klar. Kiffer sitzen nach

einem dicken Joint oft stillvergnügt in der Ecke und grinsen glücklich vor sich hin – nicht die beste Voraussetzung für hellwachen Vorstieg in einer komplizierten Toproute. Shit ist Lifestyle, Geselligkeit, wie Alkohol und Nikotin, für die Leistung bringt es nichts. Genausowenig wie die Psychodrogen, die im Yosemite Valley in den sechziger und siebziger Jahren beliebt waren und als Namensgeber für Routen wie „Magic Mushroom“ (Zauberpilz, Anspielung auf das Pilz-Rauschgift Psilocybin) dienten. Die Halluzinogene waren Gegenreaktion der Vietnam-Generation gegen den grausamen Wahnsinn des Krieges, und sie dienten vielleicht auch als Ausgleich für die Angst in furchterregenden, lebensgefährlichen Technorouten. Als Doping zum Sportklettern taugen sie nichts – schließlich kann man ja auch einmal einen „bad trip“ erwischen...

Welchen Zaubertrank aber kann nun einer schlucken, der glaubt, es nötig zu haben? Der DSB-Katalog mit der Verbotliste ist umfangreich, aber welches der darin erwähnten Mittelchen könnte helfen, die entscheidende Leiste zu halten? Und vor allem: Wie denken Trainer und Mannschaftsärzte darüber, wie verhalten sich die Athleten? „Die Freaks aus der Drogengeneration haben sicher das eine oder andere ausprobiert“, schätzt Volker Schöffl, Arzt der deutschen Sportkletter-Nationalmannschaft. Mit Betonung auf dem Wort „probiert“, denn daß dabei viel herausgekommen wäre, glaubt er nicht; weshalb diese Phase nun wohl auch vorbei sei. „Anabolika sind sicher genommen worden, vielleicht auch bestimmte Asthmasprays, die eine anabole Wirkung haben“, so Schöffl.

Anabolika – Zauber- und Reizwort der Leichtathletik. Jahrzehntlang wurde in vielen Nationen, nicht nur im Ostblock, gedopt, der kalte Krieg auf den Sportfeldern ausgefochten. Phantastische Weltrekorde wurden erreicht, doch viele Sportlerinnen mußten für die muskelaufbauende Behandlung mit männlichen Sexualhormonen büßen: Baßstimmen, Eierstockentzündungen, körperliche Veränderungen. Die Kugelstoßerin Heidi Krieger zog es vor, die abnormen Mutationen zu vervollständigen und heißt heute, nach einer Geschlechtsumwandlung, Andreas Krieger. In Ost und West gab es Todesfälle durch Medikamentenmißbrauch. Zur Zeit laufen in Deutschland Prozesse

zum Doping, aber nur zu dem in der ehemaligen DDR; Experten munkeln, die wahren Schuldigen würden nicht bestraft, sondern als kompetente Trickser ins neue gesamtdeutsche System eingebaut...

#### Muckis fürs Dach

Anabolika also, androgene Steroide, die die Muckis spritzen lassen – wäre das nichts für die kraftraubenden, überhängenden Wettkampfrouten? „Anabolika wurden wohl einmal genommen, aber die Zeit ist vorbei“, meint auch Gabriele Madlener, die schweizerische Kletter-Nationaltrainerin und „Chefin Leistungssport“ im SAC. Und das, obwohl ein begrenzter Anabolika-Einsatz während der Muskelaufbauphase beim Training für gewissenlose „Sportler“ durchaus erfolversprechend erscheinen könnte. Während der Trainingsphase finden keine Dopingkontrollen statt (das gibt es bisher nur in der Schweiz für derzeit drei „Eliteathleten“: Bei ihnen kann jederzeit der Kontrolleur an der Tür klingeln. Jede Abwesenheit von mehr als drei Tagen müssen sie offiziell anmelden. Das ist der Preis, den sie für ihren „Eliteausweis“ zahlen, der ihnen die Nutzung aller Spezialeinrichtungen für Spitzensportler ermöglicht, Trainingszentren, medizinische Betreuung, Sporthilfe). Sportler könnten also ihr Muskelaufbautraining mit Anabolika-Präparaten unterstützen und die neugewonnene Muskelmasse im weiteren Trainingsverlauf auf Hochleistung trimmen. Wenn das keiner macht, dann deshalb, weil Anabolika böse Nebenwirkungen haben, und weil sie, um überhaupt zu wirken, auch Fachwissen erfordern – das in der BRD nun einmal kein Kletterer hat. Außerdem bedeuten Muskeln nicht nur Kraft, sondern auch Gewicht, und das fürchten Kletterer noch mehr als Steinschlag – oder, wie es Timo Lautenschläger, Fünfter der deutschen Kletter-Rangliste, ausdrückt: „Was nützen mir Muskeln, wenn ich den Arm nicht mehr hochheben kann?“ Anders als beim Bodybuilding müssen Kletterermuskeln nicht schön aussehen, sondern funktionieren. Und wer technisch gut ist, kann auch mit relativ wenig Muskelmasse hoch kommen.

#### Wieg' die Hälfte

Wohlgeformte, dicke Muskelpakete wie Wolfgang Güllich trägt heute kaum ein Spitzenkletterer mit sich spazieren. Vor allem nicht die Wettkampfspezialisten. In den kleingriffigen, stark überhängenden Routen zählt jedes Gramm Körpergewicht gegen den Athleten. Weniger „alles was stark macht“ ist als Doping gefragt, eher „alles was schlank macht“. „Appetitzügler werden sicher genommen“, glaubt der Nationalarzt Dr. Schöffl, „vielleicht auch Diuretika“: verbotene Substanzen aus der Dopingliste, die die Wasserausscheidung anregen. Auch Nicola Haager, Zweite im Frauen-A-Kader, tippt, daß am ehesten hungerstillende Mittel als Doping in Frage kämen – „aber nicht für mich, dazu liebe ich mein Nutella zu sehr.“ Sicher ist, daß viele

Wettkampfkletterer ihre Laufbahn deshalb einschlagen, weil sie eben von Natur aus dürr sind und sich deshalb gut für Überhänge eignen. Dr. Volker Schöffl hat 30 Sportkletterer vermessen: Diejenigen, die Schwierigkeiten zwischen 10- und 11- kletterten, hatten im Schnitt einen Körperfettanteil von 4,9%. Standard bei Männern ist 7 bis 15%, ab 3% drohen Hormonstörungen. Im Kletterblatt „Rotpunkt“ schreibt Schöffl: „Das Ernährungsbewußtsein des durchschnittlichen Kletterers übertrifft bei weitem die Zwangsneurosen jeder diätfanatischen Frau.“ Es soll Kletterinnen geben, die mit einem Glas Magerjoghurt pro Klettertag auskommen.

Egal, ob von Natur aus, als Trainingsfolge oder durch Pillen, viele Wettkampfkletterer, ob Männer oder Frauen, haben Gewichtsprobleme – darin sind sich alle Befragten einig. „Magersucht ist ein Problem, das in der Welt steht“, heißt es etwa, oder: „die Weltcupkletterer sind doch fast alle am Limit.“ Dabei geht es nicht darum, anderen Vorwürfe zu machen. Magersucht ist eine ernste Krankheit, an der man sterben kann, und für einige Aktive wäre sicher ein Psychologe wichtiger als ein Trainer.

#### Koks macht mobil

Einige Appetitzügler haben, so Dr. Schöffl, den Vorteil, „die Wettkampfbereitschaft zu fördern“, das heißt die Athleten „angriffiger“ zu machen, und ähnlich wirken auch einige Anabolika. Den gleichen aufputschenden Effekt hat eine weitere verbotene Doping-Stoffgruppe: die Stimulantien. Dazu gehören Amphetamine wie das berühmte Pervitin (dazu später mehr) oder das High-Society-Rauschgift Cocain. Auch einige Erkältungsmittel wirken leistungssteigernd und sind folglich als Doping verboten. Tamara Schlemmer, ehrenamtliche Beauftragte für Sport- und Wettkampfklettern im DAV und Ranglistendritte, klagt deshalb: „Ich will auch mein Nasenspray, wenn ich Schnupfen habe – genauso wie die Büroangestellte. Als Wettkampfkletterin muß ich meinem Arzt die Dopingliste vorlegen, damit er mir nichts Verbotenes verschreibt“ – das Leid des Erfolges. Morgenmuffel, deren es unter Sportkletterern viele gibt, fürchten sich vor Dopingstrafen nach dem Frühstückskaffee; kritisch sind 8-9 Tassen Kaffee oder ein Liter Cola in etwa zwei Stunden, so Volker Schöffl, der festgestellt hat: „Jetzt trinken alle weniger.“ Allzu ungestüme Energie nutzt allerdings in Wettkampfrouten eh nichts, sonst zappelt sich der Fuß vom Tritt. „Die Kletterleistung ist schwer kontrollierbar“, kommentiert Schöffl zu Stimulantien, und Gaby Madlener fügt an: „Die Dosierung wäre ohnehin problematisch.“

Für besonders nervöse Zeitgenossen scheinen Beruhigungsmittel sinnvoller als Amphetamine. Zu diesem Zweck werden laut Dr. Schöffl „sicher keine Narkotika“ (wie Morphin oder Heroin) genommen. Aber Tranquillizer oder Betablocker, die leider in einigen Sportarten schon eingesetzt wurden, könnte sich Gabriele Madlener unter



Foto: Mike Jäger

Umständen vorstellen. Nur: welche Dosis ist die richtige, die beruhigt, ohne ruhezustellen? Das Fachwissen über Doping fehlt den Kletterern im deutschen Sprachraum. Deshalb können die Experten auch unbedenklich auszuwählen, was sonst noch alles nützlich sein könnte – übrigens alles legal, aber in der Wirkung umstritten: Creatin, eine körpereigene Energiequelle; „endogen anabole“ Aminosäurepräparate, die im Körper Muskelaufbauprozesse auslösen sollen; Eiweiß- und Vitaminpräparate zur Ernährungsunterstützung oder Elcarnitin, das die Energiebereitstellung aus Fettreserven fördern soll. Der eine oder die andere mag auf eigene Faust herumprobieren und die Nebenwirkungen einkassieren, aber eher dürfte die zynische Vermutung von Dr. Schöffl stimmen: „Wahrscheinlich wird nichts gemacht, und wenn, dann nicht geschieht.“

#### Keine Ahnung

Die ganze Szene wirkt liebenswert dilettantisch. Doping scheint vor allem die alpenvereins-internen Kommissionen zu beschäftigen – mit der Organisation des Kontrollsystems. Wo die „Zeit“ über Doping in Olympia-Sportarten schreibt: „In der DDR wurde menschenverachtend und systematisch gedopt, in der BRD nur menschenverachtend“, da darf man für die deutschen Sportkletterer wohl formulieren: „Hier wird dopingverachtend gemenschelt.“ Praktisch alle Gesprächspartner stehen dem Thema erfrischend uninformativ und uninteressiert gegenüber. Auch der Medizinstudent Florian Hage (Ranglistenplatz 6) will nichts wissen von dem Teufelszeug: „Ich weiß, daß jedes Medikament Nebenwirkungen hat; man muß das langfristig sehen.“

Liegt es an der persönlichkeitsstärkenden Wirkung des Kletterns oder daran, daß vielleicht doch ein Rest Hippie-

Links: Nicola Haager beim Finale des Deutschen Sportklettercups '98 in Leipzig

Mentalität in den Kletterern lebt – sie scheinen sich lieber auf ihre eigenen Fähigkeiten zu verlassen als auf die Tricks der Biochemie. „Wer meint, er muß was nehmen, soll's nehmen“, sagt Markus Bock, Vierter im A-Kader, „die Besten gewinnen eh', der Erfolg kommt von alleine, wenn man was dafür tut.“ Nicola Haager „ist der Spaß wichtiger als der Erfolg“, Florian Hage meint: „auf der Technikebene kann jeder noch viel rausholen“ und Timo Lautenschläger fühlt sich auch ohne Doping „noch lange nicht an der Leistungsgrenze.“ Das alles klingt so naiv ehrlich, daß man das Mißtrauen eines Privatdetektivs haben müßte, um es nicht zu glauben. Und tatsächlich verliefen in Deutschland alle Dopingtests negativ. Nur im Ausland wurde einmal ein Athlet erwischt – aber auch das war eine liebenswerte Dummheit: Er hatte seine Grippe mit einem verbotenen Mittel behandelt. „Ich hoffe und könnte mir auch gut vorstellen, daß das Klettern sauber bleibt“, so Gabriele Madlener.

#### Und die anderen?

Seltsam ist dennoch, daß andere Nationen, vor allem Frankreich, so regelmäßig die Sieger stellen, während Deutschland leer ausgeht. Schummelt der „Erzfeind“? Übernimmt der Franzmann die Rolle des Ostblocks? Das glauben nicht einmal die, die neidisch von den hinteren Plätzen der Ergebnisliste nach oben schielen müssen. „Bei uns fehlt einfach der Aufbau von unten, mit Intensivtraining und Finanzierung von Training“, klagt Tamara Schlemmer, und Timo Lautenschläger vergleicht: „In Frankreich starten in den Jugendcups 100 Leute, bei uns 15. Kein Wunder, daß die mehr gute Kletterer haben.“ Um in Deutschland mehr Spitzenkletterer zu produzieren, bräuchten die Verbände also eine breitere Basis und mehr Geld für eine konsequente Förderung. Das Geld beginnt zu fließen, sobald ein Sport olympisch ist; Hallenklettern wäre gut als Füller für die langen Abende der Winter-Olympiaden. Aber der DAV-Verantwortliche Thomas Urban ist gar nicht so sehr dafür, daß Klettern jetzt schon olympische Disziplin wird: „Bei uns müßte erst die Basis besser organisiert werden.“ Dazu allerdings wäre wieder mehr Geld hilfreich, und das kriegt man erst durch Olympia ... ein Teufelskreis. Derweil besteht natürlich die Versuchung, die Trainingslücke medikamentös zu überbrücken. Aber die Männer und Frauen widerstehen ihr tapfer. Vielleicht auch deshalb, weil „nach Wettkämpfen kein Hahn kräht“, wie Markus Bock unverblümt formuliert. Will heißen, die Blumentöpfe, die es dort zu gewinnen gibt, sind nicht mit Bargeld gefüllt – Wettkämpfe sind spannende Nebensache, das Hauptinteresse der meisten liegt immer noch beim Naturfels. Aber wenn man durch Klettern Olympiasieger werden könnte, Medienstar, Besserverdiener – ob dann die Kletterer ihre Gesundheit noch der schnellen Mark vorziehen? Wenn ...

Ätsch! Jetzt haben Sie bis hierher gelesen, obwohl der Inhalt der ganzen Strecke mit einem Satz ausgedrückt werden könnte: Beim Klettern wird vermutlich nicht gedopt, weil es keinen Erfolg verspricht und alle zuwenig Ahnung davon haben. Trösten Sie sich und lesen Sie weiter! Im zweiten Teil kommen Skandalfreunde auf ihre Kosten, denn bei den technisch primitiven Stapf-Disziplinen nützt Doping und wird dementsprechend gerne verwendet. Es erwarten Sie etwas kompliziertere Erklärungen und eine Menge Tips, wie Sie sich auch selber bescheißen könnten. Und ganz am Schluß geht es noch darum, was der Bohrhaken mit diesem Thema zu tun hat.

## In Schnee und dünner Luft

Es gibt eine Sportart, die ist nicht olympisch und wird es wohl auch nie sein. Aber sie stellt enorme Anforderungen an die Ausdauerleistung, und die könnte durch Doping gefördert werden. Skialpinismus-Wettkämpfe. Einem Durchschnittsalpinisten mögen die Leistungen kaum glaubhaft vorkommen – etwa für den Mezzalama-Lauf: Das Rennen führt von Breuil übers Plateau Rosa, Breithorn- und Zwillingenjoch auf den Castor, weiter über den Felikgletscher zur „Eisnase“ des Liskamm und über die Gnifettihütte nach Gressoney la Trinité – mehr als 30 Kilometer, davon etwa 20 im Aufstieg, 2.750 Aufstiegs- und 3.250 Abfahrts Höhenmeter. Eine Distanz, für die flotte Normalbergsteiger (400 Höhenmeter pro Stunde rauf, 1.500 runter, 5 km Strecke pro Stunde) etwa 11 Stunden rechnen müßten – ohne Pausen und Aufenthalte zum Anlegen von Seil und Steigeisen; beim Wettkampf müssen große Streckenabschnitte angeseilt zurückgelegt werden. Die Zeit der Siegermannschaft 1997 war 4:58:25 Stunden – das erfordert eine Durchschnittsleistung von etwa 1.000 Höhenmeter im Aufstieg, 5.000 in der Abfahrt und 10 km Strecke pro Stunde. Normal? Menschenmöglich? Oder Rekordzeiten von unter zwei Stunden von Pont zum Gran Paradiso und zurück (2.100 Höhenmeter), weniger als fünf Stunden für aller-retour Chamonix-Mont Blanc (3.800 Höhenmeter)? „Erythropoietin“, so vermutet Gaby Madlener, „könnte von vielen Rekordrennern als 'Geheimwaffe' mißbraucht werden.“ Ein Stoff, der die Produktion von roten Blutkörperchen anregt, welche dann den Sauerstoff von der Lunge zu den Muskeln bringen und so die Ausdauerleistung steigern helfen. Epo, so der Fachjargon, ist „in Ausdauersportarten leider verbreitet“, gehört aber zu Gruppe 5 der Doping-Verbotsliste. Doch solange im Skialpinismus keine Dopingkontrollen stattfinden, liegt es nahe, der Versuchung nachzugeben. Wenn diese Vermutung stimmt, muß es wohl Motivationen zum Dopen geben, die nichts mit Ruhm und Geld zu tun haben. Erfolg, Siegen, der Beste sein – Streicheleinheiten fürs Ego. Oder, noch primitiver: um jeden Preis ein Ziel erreichen wollen, das man sich gesetzt hat – auch wenn man viel-

leicht noch nicht reif dafür ist. Das mag der Grund dafür sein, daß beim Thema Doping fürs Bergsteigen mancher gleich an den Himalaya denkt. In dieser Disziplin des Alpinismus, mit der man unter Kennern schwerlich Weltruhm erlangen kann, werden ausgesprochen mittelmäßige Leistungen oft mit massivem Medikamenteneinsatz ertrickst. Freilich, ein bißchen genauer hinschauen muß man schon, denn Doping ist nicht gleich Doping.

### Pionierleistung

Eine der berühmtesten Pioniertaten des Himalayabergsteigens wurde mit einem klassischen Dopingmittel unterstützt: Hermann Buhls Alleingang zum Gipfel des Nanga Parbat mit dem Aufputzmittel Pervitin. Er hatte ein ganzes Arsenal von Medikamenten dabei: Cocatee (mit erhoffter aufputzender Wirkung), Padutin-Tabletten gegen Erfrierungen und Pervitin, ein Aufputzmittel, das als Beispiel für Amphetamine auf der Anti-Doping-Liste des DSV ganz vorne steht. Im 1997 im Steiger Verlag erschienenen Buch „Hermann Buhl – Kompromißlos nach oben“ kann man seine Tagebuchnotizen zum Aufstieg im Gipfelaufschwung nachlesen: „Ich erinnere mich an das Pervitin, es ist verlockend, würde mir wieder neue Kraft geben, neuen Auftrieb, doch nein, die Wirkung hält nur sechs bis sieben Stunden an, dann ist's vorbei, dann tritt die Reaktion ein, und die könnte böse Folgen haben.“ Amphetamine setzen die „autonom geschützten Reserven“ frei, jene 4-8 Prozent Power, die der Körper für Notfälle zurückhält. Durch Willenskraft allein kann kein Mensch seine Leistungsfähigkeit zu 100 Prozent ausreizen. Nur in äußerster Lebensgefahr gibt der Körper diese „eisernen Reserven“ frei – aber danach ist Ende. Buhl erlag der Versuchung: „... schließlich, des Gipfels wegen, ... nehme ich dann zwei Tabletten Pervitin zu mir.“ Er erreichte den Gipfel, aber beim Abstieg kam er in die Nacht und mußte – wie zur Strafe – sein berühmt-berüchtigtes Stehbiwak auf einem wackligen Block überstehen. Daß er diese Nacht überlebte, obwohl er durch das Pervitin völlig ausgebrannt hätte sein müssen, ist ein Phänomen. Vielleicht war er vorher nicht völlig an seine Grenze herangegangen, so daß das Dopingmittel nur die vorletzten Reserven mobilisiert hatte. Dann hätte er den Gipfel aber vielleicht auch ohne die Pille erreicht...

### Doping fürs Volk

Der Fall liegt 45 Jahre zurück. Tatsache ist, daß Aufputzmittel wie Pervitin in den Anfangsjahren des Himalayabergsteigens allgegenwärtig waren. „In der Phase des nationalen Erfolgsbergsteigens war es der Normalfall, Amphetamine dabeizuhaben. Natürlich mit der Begründung, im Notfall eher durchzukommen. Aber die Versuchung liegt nahe, das Durchkommen zuerst mal auf den Gipfel zu beziehen“, erinnert sich Dr. Wolfgang Schaffert, Präsident der BExMed (Deutsche Gesellschaft für Berg-

und Höhenmedizin) und einer der profiliertesten medizinischen Experten im Höhenbergsteigen. „Seit mindestens 15 bis 20 Jahren ist das aber vorbei“, meint er, „zumindest im deutsch-anglo-amerikanischen Sprachraum.“ Wir können nur vermuten, wie etwa in Korea oder Indonesien mit diesem Thema umgegangen wird, wo der Ersatzkrieg gegen die höchsten Berge noch als nationales Heldenepos inszeniert wird, mit den erforderlichen Menschenopfern... Unter Bergsteigern aus dem westlichen Kulturkreis scheinen Amphetamine nicht mehr sonderlich gefragt zu sein. Dennoch berichtet etwa die Expeditionsärztin Dr. Gertrud Maier über einen Amerikaner, der den rund 5.600 Meter hohen Mera Peak mit dem Mountainbike besteigen wollte und dazu Diamox und Pervitin geschluckt habe: „Der war ein einziges Wrack. Obwohl ihm die Sherpas Rad und Rucksack getragen haben, hat er schon Blut gespuckt.“ Ein typischer Fall: Für eine Leistung auf Himalaya-Alltagsniveau wird gedopt auf Teufel komm raus.

### Wie die Profis?

Doping im Himalaya scheint hauptsächlich Doping der Masse. Die wirklich großen Leistungen bringen Profis, zu deren eigenem sportlichen Anspruch kein Doping paßt. Betrachten wir die Marksteine der 97er-Saison: die Huber-Buam, Toni Gutsch und Conrad Anker am Latok: Wer sie persönlich kennt, kann sich nicht vorstellen, daß sie Pillen schlucken. Briten an der Changabang-Nordwand: Auf der Insel herrscht wohl das strengste sportliche Ethos weltweit, ihnen geht es um Topschwierigkeiten „by fair means“. Russen an der Makalu-Westwand, Slowenen am Nuptse: Die östlichen Nationen bringen schon seit Jahren fast unglaubliche Leistungen. Bei ihnen freilich mögen Skeptiker zweifeln, denn der Osten war schon zu Zeiten des eisernen Vorhangs für systematisches Doping berüchtigt. Aber ob „clean“ oder nicht: Ihre Erfolge kommen auch daher, daß die Topleute extrem professionell trainieren und so erfolgszentriert sind, daß sie über ihre eigenen Leichen gehen. Bei beiden Unternehmen gab es Tote. „Wenn es um Höchstleistungen geht, ist keine Art von Doping akzeptabel, denn die Herausforderung ist nicht mehr realistisch. Die Elite soll sich ernst nehmen und den Maßstab hoch ansetzen“ – Reinhard Patscheider (im August '98 am Grand Combin tödlich verunglückt; die Red.), einige Zeit lang Rekordhalter auf der Everest-Nordroute mit 21 Stunden vom Basislager zum Gipfel, plädiert für einen ethischen Konsens. Der wohl zumindest von den Topleuten aus dem westlichen Kulturkreis eingehalten wird. Erhard Loretans Käsfondue-Menü im Hochlagerzelt etwa wird man wohl kaum als Doping bezeichnen wollen. Wenn also Dr. Thomas Küpper, preisgekröntes Vorstandsmitglied der Österreichischen Gesellschaft für Alpin- und Höhenmedizin, im „Alpinmedizinischen Rundbrief 18“ schreibt: „[von Veranstaltern kommerzieller Expeditionen] wird einem zugemutet, daß man permanent an ge-

dopten, kotzenden und taumelnden Zeitgenossen vorbeigeht“, dann bezieht sich das vor allem auf die sogenannte breite Masse. Trekker, die maximal auf einen Schutt-Fünftausender hinaufstapfen, Teilnehmer der vielgeschmähten kommerziellen Expeditionen, aber wohl auch einige selbständige Höhenbergsteiger. Ihre Ziele, auch die Achte-tausender, sind tausendfach erreichte Gipfel mäßiger Schwierigkeit, ihnen winkt keine Siegesprämie, und der erreichbare Ruhm beschränkt sich auf den Freundeskreis oder maximal das Lokalblättchen. Sie treibt eine andere Motivation. Vielleicht die edelste, die es beim Bergsteigen überhaupt gibt: über sich hinauszuwachsen, einmal das persönlich Unmögliche möglich zu machen. Nur leider mit Doping. Doping? Das ist Definitionssache, denn in der Region der dünnen Luft gelten andere medizinische Gesetze. Einerseits wirken die Präparate, die eingesetzt werden, tatsächlich erfolgsfördernd – so direkt wie beim Höhenbergsteigen ist der Nutzen von Doping fast nirgends feststellbar. Andererseits kann man ihre Anwendung unter Umständen mit medizinischen Argumenten schönreden. Denn sie wirken vorbeugend gegen bestimmte Höhenkrankheiten.

### Piss dich rauf!

Diamox etwa, lange Jahre *das* Zaubermittel vieler Trekker und Expeditionisten. Vorweg: Diamox ist ein reinrassiges Dopingmittel. Sein Wirkstoff Azetazolamid steht beispielhaft für die verbotene Substanzgruppe der Diuretika, der entwässernden Mittel. Beim Höhenbergsteigen kann es nach Meinung einiger Experten helfen, die Akklimatisation zu beschleunigen, ab etwa 7.000 Metern Höhe wirkt es eher kontraproduktiv. Um das zu verstehen, ist ein kleiner höhenmedizinischer Exkurs nötig; wer ihn sich schenken will, liest beim nächsten Absatz weiter.

Die wichtigste Reaktion des Körpers auf die Höhe heißt: mehr Atmen – als Rache dafür, daß es in der Höhe weniger Sauerstoff gibt (der Partialdruck fällt). Dabei atmet man aber Kohlensäure aus. Und wenn Säure verlorengelassen wird, das Blut automatisch alkalischer – Fachleute nennen das „respiratorische (atmungsbedingte) Alkalose“. Dadurch sinkt der Atemtrieb, und vor allem nachts – wenn man nicht merkt, wie langsam man schnauft – droht eine Sauerstoff-Unterversorgung (Hypoxämie). Azetazolamid nun regt die Nieren dazu an, die Ionen, die das Blut alkalisch machen, auszuscheiden. So wird das Blut wieder saurer (metabolische Azidose) – und Säure ist der stärkste Atemtrieb für den Körper. Solange also mit Diamox der Atem flott gehalten wird, ist die Sauerstoffversorgung des Körpers besser sichergestellt. Noch komplizierter wird die Geschichte in extremen Höhen, etwa ab 7.000 Metern: Dort ist der Sauerstoffpartialdruck der Luft so gering, daß er nur noch knapp ausreicht, die Sauerstoffmoleküle durch die Lungengefäße in den Blutkreislauf und dann in

die Muskel- und Hirnzellen hineinzudrücken. Wäre der Everest nur ein paar hundert Meter höher, könnte man einen Aufstieg ohne Flaschensauerstoff wahrscheinlich nicht überleben: Man könnte schnaufen wie man will, der Sauerstoff käme einfach nicht dort an, wo er gebraucht wird. Hier nun kann die Alkalose nützlich sein. Sie erleichtert den Übergang der Sauerstoffteilchen ins Blut. Das heißt: In größter Höhe kein Diamox mehr nehmen – aber auch so schnell wie möglich wieder runter, denn dort oben ist man wirklich nahe an der physiologischen Grenze.

Dr. Wolfgang Schaffert faßt den Nutzen von Diamox so zusammen: „Pro Höhenstufe (je 1.000 Meter) kann Diamox einen Tag Akklimatisationszeit sparen. Ab 7.000 Metern sollte man es nicht mehr verwenden. Und darunter sollte man auch überlegen, ob der Zeitgewinn so wichtig ist, daß man die Nebenwirkungen in Kauf nimmt. Ich lehne Diamox ab, es sei denn für Rettungseinsätze in Hochregionen, wenn man noch nicht akklimatisiert ist.“ Über den Nutzen der Pille wird aber auch Widersprüchliches herausgefunden. Dr. Klaus Kritzingler etwa hat bei einer Studie am Everest bis 6.300 Meter Höhe (Alpinmedizinischer Rundbrief 16) keine positiven Wirkungen von Diamox feststellen können – eher wurden die Höhenbeschwerden verschärft. Eindeutig bewiesen ist nur, daß der Wirkstoff Azetazolamid eine ganze Latte von Nebenwirkungen bietet. Hans Kammerlander etwa klagt: „Ich habe mir einmal von einem Arzt Diamox aufschwätzen lassen; danach hat es im ganzen Gesicht gekribbelt.“ Solche Sensibilitätsstörungen oder Geschmacksveränderungen, Folgen der vermehrten Kalium-Ausscheidung, sind noch das geringste Übel; kritischer sind allergische Reaktionen, die gelegentlich vorkommen. Am gefährlichsten aber ist die diuretische, entwässernde Wirkung, die ja eigentlich auch die Hauptfunktion des Medikamentes ist. Flüssigkeitsmangel ist in der Höhe eh schon ein Riesenproblem, durch das Atmen der kalten, trockenen Luft. Wer dann auch noch ständig pinkeln muß, ist Kandidat für Durchblutungsstörungen und Erfrierungen, weil das Blut zu „dick“ ist. „Diamox als Wunderpille ist ein Gerücht, mit dem man aufräumen sollte“, urteilt Ralf Dujmovits, einer der erfolgreichsten deutschen Expeditionsveranstalter (der schließlich auch einen „Keine Macht den Drogen“-Aufnäher auf seinem Anorak trägt), „ich rate meinen Teilnehmern davon ab. Tausende sind ohne das Zeug raufgekommen. Höchstens im Notfall mag es okay sein.“ Darin sind sich übrigens alle Experten einig. Und wer dennoch nicht auf die chemische Hilfe verzichten möchte, der sollte sich zumindest bei der Dosierung zurückhalten. Maximal 125 mg abends vor dem Einschlafen ist ein aktueller Wert, den etwa der Expeditionsarzt Dr. Matthias Respondek für Unverbesserliche empfiehlt. Noch ein Gedanke: Diamox kann ein paar Tage Akklimatisationszeit sparen helfen – muß es wirklich so eilig gehen?

### Ruhe beim Sturm

Trotz aller Warnungen ist Diamox beliebt, besonders bei Amerikanern, die mit Medikamenten ohnehin sorgloser umzugehen scheinen als wir. „Ich schätze, daß jeder zweite Ami Diamox schluckt“, tippt Respondek. Aber kaum jemand redet gerne offen über seinen Medikamentenmißbrauch an hohen Bergen. „Jeder kocht sein Süpplein, aber keiner gibt etwas zu“, so der Eindruck der Expeditionsärztin Gertrud Maier. Nur gelegentlich schlüpft eine Pille durch den Schleier des Geheimnisses und wird dem Beobachter sichtbar. Betablocker etwa sollen gelegentlich verwendet werden, um nächtliche Schlafstörungen im Hochlager zu bekämpfen. Die Beruhigungsmittel gehören zur Gruppe der „eingeschränkt zugelassenen Wirkstoffgruppen“ der Dopingliste. Nicht auf der Liste, aber in der Wirkung ähnlich gefährlich sind starke Schlafmittel: „Viele nehmen Valium, um im Hochlager ruhiger zu schlafen. Aber die Gefahr der Sauerstoff-Untersättigung wird dadurch noch größer“, so Dr. Respondek. Logisch: Der Schlaf wird gestört, weil man zu wenig Sauerstoff kriegt – man wacht mit fliegendem Atem oder nach Luft ringend auf. Doch diese Unterbrechungen sind lebensnotwendig. Schläft man valiumtief durch, bleibt der Erstickungszustand erhalten – aber alle Organe brauchen nun mal Sauerstoff, vor allem das Gehirn. Reinhard Patscheider will mit keinerlei Medikamenten mehr etwas zu tun haben: „An der Annapurna, zusammen mit Messner, haben im Lager II alle Schlaftabletten genommen, bis auf mich. In der Nacht wurden wir eingeschneit. Wenn ich nicht aufgewacht wäre, wären wir alle erstickt.“ Ein flacher Schlaf ist zwar unangenehm, aber eben besser als die ewige Ruhe... Wer trotzdem mit Betablockern liebäugelt, dem sei noch gesagt, daß sie die Ausdauerleistungsfähigkeit senken.

### Blutspender kommen höher

Vielerlei Doping-Methoden wurden beim Höhenbergsteigen schon ausprobiert. Die Hämodilution (Blutverdünnung) etwa, die man den verbotenen Methoden des Blutdopings zurechnen könnte. Normalerweise wird beim Blutdoping dem Sportler nach Höhentraining Blut abgezapft, das reicher an roten Blutkörperchen ist, also mehr Sauerstoff transportieren kann. Es wird gelagert und dann direkt vor dem Wettkampf wieder eingespritzt – das soll für Ausdauerleistungen Vorteile bringen. Die Blutverdünnung funktioniert genau andersherum. Dr. Wolfgang Schaffert und Dr. Roman Zink zapften 1977 bei einer Lhotse-Expedition allen Gipfelgängern vor dem Aufbruch einen Liter Blut ab und ersetzten ihn durch Serum – das heißt netto: sie entfernten rote Blutkörperchen (Erythrozyten). Diese Blutmanipulation bringt in der Höhe tatsächlich Vorteile, denn allzu viele Erythrozyten sind gar nicht gesund. „Wenn ich als Fuhrunternehmer mehr transportieren will, kann ich natürlich mehr Lastwagen



Foto: Andreas Dick

kaufen. Aber was nützen mir die, wenn sie im Stau stecken?“, vergleicht Dr. Schaffert. Das Maß für die Menge roter Blutkörperchen ist der Hämatokrit; er liegt normalerweise zwischen 40 und 48. Werte über 50 gelten im Jargon der Anti-Doping-Kommissionen schon als „Gefahr für Leib und Leben“. Beim Höhenbergsteigen kann auch mal der Wert 55 erreicht werden; dabei ist laut Schaffert die Sauerstofftransport-Kapazität etwa noch so gut wie bei einem Hämatokrit von 20. Die Blutverdünnung ist fürs Höhenbergsteigen also tatsächlich ein nutzbringender Eingriff, zumal durch sie das Blut „flüssiger“ wird, was die Erfrierungsgefahr senkt. Tatsächlich kamen alle so Behandelten 1977 auf den Gipfel des Lhotse. Dr. Schaffert will seinen Eingriff aber nicht als Doping, sondern als Experiment verstanden wissen, eben zum Beweis der Annahme, daß es günstiger ist, den Hämatokrit nicht zu groß werden zu lassen. Als hilfreiches Doping findet Schaffert die Hämodilution „logistisch zu kompliziert. Mehr Trinken hilft auch.“ Genauso hält er es für Unsinn, das Erythropoietin der Ausdauer-Doper auf Achttausendern zu verwenden, da auch dieses Medikament den Hämatokrit steigert.

### Der Everest-Simulator

Mit noch raffinierteren technischen Tricks versuchten Franzosen 1989, der Höhe ein Schnippchen zu schlagen. Teilnehmer der „Everest Turbo“-Expedition, darunter Eric Escoffier und Christine Janin, setzten sich in eine Unterdruck-Kammer, um so schon zuhause die Akklimatisation anzuregen. Die Idee hat sich aber nicht durchgesetzt,

denn für eine sinnvolle Anpassung müßte man einige Tage oder Wochen in der Eisenkiste verbringen – und das noch zusätzlich zum Zeitaufwand für die Expedition. Doch im Frühling 1997 wurde die Druckkammer noch einmal aktuell. Acht Franzosen ließen sich 32 Tage lang auf 20 Quadratmetern Fläche einsperren und simulierten eine „echte“ Everestbesteigung, mit langsamer Steigerung der simulierten Höhe und einem einarmigen Klimmzug auf dem „Gipfel“ (dabei klappten zwei Probanden zusammen und mußten unter Sauerstoff evakuiert werden). Das 3,2 Millionen Francs (etwa eine Million Mark) teure Experiment sollte klarer machen, wie der Sauerstoffmangel auf den Körper wirkt. Drei Ergebnisse sind interessant: a) In der Höhe können plötzliche Bewußtseinsstörungen auftreten – vielleicht eine Erklärung für überraschende Abstürze. b) Die besten Höhenbergsteiger sind Föten – in der Gebärmutter bekommen sie etwa soviel Sauerstoff wie ein Alpinist auf 7.000 Metern Höhe. Höhenbergsteigen als Psychotrip auf der Suche nach vorgeburtlichen Urzuständen? c) Ein neues Dopingmittel? Die Aminosäure „Largénine“ steigerte die Sauerstoffsättigung unter Everestgipfel-Bedingungen um fünf Prozent. Mal sehen, ob die Franzosen bald die Achttausender überrennen...

### Spritze fürs Hirn

Dabei gibt es ja schon genug Dopingstoffe. Wolfgang Schaffert nennt als derzeitige Trend-Droge das Medikament Dexamethason. Dexamethason ist, so Dr. Thomas Hochholzer in seinem Buch „Trekking und Höhenbergsteigen“, „ein künstliches Kortisonpräparat mit der etwa



20fachen Wirksamkeit des körpereigenen Kortisons“. Es ist eines der am stärksten abschwellenden und entzündungshemmenden Medikamente. Damit ist es ein bewährtes Mittel gegen das Höhenhirnödem, das durch Entzündungstoffe an der Blut-Hirn-Schranke ausgelöst werden kann. Laut Dr. Schaffert nehmen aber einige Bergsteiger Dexamethason „prophylaktisch“, wodurch Aufstiege ermöglicht würden, die beim aktuellen Akklimatisationszustand nicht vertretbar wären, „es schiebt die Störungen hinaus“. Für Rettungseinsätze mag das hinnehmbar sein. Aber für einen Gipfelerfolg? Meinetwegen, um vor Trägerabmarsch oder Monsuneinbruch doch noch den „success“ zu ergattern? Welch anderes Wort als Doping könnte dafür passen? Zwar stehen die Kortikosteroide, zu denen Dexamethason gehört, nicht auf der Liste der verbotenen Stoffe, aber sie gehören doch zu den nur „mit Einschränkungen zugelassenen Wirkstoffgruppen“. Nur ganz am Rande sei auf die Nebenwirkungen hingewiesen: Magenbeschwerden, Gewebswassereinlagerungen, Wundheilungsstörungen, Ausbrechen verschleppter Infekte, Unterdrückung des Immunsystems, Diabetes...

#### Nur für Todeskandidaten

Das letzte Medikament, das gelegentlich zum prophylaktischen Doping mißbraucht wird, heißt Nifedipin. Ein bewährtes Mittel zur Therapie des Höhenlungenödems: Es senkt den Druck in den Blutgefäßen der Lunge. Dadurch kann weniger leicht Flüssigkeit in die Lunge übertreten (das gäbe ein Ödem), außerdem fließt das Blut langsamer und kann so mehr Sauerstoff aufnehmen. Die Nifedipin-

Prophylaxe wird Bergsteigern empfohlen, die schon einmal ein Höhenlungenödem hatten. Allerdings muß das Medikament dann ständig eingenommen werden, denn normalerweise passen sich die Lungengefäße dem höheren Blutdruck an. Dieser Anpassungsreiz entfällt durch die Droge. Wenn das Medikament dann etwa bei der Gipfletappe abgesetzt werden muß – Kopfschmerz und Kreislaufschwäche sind bekannte Nebenwirkungen, die das Absetzen erzwingen könnten –, ist die Lunge völlig unvorbereitet, das Ödem kann sich in einer Stunde entwickeln. Dr. Gertrud Maier stellt die passende Frage, die in den Kreisen der „Oberen 8.000“ tabu zu sein scheint: „Wenn jemand schon mal ein Höhenlungenödem hatte, sollte der nicht eher einen anderen Sport suchen?“

#### Flaschen-Luft

Diese Frage kennt auch Reinhard Patscheider; freilich distanziert er sich: „Ich will nicht der Richter sein, jeder muß für sich entscheiden.“ Das gilt für ihn auch zum Thema Flaschensauerstoff, auch wenn der für ihn „sicherlich Doping“ ist. Wir haben bei unseren Betrachtungen den Begriff „Doping“ schon sehr weit gefaßt, über die Liste der „verbotenen Stoffe“ und der „eingeschränkt zugelassenen Stoffe“ hinaus bis zur prophylaktischen Verwendung von Medikamenten ohne akute medizinische Indikation. Sauerstoff wird zwar in der Höhenmedizin als Notfallmedikament eingesetzt, ist aber kein ausgesprochenes medizinisches Präparat, denn mit jedem Atemzug schnaufen wir ihn ein. Sogar auf dem Gipfel des Everest gibt es genug Sauerstoff, um einen Aufstieg zu schaffen und zu überle-

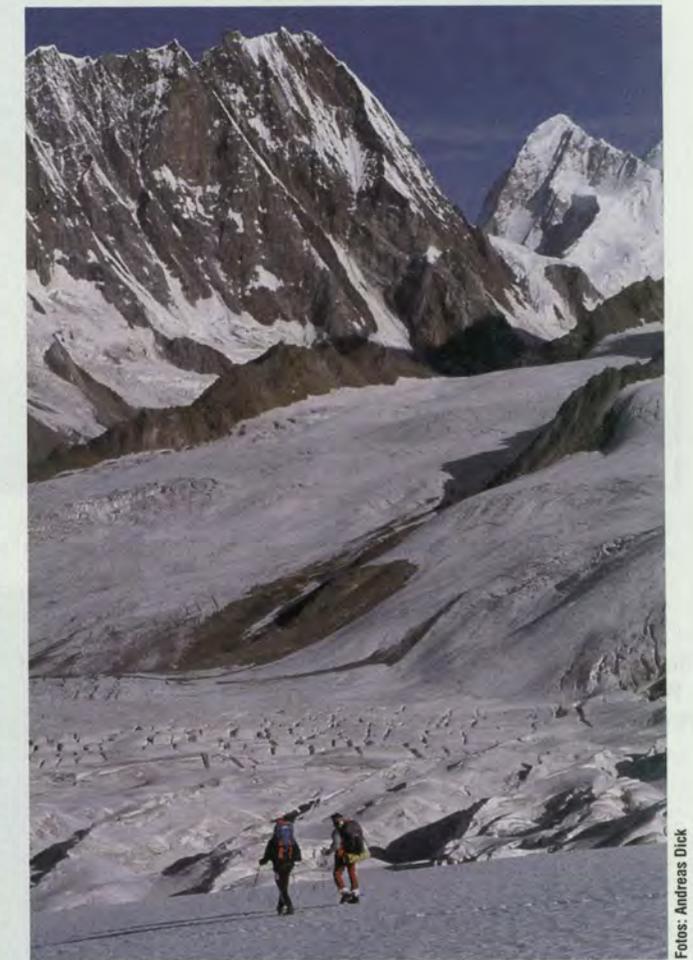
Seite 222: Blick vom Nuptsegrat auf Mount Everest und Lhotse (rechts); zwischen beiden: der Südsattel  
Rechts unten: Auf dem Hispar-Gletscher (Pakistan)

ben, das haben Dutzende Erfolge „sans oxygène“ bewiesen. Zusätzlicher Sauerstoff aus der Flasche ist also nicht notwendig; wer ihn verwendet, macht es sich deutlich leichter – wem fällt ein anderes Wort als Doping dafür ein? „Sicherheit“, meint Dr. Schaffert. An den „hohen Achttausendern“ – ab Makalu: Gipfelhöhe über 8.400 m, Ausgangslager über 7.800 m, Gipfletappe etwa 12 Stunden – „ist Flaschensauerstoff aus Sicherheitsgründen zu befürworten.“ Zumindest für die Masse der Bergsteiger, die keine Ausnahmeathleten sind. Die Gipfelchancen sind besser, das Risiko geringer – solange die Logistik stimmt und man nicht plötzlich mit leerer Flasche nackt am Gipfel steht. An die niedrigeren Gipfel „gehört nicht hin, wer nicht ohne Flaschensauerstoff raufkommt.“ So sieht es Wolfgang Schaffert. Andere ziehen die Grenze, wo Zusatzsauerstoff eine Frage der Vernunft ist, vielleicht noch etwas tiefer. Gertrud Maier hat eine amerikanische Expedition am Cho Oyu (8.253 m) beobachtet, die ab dem letzten Lager (ca. 7.400 m) mit Kunstluft für Flaschen – pardon aus Flaschen – gegangen ist. Aber auch auf den höchsten Gipfeln scheint mit mehrerlei Maß gemessen zu werden. So fragt Ralf Dujmovits: „Warum wird künstlicher Sauerstoff am Everest kritiklos verwendet, am K2 aber nicht?“ Vielleicht erweckt der höchste Berg der Erde Motivationen, die doch nicht ganz so edel sind – Prahlschrei läßt grüßen; irgendeinen Superlativ wird jeder finden, und wenn er in die Heimatzeitung schreiben muß: „der erste Hias Obergruber mit rotem Schnupftuch in der linken Hosentasche auf dem Everest“. Genug des Zynismus. Gönnen wir den Bergsteigern ihr Vergnügen mit Frieren, Japsen, Dursten – und den Expeditionsveranstaltern die Einnahmen. Schön wäre nur, wenn sie alle wieder herunterkämen von ihren Traumzielen, und wenn sie dabei ihr Glump wieder mit herunternehmen. „Das ist ganz übel, wie viele Sauerstoffflaschen da oben herumliegen“, wettet Hans Kammerlander. Die Druckbehälter sind eben nicht so unauffällig wie Ampullen oder Tablettenröhrchen. Doch auch das nützt dem Tourismus: jedes Jahr eine „cleaning up“-Expedition am Everest, eine schöne Einnahmequelle für die Sherpas.

#### Es geht auch ohne

Jetzt aber endgültig zurück zum Thema. Das dopingfreie Rezept wäre ja so einfach, zumindest theoretisch: intensiv trainieren (Kondition und Technik); ein Ziel aussuchen, das dem Können entspricht; schönes Wetter abpassen; so schnell wie möglich aufsteigen und noch schneller runter. Nur dann weiter aufsteigen, wenn man keine Symptome der Höhenkrankheit spürt, Symptome nicht mit Schmerzmitteln vertuschen. Bei ganz leichten Symptomen kann man in der Höhe abwarten, ob sich der Körper anpaßt (allerdings Vorsicht: in der Nacht kann es viel schlimmer werden!); bei stärkeren Höhenbeschwerden –

Übelkeit, Schwindel, Erbrechen, Apathie – nach unten flüchten. Falls man den richtigen Zeitpunkt zum Abstieg verpaßt hat, können Medikamente helfen. Zur Prophylaxe werden Medikamente prinzipiell nicht empfohlen (einzige Ausnahme: Nifedipin bei HLÖ-Anamnese).



Fotos: Andreas Dick

Frägt man nach einem ethischen Standard, dem bergsteigerischen „Stand der Technik“, landet man bei: Medikamente nur im Notfall, Flaschensauerstoff wird unterhalb 8.400 Metern normalerweise nicht verwendet, den sportlichen Wert einer Besteigung senkt er auch bei höchsten Gipfeln. Das ist die ethische Richtschnur, nach der man die Qualität der eigenen Leistung beurteilen kann, im Vergleich mit dem Optimum. Sie soll keinen Zwang bedeuten und kann es auch gar nicht. Denn Doping – wenn auch in etwas erweitertem Verständnis des Begriffs – gehört anscheinend zum Himalayabergsteigen wie Durchfall und amputierte Zehen. Schön wäre nur, wenn jeder ehrlich sagen würde, welche Pillen er geschluckt hat, wenn er es denn für notwendig hielt.

## Ehrlichkeit, Doping und Bohrhaken

Ja, die Ehrlichkeit. Es wäre schön, wenn uns diese Tugend beim Bergsteigen nicht verloren ginge. Unter Profis sollte sie Voraussetzung sein. Nicht unbedingt der Sponsoren und der Publicity wegen – da kommt man oft mit wetterhartem Rauschbart, selbstbewußtem Auftreten oder markigen Sprüchen weiter. Nein, die Spitzenleute entwickeln den Sport weiter, machen das Unmögliche möglich, schieben die Schwierigkeiten nach oben, gehen ungeahnte Wege. Um vergleichen zu können, welche Leistungen und Ideen das Bergsteigen wirklich bereichern, sollten sich die Topleute in ihrer Disziplin an das jeweilige ungeschriebene Regelwerk halten und Abweichungen davon ehrlich berichten – so wie man etwa auch an Politiker höhere moralische Maßstäbe anlegen können sollte. Daß Tomo Cesen die Zweifel an seiner Solo-Durchsteigung der Lhotse-Südwand nicht widerlegen konnte, tut weh – ein Beweis wäre eine ungeheure Motivation für die Besten gewesen.

In der Masse menscht's naturgemäß noch häufiger, einfach, weil hier mehr Leute in Versuchung kommen können, sich die fehlenden Meter zum Gipfel dazuzulügen. Freilich schadet das niemandem, denn die Leistungen der

Breitenbergsteiger sind für das Schicksal der Welt noch unwichtiger als die der Spitzenleute. Aber für die Persönlichkeit kann Ehrlichkeit und die Definition der privaten „fair means“ wichtig sein. Nicht jeder mag so streng denken wie Markus Bock: „Doping könnte vielleicht schneller Erfolg bringen. Aber Erfolg den man haben will? Der wäre ja nicht auf meinem Mist gewachsen.“ Oder wie Ralf Dujmovits: „Warum will der Doper seinen Körper nicht akzeptieren? Grenzen verschieben ist gut; sie mit künstlichen Mitteln zu überspringen ist Käse.“

### Doppelter Boden?

Doch bei den „künstlichen Mitteln“ geht, gerade im Himalayabergsteigen, das Definieren und Argumentieren los. Wo ist die Grenze zum Doping, was dient nicht schlicht der höheren Sicherheit? Jeder will seine Chancen so gut wie möglich ausnützen, das ist legitim. Und dazu soll er die modernsten Mittel nutzen dürfen. Heute gibt es optimierte Sportnahrung; Ausrüstung und Bekleidung sind so leicht und wetterfest wie nie; Satellitenhandys und Computer bringen Information über die Wetterentwicklung. Sollte es dann nicht auch selbstverständlich sein, medizinischen Komplikationen der Höhe durch Sauerstoff und Tabletten vorzubeugen? So wie man beim Klettern die Sicherungssituation durch Bohrhaken verbessert? Doch

Rechts  
und Seite 225:  
Passagen  
am Nordwest-  
grat des  
Nuptse



Fotos: Andreas Dick

andererseits: Sind nicht Bohrhaken ein Psychodoping, dank dem man sich in schwierigere Routen traut? Sind Pillen und Bolts der doppelte Boden beim Bergsteigen? Aber muß man den nicht jenen gönnen, die ihr Erleben auch überleben wollen?

Die Antwort ist mit der Motivation verknüpft: Beim Alpinklettern mag es drei Typen geben: Der erste, der Abenteuerkletterer, möchte dem objektiven Risiko der Natur mit subjektiver Sicherheit begegnen. Wer eine Abenteueroute „beherrschen“ will, darf dort keine Bohrhaken verwenden, sonst würde er lügen. Denn seine Kernmotivation ist die Angstüberwindung – da wären Bolts tatsächlich Psychodoping. Anderen, den „Sportkletterern“, geht es um die pure Schwierigkeit, Stürzen gehört dazu, Angst vor dem Sturz wird wegtrainiert. Dabei sind Bolts eine Frage der Vernunft, für die Kernmotivation Leistung spielen sie keine Rolle. Die dritte Fraktion, die „Genußkletterer“, suchen Bewegung und Naturerlebnis und sehen es nicht ein, dafür unkalkulierbare Risiken einzugehen. Da der Begriff Leistung in ihrer Motivation überhaupt keine Rolle spielt, kann auch niemand von Doping reden.

### Wozu das ganze?

Ähnliche Genußspechte mag es auch im Himalaya geben. Sie suchen Kontakt mit Land und Leuten, wollen eine gute Zeit verbringen und vielleicht noch einen mehr oder weniger hohen Gipfel besteigen. Doch es gibt eben auch jene, die um jeden Preis die „success“-Meldung nach Hause bringen wollen, für die der Heimweg nur über den Gipfel führt. Was sie so treibt, sollen die Psychologen

erforschen. Wie sie ihr Ziel verfolgen, auch das soll ihnen überlassen bleiben. Daß aber für sie die Ausrede „Prophylaxe = Sicherheit“ nicht gilt, müssen sie akzeptieren. Denn einen Gipfel zu erreichen, hat immer etwas mit Leistung zu tun – so angenehm ist das Klima auf Achttausendern nicht, daß jemand nur genußhalber hinaufstiege, um sich zu sonnen. Und Leistung hängt mit Kondition zusammen, mit Training und Zeit zur Akklimatisation. Medikamente, die die Leistungsfähigkeit steigern, reduzieren die Eigenleistung, die gebracht werden muß.

Wer mit einer Achttausenderbesteigung prahlt, die er sich mit Pillen und Flaschensauerstoff erarbeitet hat, der übertreibt halt seine Leistung ein bißchen. Aber was soll's, Bergsteigerlatein sind wir von Stammtischen und Hüttenabenden zur Genüge gewohnt. Ob er auf seinen Erfolg selber stolz sein kann, damit soll er sich auch alleine befassen. Gönnen wir ihm den Gipfel, er hat 20.000 Mark dafür bezahlt und acht Wochen Urlaub geopfert. Dieser Artikel soll nicht mit dem Zeigefinger in fremden Nasen bohren. Aber vielleicht die Qualitätsmaßstäbe auf einen aktuellen Wert eichen. Und wenn ein kleiner Wunsch erlaubt ist, dann der: daß niemandem geschadet wird bei der Schneestapferei. Daß in der Todeszone nicht über Leichen gegangen wird und daß es nicht die rühmliche Ausnahme bleibt, wenn einer auf seine Gipfelchance verzichtet, um dem kranken Nebenmenschen herunterzuhelfen. Wenn wir Erfolge als krönende Dreingabe einer guten Zeit mit Freunden und nicht als Alleinzweck betrachten, dann nähern wir uns vielleicht wieder der Lockerheit der Snowboarder – ob mit oder ohne Joint.

## Allzu-, Über- und Wider- natürliches



Fotos: Marianne Landes/Gerhard Heidorn

Rechts:  
Brocken-  
und Kletter-  
gespenst

Beiträge von:  
Fritz März/  
Malte Roeper/  
Robert Rauch  
Martin Schemm  
Helga Pescoller  
Manfred Poser  
Albert Hirschbichler  
Heidi Knetsch/  
Stefan Richwien



## Manchmal scheint es auch keine Erklärung zu geben

Von seltsamen und bedrohlichen Erfahrungen

Fritz März/Malte Roeper/Robert Rauch

**E**s soll Leute geben, für die existiert nicht, was man nicht als „schwarz auf weiß“ belegten Wissensbesitz „getrost nach Hause tragen“ kann. Hätten die recht, dann allerdings dürfte eigentlich kein auf Seriosität bedachter Wissenschaftler noch etwas erforschen oder entdecken wollen. Doch es wird ständig Neues erforscht und entdeckt. Also muß es nach wie vor wohl Unentdecktes, Unerklärtes zwischen Himmel und Erde geben. Und dies in ganz besonderem Maß, wie es scheint, im Bereich der menschlichen Biosphäre! Ob es da auch Unerklärbares gibt?

Dies anzunehmen, ist sicher indiskutabel für unbeirrbar Verstandesmenschen - oder solche, die sich dafür halten. Aber vielleicht suchen die hinter ihrem Glauben an die Erklärbarkeit von allem und jedem nur Schutz vor einem Empfinden des Unheimlichen, wovon vermutlich kein Mensch verschont bleibt, wenn er bedrohlich Unbekanntem begegnet. Gewiß, für nahezu alles, was uns mitunter erschreckt, findet sich, „bei Licht betrachtet“, eine Erklärung: Meist eine ziemlich einfache sogar, zuweilen fast schon banale. Manchmal aber eben auch keine; jedenfalls keine schlüssig belegbare.

Zwar beweisen selbst solche Begebenheiten noch lange nicht die Existenz von Unerklärbarem. Doch sie fordern dazu heraus, danach zu fragen, dem - anscheinend(?) - Unfaßbaren nachzustellen. Mit den folgenden Erlebnisschilderungen möchten wir Sie deshalb einstimmen auf einen Themenblock, in welchem verschiedene AutorInnen sich mehr oder weniger vorsichtig, oder auch kühn - oder auch behutsam satirisch mit derartigen und verwandten Fragen auseinandersetzen. (d. Red.)

Rechts: Dafür gibt es eine Erklärung:  
Beim Blick aus dem Fenster des Münchner Hauses  
auf der Zugspitze bewirkt nämlich,  
wenn der Gipfelfels vom Haus beschattet ist,  
die Spiegelung im Fenster, daß jener  
wie ausgehöhlt erscheint



Foto: Elisabeth Pfannenstiel

## Eine Geistergeschichte

Rechts:  
Ernst Heckelmann

„Kleines Abendsolo –  
oder so ...“



Eigentlich sollte diese Geschichte anfangen mit „Es war einmal ...“, wie im Märchen, so lange ist das schon her. Es waren tatsächlich einmal zwei Knaben, die ins Gebirge fuhren. Doch so einfach war das damals nicht. Natürlich gab es schon Eisenbahn und Autos und Motorräder. Doch ein Auto oder Motorrad hatten sie nicht und mit der Eisenbahn fahren wollten sie nicht. Sie waren nämlich „auf Fahrt“, wie man damals sagte. Das heißt, eine Jugendgruppe hatte eine Fahrt ins (nicht allzu weit entfernte) Gebirge unternommen.

So eine Fahrt war damals etwas ganz besonderes. In einer Zeit, in der übers Wochenende die Familie an den Gardasee fährt, kann man kaum noch ermessen, was damals so eine einfache Fahrt bedeutete. Für viele war es das Ereignis des Jahres.

Ob das nun eine Gruppe der Pfadfinder war oder schon des Jungvolks, wie in der Nazizeit die Organisation der 10 bis 14jährigen hieß, bei der man aber nicht freiwillig, sondern von Staats wegen war, weiß ich nicht. Im letzten Fall wären sie „Pimpfe“ gewesen. Ein fürchterliches Wort, ich empfand das damals fast wie einen Schimpfnamen. Aber ich war nicht dabei auf dieser Fahrt, ich bekam sie von Älteren erzählt, darum weiß ich nicht, was für eine Gruppe das war. Vielleicht war das auch eine Gruppe einer Alpenvereinssektion. Das könnte möglich sein, denn die Fahrt ging ins Gebirge. Der Alpenverein hatte schon sehr früh Jugendgruppen, ohne daß es eine Organisation gab wie heute. Die hießen dann z.B. „Jung-Hochland“. Das war übrigens die Sektion, aus der der erste Jugendreferent des Alpenvereins (Bundesjugendleiter heißt das heute), Ernst Ezensperger, kam. Man wollte irgendwo im Wald ein Zeltlager beziehen, um am nächsten Tag auf einen Gipfel zu steigen. Warum unsere beiden nicht zusammen mit der Gruppe fuhren, weiß ich auch nicht mehr, jedenfalls fuhren sie hinterher.

Die Fahrräder, die man damals hatte, sind natürlich mit den heutigen nicht zu vergleichen. Das waren ziemlich schwere Trümmer, Schleiferkarren sozusagen. So etwas wie Gangschaltung hatten sie natürlich nicht, darum mußten

unsere beiden auch ganz gehörig treten und schieben, weil es ins Gebirge natürlicherweise bergauf ging. Und so kamen sie in den Abend – Sommerzeit gab's noch nicht – und bald auch in die Nacht. Der eine hatte zwar einen Dynamo am Vorderrad, der fürchterlich quietschte, aber doch Licht gab – so man genügend schnell fuhr. Doch nach einiger Zeit war es mit dem Fahren zu Ende. Der Weg, es war wohl eine Forststraße, führte zwar noch weiter, doch die Steigung zwang sie zum Schieben. Nicht nur die schweren Räder ohne Gangschaltung behinderten sie. Auch die Forststraße hatte nicht den Standard, den solche Straßen heute aufweisen, weitgehend geteert, einfach mit gewissen Ähnlichkeiten einer Bundesstraße. Also schoben sie, und das ziemlich lang. Die ihnen genannte Zeit hatten sie um mindestens eine Stunde überschritten. Denn Uhren hatten sie. Vielleicht waren sie katholisch, da bekommt man so etwas (und heute noch viel mehr) zur Firmung.

Allmählich wurden sie unruhig. Da sollte doch eine weite Lichtung im Wald sein und da würde ihr Lagerfeuer brennen. Aber nichts von Lichtung, nichts von Lagerfeuer. Schließlich war die Forststraße zu Ende, und statt des Lagerfeuers war da ein Haufen gefällter Bäume und ebenso eine Menge abgehauener Äste. Sie beratschlagten, was nun zu tun sei. Das, was man heute machen würde, nämlich einfach zu biwakieren, kam nicht in Frage. Damals war das „outdoor life“ noch nicht in. Sie hatten weder Schlafsäcke noch Matten. Damals nahm man halt eine Decke mit, und vielleicht hatte die Oma sogar noch ein Plumeau mitgegeben, was zwar von oben warm hielt, aber nicht von unten und den Rucksack gewaltig aufblähte. Und Zelt hatten sie natürlich auch keines dabei. Zwar Zeltbahnen schon, jeder hatte eine. Doch zu einem Zelt gehörten damals drei Zeltbahnen. Das gab, wenn man sie zusammenknöpfte, ein Dreimannzelt. Ohne Boden natürlich, da mußte man halt eine Decke opfern. Und die Nähte, an denen das vorsintflutliche Ding zusammengeknüpft war, hielten im Regen auch nicht dicht. Sich einfach in Decke und Zeltbahn zu wickeln und vielleicht ein Feuer anzuzünden, auf die Idee kamen sie nicht. Wie

gesagt, das Know-how des „outdoor life“ ... Außerdem hatten sie vermutlich keine Zündhölzer, denn für die war der Gruppenleiter verantwortlich. Und ein Feuer anmachen konnten sie auch nicht. (Können das heute alle jungen Bergsteiger?) Also beschloß man umzukehren. Freilich hatten sie nicht das Geld, um im Wirtshaus zu übernachten. Aber sie sehnten sich einfach nach Licht, Wärme und Menschen. Denn auf einmal war es unheimlich im Wald. Sie steckten ja mitten im Hochwald, kein Mond schien, und das Waldesrauschen war ihnen auch nicht geheuer. Vielleicht gab es da wilde Tiere. Oder steckte etwa ein Wilderer mitten im Wald? Oder gab es da weiß Gott noch etwas Unheimliches? So traten sie fest in die Pedale, um wieder in die bewohnte Welt zurückzukehren. Der quietschende Dynamo gab Licht für die beiden und die Forststraße war breit genug, um nebeneinander zu fahren. So hatte der Unbeleuchtete und Unleuchtende auch genug Sicht.

Doch da war was! Ganz deutlich zu hören: Es rauschte hinter ihnen. Und zwar laut. Was war das? War jemand hinter ihnen? Jemand, den sie nicht gesehen hatten, der sich versteckt hatte und ihnen jetzt auf den Fersen folgte? Ganz unheimlich war das, es rauschte und rauschte. Sie fuhren schneller, so gut es der Weg zuließ, doch es rauschte. Je schneller sie fuhren, um so lauter war das Rauschen. Sie wagten sich nicht umzudrehen, unheimlich war das einfach! Sie waren ja eigentlich keine Feiglinge, sonst hätten sie sich nicht allein auf den Weg gemacht. Und an Gespenster glaubten sie auch nicht (mehr), wenigstens so direkt nicht. Aber so etwas ähnliches mußte es doch wohl sein. Steckten doch irgendwelche Geister im Wald? Hatten sie einen gestört? Das Rauschen hörte einfach nicht auf. Sie zogen die Köpfe ein, sprachen nicht mehr miteinander und traten und traten. Endlich war ein Licht vor ihnen. Vermutlich hatte das Kaff, in das sie kamen, noch keine Straßenbeleuchtung. Aber vor einem Haus, wahrscheinlich einem Wirtshaus, war Licht. Sie faßten Mut, traten auf die Rücktrittsbremse, standen, und im Licht trauten sie sich auch umzudrehen und nach dem „Geist“ zu schauen. Doch da war kein Geist, kein Gespenst, da war nichts. Aber halt! Am Schutzblech des einen hing ein großer Fichtenast. Das also war das Gespenst, das ihnen so einen Schrecken eingejagt hatte. Nur ein Ast!

Eigentlich würden wir jetzt im Wirtshaus einkehren und einen Schnaps trinken. Doch die Idee kam ihnen sicher nicht. In dem Alter trinkt man auch heute noch keinen Schnaps (hoffentlich!).

Irgendwie kamen sie die Nacht unter, vielleicht in einem Heustadel, in den sie ein mitleidiger Bauer ließ. Am nächsten Tag hatten sie wenig Lust, wieder durch den Wald zu fahren, obwohl der am Tag seine Schrecken verloren hatte. Aber sie wollten einfach heim – verständlich. Und wenn sie nicht gestorben sind (oder im großen Krieg geblieben), dann leben sie noch heute.

Fritz März

## „Es erscheint mir normal ...“

Es war vor Jahren bei einem Rückzug am Walkerpfeiler. Ich war als erster zum nächsten Stand abgeseilt, hatte mich eingehängt, das Seil freigegeben, und Wolfram würde bald kommen. Der Stand war o.k., wie mir schien: zwei gute Haken, die mit neuen Schlingen verbunden waren. „Schau nochmal!“, ging mir durch den Kopf. Es war nichts zu entdecken, die Haken sahen gut aus, saßen gut, die Schlingen waren neu und die Knoten korrekt. „Schau nochmal!“. Wieder fand ich nichts. Wieder und wieder das gleiche Spiel. Schließlich warf ich von unten nochmal einen Blick auf die Haken: Der eine hatte einen Haariß, genau an der Öse. Ein einziger Schlag mit dem Eisbeil knickte die Öse weg.

Ich weiß nicht, was passiert wäre, wenn ich den Haariß nicht entdeckt hätte, vielleicht gar nichts. Es kann sogar sein, daß wir, unerfahren wie wir waren, an dem einen verbliebenen Haken abseilten, ich weiß es nicht mehr. Der durch langjährige Erfahrung geschulte Instinkt des Bergsteigers war es wohl kaum, der mich den defekten Haken so oft kontrollieren ließ, bis ich den Fehler entdeckte – ich war damals erst Zwanzig. Es war auch nicht extreme Vorsicht, die einen sonst manchmal das Flugticket zehnmal kontrollieren läßt, bevor man eincheckt. Was es dann war? Kein Ahnung.

Beim Biwakieren hatte ich zwei andere Erlebnisse, die waren noch etwas intensiver: Auf der Rückreise von Südfrankreich hatten wir eine Mitfahrgelegenheit bei einem Freund aus Stuttgart. Er setzte uns ab an der Abfahrt Geislingen der Autobahn Stuttgart-Singen, und wir übernachteten unter der Autobahnbrücke. Nachts hatte ich das Gefühl, als stünde ein feindlich gesonnenes Wesen in schweren Stiefeln neben mir und sei im Begriff, über mich weg in Richtung Fluß zu steigen. Ich lag auf dem Bauch und hatte das Gefühl, mich wehren zu müssen und versuchte mit aller Kraft, den Kopf zu heben, was mir nicht gelang. Das ging etwa eine halbe Minute oder eine ganze, und ich habe es in Erinnerung, als sei ich wirklich wach gewesen und hätte nicht etwa geträumt. Irgendwann war es vorbei, und ich bin wieder eingeschlafen. Vielleicht war ich doch nicht wirklich wach, und es war doch nur eine böse Traumsituation wie jene, in der man aufwacht und nicht Luftholen kann? Aber es schien mir mit dem Ort zusammenzuhängen. Diese Brücke hatte mir schon vorher ein gutes Gefühl gegeben.

Seite 231: Der Pico del Norte,  
vom Gipfel steil links abfallend  
der „Bettembourgpfiler“.  
Im rechten Bilddrittel vom  
Gipfelgrat in die Tiefe leitend:  
Das Abstiegscouloir

## Gesichter der Angst

Im Sommer 89 baute ich einen Weg durch ein steiles Grundstück in Tirol, das zur Ferienhütte meiner Eltern gehört. Einmal, als ich nach dem Mittag zurück zu meiner Baustelle kam, sah ich eine tote Taube einige Meter neben dem Weg. Es muß eine Wildtaube gewesen sein in der abgelegenen Gegend, und sie hatte keinen Kopf mehr. Ich nahm einen Ast, um nach dem durchgebissenen Hals zu suchen und stockte: „Vielleicht solltest du das nicht berühren.“ Ich berührte den Vogel trotzdem mit dem Ast und fand die durchgebissene Luft- und Speiseröhre, die aussah wie ein abgeschnittener Plastikschauch. Ich hielt inne: „Vielleicht hättest du das nicht berühren sollen. Das ist von einer anderen Welt.“ Seltsamer Gedanke! Ich hatte einen großen Teil meiner Kindheit in diesem Tal verbracht und dort Laufen gelernt, jeder Baum und Stein in der näheren Umgebung der Hütte besaß für mich sein eigenes, vertrautes Gesicht – und ich hielt diesen toten Vogel für etwas „aus einer anderen Welt“?!

Die folgende Nacht schlief ich wie üblich draußen, diesmal aber weiter weg von der Hütte. Der einzige ebene Fleck, ein Quadrat, das von vier Lärchen gebildet wurde. Ich habe nie Angst, wenn ich draußen schlafe, außer vielleicht vor Regen. So albern es klingt: Unter den Sternen, in der Nachbarschaft von Fuchs und Hase fühle ich mich sicher. In dieser Nacht aber erwachte ich mit rasender Unruhe und mußte den Fleck verlassen. „Ich hätte das nicht berühren sollen. Andere Welt, ich hätte mich nicht einmischen sollen.“

Ich ging nicht ins Haus, sondern schlief neben der Hütte, und dort schlief ich wieder gut. Der „Spuk“ war vorbei. Vielleicht ist es auch einfach nachteilhaft, wie in dieser Nacht zu nah an starken Bäumen zu schlafen – so abwegig das klingt. Bei einem Biwak in einem ganz anderen Wald fand ich Platz zwischen zwei mächtigen Bäumen, die genau eine Körperlänge voneinander entfernt standen. In dieser Nacht hatte ich einen Alptraum. Außer dem zuvor beschriebenen Erlebnis war es das einzige Mal, daß mir nachts in der freien Natur etwas ähnliches passiert ist.

Erklärungen und Deutungen solcher Erlebnisse stehe ich skeptisch gegenüber. Auch kann die Phantasie sich manchmal selbständig machen und uns Dinge vorgaukeln, die sie nur selbst erschaffen hat. Hinterher kann man nicht mehr überprüfen, was es war oder woran es gelegen hat. Die geschilderten Erlebnisse erschienen mir „wirklich“, obwohl nur im zweiten Fall wenigstens ein Sinnesindruck – den Kopf nicht heben zu können – die wirre Geschichte ergänzt.

Trotzdem bin ich absolut sicher, daß Dinge existieren, die wir nicht erklären können und halte das grundsätzlich auch für vollkommen normal. Es erscheint mir normal, daß die Wissenschaft nicht alles erklären kann – die hat sich schon oft getäuscht. Ich finde das auch nicht bedrohlich oder unheimlich. Es ist eben so, genau wie die Sonne eben immer im Osten aufgeht.

Malte Roeper

Der Bettembourgpfiler am Sechstausender Pico del Norte in der nördlichen Königskordillere Boliviens hatte Kurt und mich in seinen Bann gezogen. Vom Basislager schoben wir unsere Zelte Tag für Tag näher an den Einstieg heran. Wieder und wieder und wieder folgte in der Höhenluft ein mühsamer Schritt auf den anderen.

Unser letzter Biwakplatz vor dem Einstieg lag endlos hoch über dem brodelnden Wolkenmeer hitzeschwangerer tropischer Täler. Vor uns ragte der Bettembourgpfiler wie ein riesiger erhobener Finger in den fast schmerzhaft dunkelblauen Andenhimmel. Vor der Kälte und Dunkelheit flüchteten wir ins Zelt. Früher wäre keiner unserer Gedanken ähnlich gewesen. Jetzt saßen wir uns im flackernden Schein einer Kerze gegenüber und fühlten unser Dasein und waren uns so nahe, daß wir nicht darüber zu sprechen brauchten.

Am folgenden Morgen stiegen wir ein. Nach einem Biwak in der Wand steckten wir alles, was wir nicht unmittelbar zum Weiterklettern benötigten, in unseren Materialsack und warfen ihn die steile Wand hinunter. Mit dem verbleibenden leichten Tagesrucksack kamen wir viel schneller voran und rechneten fest damit, noch am selben Tag bei unserer lebenswichtigen Biwakausrüstung zurück zu sein. Unsere Rechnung ging nicht auf, denn unerwartet schwierige kombinierte Kletterei fraß heimtückisch Stunde um Stunde des immer kürzer werdenden Tages. Abends um halb sieben hing die bevorstehende Dunkelheit wie das Fallbeil eines Henkers über unseren Köpfen. Zum Umdrehen war es zu spät.

### „Zwei winzige Funken Leben“

Die Nacht hat uns verschluckt wie ein dunkles Maul. Ich hänge in einem Schlingenstand auf 6000 Metern Höhe und sichere Kurt, von dem ich in der Finsternis nur den flackernden Lichtschein seiner Stirnlampe sehen kann. Ein Biwak hier oben überstehen wir nicht, wenigstens die Schlafsäcke bräuchten wir zum Überleben. Meine Füße sind erfroren und auch die Hände haben was abgekriegt. Wohin wir klettern, sehen wir nicht.

Ich kann nichts tun als regungslos ausharren, langsam das Seil ausgeben und hoffen und warten, während Kälte und Angst allmählich unerträglich werden. „Stand auf dem Gipfeleisfeld“, ruft mir Kurt zu. Ich steige nach, klettere an ihm vorbei, und am gestreckten Seil erreichen wir die breite Gletscherkuppe des Gipfels. Endlich draußen! Ein brutaler Sturm rüttelt uns durch, entzieht dem Körper Wärme und saugt an unserem Leben.



Links: Biwak  
Darüber: schattige Kletterei  
am Bettembourgpfiler  
Oben: Erschöpfung  
beim Rückzug

Wir sind völlig ausgepumpt und das, was wir empfinden, ist so bizarr, daß ich es in Worten des alltäglichen Lebens unmöglich beschreiben kann, die Eindrücke sind unvergeßlich und tief. Wir schweben in einer vom gewöhnlichen Empfinden losgelösten Wirklichkeit, in der die materiellen Dinge ihren Wert verlieren, weil niemand mehr nach deren Wert fragt.

Vor uns liegt ein schwieriger Abstieg, das Dunkel der Nacht ist so absolut, als hätte die Erde ihr Innerstes nach außen gekehrt. Kälte, Erschöpfung und eine bleierne Müdigkeit schlagen wie Fäuste auf uns ein. Wenn wir nicht verrecken wollen, haben wir keine andere Wahl, wir müssen gleichzeitig ungesichert hintereinander absteigen und uns durch die Bewegung einigermaßen warmhalten, um nicht zu erfrieren. Jeder trägt für sich allein die Verantwortung – wenn er stürzt, ist er tot. Über eine etwa 75 Grad steile Eisrinne verlassen wir den eisgesprenkelten Abstiegsgrat. Nach 300 Metern wird die Rinne flacher, Kurt ist ein Stück voraus und ruft mir zu: „Robbi, jetzt geht



Foto: Robert Rauch

Eingeschlafen  
neben dem Eßnapf

„Draußen lauerte  
das Schicksal  
und der Zufall  
und der Tod.  
Drunten  
lagen wir ...“

es wirklich super.“ Seine Stimme klingt fröhlich, wie immer. Als ich mich nach ihm umdrehe, ist er nicht mehr da. Einfach weg.

Kein Schrei, keine berstende Gletscherbrücke – nichts! Wie ich war er müde, konnte nur noch blinzeln die Augen offenhalten, hat die tödliche Gefahr einfach übersehen und ist in die Falle getappt. Sein Leben endet dort, wo eine abgrundtiefe Randspalte aufklafft, ich sehe noch die Spur seiner letzten Schritte. Dann hört sie einfach auf. Ich ringe um Fassung, so, als hätte, was ich tue oder lasse, am Ende doch noch irgendeine Bedeutung. Ein fürchterliches Gefühl der Einsamkeit steigt in mir hoch. Teilnahmslos und traurig setze ich mich vor die Spalte, während sich die Vergangenheit von mir abwendet.

Wie mir zumute ist? Danach fragt doch niemand! Man wird mich fertigmachen. Das verrückte, das ungültige Menschengesetz wird mich in den Staub werfen. Gegen das, was mir bevorsteht, ist der Tod harmlos. Mir graut vor der Zukunft. „Kurti“, rufe ich verzweifelt und ohne Hoffnung auf Antwort. Er war nicht irgendwer. Er war mein Freund, und jetzt ist ewiges Eis sein Grab. Ich bin zu erschöpft, um weinen zu können. „Robbi – hier bin ich – da unten!“, ruft plötzlich eine Stimme aus dem Inneren des Eises.

Verwundert starren sich meine beiden Ichs an: „Dann lebt Kurti ja noch“, begreife ich langsam. Jeder Mensch bleibt nur durch tausend Zufälle am Leben und ein jeder glaubt und vertraut dem Zufall.

Kurts Sturz ins Bodenlose wurde nach etwa 8 Metern durch einen schmalen Eisbalkon gestoppt, seine Lebenszeit war einfach noch nicht um.

Mit den Seilen ziehe ich ihn herauf. Gebrochen ist nichts, aber er hat sich die linke Schulter ausgerenkt. So können wir den schwierigen Abstieg unmöglich fortsetzen. Da ist niemand, der uns rät, was wir tun sollen, und so befehlen wir uns selbst: Kurt legt sich hin, gibt mir den linken Arm, ich ziehe und drehe so lange herum, bis er nur noch ein einziger blauer Fleck ist. Von meiner Nase tropft Rotz auf seinen Anorak. Trotz brutalster Schmerzen wird Kurt nicht bewußtlos; wenn er sich auch unter meinen Griffen windet wie ein Wurm, entfährt ihm kein Laut. Wahrscheinlich, weil wir uns in unserer Lage keine Sentimentalitäten leisten können.

Plötzlich, ich weiß nicht genau wie, rastet das Gelenk in der Pfanne ein, Kurts Schulter ist erneut voll einsatzfähig. Wir setzten den Abstieg weiter fort und fanden unsere Biwakausrüstung am Einstieg. Mit den Schlafsäcken legten wir uns auf den Gletscher und waren gerettet.

Draußen lauerte das Schicksal und der Zufall und der Tod. Drinnen lagen wir, zu Tode erschöpft, zwei winzige, bedeutungslose Funken Leben.

Robert Rauch

Auszug aus dem Buchmanuskript  
„Wohin einer kommt, wenn er geht“

# Der Alleingang

Einen imaginären Grenzübergang passiert?

Martin Schemm

„Einen geschlagenen Tag lang, starr, trüb, tonlos und tief im Herbst des Jahres, war ich allein, zu Pferde, unter dem bedrückend lastenden Wolkenhimmel, durch einen ungewöhnlich öden Strich Landes dahingeritten ...“

EDGAR ALLAN POE – *Der Fall des Hauses Usher*

Der Blick ins Tal war atemberaubend. Obwohl noch weit unterhalb der Gipfelregion, bot sich den Augen hier bereits ein Panorama, das kaum zu erhoffen gewesen war. Als geborener und bekennender Großstadtmensch war Klaus Wieland zumindest dieser Meinung – was die Natur offenbart, ist weder vorhersehbar, noch berechenbar, sondern eine willkürliche Gabe Gottes.

## Aufstieg und Entrückung

Von seinem Standort mitten in der Südflanke des Berges hatte Wieland eine herrliche Sicht auf die Welt um ihn herum. Zu seinen Füßen lag das breite Gebirgstal, in dem sich die schmale Straße von Cortina d'Ampezzo zum Falzarego-Paß hochschlängelt. Auf der gegenüberliegenden Seite bilden die teils grasigen, teils felsigen Ausläufer der Zwillingsberge Averau und Nuvolau den Talrand. Autos in Form winziger Punkte schlichen dahin entlang des filigranen grauen Bandes aus Asphalt; sie waren so klein, daß man ihre Farbe nicht erkennen konnte, sondern nur ihre langsame Bewegung. „Wie in Zeitlupe“, dachte Wieland, den diese, für das menschliche Auge ungewohnte Geschwindigkeitsdrosselung an die Slow Motion des Fernsehens erinnerte.

Ein zufriedenes Lächeln huschte über sein, für 37 Jahre auffallend junggebliebenes Gesicht. Der Gedanke an die zivilisatorische Reizüberflutung, der er nun für zwei Wochen entronnen war, ließ ihn erkennen, in welcher dumpfem Trott zwischen Streß und Tristesse sein Leben daheim in letzter Zeit oft verlaufen war – er fühlte sich glücklich. „Bleigewichte fallen von mir ab; ich kann die Freiheit kommen fühlen. Es ist wie in einer anderen Welt.“ Vor

zwei Tagen war Wieland aus Hamburg losgefahren, um den Dolomiten-Urlaub anzutreten. Es war seit sehr langer Zeit wieder die erste Phase, die er mit sich allein verbringen konnte. Frau und Tochter waren daheim geblieben; zum einen war deren Begeisterung für die Berge eher gering, zum anderen hatte er auch keinen ernsthaften Überzeugungsversuch unternommen. Er war erleichtert gewesen, da ihm erspart bleiben würde, sein fast schon religiöses Naturempfinden pausenlos erklären oder auch noch verteidigen zu müssen. In diesem Punkt hatte sich Wieland schon immer unverstanden und einsam gefühlt. Er fixierte eines der Autos, das gerade aus einer engen Kehre herauskroch, und ihm wurde triumphierend bewußt, daß er die Gesetze des Alltags hinter sich gelassen hatte. Um ihn herum gab es keinen menschlichen Beobachter, keine Verhaltensnormen, die sein Handeln bestimmen könnten. Die letzten Menschen, die er an diesem Morgen gesehen hatte, waren etwa dreihundert Höhenmeter unter ihm. Es waren dies der Wirt und die beiden Angestellten der Dibona-Hütte, in der sich Wieland für fünf Tage einquartiert hatte.

Er war von Hamburg aus direkt hierher gefahren, nachdem er telefonisch ein Zimmer vorbestellt hatte. Dies war zwar teurer als das Matratzenlager, das außerdem viel eher dem alpinistischen Ehrgefühl und bergsteigerischer Sparsamkeit entsprach, es garantierte aber einen ruhigen Schlaf ohne lästige Schnarcher oder andere Lärmgesellen. Gestern hatte er sich einen faulen Tag auf der Hütte gegönnt, den er vor allem mit der Planung seiner heutigen Tour zur 3225 Meter hohen Tofana di Rozes verbracht hatte. Außer dem Hüttenpersonal waren noch zwei italienische Bergsteiger zugegen gewesen, die aber am Nachmittag die Dibona-Hütte verließen. Wieland war in der Nacht somit der einzige Gast des Hauses – es war dementsprechend still. Nach ausgiebiger Bettlektüre hatte er hervorragend geschlafen – allerdings nicht allzu lange.

Mit dem unbarmherzigen Klingeln des Weckers um sieben Uhr war er aufgestanden, hatte kurze Zeit später gefrühstückt und seinen Rucksack gepackt. Neben einer Thermosflasche, Keksen und Schokolade enthielt dieser noch ein Taschenmesser, ein Fernglas, ein fünf Meter langes

Bergseil mit Karabinern, eine Karte, eine Notapotheke und nicht zuletzt eine starke Taschenlampe. Diese ist für eine Besteigung der Tofana di Rozes über den Lipella-Weg unverzichtbar, da man hier einen fast 800 Meter langen, pechschwarzen Bergstollen passieren muß, der zur Zeit des Dolomiten-Krieges von italienischen Soldaten gegraben wurde. Nicht zuletzt dieses historische Element hatte Klaus Wieland, den habilitierten Privatdozenten für Neuere Geschichte an der Universität Hamburg, bewogen, diese Tour an den Anfang seines Bergurlaubs zu stellen. Gerade der Erste Weltkrieg mit diesem Nebenkriegsschauplatz Dolomiten war eines seiner zentralen Forschungsgebiete. Um kurz nach acht hatte sich Wieland von den Menschen auf der Dibona-Hütte verabschiedet und war in das kalte Grau des Morgens getreten. Der Himmel prophezeite einen strahlenden Tag, wenngleich die Kälte dieses Oktobermorgens alles andere als einladend war. Über allen Dingen lag ein grauer Schleier, nur am östlichen Horizont war der wolkenlose Himmel durch das Licht der Morgensonne in fein abgestuften gelbroten und blauen Schichten erhellt. Der Weg, der ihn an den Fuß des Berges bringen sollte, führte durch eine größere Gruppe von hohen Kiefern, die die Berghütte umstanden.

Von seiner momentanen Position aus konnte er tief unter sich dieses Wäldchen sehen, nicht aber die darin verborgene Hütte. Deren Existenz verriet nur ein dünner, lotrechter Rauchfaden, der zwischen den Wipfeln der Kiefern aufstieg und sich in der inzwischen hellblauen Sphäre des Himmels verlor. Knapp eine Stunde hatte Wieland von der Hütte bis hierher benötigt; seine Armbanduhr zeigte kurz vor neun. Während er sich hier die erste Verschnaufpause gönnte, versuchte er, unter sich den zurückgelegten Weg mit den Augen zu verfolgen. Von dem Wäldchen führte ein schmaler Pfad durch grüne Matten über die Baumgrenze hinaus. Er zog sich als braune Schnur in weiten Serpentinendurch die mit weißen Felsbrocken übersäte dunkelgrüne Bergwiese, bis er schließlich auf den felsigen Fuß des Berges traf. Von da ab war es Wieland nicht weiter möglich, den Wegverlauf entlang des hellbraungrünlichen Felsmassives zu rekonstruieren. Erst kurz unter seinem Rastplatz war wieder eine Passage auszumachen, da man dort Drahtseile zur Sicherung einer schwierigen Stelle erkennen konnte. Zufrieden stellte Wieland fest, daß kein weiterer Bergsteiger an diesem Tag auf der Lipella-Route unterwegs war. Da die Tagestour mit etwa sechs Stunden anzusetzen ist, hätte ein Mitbesteiger spätestens nun die Hütte verlassen haben müssen. „Quod erat expectandum – was zu erwarten war“, dachte sich Wieland, als ihm zudem einfiel, daß er ja der einzige Hüttengast gewesen war.

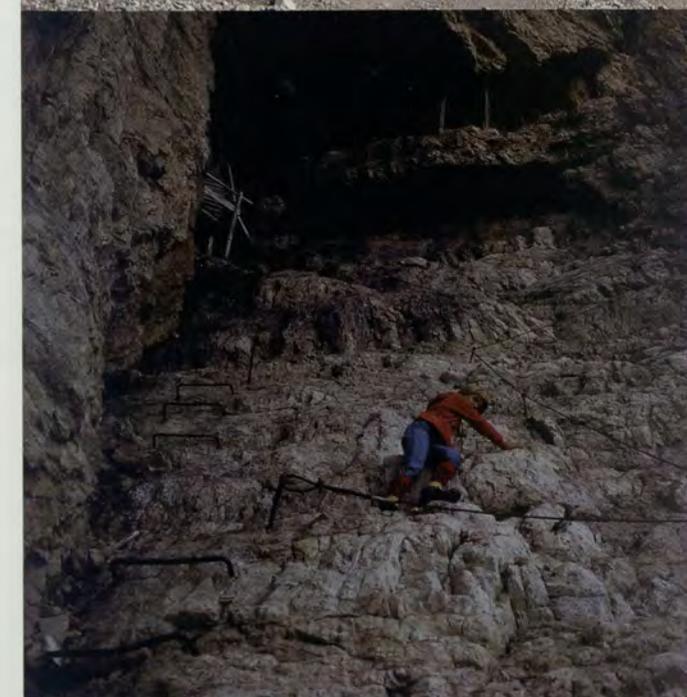
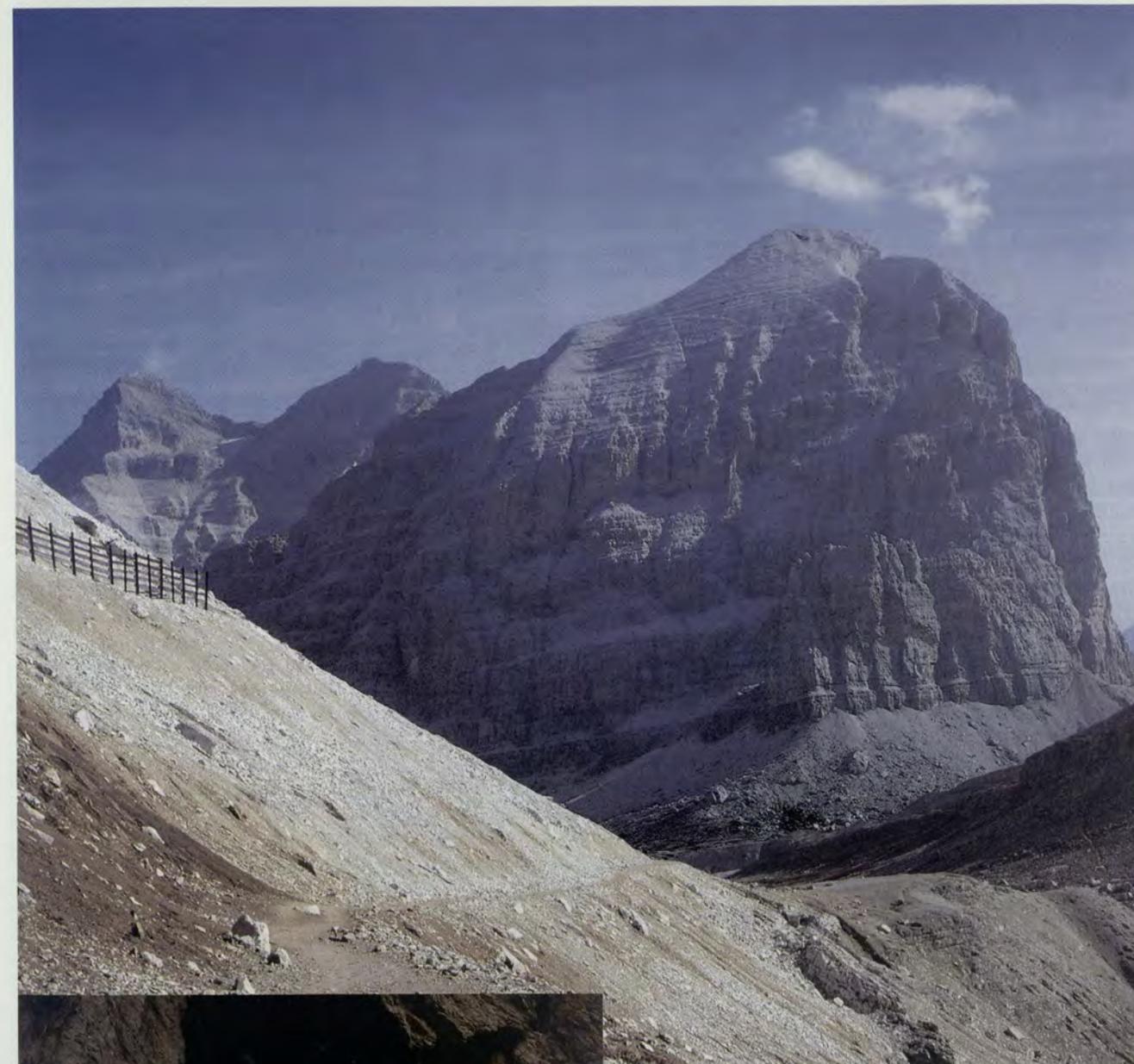
Nach einem letzten Schluck Kaffee aus seiner Thermosflasche blickte Wieland noch einmal in die Runde und schnürte schließlich den Rucksack zwischen seinen Beinen zu. Ein Blick auf die Karte zeigte ihm, daß er in Kürze

vor dem Eingang des Stollens ankommen würde; die Taschenlampe hatte er schon in seine Anoraktasche geschoben. Er drehte sich nach rechts und versuchte vergebens, den vor ihm liegenden Weg durch die zerklüftete Bergflanke zu erkennen. Mehr als die nächsten zwanzig Schritte waren in diesem Felsenmeer nicht auszumachen. Mit einem Seufzer erhob er sich schließlich von dem Felsbrocken, der mit seinem weichen, moosigen Bewuchs einen bequemen Rastplatz abgegeben hatte. Er schulterte den Rucksack, steckte die Karte in seine Brusttasche und folgte in ruhigen Schritten den spärlichen roten Markierungskleckschen durch die öde Steinwüste.

### Eine imaginäre Grenze

Den Kopf gesenkt, sah Wieland nur den kleinen, stetig dahingleitenden Bereich vor seinen Füßen, die seinen Körper in konstantem Tempo aufwärts trugen. „Die Schritte gleichmäßig und kraftsparend setzen, den Atem regulieren ...“, sagte er sich in Gedanken – „... ein ... aus ... ein ... aus ... Das Leben reduziert sich auf Elementares. Ich muß möglichst lange durch die Nase einatmen und für meine Beinmuskeln effiziente Schrittabstände wählen.“ Unter seinen Augen zogen Gesteinsbrocken und Felsstufen vorbei, die von seinen Füßen betreten oder gemieden worden waren – jeweils eine ökonomische Instinktentscheidung in Sekundenbruchteilen. Er mußte lachen: „Das ist die Regression des Homo Sapiens. Hier oben ist man nur noch Primat.“ Er stolperte, kam aus dem Rhythmus und abrupt zum Stillstand. „Haha, ich sollte wirklich das Denken einstellen.“ Er richtete sich auf und schaute um sich. Noch immer hatte die Sonne ihren Weg auf diese Flanke des Berges nicht gefunden. Es war eine klare und kühle Luft, die alle Konturen ungewohnt scharf und deutlich hervortreten ließ. Sie schien auch die ungeheuerliche Stille zu verursachen, die wie ein Vakuum über der Landschaft lag. Alles – sowohl die Luft als auch die Berge – schien nur auf ein Geräusch zu lauern, das die unwirkliche Ruhe stören könnte. Schlagartig hatte Wieland den ungunstigen Eindruck, daß er beobachtet wurde. Mehr noch: in ihm machte sich ein Gefühl breit, als sei er von einer Mauer aus tiefer Abneigung und vager Bösartigkeit umgeben. Luftröhre und Magen hatten jegliche Bewegung eingestellt, und, dies wahrnehmend, stellte er schluckend fest, daß eine kriechende Angst aus seinem tiefsten Innern emporstieg. Die Motorik menschlicher Angst ließ ihn seine Augen weiten, geräuschlos eine Minimalatmung aufrecht erhalten und langsam seinen Kopf im Halbrund drehen, so daß er vorsichtig umherspähen konnte. Als hätte er unbedacht einen imaginären Grenzübergang passiert in ein Land, das nicht bereit war, seine Anwesenheit zu dulden.

Ein dunkler Schatten glitt in diesem Augenblick wenige Meter vor ihm über die Felsen. Er bewegte sich zügig hang-



Fotos: Wolfgang Rauschel

### Der Ort des Geschehens

Oben: Die Westseite der  
Tofana di Rozes  
Links: Der Zustieg zum  
Stolleneingang

Karin Bergdolt  
hat mit den Illustrationen  
auf dieser und den  
folgenden Seiten  
versucht, Wielands -  
des Helden der Geschichte -  
Erlebnisse  
zwischen Realität  
und Irrealität  
auszudrücken

abwärts und hatte die Form eines langgezogenen Dreiecks. Wieland wagte nicht, den Kopf zu heben, fühlte aber doch den unüberwindlichen Zwang, die Bewegung mit den Augen zu verfolgen. An einer überhängenden Stelle tief unter ihm entschwand der Schatten schließlich seinem Blick. Er fixierte diese Stelle wie gebannt, bis nach einigen Sekunden eine neuerliche Bewegung am rechten oberen Rand seines Blickfeldes ihn zum Aufschauen zwang.

Das Erkennen folgte dem Sehen unmittelbar: eine große schwarze Dohle glitt langsam durch die Luft. Mit ausbreiteten Schwingen nutzte sie die Thermik für ihren stillen Gleitflug. Wieland starrte sie an und verfolgte ihre feierliche Prozession hinab ins Tal, bis ein markerschütternder Schrei ihn zusammenfahren ließ. Es war der schrille Ruf dieses einsamen Vogels, der nun seinerseits Wieland wahrgenommen zu haben schien. War es ein animalischer Gruß an einen unverhofft aufgetauchten, lebendigen Leidensgefährten in dieser Einsamkeit? Oder eine schlichte Warnung? Oder einfach ein instinktives Verhalten?

Als die Dohle, ihrem Schatten talwärts nacheilend, unter dem Felsvorsprung verschwand, hatte Wieland seine Fassung wiedergefunden. „Natürlich ein Instinkt“, dachte er, nun wieder ganz rationaler Geist, und begann erleichtert mit der Demontage des kurz zuvor tief in seinem Magen entstandenen Gerüsts aus Angst. Zwar wußte er um seine sensitiven Qualitäten, tat sie aber gerne als feminine Debität ab. Solche Art der Sinneswahrnehmung mochte zwar Teil der menschheitlichen Genese sein, ihr Nutzen aber habe sich auf längst vergangene Äonen beschränkt. „Ich hab’ gespürt, daß da was war; irgendwas Unheimliches. Wer rechnet denn da schon mit einem Vogel? Wenn eben meine beiden Damen mich so gesehen hätten – den Spott müßte ich mir noch in zehn Jahren anhören“, sagte er laut zu sich selbst und brachte dabei ein halbherziges Grinsen zuwege.

Selbstsicher um sich blickend, unterzog er seine Umgebung nun einer eingehenden Betrachtung. Links von ihm lag tief unten weiterhin das Falzarego-Tal, aus dem nun bei höherstehender Sonne blitzartige Lichtreflexionen von den Autodächern zu ihm emporschossen. Der ferne Anblick von Zivilisation, im Sinne einer durch Menschenhand domestizierten Natur, wirkte in diesem Augenblick durchaus beruhigend. Rechterhand ragte die Felswand steil empor, ganz in seiner Nähe sah Wieland eines der roten Wegzeichen. „Alles ist gut“, dachte er schlicht und blickte geradeaus auf den Weg vor ihm. Keine zwanzig Meter entfernt öffnete sich in der Wand ein dunkles mannshohes Loch – der Stollen.



### In tiefer Finsternis

Die erste Etappe war geschafft. Wieland holte die Karte hervor und blickte auf die gestrichelte Linie, die den Weg durch den Tunnel bezeichnete. Sie verlief nahezu geradlinig westwärts und ging danach in eine durchgezogene Linie über, die sich nach Norden wandte. Es war demnach klar, daß man am Ende des Tunnels in die Westflanke der Tofana di Rozes kommen würde, die aus dem einsamen Val Travenanzes emporsteigt. Der Stollen, von den Alpini – so der Name italienischer Gebirgssoldaten – in den Jahren 1915/1917 als Teil des Verteidigungssystems gegen die österreichischen Kriegsgegner angelegt, führt circa 800 Meter durch die Südwestecke des Berges. Offensichtlich diente er strategisch zur Sicherung des wichtigen Falzarego-Passes. Einige wenige Galerien, fensterartige Wanddurchbrüche, die als Beobachtungsposten fungiert hatten, sorgen für seltene Passagen mit Lichteinfall.

Nach einem kurzen Blick in die dunkel gähnende Felsöffnung – bereits nach fünf Metern verlor sich der Weg schon in undurchsichtiger Finsternis – verstaute Wieland die Karte wieder und zog dafür die Taschenlampe hervor. Dantes berühmte Warnung kam ihm in den Sinn: „Die Ihr hier eintretet, laßt alle Hoffnung fahren!“ Lächelnd machte er ein paar Schritte in die mannshohe Öffnung hinein, hielt dann inne, um seine Augen an die Dunkelheit zu gewöhnen. Die Wände des Tunnels waren aus grob behauenenem Gestein, das in scharfkantigen Ecken und Ausbuchtungen unregelmäßig hervortrat. Der Weg schien nur geringfügig anzusteigen. Wieland spürte, daß die Luft deutlich kälter wurde, außerdem fühlte sich die Felswand kühl und feucht an; offensichtlich liefen winzige Wasseradern durch das Gestein.

Nachdem die hellen, tanzenden Flecken vor seinen Augen verschwunden waren, tauchte er ein in die Finsternis. Schon nach wenigen Metern mußte er die Taschenlampe einschalten, da man sprichwörtlich die Hand nicht mehr vor Augen erkennen konnte. Er leuchtete zu seinen Füßen und sah den kantigen Felsboden mit einigen reflektierenden Wasserflecken. Den Weg vor sich anleuchtend, war eine deutliche Linkskurve auszumachen, die er nach kur-

zer Zeit erreichte. Es war zu erwarten, daß die hinter ihm liegende, winzige Lichtscheibe des Stolleneingangs nach der Kurve nicht mehr zu sehen sein würde. Als Wieland sich umdrehte, sah er, wie der Lichtpunkt kurz verschwand, so als hätte sich etwas vor ihn geschoben. Nach kurzem Zögern beugte er seinen Kopf etwas nach links und konnte das Licht wieder sehen – offenbar hatte bei seiner Drehung eine vorspringende Felsnase die Sicht versperrt.

Langsam und vorsichtig gehend, hatte Wieland bereits zehn Minuten der auf eine halbe Stunde geschätzten Gehzeit hinter sich gebracht, als links vor ihm ein hellgräulicher Lichteinfall die erste Galerie verriet. Es war ein türähnlicher Durchgang, der im 90°-Winkel vom Stollen hinaus zur Bergflanke führte. Nach einem circa fünf Meter langen Korridor, der nun immer heller wurde, erreichte er einen kleinen Felsraum, der in mittlerer Höhe zwei Felsenfenster hatte, durch die gleißend helle Lichtbalken fielen. Wieland mußte seine Augen schließen, da sie schmerzten. Nach kurzem Reiben trat er vorsichtig blinzeln an eine der Öffnungen: tief unter sich sah er den oberen Teil des Falzarego-Tals und die Paßhöhe. Offenbar befand er sich in einem der ehemaligen militärischen Beobachtungsposten. Sich im Raum umblickend, sah er lediglich Strohreste am Boden und eine verrostete Konservendose in einer Ecke. „Ob die ein Alpini verspeist hat? Oder vielleicht nur ein Bergsteiger vor mir? In jedem Fall ist das ein historisches Relikt menschlicher Präsenz an diesem entrückten Ort“, dachte er sich, als er schließlich den Korridor betrat und zurück zum Stollen ging.

Die verrostete Konservendose spukte noch immer in seinem Kopf. Während er, den Blick auf den Lichtkegel der Taschenlampe gesenkt, vor sich hin tappte, merkte er, wie dieses zerfallene Zivilisationsprodukt eine Assoziation in ihm ausgelöst hatte. In rasantem Gedankenflug war aus seiner Erinnerung eine Geschichte emporgestiegen, die ihn vor längerer Zeit fasziniert und zugleich gegruselt hatte: das tragische Schicksal der Polarexpedition Sir John Franklins in den Jahren 1845-1848. Im arktischen Eis eingeschlossen, gingen die Schiffe Erebus und Terror mitsamt der Besatzung in einem schrecklichen Drama zugrunde. Das schaurige Pandämonium menschlichen Grauens, darunter Wahnsinn und Kannibalismus, hatte hier einen

unvergeßlichen Auftritt gehabt. Wie sich Wieland erinnern konnte, war die wissenschaftliche Erklärung für den Wahn eine Bleivergiftung der Besatzung. Diese hatte sich von Konservendosen ernährt, deren Lötnaht auf der Innenseite der Dose war und aus einer Blei-Zinn-Mischung bestand. Die toxische Gefährlichkeit dieser Lötmasse war damals noch unbekannt gewesen.

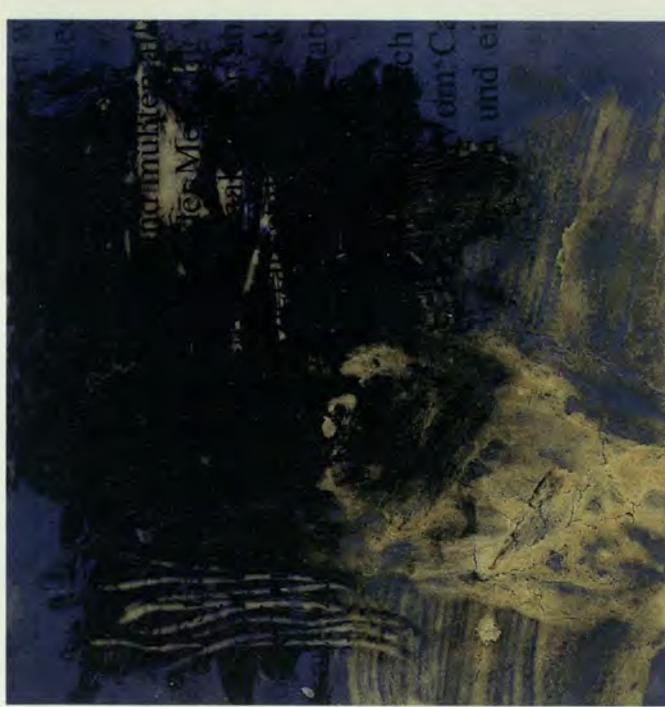
Wenngleich sich Wieland bemühte, die wissenschaftlichen Elemente dieser Geschichte im Zentrum seines Denkens zu halten, spürte er doch erschrocken, wie gerade die Wahnvorstellungen dieses Dramas immer mehr Platz griffen in seinem Gehirn. Das Irrationale, Morbide und Wahnhafte drängte alles langsam in den Hintergrund. Die unbekanntes Frevl und der Horror dieser dem Tod geweihten Menschen versuchten unaufhaltsam, vor seinem inneren Auge Bilder des Grauens zu entwerfen. Fotos der wenigen, 140 Jahre später aus dem Permafrost geborgenen Leichen fielen ihm ein: mumienhafte, abgemagerte Skelette mit ledriger Haut überzogen und wässrigen

Augen, die ausdruckslos ihren letzten Blick starrten.

Wieland mußte wirklich etwas tun. Unausprechliche Motive jagten wie rasende Harpyen durch sein Hirn – sein Seelenfrieden war dahin. Er mußte einen Halt finden, sonst drohte ihm ein bodenloser Sturz in die gähnenden Abgründe namenloser Urängste. Zumal ihm nun auch wieder bewußt wurde, in welcher Finsternis und Einsamkeit er sich befand. Er blieb stehen und holte tief Luft. Er griff unkontrolliert an seine rechte Schulter, so als wolle er sich seiner selbst vergewissern. Mit der Taschenlampe leuchtete er auf seine Schuhe – er erkannte sie und wurde



irgendwie ruhiger. „Sei nicht albern“, sagte er halblaut, „du weißt doch, du bist ein unverbesserlicher Phantast. Alles ist gut!“ Es tat gut, die eigene Stimme zu hören. Nach dieser autosuggestiven Beruhigung stieß er ein lautes „Huh“ aus, um unterschwellig seine wiedergewonnene Fassung auch möglichst weit in den Stollen hineinzutragen. Nachdem das Echo fast unmittelbar danach auf ihn zurückgeprallt war, hörte er weit hinter sich ein leises Geräusch, das am ehesten einem dumpfen Schritt glich. Da es nur einmal zu hören war, maß Wieland ihm keine Bedeutung bei, da wohl der Schall ein kleines Steinchen aus der Felswand gelöst hatte. Er richtete den Lichtkegel wieder vor sich und setzte sich in Bewegung. Jeglichen



Versuch seiner Seele, das Gefühl von Angst erneut aufkeimen zu lassen, tat er nun mit gelassener Vernunft ab als albernem Auswuchs einer übersteigerten Phantasie. „Du bist kein Kind mehr“, sagte er sich und erinnerte sich an kindheitliche Angstmomente, die ja auch immer irgendwie auf letztlich banale Weise vorübergegangen waren. Erneut sah er eine Galerie vor sich, passierte sie diesmal jedoch ohne jeglichen Entdeckungsdrang. Nach fünf Minuten folgten zwei weitere Galerien, so daß der Stollen nun insgesamt in ein schwaches, graues Licht getaucht war, das ein unscharfes und konturenloses Sehen erlaubte. Nachdem er auch diese beiden Seitengänge hinter sich gelassen hatte, erblickte er vor sich einen hellen Punkt von der Größe eines Geldstücks. „Endlich“, dachte er und spürte zugleich, wie er körperlich leichter zu werden schien und das Gehen geschmeidiger wurde. Überrascht stellte er fest, daß er seinen Unterkiefer sich entspannen fühlte – er hatte wohl die ganze Zeit seine Zähne zusammengebissen.

Im Gehen schaute er manchmal auf, um das Größerwerden des Flecks zu beobachten. Einmal war es ihm, als ob eine Gestalt im Zentrum des Ovals stünde, doch bei dem Auf und Ab seiner Schritte verwackelte natürlich alles vor seinen Augen. Er konnte nun die Taschenlampe ausmachen; strahlendes Sonnenlicht fiel in einem Halbkreis in den Stollenausgang. Nach einem kurzen Blinzeln trat Wieland ins Freie.

## Das Mysterium

Die Umgebung war nun eine andere. Er hatte die Westflanke der Tofana di Rozes erreicht und blickte nun ins stille Travenanzes-Tal mit den gegenüberliegenden, schroffen Fanis-Spitzen. Am linken Rand des Panoramas waren die Gebäude und Autos auf dem Falzarego-Paß zu sehen. Es war kurz nach zehn Uhr, und Wieland war zufrieden mit seinem Marschtempo; es war genügend Zeit für eine gemütliche Rast.

Zwanzig Meter vom Stollenloch entfernt suchte sich Wieland ein bequemes Plätzchen auf zwei aneinanderlehenden, halbwegs glatten Felsbrocken, die mit viel Phantasie eine Art Couch bildeten. Nachdem er den Rucksack abgesetzt hatte, setzte er sich mit einem entspannenden Ausatmen nieder. Er verstaute die Taschenlampe im Rucksack – sie hatte für heute ihren Dienst getan – und holte den kleinen Vorrat an Keksen und die Thermosflasche heraus. Er stellte beides neben sich, da er zunächst mal eine Belohnungs-Zigarette rauchen wollte. Genießend schloß er die Augen und inhalierte den Tabakrauch. Durch die Lider schien die Sonne orangefarben geradezu in sein Gehirn zu scheinen. Es gab ihm ein Gefühl von Wärme und Geborgenheit. Faul machte er nach einiger Zeit die Zigarette aus und lehnte sich völlig entspannt zurück. Ein tiefes Gähnen überzeugte ihn davon, daß er in der letzten Nacht doch etwas zu lange geschmökert hatte. Schmunzelnd fiel ihm ein, wie er trotz immer wieder zuklappender Lider Hawthornes „Haus der sieben Giebel“ unbedingt zu Ende hatte lesen müssen. Der versöhnliche Ausgang der Geschichte war ihm fast zu kitschig gewesen, aber es hatte sich doch gelohnt. „Warum nicht ein wenig dösen“, dachte er sich, zumal ihm über alle Nervenbahnen eine entsprechende körperliche Bereitschaft signalisiert wurde. Kurze Zeit später schon war Wieland tief und fest eingeschlummert.

Das Aufwachen vollzog sich in langsamen Etappen der Bewußtwerdung, wobei ihm keinerlei Erinnerung an Traumbilder blieb. Langsam öffnete er seine Augen und stellte fest, daß die strahlende Sonne einem hellgrauen, verhangenen Himmel hatte weichen müssen. „Ich muß lange geschlafen haben“, dachte er und warf einen Blick



...unfallbar  
und doch wirklich

auf seine Uhr – es war halb zwölf. „Schau an, fast andert-halb Stunden. Ich sollte mich auf den Weg machen, bevor die Sichtverhältnisse schwierig werden.“ Er blickte um sich und sah, wie weit über ihm neblige Schwaden langsam bergabwärts drifteten. Beruhigend war, daß sie weder auf Gewitter noch auf Regen hindeuteten. Es handelte sich vielmehr um wolkenähnliche Nebelschichten, wie sie im Hochgebirge häufig im Herbst vorkommen. Diese Watteberge aus winzigen Wassertröpfchen gleiten aufgrund ihres Gewichts entlang der Hänge talwärts. Die Felsen würden lediglich etwas klamm und feucht sein, aber sonst stand dem weiteren Aufstieg nichts im Wege. Wieland packte seine Habseligkeiten in den Rucksack, stand auf und blickte entschlossen auf den Weg vor sich.

Nach einigen Minuten hatte er seinen alten Rhythmus wiedergefunden und folgte in langsamen Schritten den Serpentina bergaufwärts. Auf diese Art querend, stieg er stetig empor über einen steilen Hang, der ein einziges großes Geröllfeld war. „Hier müssen gigantische Steinlawinen heruntergekommen sein“, dachte Wieland beim Anblick des wüsten Felsenmeeres, aus dem vereinzelt haushohe Brocken aufragten. Die Nebelwand war noch etwa 200 Höhenmeter über ihm, an manchen Stellen aber glitten bereits vereinzelt Vorbotten zungenförmig hinab und verhüllten recht zügig die Konturen der Felsen.

Eine Wegkehre am rechten Rand des Hanges erreichend, hielt Wieland schließlich inne, um noch einmal hinab auf den Stollenausgang zu blicken. Zunächst mußte er mit den Augen das Felsenmeer absuchen, doch dann sah er den schwarzen Schlund unter sich – er war in der Distanz schon zu einem kleinen Oval geschrumpft. Gerade als in ihm ein flüchtiges Gefühl von Stolz angesichts der zurückgelegten Strecke aufkam, bemerkte er eine Bewegung in dem schwarzen Kreis. Langsam glitt eine Gestalt aus dem Dunkel und blieb vor dem Tunnel stehen.

Gebannt versuchte Wieland, die Person genauer zu betrachten, doch sie war zu weit entfernt. Lediglich einen langen Stab, den sie in den Händen hielt, konnte Wieland erkennen. Regungslos verharrte die Gestalt vor dem Stollen. Rätselnd, wer und warum dort unten wie ein Wächter Posten bezogen haben könnte, starrte Wieland hinab. Plötzlich wendete die Person in einer entsetzlich langsamen Drehung ihren Kopf in Wielands Richtung und

schien ihn zu fixieren. Es war ein surreales Geschehen, da die Bewegung in keiner Weise einer normalen, menschlichen Körperbewegung ähnelte. In Sekundenbruchteilen war Wieland das Widernatürliche der Situation klar: die Tatsache, daß die Gestalt intuitiv gewußt hatte, daß und an welcher Stelle sie ihn finden konnte. Augenblicklich glaubte Wieland zu spüren, daß eine böse und unmenschliche Macht nach ihm griff. Das Wesen, das tief unter ihm ausharrte und hochstarrte, hatte alle Sinne nur auf ihn gerichtet. Er schluckte krampfhaft und spürte, wie unter der Haut ein elektrisierendes Kribbeln vom Unterkiefer zur Stirn emporwanderte.



In vorsichtiger Angst setzte er den Rucksack ab, tastete, ohne die Augen von der Gestalt abzuwenden, nach seinem Fernglas und holte es heraus. Zögernd stand er da und konnte nichts weiter tun. Er war physisch wie gelähmt und war ohne Kenntnis der Gründe davon überzeugt, die Gestalt würde beginnen, zu ihm heraufzusteigen, sobald er sie nicht mehr mit seinen Augen auf den Platz vor dem Stollen gebannt hielt. Gegen diese irrationale Angst stand das unbändige Verlangen seiner ratio, sich Gewißheit zu verschaffen, Erkenntnis zu erlangen, auch wenn sie unerträglich sein würde. Was immer er zu sehen bekom-

men würde, Wieland spürte, daß die grauenvolle Bedrohlichkeit keine Einbildung war.

Er blickte hinein und mußte die achtfach nähergebrachte Steinwüste unter ihm erst lange absuchen, bis er sein Ziel gefunden hatte. Dann ging es blitzschnell – das Überfliegen, das Detail, der Schock. Zwei Schritte vor dem Tunnel sah er einen Menschen stehen in einer lumpigen, dunkelgrünen Uniform, einen alten Karabiner mit rostigem Bajonett in Händen – in Händen, die von einer gräulich-löchrigen und schartigen Haut umspannt waren. Noch bevor er das Fernglas auf die Höhe des Gesichts richten konnte, stellte Wieland panisch fest, daß das Wesen seinen Standort verlassen hatte – es bewegte sich in der Tat bergauf in seine Richtung. Erschrocken riß er das Fernglas herunter und starrte den Hang hinab, wo er die Gestalt stetig näher kommen sah, den Kopf weiterhin starr auf Wieland gerichtet.

In rasender Eile ergriff Wieland den Rucksack und rannte los. Während er den stolprigen Pfad bergan hetzte, stopfte er das Fernglas in den Rucksack. Da ihm keine Zeit blieb,

diesen aufzusetzen, trug er ihn, mit der rechten Hand die Tragegurte umklammernd. Den Kopf gebeugt, suchten seine Augen im voraus geeignete Tritte für seine Flucht. Er atmete gierig und laut durch den offenen Mund, seine Gesichtsmuskeln waren angespannt, kalter Schweiß trat aus allen Poren. Die Angst verlieh ihm Flügel, und immer mehr übernahm der schlichte Überlebenstrieb die motorische Steuerung. Vor seinem inneren Auge blitzten immer wieder kurze Bilder auf – sie ließen ihn sein Tempo noch erhöhen. Ohne das Gesicht gesehen zu haben, wußte Wieland, wie es aussehen würde.

Nachdem er lange so bergaufwärts gejagt war – er hatte jedes Zeitgefühl verloren –, erinnerte er sich plötzlich, daß er nicht mehr auf die roten Markierungskleckse geachtet hatte; er konnte sich nicht entsinnen, wann und wo er den letzten gesehen hatte. Er verlangsamte seinen Lauf, blickte auf und sah zu seinem Schrecken, daß er sich bereits in tiefem Nebel befand. Langsam weitergehend schaute er sich panisch um nach den roten Wegzeichen, konnte aber keine entdecken, sondern mußte vielmehr mit Entsetzen erkennen, daß er weglos über den Geröllhang gerannt war und nun im Nirgendwo stand. Panik und erste Anflüge von Verzweiflung, die wie Tränen aus seinem Innersten emporstiegen, erfüllten ihn mit Hilflosigkeit. „Wohin? – oh Gott, wohin“, raste es in seinem Kopf.

Plötzlich spürte er – längst hatte er vergessen, daß er ja noch lief –, wie sein linker Fuß von einem Hindernis gestoppt wurde. Den Blick hinunterrichtend, sah er kurz den rostigen Draht, der seinen Schuh gebremst hatte. Doch schon war das Gleichgewicht verloren, ein Sturz vornüber nicht mehr zu verhindern. Instinktiv riß er im Fallen die Arme vor, um seinen Körper aufzufangen. Es gelang ihm, den Sturz abzufedern, doch im selben Moment spürte er einen reißenden Schmerz in der linken Hand. Kaum lag Wieland ausgestreckt am Boden, wälzte er sich auf seine rechte Seite, stützte sich auf den Ellbogen und hob die linke Hand. Ein klaffender, tiefer Riß verlief entlang des Handballens und blutete stark. Vor sich am Boden sah er den rostigen Stacheldraht, dessen Dorn tief in sein Fleisch gedrungen war. So auf seinen Schmerz konzentriert, hatte er für Sekunden seine verhängnisvolle Situation vergessen, doch plötzlich war sie ihm wieder



vollkommen präsent. Ein metallenes Geräusch hinter ihm ließ sein Blut gefrieren – er dachte an das aufgepflanzte Bajonett. Von Verzweiflung erstickt, drehte er sich vom Ellbogen auf den Rücken und blickte auf das Wesen, das über ihm stand und ihn aus tiefen, dunklen Augenhöhlen anstarrte. Das Gesicht war wie die Hand: ledrige, poröse Hautfetzen umspannten den knochigen Schädel, wirre, klebrige Haarsträhnen hingen herab. Anstelle eines Mundes gab es nur zwei aufeinandergepreßte, faulige Zahnreihen; Ober- und Unterlippe fehlten. Das Schlimmste aber waren die Augen, die tief im Schädel lagen und keinen

lebendigen Glanz mehr ausstrahlten. Sie starrten nur noch kalt und ausdruckslos und waren in ihrer erstorbenen Menschlichkeit die eines Toten. Wielands Mund öffnete sich zum Schrei der Angst, doch nur ein kurzes, klangloses Würgen trat über seine Lippen. Ein neuerliches, diesmal lauterer, metallenes Geräusch drang an sein Ohr und ließ ihn zusammensucken. Mit einem heftigen Ruck seines Körpers nach vorn öffnete Wieland seine Augen – hellblaues Licht strömte von allen Seiten auf ihn ein. Da erst merkte er, daß er aufgewacht war.

Überrascht blickte er sich um: unter strahlendem Himmel erkannte er unter sich den Falzarego-Paß, auf dem Autodächer glitzerten; links von ihm war die ovale Öffnung des Stollens. Nach wie vor saß er auf seiner Steincouch. Irritiert kratzte er sich am Kopf und schaute sich nach seinen Habseligkeiten um. Ohne schon ganz im Bilde zu sein, empfand er doch eine unbeschreibliche Erleichterung; der Alptraum war vorüber, die Welt hatte ihn wieder. Da fiel ihm auf, daß die Thermosflasche am Boden lag – er mußte sie im Schlaf umgestoßen haben. Das metallene Geräusch, das ihn geweckt hatte, fiel ihm nun ein und ließ ihn lächeln. Reflexartig sah er auf seine Uhr – „wie lange ich wohl geschlafen habe?“ Es war halb elf, also nur eine halbe Stunde war vergangen. Über seine Armbanduhr hinweg fiel sein Blick plötzlich auf einen auffälligen, dunklen Fleck auf seinem linken Oberschenkel. Die helle Hose war dunkelrot verfärbt. Da sah er, daß Blut aus seiner linken Hand tropfte, die bis dahin auf dem Oberschenkel gelegen hatte. Als er die Hand drehte und die Innenfläche vor seine Augen hob, begannen sich in seinem Nacken die Haare aufzurichten, sein Atem stockte. Eine tiefe, klaffende Wunde verlief quer über den Handballen.

## „... unfassbar und doch wirklich“

Grundzüge eines anderen Wissens von Menschen

Helga Peskoller

**W**o nach dem Nanga Parbat für Hermann Buhl etwas zu Ende geht, setzt mein Nachdenken ein.

„Tage später, da ich zu Füßen des Berges im Hauptlager vor meinem Zelte liege, meinen kranken Fuß pflege, schaue ich noch oft hinauf zu den beiden Zacken, 4000m höher, hinter denen ich den Hochfirn weiß – als weißen Saum sich gegen den Himmel abhebbend –, und lasse die Stunden dort oben an meinem geistigen Auge vorüberziehen, und es ist mir, als ob es ein Traum gewesen wäre, ein Traum, den man nicht erleben kann – unfassbar und doch wirklich.“<sup>1)</sup>

Buhls Resümee enthält viele Fragen. Sie zielen auf das Verhältnis von Traum und Wirklichkeit. Träumen schützt bekanntlich vor der Wirklichkeit, stützt die Wirklichkeit den Traum? Wie hängt Traum und Trauma zusammen? Was läßt sich eher fassen: Traum, Wirklichkeit oder das Trauma? Machen genaue Unterscheidungen hier überhaupt Sinn? Handelt es sich nicht – wie bei jeder Erfahrung – vielmehr um ein Gemisch? Was aber weiß unser Denken mit Gemischen anzufangen? Denken lebt von Gemischen, wie es diese scheut und vergißt. Das Gemisch ist, so die erste These, ein Trauma für die Vernunft, wie Vernunft ihrerseits ein Traum gegen die Wirklichkeit und das Trauma eine Wirklichkeit der Vernunft ist.<sup>2)</sup> Kommt noch eine Frage erschwerend hinzu: Ist die Grenze, die sich für das Denken in diesen Fragen ankündigt, nur eine des Sag- oder auch eine des Erlebbaren?

Gewohnte Unterscheidbarkeiten werden, inmitten der Natur, nach Erlebnissen, die zur Gänze fordern, unscharf. Die Unschärfe spitzt, meine zweite These, jene Art von Selbstfremdheit zu, die letztlich erwirkt, daß das Unfassbare, als Gesamtheit des Gegebenen, ins Leben bricht und man sich in Folge, aus größter Selbstdistanz heraus, erinnernd am nächsten ist. Erinnern hat mit Erwachen und Erwachen mit Bildung zu tun. Bildungsprozesse gelingen, These drei, nur über Selbstfremdheit. Um Varianten der Selbstfremdheit darzustellen, beziehe ich mich auf Hermann Buhl und andere Berichte aus großer Höhe,<sup>3)</sup> sowie auf die Erzählung von Martin Schemm in diesem Buch.<sup>4)</sup>



Ernst Heckelmann

Mensch am Berg



Foto: Archiv Buhl/Hans Ertl

**Oben:**  
Hermann Buhl  
nach seiner  
Rückkehr vom  
Nanga Parbat-Gipfel  
am 4. Juli 1953  
in Lager V

## Grenzen

Klaus Wieland, Schemms Erzählfigur, ist kein Extrembergsteiger. Er fährt, wie Tausende andere auch, aus der Großstadt Richtung Dolomiten und kann im Aufstieg zur 3.225 m hohen Tofana di Rozes „die Freiheit kommen fühlen“. Wieland entsteigt, mit Blick hinunter auf die Paßstraße, Schritt um Schritt der Zivilisation und taucht ein in die Gegenwelt Berg. Zunächst ist alles klar unterschieden. Je weiter er jedoch in diese andere Welt hineingerät, desto mehr Unsicherheit und Verwirrung kommt auf. Er ist allein unterwegs, kann den Rhythmus schwer finden, stolpert und fragt, ob hier das Denken nicht besser einzustellen sei. Die Stille ringsum wird ungeheuerlich, alles „schien nur auf ein Geräusch zu lauern, das die unwirkliche Ruhe stören könnte.“ Die Störung tritt prompt ein. Wieland fühlt sich beobachtet, „Mehr noch: in ihm machte sich ein Gefühl breit, als sei er von einer Mauer aus tiefer Abneigung und vager Bösartigkeit umgeben.“ Bloße Natur ohne Menschen lähmt zunächst den Körper, „Luftrohre und Magen hatten jegliche Bewegung eingestellt, und, dies wahrnehmend, stellte er schluckend fest, daß eine kriechende Angst aus seinem tiefsten Innern emporstieg. Als hätte er unbedacht einen imaginären Grenzübergang passiert in ein Land, das nicht bereit war, seine Anwesenheit zu dulden.“

Was für den Durchschnittsalpinisten Wieland rasch eintritt, geschieht ExtrembergsteigerInnen in der Regel so nicht oder erst um vieles später. Sie sind geübt, den Körper an etwas zu gewöhnen, das vielen fremd bleibt. Extreme zögern die Erfahrung der Grenze hinaus, oder anders gesagt: Grenznahe ist für sie normal. Die Gewöhnung an die Grenze bleibt zweiseitig: sie schützt und gefährdet. Diese Paradoxie hat der Extreme – zum Zweck des Selbsterhalts – zu vergegenwärtigen. Wie aber geht das vor sich?

## Angst

Wieland spürt eine kriechende Angst aus seinem tiefsten Inneren steigen. Die Wahrnehmung wird präziser, er registriert Einzelheiten, jede kleinste Regung – innen wie außen. Dadurch entsteht jene Geistesgegenwart, die sowohl in den eigenen Körper zurück als auch an die Körper der Welt draußen bindet. Die Angst warnt und täuscht. Ließe die Gegenwart des Geistes nach, und das passiert Wieland immer wieder, kippt die Angst in reine Vorstellung und verläßt den Ausdruck durch Motorik, was entlastet. Meist aber ist Wieland ganz Ohr, hält das Gleichgewicht zwischen dem, was zu ihm gehört und dem, dem er nur vage bis gar nicht mehr angehört, z.B. dem Felsenmeer oder dem kühnen Sturzflug der Dohlen. Gehen wir in Erzählung und Thema Schritte weiter. Wieland passiert den Stollen, Details erinnern Geschichte, Kriegsgeschichte. Wenngleich er sich bemüht, „wissenschaftliche Elemente dieser Geschichte im Zentrum seines

Denkens zu halten, spürte er doch erschrocken, wie gerade die Wahnvorstellungen dieses Dramas immer mehr Platz griffen in seinem Gehirn. Das Irrationale, Morbide, Wahnhafte drängte alles langsam in den Hintergrund.“ Wielands Seelenfrieden ist dahin, Geschichtswissen schlägt um in Wahn, ein Wahn, der Wissen wie Geschichte immer schon mitstrukturiert. Er muß etwas tun, um Halt zu finden, „sonst drohte ihm ein bodenloser Sturz in die gähnenden Abgründe namenloser Urängste“. Erleichterung durch eine Rast, er bleibt stehen, holt tief Luft und greift, zur Vergewisserung seiner selbst, an die Schulter. Er ist leibhaftig und noch da, redet zu sich, und die eigene Stimme zu hören, tief aus dem Körper, tut gut.

## Halbschlaf

Wechseln wir den Ort. Es wird extremer wie vorerst harmloser: nachts im Zelt, im Juni 1973 irgendwo am Nanga Parbat. Reinhold Messner versucht sich ein zweites Mal am Berg, will das Trauma von 1970 steigend verarbeiten.

„Ich bin eine Steilstufe emporgeklettert, und oben, außer Atem, sehe ich, daß ich nicht wieder zurück kann. Ich bin wie gelähmt, schwitze, obwohl es kalt ist im Zelt. Rauhreif hängt an der düsteren Plane über meinem Gesicht. Ich sage etwas, rufe, aber ich höre mich nicht. Die Furcht, die mich anfaßt, erlebe ich körperlich. Ich möchte schreien vor Angst.“

In einem Augenblick, während ich im Halbschlaf bestimmte, vorgedachte Kletterbewegungen vorausvollziehe, bin ich plötzlich allein. So allein, daß sich meine Bauchmuskeln vor Angst verspannen.

Die Wand, in der ich hänge, ist so groß, daß ich nicht bis zum Einstieg sehen kann. Die Tiefe unter mir ist ohne Boden.

Innerhalb von Augenblicken drückt mich die Furcht zu einem zitternden, kraftlosen Bündel zusammen. Ich will mich in die Wand verkriechen, weinen, nur nicht hinabsehen müssen. Meine Finger können sich nicht mehr festklammern, gehen auf, die Knie geben nach. Als ich die Augen schließen will, bleiben sie offen. Es ist noch Nacht, sogar durch die vereiste Zeltwand sehe ich die Sterne. Es dauert lange, bis ich mich entspannen kann. Dann massiere ich meine Arme und Beine.

Die ganze Verzweiflung, sich selbst zu sein, wirbelt durch meinen Körper. Obwohl ich mir nicht erklären kann, was meine Panik ausgelöst hat, hält der Zustand der Furcht an: der Furcht, da zu sein; der Furcht weiterzumachen; der Furcht, überhaupt ein Mensch zu sein. Es ist nicht die Furcht vor dem Absturz, die mich lähmt; es ist, als ob ich mir in diesem Alleinsein verlorenginge.“<sup>55</sup>

Fünf Jahre später erträgt Messner die Einsamkeit und wird im Alleingang den höchsten Punkt des „Nackten Berges“ erreichen. Diese lange Textstelle habe ich deshalb gewählt, weil sie mehrfach spricht. In ihr durchschreiten wir unterschiedliche Grade der Verunsicherung: von der Angst über Furcht und Panik bis an die Stelle, wo Messner in dem Schrecken, ein Mensch zu sein, seiner selbst gewahr wird. Das Ich droht, angesichts dessen, was es hergestellt und wohin es sich selbst gebracht hat, verlo-

renzugehen: in einem Alleinsein, Produkt der und zugleich bar jeder Vernunft. Messners Vergehen heißt verlorengehen, verlorengehen in einem Projekt der Moderne, das vor mehr als 250 Jahren angetreten ist, den Menschen zu vervollkommen. Mit der Vervollkommnung bildet sich der Mensch als Subjekt heraus. Einen Achttausender zu besteigen bedeutet zweifellos, auf besondere Weise Subjekt zu sein. Ein Subjekt, das sich selbst entwerfen, bestimmen und vor allem gegen die Natur behaupten kann. Die Hindernisse können nicht groß genug sein, um nicht doch zu bestehen. Je schwieriger die Lage, desto mehr drängt und erscheint es wert, trotz allem Subjekt zu sein. Aber was finden wir vor? Einen Menschen auf einem hohen Berg, in einem Zelt, der sich zu Tode fürchtet. Die Kehrseite der Vervollkommnung – das Unverbesserliche – taucht auf. Angst und Einsamkeit wird unerträglich. Die Planung des Unternehmens war perfekt, aber hier in der Höhe wird alles mit einem Schlag absurd. Eine Absurdität, die alles einnimmt. Das Selbstgespräch entspannt die Situation nur kurzfristig. „Es hat keinen Sinn“, sagt er sich, „ich gebe auf und nicke gleich ein. Als ob ich mich zum Rückzug entschließen müßte, um schlafen zu können.“<sup>56</sup> Der Schlaf findet nicht statt, der Halbschlaf dauert und mit ihm der Zweifel – absteigen oder weitergehen?

## Schlaf

Zurück in die Tofana. Die Sichtverhältnisse werden schwierig, nebelige Schwaden trift bergabwärts. Wieland steigt dennoch gut voran. Gerade aber als Stolz über die zurückgelegte Strecke aufkommt, bemerkt er, daß eine Gestalt langsam aus dem Dunkel gleitet und vor dem Tunnel, den er bereits weit hinter und unter sich gelassen hatte, stehen bleibt.

Gebannt im Versuch, diese Person genauer zu betrachten, bleibt aus der Entfernung aber nur ein langer Stab, ansonsten regungslos Verharren auszumachen. Nicht lange, „plötzlich wendete die Person in einer entsetzlich langsamen Drehung ihren Kopf“ und scheint Wieland zu fixieren. Wieland realisiert blitzartig „das Widernatürliche der Situation“. Was nun folgt, ist ein Alptraum. Rasend packt Wieland den Rucksack und rennt los, die Verfolgung beginnt und zwar bergan. Keuchend, stolpernd mit kaltem Schweiß, „und immer mehr übernahm der schlichte Überlebenstrieb die motorische Steuerung“. Die Ereignisse überstürzen sich, überspringen wir das dramatische Geschehen, denn auch für Wieland bleibt, wie für Messner, nur ein Ausweg: das Erwachen.

## Erwachen

Wieland legt, wie wir wissen, nach dem Tunnel eine Rast ein, ist eingeschlafen und hat alles geträumt. Es war das Ohr, das ihn zum Erwachen und damit wieder ins Gleichgewicht brachte.

„Wielands Mund öffnete sich zum Schrei der Angst, doch nur ein kurzes, klangloses Würgen trat über seine Lippen. Ein neuerliches, diesmal lauterer metallenes Geräusch drang an sein Ohr und ließ ihn zusammensucken. Mit einem heftigen Ruck seines Körpers nach vorn öffnete Wieland seine Augen – hellblaues Licht strömte von allen Seiten auf ihn ein. Da erst merkte er, daß er aufgewacht war.“

Messners Furcht ist kein Traum, sie ist ein Zwischending: Traum und Wirklichkeit bzw. weder ganz das eine noch das andere. Es hat mit einer Einbildungskraft zu tun, die ausgeht. Absicht und Vorstellung, ein gesetztes Ziel zu erreichen, geraten an ein Ende. Was bleibt ist Entsetzen. Erst anderntags, wenn es wieder Tag wird, kann Messner tätig sein. Tun entlastet, Warten öffnet und erzwingt eine Wachheit, die nur wahrnimmt. Wieland und Messner trennt nicht nur Ort und Zeit, sondern – und das vor allem zählt – der Zustand, in dem wir beide vorfinden. Wieland, selbst Ergebnis einer Fiktion, hat das kollektive Gedächtnis im Träumen übermannt. Traum wird Alptraum, Geschichte ein Trauma. Messner verkörpert, ihn gibt es tatsächlich, die Geschichte eines Individuums, das einen kollektiven Traum verwirklicht. Aber stimmt das? Könnte Messners Geschichte nicht ganz anders gelesen werden, z.B. als eine, die gar keine ist, ein fragmentarisches Dasein, das im Einsatz jeder Vernunft das Trauma lebt, welches im Träumen nur ruhiggestellt war? Alptraum Wirklichkeit. Die Unterscheidung der Begriffe gelingt, je weiter wir in den Geschichten fortschreiten, immer weniger und dennoch wird etwas präziser: Nachbarschaften. Begriffe wandern durch Ereignisse, die sich verschieben und an den Rändern derselben stehen Worte und Begriffe – an. Unterbrechungen. Der Körper taucht auf, und zwar durch Schmerz. Schmerz begrenzt. Wieland spürt plötzlich, in höchster Verzweiflung, seinen linken Fuß durch ein Hindernis gestoppt. Ein rostiger Draht, das Gleichgewicht war verloren, „ein Sturz vornüber nicht mehr zu verhindern“. Dieser Sturz hatte einen reißenden Schmerz und letztlich zur Folge, aus dem Alptraum aufzuwachen. Er blickte um sich, „erkannte unter sich den Falzarego-Paß, auf dem Auto-dächer glitzerten, links von ihm war die ovale Öffnung des Stollens. Nach wie vor saß er auf der Steincouch“. Erst langsam realisiert Wieland seine Situation und kehrt eindeutig in das zurück, was wirklich. Was ist das?

„Die helle Hose war dunkelrot verfärbt. Da sah er, daß Blut aus seiner linken Hand tropfte, die bis dahin auf dem Oberschenkel gelegen hatte. Als er die Hand drehte und die Innenfläche vor seine Augen hob, begannen sich in seinem Nacken die Haare aufzurichten, sein Atem stockte. Eine tiefe, klaffende Wunde verlief quer über den Handballen.“

Ist der Traum tatsächlich zu Ende? Vieles deutet darauf hin. Unheimlich beispielsweise die Nackenhaare, die sich

aufrichten. Was aber ist wirklich unheimlich? Die Wunde, aus der Blut rinnt, ist es nicht, sie tut nur weh. Und sie erinnert. Innert kürzester Zeit wird Erinnern zu einem Sehen, das nichts wirklich zeigt und dennoch vieles ahnen läßt. Das Konkrete, Hose, Hand, Blut, Haare usw. befestigen die Vorstellung, ohne sie schlußendlich zu beruhigen. Bleibt ein Rest.

Wie ist das bei Reinhold Messner? Er hat zwar in besagter Nacht den Rückzug beschlossen,

„Einerseits gefällt mir der Plan abzusteigen, gleichzeitig aber verachte ich mich dafür. Ich bin nur noch ein quälendes, zerrissenes Wesen: Ich will hinunter, beschäftige mich aber unablässig mit dem Aufstieg. Ich habe Angst; Angst vor der Angst, da oben die Einsamkeit nicht zu ertragen, mich aufzulösen. Ich bin ein einziger Zwiespalt aus Wunsch und Angst.“<sup>77)</sup>

geht dann aber, nicht ohne sich der Erlebnisse vergangener Tage zu entsinnen, weiter:

„Zuerst steige ich entschlossen, so wie jemand, der weiß, was er will. Der Firn ist hart. Er trägt, und doch kann ich ihn mit den Rändern der schweren Bergstiefel ritzen. Ich denke nicht daran, die Steigeisen anzuziehen. Die Felsen am Beginn der Mummery-Rippe scheinen trocken zu sein. Mit dem An- und Ausziehen der Steigeisen würde ich nur unnütz Zeit verlieren. Es geht mir wieder gut, ich bin vergnügt. ‘Was kann mir schon passieren?’ Wie war es nur möglich, daß die ganze Nacht lang Ängste durch meinen Körper strömten? Plötzlich merke ich, daß ich abwärts gehe, Richtung Eisschlauch, Richtung Basislager. Aber ich wollte doch, ich hatte mich doch entschieden, ein Stück...Mein Körper geht, wohin er muß, und ich lasse mich gehen.“<sup>78)</sup>

Auch hier entscheidet der Körper, und noch bevor die Sonne durchkommt, wird Messner im Basislager sein. Ein Traum geht zu Ende und zugleich nicht. Messner hat neben anderen auch diesen Traum fünf Jahre noch. Am 9. August 1978 ist ausgeträumt, gegen 16 Uhr steht er allein auf dem Gipfel des Nanga Parbat.<sup>9)</sup> Aber mit dem Gipfel endet das Träumen nicht, im Gegenteil, man lese den Abstieg und das, was der Ankunft unten folgt. Es sind immer nur Momente, in denen er erwacht, nicht einmal genau zu bestimmen welche, wodurch und warum. Illusion zu meinen, man erwache einmal und sei dann wach. Kein Mensch hielt das durch, und schon gar kein so extremer. Die Mittel des Erwachens erschöpfen und sind, das kann nicht geleugnet werden, in einem Maße selbstgefährdend, wie im Normalfall nicht. Wo träumt Messner also wirklich: im Tal oder am Berg? Von welcher Wirklichkeit erzählt Wielands Traum?

Aus diesen Fragen spricht der Anfang. Wie sind Gemische zu begreifen? Was läßt uns unterscheiden, zu- und einordnen? Woran bricht das Wissen und somit jene Ordnung, die dem Verhältnis von Traum und Wirklichkeit zu

Grunde liegt? Jede Produktion von Wissen ist zumindest drei: Voraussetzung, Ergebnis wie Gegenstand des Denkens. Das Extrem markiert Grenzen und Wirkung der Wissensproduktion durch Übergänge in ein Unwissen, das, je mehr es ansteigt, näher an dem liegt, was wirklich ist.

### Grenznähe

Spitzen wir die Lage für den Körper und damit auch für das Denken zu. Eine der unvorstellbarsten Passagen in der alpinen Literatur ist bei Jerzy Kukuczka zu lesen. Es handelt sich um den K2, ich schreibe nach:

„Während ich das letzte Stück des Felsriegels überwand, war ich nicht ganz bei Bewußtsein. Die Mauer, die fast durchgehend senkrecht war, hing genau am Ende über. Die letzten Meter mußte ich an den Armen hängend hinter mich bringen. Daran kann ich mich absolut nicht mehr erinnern. Wegen des Keuchens, das meinen ganzen Körper durchschüttelte, hörte ich nichts. Doch schlimmer wurde es, als ich ganz außer Atem kam. Schwarze Flecken tanzten mir vor den Augen; ich konnte nichts erkennen. Ich weiß nicht, wie lange dies dauerte. Die letzten Bewegungen fielen mir so schwer, daß ich die Kontrolle über meine Körperfunktionen verlor. Und daß meine Hose von Urin durchnäßt war, merkte ich erst über dem Felsriegel, als ich irgendwie wieder zu mir kam.“<sup>10)</sup>

Mit dem Verlust des Bewußtseins vergeht die Kontrolle über den Körper: Schwindel, Vergessen, Taub- als auch Blindheit und nur noch instinktive Bewegungen, all das hat ein Leben in auswegloser Situation errettet. Die Sache geht gut aus, Kukuczka erreicht den Gipfel und überlebt auch noch den Abstieg. Aber greifen wir eine der lebenserhaltenden Maßnahmen heraus, z.B. die Taubheit. Kukuczka war nicht in jede Richtung taub, im Gegenteil. Ein Hören war so stark, daß es anderes nicht mehr bewerkstelligen konnte. Stellt sich die Frage, wievielerlei Hören es gibt.

### Fünferlei Hören

#### Lärm

Wieland, unseren Durchschnittsalpinisten aus der Tofana, ließ „Ein neuerliches, diesmal lauterer metallenes Geräusch“ zusammensucken. Das Geräusch kam von außen und „drang an sein Ohr“. Jerzy Kukuczka, vielleicht damals der Extremste unter den Extremen, hat nur mehr sich selbst vernommen, genauer, sein Keuchen. Der Geräuschpegel seines Organismus war dermaßen hoch, daß anderes darin unterging. Betäubung durch den eigenen Körper. Das ist kein Einzelfall, ähnliches läßt sich auch bei anderen nachlesen. Wieland war in die Bildwelt seines Alptraums abgetaucht. Die Bilder hatten ihm die Ohren verstopft. Erst als sich die Bilder derart beschleunigten, daß sie sein Leben attackierten, begann er anders zu hören. Wissen, ein installierter Lärm, laut die Bilder und Vorstellungen, aber als Wieland das metallene Geräusch seiner umgekippten Thermosflasche vernimmt,

ist der Alptraum vorüber. Dieses sachte Geräusch, Teil der zerstreuten Welt jenseits des Traums, weckt auf und entbindet der Schreckensbilder. Die Erzählung endet in der Verletzung – eine tiefe, klaffende Wunde quer über den Handballen – Reales, das übrigbleibt.

### Schwindel

Wie ergeht es Kukuczka oder Messner? Kukuczka verliert, vollkommen erschöpft, jegliches Bild und Bewußtsein. Im entscheidenden Moment, seltsam genug für unser Gehör, zieht ihn die Leere, bild- und vorstellungslos, gerade noch auf die Seite des Diesseits, das den Tod noch einmal aufzuschieben vermag. Es gibt nichts mehr zu denken oder sehen, umso mehr zu hören. Die Lärmquelle des eigenen Organismus – hier die der Lungen – war auch nur eine Vorhut. „Schlimmer wurde es, als ich ganz außer Atem kam“, schreibt Kukuczka. Dann setzte nämlich das laute Keuchen zugunsten eines neuerlichen Sehens aus, statt Fels oder Eis gab es nur mehr „schwarze Flecken“. Die Täuschung und damit Auflösung schreitet fort und führt in einen Schwindel, in dem nichts mehr zu erkennen war. Kein Wissen um Ort, Zeit oder Dauer, gewohnte Bezüge entfallen knapp vor dem Hinüberscheiden. In Grenznähe, zwischen Leben, Tod und wieder Leben, ist es still. Eine Pause, ein Schweigen nicht nur der Stimme, des Körpers als Ganzes. Wie Hören, ob es spricht. Später, sozusagen um vieles verzögert, wird dieses andere zu hören sein, nicht jetzt. Jetzt mußte etwas geschehen. Das tat es auch, exakt der Körper, und niemand weiß weshalb. In Extremsituationen wäre der Kopf zu kompliziert und damit zu langsam. Nur der Körper kann eins: erinnern, entscheiden und handeln zugleich. Instinkt. Der Körper hört sich selbst zu. Wieviele Male mußte Kukuczka in ähnliche Lagen gekommen sein, damit der Körper, geradezu zellulär, dieses Wissen speichern konnte, das jetzt, in nur wenigen Augenblicken, umschlug und ihn nun selbst bewahrte. Darin mag ein Rätsel der Extremen liegen: sie lernen anders. Vielleicht sind sie, das aber ist spekulativ, stärker beeindruckbar als andere Menschen, ihre Filter grobmaschiger, d.h. es dringt mehr ein und hindurch. Und zwar nicht nur bis hin zum Kopf, sondern hinein in die Muskeln, ins Gewebe und bis an die Knochen.

### Wiederholung

Im Normalfall meidet man lebensgefährliche Situationen. Nicht der Extreme, er macht das Gegenteil. Er wiederholt, bisweilen zwanghaft. In der Wiederholung erinnert und arbeitet er mehrmals den Hergang durch. Er lernt Existentielles aus- und inwendig. Im Durcharbeiten hört er den Körper, und er hört ihn je länger, desto schrittweise verschoben. Der Krampf durch Furcht löst sich, Schmerzen früherer Verletzungen durchmischt ein anderes Wissen, und so kommt es, daß man immer wieder steigt, meist sicherer, freier und auch leichter als zuvor.

Seite 247: 9. August 1978  
Reinhold Messner nach einem  
Alleingang auf neuem Weg  
über die Diamirflanke  
auf dem Gipfel  
des Nanga Parbat (8015 m)

Aber hören wir Messner zu. Es dreht sich um ein entzweites Hören: zum einen der Entscheid abzusteigen, zum anderen das Weitersteigen. Erst später die Entdeckung, daß in der Tat beides nicht übereinstimmt. Der Körper hat den Entschluß abzusteigen gespeichert und reagiert wider den Zweifel. Die Füße tragen Messner, der mit sich hadert, Richtung Basis. Seine Vernunft, der Wille, das ursprüngliche Ziel unterliegt als Stimme zwei, der er zu folgen glaubt. Im entscheidenden Moment läßt sich ein Körper, geübt im Wissen, auch nicht mehr zu sein, durch selbstgesetzte Ziele nicht weiter narren.

*Ganz Ohr*

Diese Lektion beinhaltet, daß wir zumindest zwei, wenn nicht mehr als zwei Ohren haben. Wenn es stimmt, wie Berendt behauptet, daß das Ohr als erstes ausgereift sei,<sup>11)</sup> dann könnte man meinen, daß der Körper selbst sein Modell vom Hören nimmt. Wie hieß das doch, was man zum Leidwesen als Kind mehr als einmal zu hören bekam: „Wer nicht hören will muß fühlen“. Jeder, der hört und spricht, gerät unter die Konsequenz seines Tuns, als ob man das, was zwischen Hören und Fühlen liegt, auswählen oder sich gar ersparen könnte. Zwischen Hören und Fühlen liegt der Körper, befindet sich die Welt; die Spanne im Dazwischen macht Menschen schließlich erfahren. Zurück zu Kukuczka: In Augenblicken höchster Lebensgefahr hilft, was als erstes kommt. Was zuvorderst ist, entscheidet. Bei Kukuczka waren es nicht erinnerbare Bewegungen. Sie brachten ihn auf ein Felssims, wo er das Bewußtsein wiedererlangte. Bei Wieland wären, das meine Vermutung, diese Bewegungen nicht gekommen. Viel wahrscheinlicher Panik, Verzweiflung, Lähmung oder schon viel früher gar nichts mehr. Kein Hören, sein Körper hat diese Bewegungen nicht. Extreme verfügen über eine

Jerzy  
Kukuczka



Sprache des Körpers und über ein Hören derselben, welches normalen Menschen so nicht geläufig. Vielleicht vergleichbar mit literarischen Texten, die da noch erzählen, wo andere, auch wissenschaftliche, abbrechen. Der Körper hat eine Differenziertheit erreicht, die gewohntes Sprechen um vieles übertrifft. Die Mitteilung gelingt nicht, obwohl oder gerade weil der Körper soviel mehr sagt. Mediziner würden hier schlicht und einfach mit Adrenalin und anderen Substanzen morphiümähnlicher Aktivität argumentieren. Gut, eines bleibt trotzdem unbestritten: Je mehr der Körper spricht, desto schräger liegt man zu dem, was als normal gilt. Was als normal gilt, hat Dietmar Kamper nicht nur einmal auf den Punkt gebracht: Der Körper ist tot, es lebt die Sprache.<sup>12)</sup> Extreme Situationen forcieren ein Sprechen, das den Körper kaum verläßt, wahrnehmbar, aber kaum mehr zu hören oder gar zu verstehen. Hingegen wer nur versteht, was den Körper verlassen hat, der trifft ein Ende der Vernunft: den Autismus.

Als Messner 1978 auf dem Gipfel des Nanga Parbat ankommt, sagt er:

„Ich, sage ich; aber schon dieser einzige Laut aus meiner Mitte droht mich zu zerreißen. Während ich still dasetze, werde auch ich eine Wolke, ein Nebel. Diese unendliche Ruhe löst Zufriedenheit in mir aus. Und die Stille drängt mich, den Gipfel nur behutsam zu berühren. 'Ich bin's und ich bin's doch nicht.' Als ich wieder sprechen will, bringt sie mich zum Schweigen. Meine persönliche Geschichte breitet sich vor mir aus wie der Wind....“<sup>13)</sup>

Erst wer sein Sprechen wahrnimmt, macht aus dem, was lautet, ein Wort. Das Wort verbindet wie es trennt. Ein einziger Laut droht den Körper zu zerreißen. Ein Ich, das „ich“ sagt, ist – allein auf dem Gipfel, kein Gegenüber, ringsum Stille – zuviel. Lauscht man den Momenten, wo die Stimme gerade im Entstehen begriffen, hat sie die Kraft, ein Ich, das so weit aufgestiegen, aus den Fugen geraten zu lassen. Wie weit muß jemand entfernt sein, um das zu erfahren? Ein Ich, das zwei ist. Ein Dividuum, dessen Geschichte flüchtig, trifft die Kehrseite der Sprache. Neben Aktion vor allem Passion, Passion des Ohrs: das Leben vernimmt sich. Sprachlos breitet sich Messners Geschichte aus und kann, wie der Wind, nur mehr erhört werden. „Seltsamerweise hat die Passion“, so Kamper, „einen größeren Horizont“.<sup>14)</sup>

*Hören des Nichts*

Messner steigt ab, wie es auch Jerzy Kukuczka tut. Unvorstellbar müde und erschöpft, der mangelnde Sauerstoff macht sich längst bemerkbar, auch was die Wahrnehmung betrifft. Man hört, was es nicht zu hören gibt: Stimmen von Menschen, die nicht wirklich da sind. Das ist Messner bereits im Aufstieg geschehen:



Fotos: R. Messner, Sternmagazin/Polish Agency Interpress

„Wieder rede ich mit jemandem, und zwar nicht nur mit mir selbst. Ich bin überzeugt, daß ich mit Menschen spreche, mit Wesen, die ich aus den Augenwinkeln zu sehen glaube. Nein, das sind wirklich keine Halluzinationen. Solche habe ich 1970 erlebt, als ich vom Nanga Parbat heruntergekommen bin. Damals habe ich Leute gesehen, die mir entgegenkamen, und dann waren sie plötzlich nicht da. Ich habe einige sogar erkannt. Sie saßen auf Pferden, ritten auf mich zu, bewegten sich. Dann aber ertastete ich sie als Steinklötze, sah anstelle eines Schimmels einen Schneefleck am toten Gletscher.“

Jetzt bin ich sicher, daß hier Leute sind, kann sie aber nicht sehen. Ich unterhalte mich mit ihnen, weiß jedoch nicht, ob ich dabei laut spreche. (...) Verstandesmäßig glaube ich selbst nicht an diese Begleiter, aber wenn ich nichts denke, sind sie wieder da. Für mich ist es klar, daß diese Stimmen von außen kommen. 'Das gibt es nicht, daß da jemand zu mir spricht. Ich bin ja allein.' Aber auch dieses Gefühl wird aufgelöst durch die Gegenwart der Stimmen. Ich weiß nicht, ob ich phantasie oder nicht; ich teile anderen Gedanken mit im starken Bewußtsein, daß diese anderen da sind.

Wenn ich die Augen schließe, höre ich meine Freunde besser. Ich spüre sie dann noch deutlicher in meinen Augenwinkeln. Daß da Menschen sind, die mir beim Kochen helfen, die mit mir reden, belustigt mich nicht; ich bin froh darüber, und ich unterhalte mich über alles mögliche mit ihnen: über meine Kindheit, über mein gescheitertes bürgerliches Leben...“<sup>15)</sup>

Tut man geteilte Stimmen nicht nur als physiologischen Effekt ab, das sie mit Sicherheit auch sind, dann stellen sich schwierige Fragen: Hört man die anderen erst mit den eigenen Kräften am Ende? Handelt es sich dabei um die rätselhafte Spur zwischen Sprache und Körper, oder, mit

Jaques Lacan, um eine unmittelbare Überschneidung des Symbolischen und des Realen?<sup>16)</sup> Das Hören der anderen ist Erinnern und weniger Sehen als Spüren – sind diese anderen Ergebnis synästhetischer Vorgänge? Sind sie das, was mit dem Verlassen wiederkehrt: die Stimme des Kollektivs, das am Berg, oben in großer Einsamkeit, jenseits der Gesellschaft erneut auftaucht, um den Menschen daran zu erinnern, wo er immer noch zugehört? Der Hörsinn ist einer der Zugehörigkeit – nähert man sich den anderen erst dann, wenn man glaubt, mit ihnen nichts mehr gemein zu haben?

*Nicht hörig*

Auch Kukuczka hat mehrmals Stimmen gehört, wie vor ihm Hillary, Buhl, Terray und viele andere. Für Ulrich Aufmuth stehen Halluzinationen unter der Rubrik psychotischer Zustände. Depersonalisation in Verbindung mit Angst, Aggression und Verdrängung enden darin, daß „es die erfolgreichsten Top-Alpinisten mitunter fertig (bringen), die unausweichlichen Momente der Psychose zu einem nützlichen Bestandteil einer Strategie des Überlebens und der Gipfelbeziehung zu machen. Die Verücktheit gerät im besten Falle zum wichtigsten Hilfsmittel.“<sup>17)</sup> Keine Frage, so geht es auch. Es ist sogar konsequent, die Verücktheit letztlich positiv zu wenden, denn wie sonst könnte man erklären, daß Extreme unglaublich produktiv sind. Sie tun etwas, das andere niemals zustandebrächten. Sie tun anderes und mehr als jede Geistes- und Sozialwissenschaft erfassen kann. Das Extrem geht

# Dieses unabweisbare Gefühl einer Gegenwart ...

## Bergsteiger und ihre Phantomgefährten

Manfred Poser

Illustrationen: Karin Bergdolt

Manche Erfahrung, die einem im Alltag verrückt vorkäme, mag in extremer Lebenslage bei dem, der sie macht, nur ein Schulterzucken auslösen: als gehörte sie dazu. Überhaupt: Was bedeutet schon „verrückt“ für einen Menschen, der nachts bei minus zwanzig Grad auf siebentausend Metern Höhe in einem Minizelt hockt, an dem die Sturmböen reißen? Wäre einer normal, der vier Tage in völliger Isolation dahinwandert und das unbeeindruckt wegsteckt? Sogar die Fachleute haben das eingesehen, und die amerikanische Psychiatrie gründete Ende der siebziger Jahre ihre Kommission „Reaktive Störungen“ und gab 1980 mit der Anerkennung der Kategorie „Posttraumatische Belastungsstörung“ zu, daß dramatische Umstände auch gesunde Menschen aus dem Gleichgewicht werfen können.

Mein Schreck ist aber um so größer, wenn die Umstände undramatisch sind und mich aus heiterem Himmel das wunderliche Gefühl überkommt, nicht alleine zu sein. Wenn ich eine Gestalt sehe, die nicht da sein kann, weiß ich (wenn ich noch bei Sinnen bin): eine Halluzination. Wenn ich eine Stimme höre, wo niemand ist, weiß ich, daß ich nur mich selbst genarrt haben kann. Wie ist es aber mit dem Gefühl, daß jemand in meiner Nähe ist? Es ist nur ein Gefühl, aber gerade deshalb nicht zu fassen; es ist unabweisbar und doch nicht beweisbar. Die Wirkung ist so stark, weil sie einfach da zu sein scheint, diese „Anwesenheit von jemandem in seiner unmittelbaren Umgebung, die man spürt, aber die man mit keinem seiner fünf Sinne wahrzunehmen in der Lage ist.“<sup>1)</sup> Es mag seltsam klingen, doch scheint dieses Erlebnis zuweilen eine normale Reaktion auf eine unnormale Lebenslage zu sein.

Hermann Buhl, der Erstbesteiger des Nanga Parbat, machte eine solche Erfahrung: „In diesen Stunden höchster Anspannung erfaßt mich ein eigenartiges Gefühl. Ich bin nicht mehr allein! – Da ist ein Gefährte, der mich behütet, bewacht, sichert ... jeder Meter muß vorsichtig abgeklettert werden ... Ich steige wieder zurück, will wieder meine Handschuhe anziehen. Sie sind fort. Erschreckt frage ich den rätselhaften Begleiter: 'Hast du meine Handschuhe

über die Systematisierung hinaus. Diese Tatsache bahnt Gegenwege zu Aufmuth. Durch das Extrem wäre nämlich zu erkennen, daß das Wissen vom Menschen aufhört und übergeht in ein anderes Wissen von Menschen. Dieses tastet sich zu einer wissenschaftlichen Erkenntnis des Individuellen vor. Und das mag ähnlich verwirren und erschüttern, wie man es den Gegenständen der Forschung diagnostiziert. ExtrembergsteigerInnen wie die Wissenschaft vom Menschen erscheinen so in einem anderen Licht. Deutlicher als andere markieren Extreme die Stellen, an denen Begriffe und Kategorien scheitern. Selbstgefährdung gefährdet ihrerseits Gewißheiten einer Anthropologie, die auf der Grundlage von Universalien angetreten, Normalität herzustellen, was nur unter Ausschluß gelingt. Ausgeschlossen wird, was sich dem Wissen entzieht. Man gehorcht nur einer Vernunft, um nicht zu riskieren, wozu man selbst gehört oder sich gar hörig fühlt, und verspielt die Chance, Vertrautes mit den Ohren eines anderen zu hören. Gerade das aber verlangen und erwirken diese Berichte von Menschen, welche widrigste Umstände überleben. Ausföhlung<sup>18)</sup> hilft mehr als Einföhlung, letztere führt auch auf falsche Fährten. Sie führt zu einem Subjekt, das immer schon da war, in dem alle Fäden wieder zusammenlaufen, wonach alles beim Alten bliebe. Aber dieses Subjekt ist da und nicht, indifferent, es bleibt fremd. Gelingt bei Wieland die Unterscheidung in Traum und Wirklichkeit, so vibrieren bei Buhl, Messner oder Kukuczka die Übergänge, dauern an oder aber enden abrupt und verlaufen um vieles komplizierter. Wieland ist Bestand eines fiktionalen Textes, die anderen haben Erlebnisberichte verfaßt – je unwahrscheinlicher desto

wirklich. Die Kategorie des Unmöglichen bestimmt was geschieht. Man hat Angst und Panik, verliert Unterscheidungen, hört und sieht was es eigentlich nicht gibt, vergißt und gerade deshalb übersteht man den Rest. Ist das nicht absurd? Das Trauma als Wegbereiter, wohingegen Vernunft Erleben und Erkenntnis verhindert? Unmögliches verschleibt das Subjekt aus dem Zentrum und macht es unbestimmbar. Mit der Unbestimmbarkeit des Subjekts schwindet jene Ordnung, die Traum und Wirklichkeit klar auseinanderhält. In der Unschärfe verwahrt sich ein Drittes: das Erleben. Bemüht, am Erleben zu bleiben, wird man in der Erfahrung abzuweichen geschult. Abweichen heißt, die eine Vernunft solange voranzutreiben bis sie bricht. Dazu bedarf es keiner Methode, es macht die Art zu fragen. Im Bruch, als Ende des Wissens, fängt Denken erst an, ein Denken, das ähnlich radikal ausfällt wie die Sache, um die es geht: den Berg denken, BergDenken.<sup>19)</sup> Regelverletzung und Verstöße gegen eine Wissenschaft, die nur ihr selbst gehorcht, sind unvermeidbar, mehr noch, Voraussetzung. Hört man den Extremen lange genug zu, hat das Konsequenzen. Wissen und Wissenschaft vom Menschen stehen, will man verstehen, was fremd am Fremden bleibt, selbst zur Verhandlung, sprich Objektivierung an.<sup>20)</sup> Unumgänglich auch hier Ausdauer und die Freude, wenn es noch schwieriger wird. Am Widerstand und gegen den Gehorsam wäre die Kategorie der Grenze und Grenznähe in Themen wie Angst, Schlaf und Erwachen, Instinkt als Gegenvernunft bis hin zu einem mehrstimmigen Hören auszudenken, um annähernd dem zu folgen, was im Extrem vorliegt: Selbstfremdheit und eine Wirklichkeit, die unübertrefflich, oder wie es Buhl sagt, unfaßbar ist.

### Anmerkungen

- 1) „Hermann Buhl. Kompromißlos nach oben.“ Hgg. von Reinhold Messner und Horst Höfler. Steiger Verlag: Augsburg 1997, 159. Vgl. die etwas andere Version des Buhlzitats ohne Quellenangabe: „Die Gefühle der letzten Tage ziehen vor meinen Augen durch wie ein unmöglicher Traum, der nur einen Augenblick lang Wirklichkeit war.“ (Buhl in „Erhard Loretan. Den Bergen verfallen.“ Hgg. von Jean Ammann und Erhard Loretan. Paulusverlag: Freiburg 1996, 44)
- 2) Zu den Begriffen: Der Traum ist die 'im Schlaf auftretende Vorstellung, der sehnliche Wunsch' und hat mit einem 'Trugbild, nicht wirklichem Bild' zu tun. Unter Wirklichkeit versteht man 'das als Gegebenheit oder Erscheinung Faßbare', die 'tatsächliche Existenz, Realität aber auch Tätigkeit, Wirksamkeit, Aktivität'. Trauma meint 'durch Gewalteinwirkung entstandene Verletzung, Wunde'; traumatisch verweist, und das ist entscheidend, auf ein Doppeltes: 'zur Wunde gehörig, zu ihrer Heilung geeignet'; in der Psychologie bedeutet traumatisch 'Verwundungen, die auf starker seelischer Erschütterung beruhen'. Vernunft steht für 'geistiges Vermögen, Zusammenhänge zu erkennen, zu beurteilen und sich dementsprechend sinnvoll und zweckmäßig zu verhalten', aber auch für 'Tätigkeit des Vernehmens, Hörens, Begreifens, sinnliche Wahrnehmung, Verständnis, Einsicht, Klugheit'.
- 3) Vgl. Peskoller, Helga, 8000. Ein Bericht aus großer Höhe. In: Paragrana. Internationale Zeitschrift für Historische Anthropologie. Band 11 (1999), Heft „Jenseits“ (im Druck)
- 4) Vgl. Schemm, Martin, Der Alleingang, in: Berg'99, S. 233.
- 5) Messner, Reinhold, Alleingang Nanga Parbat. Knauer TB: München o.J., 11
- 6) Messner ebd.

- 7) Messner, ebd., 12
- 8) Messner, 14f.
- 9) Messner, ebd., 129
- 10) Kukuczka, Jerzy, Im vierzehnten Himmel. Wettlauf im Himalaya. Verlag J. Berg: München 1990, 185
- 11) Vgl. Berendt, Joachim Ernst, Das Leben ein Klang. Knauer: München 1996
- 12) Vgl. Kamper, Dietmar, Tod des Körpers – Leben der Sprache. in: „Historische Anthropologie. Zum Problem der Humanwissenschaften heute oder Versuche einer Neubegründung.“ Hgg. von G. Gebauer, D. Kamper, D. Lenz, G. Mattenklott, Ch. Wulf, K. Wünsche. rororo TB: Reinbek bei Hamburg 1989, 49-81
- 13) Messner a.a.O., 131
- 14) Vgl. Kamper, Dietmar, Vom Hörensagen. Kleines Plädoyer für eine Sozio-Akustik. in: „Das Schwinden der Sinne“. Hgg. von D. Kamper und Ch. Wulf. edition suhrkamp: Frankfurt am Main 1984, 113
- 15) Messner a.a.O., 108
- 16) Vgl. Lacan, Jacques, Zur 'Verneinung' bei Freud. Schriften III. Olten 1980, 203
- 17) Vgl. Aufmuth, Ulrich, Zur Psychologie des Bergsteigens. Fischer TB: Frankfurt am Main 1988, 217
- 18) Vgl. Schmidgen, Henning, Einbildung und Ausföhlung. In: Paragrana. Internationale Zeitschrift für Historische Anthropologie. Band 6 (1997), Heft „Selbstfremdheit“, 25-42
- 19) Vgl. Peskoller, Helga, BergDenken. Eine Kulturgeschichte der Höhe. W. Eichbauer Verlag: Wien 1997
- 20) Vgl. Bourdieu, Pierre / Waquant, Loic J.D., Reflexive Anthropologie. Suhrkamp: Frankfurt am Main 1996 (im Original 1992)

gesehen?' – 'Die hast du doch verloren.' Deutlich höre ich die Antwort. ... Und während des ganzen Ganges begleitet mich der Gefährte, den ich nie sehe und der doch so vertraut ist.“<sup>2)</sup> Auch in den nachgelassenen Aufzeichnungen von Maurice Wilson – ein mystisch angehauchter Brite, der 1934 auf einer schlecht geplanten Everest-Expedition starb – kommt der unsichtbare Gefährte vor. Er will ihn bei sich im Zelt geföhlt haben, als er dort lag, schneblind und erschöpft nach zwei erfolglosen Solo-Angriffen auf den Gipfel.<sup>3)</sup>



Einhandsegler, Flieger und Polarforscher haben neben Alpinisten von diesem Gefühl erzählt. Bekannt geworden sind die Schilderungen von Joshua Slocum, Hannes Lindemann, Charles Lindbergh und Ernest Shackleton. Es ist nur allzu verständlich, daß man mit dieser „Anwesenheit“ zu sprechen beginnt. Herbert Tichy hat den Begriff „Phantom-Gefährten“ dafür gefunden. Ein solcher soll Doug Scott und Nick Estcourt bei deren Expedition 1975 auf den Mount Everest begleitet haben: „Scott erklärte, er habe das Gefühl gehabt, als sie die sehr gefährliche Flanke von überhängenden Eiswächtern angingen, von einer anderen Person begleitet zu werden, die sie mit einer Art geistigen Sprache leitete und sie vor den Wächtern etc., die gefährlich waren, warnte. Er schreibt: 'Zwanglos plauderte ich mit ihr auf geistiger Ebene ... es schien, als dehnte sich mein Bewußtsein über meinen Schädel hinaus aus. Im Biwak auf einer Höhe von 8750 Metern bei unserem Abstieg spürte ich auch diese Gegenwart – es war genau das gleiche – ich antwortete ihr, sie mir. Damals schien es ziemlich vernünftig ... heute allerdings ein wenig sonderbar.'“<sup>4)</sup>

William James, der große amerikanische Psychologe (1842-1910), widmete sich vor etwa hundert Jahren dem „Gefühl einer objektiven Präsenz, einer Wahrnehmung von 'etwas Daseiendem'“, und er bezeichnete dies als eine „Halluzination, die nicht perfekt entwickelt ist.“<sup>5)</sup> Er schrieb an anderer Stelle, es sei „ein extrem klar erkennlicher und positiver Geisteszustand, gepaart mit einem so starken Glauben an die Wahrhaftigkeit seines Objekts, wie ihn jeder direkte Sinneseindruck zu spenden vermag. Und dennoch scheint überhaupt kein Sinneseindruck damit verbunden zu sein.“ Er führte näher aus, die Erfahrung sei mit einer Art von „schlagender Dringlichkeit gesättigt“, wie nur echte Wahrnehmungen es mit sich brächten.<sup>6)</sup>

Der Amerikaner Greg Child legte davon Zeugnis ab. Er hat mit vielen anderen Bergsteigern gesprochen, die eine Gegenwart verspürten, und meinte: „Aber jene, die der 'anderen Gegenwart' begegnet sind, beschreiben es in ernstem Ton. Sie sprechen nicht von einer imaginären Gegenwart, sie sprechen von einem Wesen aus Fleisch und Blut.“ Child selbst absolvierte 1983 seine zweite Himalaya-Expedition, die ihn mit seinem Begleiter Peter Thexton auf den Broad Peak führte. Sie hatten wegen Childs anfänglicher Halluzinationen und Kopfschmerzen auf den Gipfel verzichtet und noch zweitausend Höhenmeter zum Zelt vor sich. Thexton sah nichts mehr und konnte um Mitternacht nur noch kriechen. „Vorher, in Gipfelnähe, hatte ich ein ungewöhnliches Gefühl der Loslösung von mir selbst gehabt, als ob ich außerhalb meines Körpers wäre und ihm zusähe“, schrieb Child. „Aber da war auch eine starke Empfindung, daß jemand über meine Schulter schaute. Weiter unten spürte ich, während ich mich durch

blindmachenden Nebel und Dunkelheit kämpfte, daß jemand voranging.“

In seinem Tagebuch habe er hinterher vermerkt: „Mein Wächter überprüfte jede Bewegung und jede Entscheidung. Ich drehte mich immer wieder um und erwartete, jemanden zu sehen.“ Er sei zuversichtlich gewesen, daß Peter und er zum Zelt geführt werden würden. Um zwei Uhr morgens erreichten sie ihr Ziel, diese „Nadel im Heuhaufen“. Doch Thexton starb bei Tagesanbruch. Seither habe Child mit vielen Bergsteigern gesprochen, und die Zeugen hätten diese Erscheinung als ein körperhaftes Wesen geschildert.<sup>7)</sup> Das ist ein Beleg für die Richtigkeit von James' Beobachtung. Es ist ein starker Eindruck.

### Was ist los mit mir?

Vor hundert Jahren, zur Zeit von William James, war es natürlich, das Gefühl einer Gegenwart spontan mit Verstorbenen in Verbindung zu bringen. Damals wurde das „Sich-Anmelden“ Sterbender um die Zeit ihres Todes noch häufiger empfunden als heute, und es mußte nicht immer eine Gestalt sein, die vom Ableben eines Angehörigen kundtat. In einer britischen Studie von D.J. West wurde 1990 aus 123 Fällen allerdings nur noch eine „Todes-Koinzidenz“ verbucht.<sup>8)</sup> Die Erfahrung einer Phantom-Gegenwart bekommt indessen, wenn sie einen unvorbereitet überfällt, leicht einen Zug ins Spirituelle oder führt wenigstens zu der Frage: Was ist los mit mir? Werde ich langsam verrückt? Man muß vernünftig bleiben; wenn dies in der Einsamkeit am Berg schwer fällt, so sollte es im Flachland im Angesicht des Bildschirms möglich sein. Ich will versuchen, Ordnung in die Sache zu bringen: Welche Arten des Phänomens gibt es; unter welchen Bedingungen und bei welchen Menschen tritt dieses Gefühl einer Gegenwart auf; und: Können wir eine Erklärung dafür zutage fördern?

Ich will mich auf das Gefühl einer unbestimmten Präsenz konzentrieren. Es gibt nämlich Fälle, bei denen der Perzipient (der Zeuge) genau zu wissen glaubt, wer in seiner Nähe ist. Oft ist ihm ein nahestehender Mensch gestorben, der späterhin als anwesend erfahren wird; hierbei entsteht das Gefühl einer Präsenz, weil dieser Mensch vermißt wird: Der Mensch konstruiert eine Kausalbeziehung, könnte man sagen.

Der britische Arzt W. Dewi Rees hat 1971 in einer Region in Mittelwales 81 Prozent aller Witwen und Witwer befragt, im ganzen 293 Personen, und ermittelt, daß 50 Prozent der Männer und 46 Prozent der Frauen über halluzinatorische Erlebnisse mit ihren verstorbenen Ehepartnern berichteten. Am häufigsten kam das Gefühl vor, den oder die Verstorbene in seiner Nähe zu fühlen. 39 Prozent der Befragten hatten so etwas erlebt. Rees schloß, daß

solche Erfahrungen als normal zu werten und „hilfreiche Begleitumstände der Witwe(r)nschaft“ seien.

In der Tat – 73 Prozent derer, die die Anwesenheit spürten, nannten das Phänomen „hilfreich“; es kann nicht erstauen, daß elf Witwen, die ihre Ehe als unglücklich bezeichneten, kein Erlebnis dieser Art hatten. Jede zweite von 72 interviewten jungen Witwen im Londoner Südosten hatte nach einer Studie von 1958 eine ähnliche Empfindung, und 18 von 20 befragten Witwen in Tokio gaben 1969 kund, ihr verstorbener Gatte sei ihnen nah, ohne das in irgendeiner Weise beunruhigend zu finden.<sup>9)</sup> Auch in einer Untersuchung an zwei amerikanischen Privatkliniken kannten 28 von 46 Frauen solche Erlebnisse. Die Waliser Betroffenen hatten wie auch die Amerikanerinnen nie zuvor davon erzählt – aus Angst, der Lächerlichkeit preisgegeben zu werden. Der englische Autor Andrew Mackenzie meint denn auch: „Ich bin überzeugt, daß dieses Gefühl einer Anwesenheit weitaus häufiger erfahren wird, als es berichtet wird.“<sup>10)</sup> Diese Aussage dürfte auch auf Bergsteiger zutreffen. Die Psychologen Peter Suedfeld und Jane Mocellin vermuten: „Manche Menschen (oder ihre Aufzeichnungen) überleben die Episode nicht, die zu der Erfahrung führt, und andere verleugnen solche Phänomene.“<sup>11)</sup>

### Gefühl einer Gegenwart als religiöse Ekstase

Ferner gibt es das Gefühl einer Gegenwart als religiöse Ekstase – die Anwesenheit wird dann als nichts weniger als Gott wahrgenommen. William James hat in seinem Buch „Die Vielfalt der religiösen Erfahrung“ eine mystische Erfahrung im Gebirge wiedergegeben.

„Ich erinnere mich an die Nacht und sogar an den Ort auf der Hügelspitze, wo meine Seele sich sozusagen nach außen aufschloß ins Universum, und dort stürzten die beiden Welten ineinander, die innere und die äußere. Es war ein Ruf von Tiefe an Tiefe – die Tiefe, welche mein eigener Lebenskampf in mir geöffnet hatte, fand Antwort von



jener weit über die Sterne hinaus reichenden Tiefe außen. Ich stand da allein mit Ihm, der mich und alle Schönheit der Welt und Liebe und Schmerz gemacht hatte, und auch Versuchung. Ich suchte Ihn nicht, fühlte aber den vollkommenen Einklang meines Geistes mit seinem. Die gewöhnliche Empfindung für die Dinge um mich herum verblaßte. Für den Augenblick blieb nichts als unaussprechliche Freude und Jubel. Es ist unmöglich, die Erfahrung voll zu beschreiben. (...)<sup>12)</sup>

Auch auf ein zweites Erweckungserlebnis aus den Bergen ist der Psychologe gestoßen.

„Ich war bei völliger Gesundheit. Wir waren den sechsten Tag auf unserer Wanderung und in guter Übung. Am Tage vorher waren wir von Sixt über Buet nach Trient gekommen. Ich fühlte weder Müdigkeit, Hunger noch Durst, und der Zustand meines Geistes war ebenso gesund. In Forlaz hatte ich gute Nachrichten von zu Hause bekommen; ich unterlag keinerlei Ängstlichkeit, weder offenkundiger noch heimlicher, denn wir hatten einen guten Führer, und es gab keinen Schatten von Unsicherheit über den Weg, dem wir folgen sollten. Am besten kann ich die Stimmung, in der ich mich befand, beschreiben, indem ich sie einen Zustand des Gleichgewichts nenne.“

„Da, auf einmal, erfuhr ich ein Gefühl, als würde ich über mich selbst erhaben, ich fühlte die Gegenwart Gottes – ich erzähle die Sache gerade so, wie sie mir zu Bewußtsein kam –, als wenn seine Güte und Macht mich ganz und gar durchdrängen. Die hämmernde Emotion war so heftig, daß ich den Jungen nur sagen konnte, sie sollten weitergehen und nicht auf mich warten. Dann setzte ich mich auf einen Stein, unfähig, länger stehen zu bleiben, und meine Augen flossen über vor Tränen. Ich danke Gott, daß er mich im Laufe meines Lebens gelehrt hatte, ihn zu erkennen, daß er mein Leben erhalten und Erbarmen mit beiden, der unbedeutenden Kreatur und dem Sünder, der ich war, gehabt hatte. Ich bat ihn glühend, daß mein Leben der Erfüllung seines Willens geweiht sein möge. Ich fühlte seine Antwort, die besagte, ich solle seinen Willen von Tag zu Tag tun, in Demut und Armut, indem ich ihm, dem allmächtigen Gott, die Entscheidung darüber überließe, ob ich eines Tages berufen sein sollte, auf noch bemerkbarere Weise Zeugnis abzulegen. Dann, langsam, verließ die Ekstase mein Herz; (...)<sup>13)</sup>

Das sind Erfahrungen, die eng mit der persönlichen Biographie zusammenhängen; irgendwann ist die Erfahrung „dran“, wird im religiösen Rahmen gesehen, und ein Aufenthalt im Gebirge liefert die passende Szenerie dazu. Es sind mystische Erfahrungen des Einsseins mit dem Göttlichen, also weitaus mehr als das bloße Gefühl einer Gegenwart. Die Grenze zum Krankhaften ist bei Ekstasen und Erweckungserlebnissen indessen nicht leicht zu ziehen.

## Es ist der eigene Doppelgänger im extrakorporalen Raum

Der Schweizer Biologe Peter Brugger definiert unser Phänomen als das „deutliche Bewußtsein der physischen Anwesenheit von jemandem im nahen außerkörperlichen Raum“. In der Neurologie spricht man hierbei vom „somästhetischen (körperempfundene) Doppelgänger“ (Grüsser und Landis, 1991); man hält das Gefühl für eine illusorische Verdoppelung des eigenen Selbst.

Es muß angemerkt werden, daß die Empfindung, nicht allein zu sein, auch bei psychisch Kranken auftritt: bei Schizophrenen und Hysterikern. Auch bei Epileptikern und bei Patienten mit manifesten Gehirnschädigungen ist sie nicht selten. Brugger ist dem Doppelgänger-Gefühl anhand von 31 Fällen von Menschen mit Gehirnstörungen im Alter von 15 bis 72 Jahren nachgegangen, die ebendieses „Feeling of a Presence“ (FOP) berichteten. Eine bevorzugte Lokalisierung gibt es nicht – rechts und links sind gleich häufig vertreten –, jedoch wird vermutet, daß der geheimnisvolle Doppelgänger auf der entgegengesetzten Seite der Gehirnhemisphäre erscheint, die betroffen ist.<sup>14)</sup> Das Gefühl des Selbst ist in einem weit verstreuten neuronalen Netzwerk zu finden. Melzack hat 1990 für die Repräsentation des Körperschemas im Gehirn den Ausdruck „Neuromatrix“ vorgeschlagen. Ein Außer-synchron-Geräten deren Funktionen könnte das unsichtbare Double erzeugen.<sup>15)</sup>

Bei gesunden Menschen kann solch eine Störung auch vorübergehend auftreten. Der Mechanismus aber ist nur eine Seite der Medaille; der Grund, aus dem heraus das Gefühl auftritt, ist psychologisch. Beim einsamen Bergsteiger könnte das Phantom-Gefühl die Erfüllung eines Bedürfnisses sein, wobei er sozusagen ein Gefühl von sich selbst nach außen projiziert. Buhl sagte ja, daß der Begleiter ihm „doch so vertraut ist“. Der Überbegriff ist „autoskopische Phänome“: das Sich-selbst-Sehen. Dazu gehören das Doppelgänger-Erlebnis, die außerkörperliche Erfahrung, das Gefühl der Gegenwart und die Depersonalisation (der eigene Körper ist einem fremd oder Teile des Körpers fühlen sich verändert an).<sup>16)</sup>

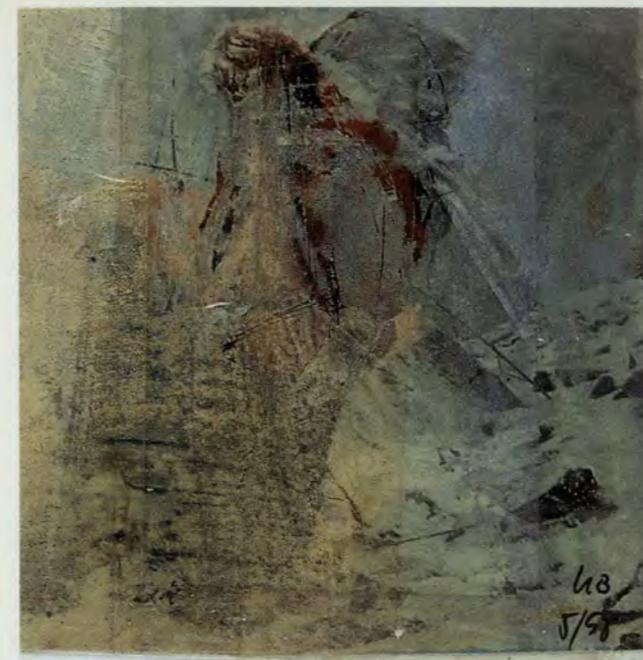
Das Gefühl, nicht alleine zu sein, speziell: in der Nähe des geliebten Menschen zu sein, tritt desweiteren bei Menschen auf, deren Ich-Schranke durchlässiger ist als beim Durchschnitt der Bevölkerung (in extremis: die sogenannten Borderline-Fälle). Wenn sie intensiv lieben, kommt es zu einer nicht selten einseitigen, starken Bindung, die Fixierung genannt werden kann. Der Verliebte spürt dann seine Angebetete bei sich, obwohl sie 300 Kilometer entfernt lebt; die Patientin weiß den Arzt oder Heiler in ihrer unmittelbaren Nähe, wobei meist ein erotisches Moment mitspielt; das kann soweit gehen, daß sogar Berührungen gespürt werden.<sup>17)</sup>



Ich möchte aber ganz deutlich der Vermutung entgegen-treten, dieses Gefühl einer Gegenwart sei stets etwas Krankhaftes; unter gewissen Bedingungen könnte jeder so etwas empfinden. Graham Reed argumentiert in seinem Buch „The Psychology of Anomalous Experience“: „Erschöpfung kann nicht selten unsere Fähigkeit für logisches Denken stören und unsere Ich-Kontrolle schwächen, so daß wir verwundbarer werden für Suggestionen, Illusionen und Halluzinationen. Müdigkeit im Verein mit Einsamkeit vor der Natur ist vermutlich für die Erfahrungen haftbar zu machen, die gelegentlich normale eiserne und physisch gesunde Wanderer und Bergsteiger berichten.“<sup>18)</sup>

Dieser Ansicht ist auch der Mediziner Macdonald Critchley, der wie andere Autoren an den nicht seltenen Fall einer kollektiven Halluzination erinnert, die berühmt wurde: Der Abenteurer Ernest Shackleton hatte mit zwei Gefährten die gefährlichen Gletscherberge Süd-Georgias in der Antarktis überquert. Als sie sich in Sicherheit wußten, sagte einer: „Ich hatte ein komisches Gefühl auf dem Marsch – als ob ein anderer Mensch bei uns gewesen wäre“ – und die anderen beiden bestätigten diese Wahrnehmung.<sup>19)</sup> Für Shackleton soll dieses Erlebnis wie bei den Zeugen William James’ fast religiöse Züge angenommen haben; er sprach sehr ungern davon.

Peter Brugger schrieb mir zu Extremerfahrungen in großen Höhen bei gesunden Bergsteigern: „Ich glaube, daß mehrere Faktoren zusammenspielen: 1) die Hypoxie (Sauerstoffmangel), 2) emotionale Extremsituation (z. B. Todesnähe, u. ähnl., da braucht man ja gar nicht sonderlich hoch zu klettern, um etwa aus dem Leibe auszutreten), 3) (soziale) Isolation, in gewissen Fällen wirken wahrscheinlich auch Kälte, Schlafmangel und Unterernährung mit.“<sup>20)</sup> Sauerstoffmangel führt zu neuronaler Übererregbarkeit im Gehirn, und Mangel an Außenreizen fördert, wie auch experimentell belegt ist, Halluzinationen.



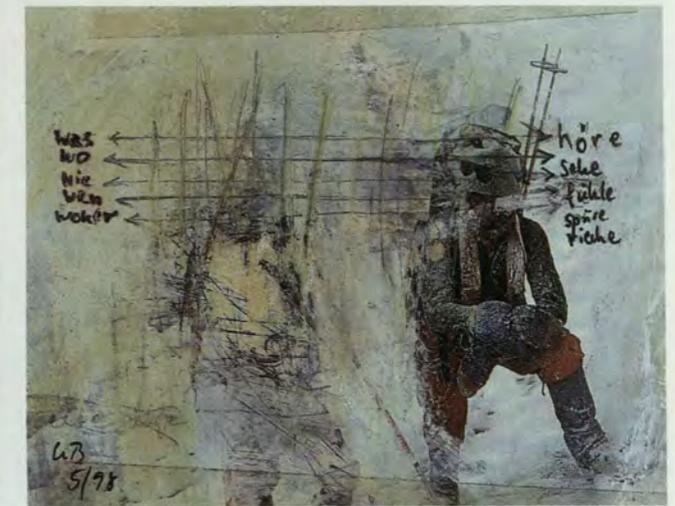
Jeder der genannten Faktoren – Müdigkeit, Schlaflosigkeit, Angst, Isolation und Streß und der Sauerstoffmangel – alleine mag nicht für die Produktion der Erfahrung ausreichen; sie ist dabei nicht vorherzusagen, sie passiert wie von einem anderen inszeniert. Zentral ist dabei ein Moment der Wunscherfüllung. Wir haben dissoziiert, eine Instanz in unserem Inneren hat die Kontrolle übernommen, und diese Instanz weiß anscheinend ganz genau, was wir brauchen. Oder, anders ausgedrückt: In außergewöhnlichen Situationen geschieht etwas in unserem Gehirn, das sich auch entfernt beschreiben läßt.

Die erwähnten Faktoren, erklärt Peter Brugger, „setzen die Reagibilität des limbischen Systems (= basale Strukturen des Temporallappens, bekannteste davon der Hippokampus) herauf, bzw. die Schwelle zu Spontanentladungen herab.“<sup>21)</sup> Außergewöhnliche Änderungen der Umwelt resultieren in der Ausschüttung von Neurosubstanzen und Hormonen. Pauschal kann man die Phantom-Gegenwart als ein „Delirium“ bezeichnen, „verursacht durch eine allgemeine Störung des Gehirnstoffwechsels“, wie der Arzt und Trauma-Experte Steve Risse es tut.<sup>22)</sup>

In großen Höhen – über siebentausend Metern – kommen solche Erlebnisse eindeutig häufiger vor als in niedrigeren Lagen. Brugger hat mit drei Autoren (Marianne Regard, Theodor Landis, Oswald Oelz) acht Weltklasse-Alpinisten nach „außergewöhnlichen ‘mentalen’ (mental) Phänomenen“ befragt. Diese berichteten von 46 Episoden, und die „Verdopplung des eigenen Körpers, vornehmlich in der Form des Gefühls der Gegenwart einer imaginären Person in der Nähe des eigenen Körpers“ war mit neun Erwähnungen die häufigste Erscheinung.<sup>23)</sup>

## Man ißt am liebsten in Gesellschaft

Ein Bergsteiger nahm auf dem Weg zum Fuji-Yama in ausgeglichener Gemütszustand einen Begleiter wahr: „Aber



– und das stellte ich beruhigt, verwundert, realistisch fest – ich hatte keinen Moment Angst, das Gefühl der Verlassenheit, der Sorge. Ich stieg einfach weiter. Zwischendurch hatte ich mal Brotzeit gemacht, kurz, aber nicht hastig, ich trank eine Dose Tomatensaft und wunderte mich, daß da keiner war, mit dem ich das Getränk hätte teilen können. Seltsam! Dieses Gefühl des unsichtbaren Begleiters verstärkte sich so, daß ich beim Abstieg, später, eine Saftbüchse, mich umwendend, zum Trinken anbot, aber feststellen mußte, daß da wirklich keiner stand. So trank ich sie allein. (...) Und bedachtsam und vorsichtig, ruhig steigend und ohne Beklemmung suchte ich meinen nächtlichen Weg den Berg hinab. Gegen halb elf Uhr begann der Schnee feucht zu werden. Nochmals machte ich Rast hinter einer Hüttenmauer und vermißte den ungesehenen Begleiter, den ich bei mir spürte.“<sup>24)</sup>

Kam dieses Wohlbefinden („Und war – bei aller Unbill – so ruhig und gelöst, wie ich es nicht kannte und als einzelner an diesem großen Berg in der Ferne auch nicht vermutet hätte“) auch aus dem Gefühl, nicht alleine zu sein? Es ist gewiß ein wohleingerichteter Mechanismus, daß wir zuweilen uns nicht alleine fühlen, wenn wir es sind. Interessant ist, daß manche Alpinisten gerade bei der Nahrungsaufnahme das Gefühl haben, sie müßten teilen; beim Essen ist niemand gern alleine, und so scheint die Phantom-Gegenwart sich genau da bemerkbar zu machen.

Der englische Bergsteiger Frank Smythe bewegte sich 1933 auf dem Nordgrat des Everest und blickte über den Rongbuk-Gletscher zu den tibetischen Bergen hinüber. „Die ganze Zeit, während der ich alleine kletterte, hatte ich das starke Gefühl, daß ich von einer zweiten Person begleitet wurde. Dieses Gefühl war so stark, daß es die ganze Einsamkeit auslöschte, die ich andernfalls empfunden hätte. Es schien mir sogar, daß ich mit meinem ‘Gefährten’ durch ein Seil verbunden sei, und daß es mich, wenn ich

ausrutschen würde, halten könnte. Ich erinnere mich, daß ich unentwegt über meine Schulter schaute, und einmal, als ich, nachdem ich den höchsten Punkt erreicht hatte, anhielt, um ein Stück Minzkeks zu essen, teilte ich es sorgfältig und drehte mich mit der anderen Hälfte in der Hand um. Es war fast ein Schock, festzustellen, daß niemand da war, dem ich es geben hätte können.<sup>25)</sup>

Am Makalu ging es Jerzy Kukuczka am 12. Oktober 1981 ähnlich. „Als ich an diesem Abend das Abendessen vorbereitete, hatte ich das deutliche Gefühl, es für zwei machen zu müssen. Und dann nahm ich auch im Zelt die Gegenwart von jemand anderem wahr, und ich bin nicht sicher, ob ich nicht das Wort an ihn richtete. Trotzdem fühlte ich mich in Form, ich hatte keine Beschwerden. Woher kamen diese Gespenster? Vielleicht war es nur das Zeichen eines magischen Augenblicks. Diese Fragen quälten mich mehr als die Erscheinung selbst; zusammen mit dem Zweifel, ob ich gut daran tat, weiter zu steigen. Am Morgen, als ich zum Gipfel aufbrach, hatte ich von neuem das Gefühl, in Gesellschaft zu sein. Plötzlich wurde mir bewußt, daß ich stehenblieb, um auf den anderen zu warten, und von Zeit zu Zeit ließ ich ihn vorbei, damit er mich beim Vorangehen abwechselte.“<sup>26)</sup>

Ein anderer Alpinist war beim Abstieg vom Gipfel des Annapurna von der Dunkelheit überrascht worden. An einen 50 Grad geneigten Hang gelehnt, erwartete er, daß die Nacht vorüberginge. Um vier Uhr morgens machte er sich wieder auf den Weg, und dauernd begleitete ihn das Gefühl, daß ihm jemand folge. Doch jedesmal, wenn er den Kopf drehte, wurde ihm klar, daß er allein war. „Die Sonne brennt stark, und bei einer Rast schlafe ich ein ... Hunger und Durst wecken mich rasch“, wird der Bergsteiger in einer rumänischen Sammlung aus dem Jahre 1960 zitiert.<sup>27)</sup> Er hörte Stimmen um ihn her und war der Meinung, es seien seine Kameraden, die ihm eine Tasse Tee brächten ... aber niemand kam.

## Halluzinationen und ihr Umfeld

Halluzinationen sind Bilder, die auf blitzartigen inneren Informationsquellen beruhen, die so gewertet werden, als würden sie von augenblicklichen äußeren Informationsquellen herrühren oder, einfacher: Sie sind Wahrnehmungen ohne dazugehörige Auslöser in der Außenwelt. Sie gehören zur Gruppe der Gedächtnisbilder und entstehen im Kurzzeitgedächtnis. Peter Slade und Richard Bentall ordnen sie ein: „Halluzinationen ... sind weder alltäglich noch selten. Sie stellen eine häufige (und quälende) Erfahrung für eine geringe Zahl von Menschen dar, aber auch eine seltene (und vielleicht positive) Erfahrung für eine große Zahl Menschen.“<sup>28)</sup>

Je nach Disposition und Situation kann eine voll ausgebildete Gestalt gesehen werden, nur ein Schemen, eine mangelhaft ausgebildete Gestalt – oder eine Anwesenheit wird gespürt. Eine Halluzination – das Wort kommt von „alucinari“ (lat.), „wandern im Geiste“ – wird vom Bergsteiger meist sogleich als solche erkannt. Darum ist die Unterscheidung zwischen Halluzinationen und Pseudo-Halluzinationen (die man sofort als Trugbild erkennt) in der Praxis unsinnig.

Noch im vergangenen Jahrhundert, vor dem berühmten Werk „Principles of Psychology“ von William James (übrigens der Bruder des Romanciers Henry James), hatte die „Society for Psychical Research“ (SPR) in London ihren „Census of Hallucinations“ fertiggestellt, der sich ausdrücklich mit den „Halluzinationen der Gesunden“ befaßte. Die Kardinalfrage lautete: „Haben Sie jemals, wenn Sie glaubten, völlig wach zu sein, den lebhaften Eindruck gehabt, ein lebendes Wesen oder ein unbelebtes Objekt gesehen zu haben, sich von ihm berührt gefühlt zu haben oder eine Stimme gehört zu haben; wobei der Eindruck, soweit Sie schließen konnten, nicht auf eine äußerliche physische Ursache zurückzuführen war?“ 410 Mitarbeiter sammelten in drei Jahren 17000 Antworten. Rund zehn Prozent der Befragten bejahten die Frage.

1994 ermittelte Alessandro Papò in Italien, daß 133 von 1402 Menschen von einer Erscheinung berichteten.<sup>29)</sup> Doch strengere wissenschaftliche Untersuchungen schüren wieder Zweifel: Die erwähnte britische Studie von West (1990) untersuchte die 123 Halluzinationen von Gesunden näher, mußte 35 aufgrund unklarer Angaben aussondern, und von den restlichen 88 blieben nach genauer Prüfung nur neun als echte Halluzinationen übrig. Die Society for Psychical Research registrierte die Berichte damals ungeprüft. Die Gelehrten nannten das Gegenwarts-Gefühl „Halluzinationen des niedrigsten oder rudimentärsten Grades“. In den Abschlußbericht 1894 ist dennoch kein Fall des Gefühls einer Präsenz aufgenommen worden; man könne es eben nicht als eine Halluzination der Sinne werten, entschied Sir Henry Sidgwick, der von einer „Quasi-Wahrnehmung“ spricht, die „eine Besetzung des Raums in der Nachbarschaft des Zeugen“ darstelle. Andere Fachleute behelfen sich mit dem Ausdruck „passagere (vorübergehende) Pseudohalluzination“.<sup>30)</sup>

Sidgwick versorgt uns noch mit einer wichtigen Information: Manchmal könne das Gefühl von geringfügigen Geräuschen, Bewegungen der Luft oder anderem hervorgerufen werden, deren Ursprung unentdeckt bleibt, und die womöglich unbewußt wahrgenommen würden.<sup>31)</sup> Man kann sich gut vorstellen, daß eine innere Instanz die Geräusche als „Anwesenheit“ meldet und die dazuge-



hörige Trugwahrnehmung produziert. Ohne sich dessen bewußt zu sein, überdeckt man im Alltag diese Mini-Geräusche, indem man ein Lied pfeift oder summt, wenn man alleine ist. Graham Reed erläutert: „Es mag sein, daß solche Begleitung Sicherheit gibt, weil es zwei Funktionen erfüllt. Erstens maskiert es kleine Geräusche, die falsch interpretiert werden könnten. Zweitens sorgt es für einen gewohnten Fokus der Aufmerksamkeit. (...)“ Kinder durchleben eine Phase, in der sie nur zu Bett gehen, wenn sie Licht wahrnehmen oder die Stimmen ihrer Eltern hören.

„Die Stille bietet ein unstrukturiertes Feld, das womöglich wie eine Leinwand wirkt, auf die man sein eigenes Unwohlsein projiziert, wodurch man zuläßt, daß diffuse Ängste bewußt werden.“<sup>32)</sup> Meine Schwester und ich mußten als Kinder zuweilen für Vater Bier aus dem Keller holen; wir rannten ganz schnell hinunter, denn wir stellten uns vor, da lauere eine Schlange oder ein Ungeheuer.

Von dort ist der Schritt nicht weit, eine Gegenwart auch zu spüren. Zwei rumänische Autoren berichten von dem (vertraut klingenden) Fall einer Frau, die aus beruflichen Gründen immer spät durch eine unbelebte Gasse nachhause gehen mußte. Sie entwickelte in der Folge die Angst, sie könne von jemandem angegriffen werden; und in der Tat

spürte sie bald, daß jemand hinter ihr ginge. Sie beschleunigte ihren Schritt und wandte sich nicht um aus Angst, sie könne wegen der Verzögerung gepackt werden.<sup>33)</sup>

Manchmal wirkt der Bericht einer Präsenz auf einem bestimmten Berg wie ein Katalysator. Durch weitergetragene Geschichten bilden sich Legenden. Menschen sind eine Spezies, die immer gemeinsam gelebt haben; sie lassen sich leicht anstecken<sup>34)</sup>. Professor Norman J. Collie, der schon mit Mummery geklettert war, besuchte in den zwanziger Jahren den Ben Macdhui (1.432 Meter) und hörte dabei angeblich Schritte und fühlte sich von einem Riesen verfolgt. Er flüchtete. Später haben viele Wanderer auch die Anwesenheit eines Wesens gefühlt und kamen wegen der Schritte zu dem Schluß: ein Riese. Er bereicherte fortan die Sagenwelt.<sup>35)</sup>

Es gibt viele Spielarten von vagen, aber gleichwohl dräuenden Gefühlen. Etwa die „Waldangst“, wenn man sich in menschenleeren Gegenden nicht mehr zu orientieren weiß und in Panik gerät; und natürlich die „panische“ Angst, benannt nach dem Gott Pan, dessen Namen man nicht aussprechen sollte. Gerade in Mittelmeergegenden kommt an heißen Sommermittagen oft das Gefühl auf, eine Katastrophe stehe bevor. Und jeder kennt Phasen von schwer zu definierender Unsicherheit und Angstgefühlen.

## Gegenwarts-Gefühl und das Überleben des Todes

Eine Abschweifung in die Hypothese des Fortlebens der Toten muß noch folgen – schon, damit mir niemand vorwerfen kann, ich sähe das Problem rein physiologisch. Auf meinen kurzen Artikel in den Mitteilungen des Deutschen Alpenvereins vom Juni 1997 („Unvermutete Begegnung“) erhielt ich auch kritische Zuschriften. Ein Leser wehrte sich gegen die Ansicht, Halluzinationen seien bloße Fehlleistungen des Gehirns, die ganz normal seien.

Er schrieb recht launig: „Es ist klar, daß es für diese Interpretation keine Grenze gibt: der gesamte Alpenverein ist eine Wahnvorstellung einiger weniger Normaler etc.“ Er appellierte: „Außersinnliche Erfahrungen sind in diesem Kontext nichts anderes als die Erfahrungen, die die Seele machen kann ohne Vermittlung des Körpers und die den Gesetzen der Seele unterliegen. Außersinnliche Erfahrungen sind ein Beweis für die Seele. – Ein anderer, der diese Erfahrungen machen darf, soll für diese Gnade dankbar sein.“ Ein weiterer Leser gab zu bedenken: „Auch in Europa gibt es zum Glück noch viele Menschen, die überzeugt sind von einem Weiterleben nach dem Tode.“<sup>36)</sup>

„Die wissenschaftliche Beweislage“ dagegen, erläutert Allan J. Hobson, „legt nun nahe, daß Ereignisse des Lebens (wie Geburten, Todesfälle und Unfälle) und Erlebnisse im Traum (wie außerkörperliche und präkognitive Erfahrungen) allesamt im Kern ungeplante natürliche Phänomene sind; sie ereignen sich nach ihren eigenen Gesetzen, in denen Determinismus ebenso wie Zufall die Statuten sind, und die Verbindungen zwischen ihnen sind genauso zufällig, wie sie kausal sind. Darum mag es unklug und auch unnötig sein, ihre unsinnigen Aspekte als überbedeutsam zu betrachten, und ungesund und auch unwissenschaftlich wäre es, sich in symbolischen Interpretationen zu ergehen.“<sup>37)</sup> Will sagen: Das „Feuern der Neuronen“ im Gehirn, verursacht durch Sauerstoffmangel, führt zu Kreationen, die genausogut anders aussehen könnten. Man soll sich nicht verrückt machen lassen.

Andrew Mackenzie dagegen meinte in früherer Zeit, daß die Erfahrung einer Gegenwart von profunder Bedeutung in einem mystischen und religiösen Zusammenhang sei. Er stellt zur Diskussion: „Wenn wir die Möglichkeit des Überlebens des Todes akzeptieren, sollten wir im Auge behalten, daß einige der Toten eine bessere Fähigkeit als andere haben könnten, sich einem Perzipienten zu zeigen“, was auch die berühmte Forscherin Elizabeth M. Sidgwick zur Diskussion stellte. Von unserem Gefühl einer Gegenwart ausgehend, können wir aber nichts dazu sagen, da uns diese Impression keinen Hinweis auf das Fortleben gibt.



Manchmal spielen Eindrücke mit, die man am liebsten mit „außersinnlich“ beschreiben möchte. Erlendur Haraldsson verfügt über Fälle, bei denen, als das Präsenz-Gefühl auftrat, der Perzipient sofort an den Großvater dachte, der auch tatsächlich zur selben Stunde verstorben war. Dabei könnte es sich – wie angedeutet – um eine schwach ausgeprägte Abart des „Anmeldens“ Verstorbener handeln. Der Mechanismus ist auch heute noch alles andere als klar: Womöglich wird eine Information aus unbekannter Quelle in ein Bild, ein Gefühl umgewandelt. Allerdings gibt es auch kritische Stimmen. Wer denkt bei einem seltsamen Gefühl nicht gleich an den Großvater, der todkrank im Krankenhaus liegt?

Erlendur Haraldsson hat 1981 in Island erforscht, welcher Prozentsatz von Menschen bereits Kontakt mit Verstorbenen hatte.<sup>38)</sup> Praktischerweise waren genau 100 Menschen bereit, über ihre Erfahrungen zu sprechen. Von ihnen berichteten 16 vom Gefühl einer Gegenwart. Manche spürten einen nahen Verwandten und hörten später, daß er in diesen Minuten gestorben war; aber 30 Prozent aller gespürten oder gehörten „Phantome“ konnten nicht identifiziert werden. Anfang der neunziger Jahre dehnte Erlendur Haraldsson seine Befragung auf 357 Isländer aus.

Er resümierte: „Jeder zehnte von den berichteten Fällen bestand lediglich in einem lebhaften Gegenwartsempfinden und fällt somit nicht unter die Kategorie ‘Erscheinungen’.“<sup>39)</sup> „Erscheinung wird nach Michael Thalbourne definiert als eine „visuelle Erfahrung, bei der eine Person oder ein Tier (verstorben oder noch am Leben) anwesend zu sein scheint, die tatsächlich außerhalb der Reichweite der Sinne des Zeugen ist.“<sup>40)</sup>

Von unserem Phänomen wird ja auch nicht selten in alten Häusern, in Gemäuern, an düsteren Orten berichtet; als Stichwort könnte man Spukhäuser anführen, in denen das Gefühl der Gegenwart ein Phänomen des „ortsgebundenen Spuks“ wäre. Auch dazu hat Andrew Mackenzie etwas

zu sagen: „Mir kommt es, nachdem ich eine Menge Fälle von Spuk untersucht habe, so vor, daß eine subtile Interaktion zwischen einer Person, einer Familie und einem Haus oder einer Gegend vorliegt. Manche Orte sind mit Empfindungen und Atmosphäre aufgeladen – man mag es nennen, wie man will –, die von einem sensitiven Menschen erfahren werden mag, wenn auch nicht von anderen, und diese Interaktion zwischen Mensch und Ort kann zu Halluzinationen führen, bei denen Erscheinungen gesehen oder Schritte oder seltsame Geräusche gehört werden.“<sup>41)</sup>

Der britische Psychiater Arthur Guirdham, ebenfalls ein Experte der paranormalen Forschung, hat ebenfalls – diesmal in der Tat in den Bergen – plötzlich ein merkwürdiges Gefühl verspürt. „Auf einer Bergtour hatte er unversehens ein starkes Gefühl von Abstoßung und Trauer. Später erfuhr er, daß sich diese Erfahrung eingestellt hatte, während er eine bergige Gegend überquerte, auf der vor Jahrhunderten ein höchst brutaler Mord stattgefunden hatte.“<sup>42)</sup>

*Ich bedanke mich für wichtige Literatur und Anregungen bei Dr. Peter Brugger von der Neuropsychologischen Abteilung der Neurologischen Klinik am Universitätsspital Zürich.*

### Anmerkungen:

- 1) Definition in: Parhon-Stefanescu, Constanta und Procopiu-Constantinescu, Thea: Considerations sur L'impression de Présence, in: Annales médico-psychologiques, Paris, vol. 2, 125. Année, Nr. 2, S. 253-260, hier: S. 253
- 2) Achttausender drüber und drunter, zit. in: Messner, Reinhold: Grenzbereich Todeszone, Köln: Kiepenheuer 1979, S. 175
- 3) Suedfeld, Peter, Mocellin, Jane S.P.: The „Sensed Presence“ in Unusual Environments, in: Environment and Behavior, Vol. 19, No. 1, Januar 1987, S. 33-52; S. 40
- 4) White, Rhea; Murphy, Mike: Psi im Sport, München: Hugendubel, 1983, S. 102
- 5) Principles of Psychology, vol. II, S. 322; zit. in: Proceedings of the S.P.R., London, Band 10, 1894, S. 86
- 6) zit. in: Andrew Mackenzie, The Seen and the Unseen, London: Weidenfeld and Nicolson, 1987; S. 69
- 7) Child, Greg: The other Presence, in: The Backpacker, 1989, vol. 17; S. 68
- 8) West, D.J.: A Pilot Census of Hallucinations, in: Proceedings of the Society for Psychical Research, Part 215, Vol. 57, April 1990; S. 163-207
- 9) Rees, W. J.: The Hallucinations of Widowhood, British Medical Journal, 4, 1971, S. 37-41
- 10) Mackenzie, Andrew, wie (6), S. 273
- 11) Suedfeld, Mocellin, wie (3), S. 42
- 12) James, William: Die Vielfalt religiöser Erfahrung. Olten/Freiburg im Breisgau: Walter, 1979 (Original 1901/1902); S. 75/76
- 13) ebd., S. 77
- 14) Brugger, Peter, Regard, Marianne, Landis, Theodor: Unilaterally Felt „Presences“: The neuropsychiatry of one's invisible doppelgänger. In: Neuropsychology & Behavioral Neurology, Vol. 19 (2), Apr. 1996, S. 114-122
- 15) Dies.: Illusory Reduplication of One's Own Body: Phenomenology and Classification of Autoscopical S. Phenomena, in: Cognitive Neuropsychiatry, 1997, 2(1), S. 19-38; S. 30
- 16) ebd., S. 21
- 17) vgl. Lucadou, Walter von, Poser, Manfred: Geister sind auch nur Menschen, Freiburg: Herder, 1997, S. 90 ff: Kapitel „Der psychische Parasit“
- 18) E-Mail a. d. Verf. vom 7.11.1997, P. Brugger, Zürich

Ob Guirdham nur im nachhinein eine Verbindung zwischen der Bluttat und seinem Gefühl konstruiert hat oder ob er tatsächlich wahrnahm, was der Landschaft „eingeschrieben“ war – es ist nicht zu klären. Die spiritistische Hypothese wird bei Gefühlen einer Anwesenheit nicht ganz von der Hand zu weisen sein; wir können sie jedenfalls nicht widerlegen.

Man sieht aus den bedrohlichen und düsteren Präsenz-Episoden im ortsgebundenen Spuk, im Halbschlaf oder bei Kranken, daß sie sich sehr von den Phantomgefühlen der Bergsteiger unterscheiden. Bei diesen handelt es sich wohl eher – befördert durch Einsamkeit, fehlende Sinnesreize und Erschöpfung – um halluzinatorische Wunscherfüllungen. Dieses Gefühl der Gegenwart ist nie bedrohlich, sondern flößt eher Ruhe und Sicherheit ein. So helfen wir uns selbst, ohne es zu wissen. Eine Instanz in unserem Inneren kann in gefährlichen Lagen in wohltätiger Weise eingreifen. Daß wir sie nicht kontrollieren können, sollte uns nicht beunruhigen; wir sollten Vertrauen haben darauf, daß wir stärker sind, als wir meinen.

- 19) Critchley, Macdonald: The Black Hole and other Essays. London: Pitman, 1964, S. 207
- 20) E-Mail Brugger, beim Verf.
- 21) ebd.
- 22) Child, Greg, S. 70
- 23) aus einem unveröff. Manuskript: „Hallucinatory experiences in extreme-altitude climbers“, S. 5
- 24) Welsch, Walter: Eine Besteigung des Fuji-san, in: Der Bayerländer, München, S. 54-56
- 25) zit. in: Brugger, Regard ..., wie (15), S. 24 (Übers. Mp)
- 26) Kukuczka, Jerzy: Im vierzehnten Himmel. München: Berg, 1990, S. 84/85
- 27) aus: Bleahu, M., Bogdan, M., Epuran, Gh.: Cucerirea gigantilor lumii Himalaya, Bukarest, 1960, zit. in: Parhon-Stefanescu, wie (1), S. 255
- 28) Slade, Peter, Bentall, Richard: Sensory Deception, London: Croom Helm, 1988; S. 4
- 29) in: Quaderni di Parapsicologia, Bologna, Vol. XXVII, Oct. 96, No. 2, S. 17-32
- 30) Volker Schuhmacher, Institut für Grenzgebiete der Psychologie, Freiburg, pers. Mitt.
- 31) Report on the Census of Hallucinations, in: Proceedings, Society for Psychical Research, London 1894, Band 10, S. 85/86
- 32) Reed, The Psychology of Anomalous Experience, Buffalo (N.Y.), 1988, S. 45
- 33) in: Parhon-Stefanescu, wie (1), S. 254
- 34) Ich verweise auf das hervorragende Buch „Emotional Contagion“ von Eleonora Hatfield, John T. Cacioppo und Richard L. Rapson (Cambridge: Cambridge University Press, 1994)
- 35) Eine Chronologie in: Underwood, Peter: Gazetteer of Scottish and Irish Ghosts, London: Souvenir Press, 1973; S. 34-37
- 36) Brief vom August 1997, beim Autor
- 37) Hobson, John A: The Dreaming Brain, London: Basic Books, 1989, S. 11
- 38) Erlendur Haraldsson: Representative National Survey of Psychic Phenomena. Journal of the Society for Psychical Research, London, 53 (1985), S. 145-158
- 39) Ders.: Begegnungen mit Verstorbenen, in: Aspekte der Paranormologie, Innsbruck: Resch, 1992, S. 469-482
- 40) zit. in: Mackenzie, Andrew: Apparitions, SPR Fact Sheet, London, No. 1
- 41) Mackenzie: Hauntings and Apparitions, London: Heinemann 1982, S. 130
- 42) Rogo, Scott D.: An Experience of Phantoms. New York: Taplinger, 1974; S. 50



Georg Sojer

Reinkarnation,  
Sepp als Flechte  
(zu folgendem  
Beitrag)

# Die Psychoanalyse des Bergsteigers

Ein beinahe ernstgemeinter Beitrag zur  
Problematik der Persönlichkeitsentwicklung bei Extremsportlern

Albert Hirschbichler

**F**olgende Geschichte entstand vor dem sozialpsychologischen Phänomen des „Sich-Bekennens“. Harald Juhnke mit seinem Alkoholproblem hatte den Anfang gemacht. Und jetzt: Bankräuber, Sittenstrolche, Dirnen und Politiker..., alle wenden sich neuerdings an die Öffentlichkeit, packen aus, outen sich, bekennen sich zu ihrem Tun und bringen es einem Millionenpublikum nahe.

In Talk Shows, in der Regenbogenpresse... und kommen meistens ganz groß raus damit. Seelenstriptease ist „in“, je schonungsloser, desto besser. Mit folgenden Ausführungen will der Autor einen Beitrag zum Zeitgeist leisten. Die Geschichte handelt weder vom elften Grad, noch von neuen Rekord-Alleinbegehungen winterlicher Nordwände bei Nacht, sondern vom Therapieverlauf eines ganz und gar durchschnittlichen Bergsteigers im typischen Midlife-Crisis-Alter. Der Einfachheit halber wollen wir ihn Sepp nennen. Aber lesen Sie selbst:

## Die Behandlung abbrechen...

*Irgendwie kommen wir nicht recht weiter..., Ihr anal fixiertes depressives Psychosyndrom hat sich seit unserer letzten Sitzung weiter verschlechtert, Ihre Kastrationsängste sind auch nicht besser geworden, und von Ihrer Beziehungsscheue fangen wir lieber erst gar nicht an... Ich denke, wir sollten die Behandlung an diesem Punkt vorläufig abbrechen...*

Wie von weitem hört Sepp die Stimme seines Psychoanalytikers, der wie immer mit seinem Notizblock außerhalb des Blickfeldes am oberen Ende der Behandlungscouch sitzt. Sepp schluckt erst einmal gegen einen knödelgroßen Kloß im Hals an, dann liegt er mit geschlossenen Augen da. Vor seinem inneren Auge entwickeln sich Bilder der sich nun bald drei Jahre hinziehenden Analyse.

Angefangen hatte es damit, daß Sepp zu der Erkenntnis gelangt war, daß sich in seinem Leben 25 (fünfundzwanzig) Jahre lang nichts, aber auch überhaupt nichts verändert hatte. 25 Jahre der Stagnation lagen hinter ihm, er war im prä-, bestenfalls postpubertären Stadium einfach steckengeblieben. Andere hatten in der Zeit mindestens

einmal geheiratet, hatten bis zu fünf Kinder gezeugt, Häuser gebaut oder waren auf der Karriereleiter ins mittlere Management aufgestiegen. Er dagegen saß immer noch in seiner Altstadtbude, mit seiner Lebensgefährtin, einer flügelhahnen Wellensittichfrau namens „Buzi“ und hatte bestenfalls einige Schrullen weiterkultiviert. Kräfte des persönlichen Wachstums und Werdeenergien, die – so hatte er gelesen – angeblich in jedem Menschen schlummern, schienen bei ihm auf irgendeine Weise blockiert, hoffentlich nicht gänzlich versiegt zu sein.

## Lebensweg und Bergsteigerei...

Wochen und Monate des Grübelns hatten Sepp zu der Einsicht geführt, daß sein Lebensweg vielleicht doch etwas mit seiner Leidenschaft für die Bergsteigerei zu tun haben könnte. 25 Jahre war es ihm mit Hilfe von Klettern und Skitouren vorzüglich gelungen, alte Probleme zu verdrängen und neuen weiträumig aus dem Weg zu gehen. Da er die meiste Freizeit bei jedem Wetter sofort ins Gebirge ging, um nicht zu sagen flüchtete, konnte sich in seinem Leben natürlich auch nichts Neues ergeben, logisch... Die unverarbeiteten Probleme und Konflikte, die er vor sich herschob, hatten sich mittlerweile zu Mittelgebirgsgröße aufgestaut und konnten am Berg erst in beträchtlichen Höhen, etwa ab 1600 Meter, abgeschüttelt werden. „Es irrt der Mensch, so lang er strebt“, so steht es zwar schon in Goethes Faust, dennoch, so konnte es nicht weitergehen...

In Anbetracht der Schwere des Falles beschloß er damals, alle Hilfen aufzugreifen, die geeignet schienen, ihn dem hohen Ziel näherzubringen, so zu werden wie alle anderen. Um die bewährten Regressionshilfen zu eliminieren, verschenkte er erst einmal seine gesamte Kletterausrüstung an bedürftige Sportkletterer und schloß sich dem berühmten „Arpac-Kreis“ an. Die Treffen dieser alternativen Trink- und Gesprächsrunde, vorwiegend von Hausfrauen mindestens der gehobenen Mittelschicht, standen ganz im Zeichen des Wassermannes. Je später der Abend und je mehr guter Chianti die Zungen gelockert hatte, um

so eifriger wurden die neoesoterischen Gedanken eines bekannten Atomphysikers diskutiert, der als einer der ersten die Zeichen der neuen Zeit erkannt hatte und mit pseudowissenschaftlichen Büchern in kürzester Zeit sicher mehr Geld verdienen konnte, als es mit einem normalen Professorengelohnte in einem ganzen Leben möglich gewesen wäre. Besonders in seinem ersten Bestseller tritt er für ein neues „ganzheitliches“ (was immer das sein mag) Weltbild ein, nachdem er zuvor in einigen Kapiteln eine zusammenfassende Gesamtschau und vernichtende Kritik aller bekannten rationalen Wissenschaften vorgenommen hatte. Um zwei Uhr in der Früh rauchte dann zwar auch Sepp der Kopf, ohne daß sich jedoch an seinen dringlichsten Lebensproblemen etwas geändert hätte.

### Hopi-Kerzen und Verhaltenstherapie ...

Als nächstes steckte er sich Hopi-Kerzen in die Ohren, die zwar sein Ohrenschild etwas zu lockern vermochten, ansonsten aber völlig wirkungslos blieben. Die Tropfen von Bach-Blüten, auf die eine gute Freundin schwor, machten Sepp nur Halsweh. Kurse in Ayurveda-Medizin und verhaltenstherapeutische Selbsterfahrungswochenenden waren zwar ein netter Zeitvertreib, blieben aber letztlich so erfolglos wie mehrwöchiges Heilfasten. Zu seinen seelischen Problemen kam dabei noch der Hunger dazu, was die Lage keinesfalls erleichterte. Intensiv widmete er sich einem Buch mit dem vielversprechenden Titel: „Lassen Sie Ihrer Seele Flügel wachsen“, aber hungerbedingte Konzentrationsstörungen verhinderten einen vertieften Lernerfolg. Am besten wirkten noch die gemischten Gruppenschwitzkuren in original Büffellederzelten unter Anleitung eines der letzten lebenden Indianermedizinmänner vom Stamm der Huang Scheng oder so ähnlich. Für die Kurse in Deutschland kam er extra mit Privathubschrauber von irgendwoher. Natürlich mußte der Hubschrauber ebenso mitfinanziert werden wie der Pilot und einige aufregende Squaws, die immer um den Meister waren. Dementsprechend fiel das Honorar aus. Nachdem die Bank sein Konto gesperrt hatte, mußte Sepp leider auch diesen vielversprechenden Weg des Heils wieder verlassen.

Als sich sein Kontostand einigermaßen erholt hatte, wandte er sich an einen Urschrei-Therapeuten, der leider kaum billiger war. Sepps introvertierte Wesensart verhinderte bedauerlicherweise auch hier einen durchschlagenden Therapieerfolg. Auch nach mehreren Stunden was das Ergebnis seiner Bemühungen, das was aus ihm urschreimäßig herausbrach, kaum mehr als der Juchzer, der ihm beim Skifahren im Pulverschnee ganz ohne Therapeut nicht selten gelang. Die Empfehlung des Therapeuten, „sich richtig fallen zu lassen“, stieß aber gerade bei ihm als Bergsteiger auf erhebliche Widerstände...

Eine gutaussehende Dame, die er im Wartezimmer kennengelernt hatte, brachte ihn auf die durchaus plausible Idee, daß die Wurzel seiner Probleme höchstwahrscheinlich in irgendeinem seiner früheren Leben zu suchen sei. Neugierig geworden hatte er sie nach der Therapiestunde in die nächste Wirtschaft auf ein Glas Yogi-Tee eingeladen, um Genaueres zu erfahren. Sichtlich erfreut hatte Britta – so hieß die Dame – die Einladung angenommen, und so erfuhr er in kurzer Zeit neben den wesentlichen Problemen ihres Lebens als vernachlässigte Arztfrau viel über die bewußtseinserweiternden Wirkungen ihrer mehrjährigen Reinkarnationstherapie.

### Reinkarnation, Sepp als Flechte...

Ihre Ausführungen über ihre Erlebnisse in den verschiedensten Daseinsformen und Zeitaltern – einmal hatte sie sich als Sumpfdotterblume erkannt, ein andermal als Küchenmädchen zu Zeiten Napoleons – fand Sepp durchaus ansprechend... Die Dame schien wirklich viel daraus gelernt zu haben. Das einzige, was sich in keiner Weise verändert hatte, war offensichtlich die Vernachlässigung durch ihren workaholischen Gatten, der nebenbei gesagt an Reinkarnationen überhaupt nicht glauben wollte... Die Einladung, zu ihr nach Hause mitzukommen – ihr Mann war wieder einmal auf einem Kongreß in Amerika – lehnte er ausnahmsweise dankend ab, um am gleichen Abend noch über den Anrufbeantworter Kontakt mit einem berühmten Reinkarnationspsychologen aufzunehmen. Nach nur fünf Monaten Wartezeit war es dann soweit: Sepp erhielt einen Platz für ein Samstagseminar in einem Münchner Nobelhotel. Zur Einstimmung nahmen sich die 170 (meist weiblichen) Teilnehmer kreisbildend an den Händen, um zu den Klängen einer undefinierbaren Musik, die Sepps Geschmack eher weniger entsprach, rhythmisch mit den Armen zu schwingen. Nachdem man dann am Boden auf den mitgebrachten Decken Platz genommen hatte, begann der Therapeut – eine unbestrittene Kapazität auf diesem Gebiet – mit seinen Bemühungen. Nicht wenige verfielen, kaum daß sie die Augen geschlossen hatten, in Trance und drifteten sogleich in Existenzalternativen ab. Murmelte sein Nachbar links nicht in einer fremden, längst vergessenen Sprache? Grunzte nicht der rechts neben ihm leise? Oder bildete er sich das bloß ein?

Nur Sepp fühlte sich lange Stunden trotz Hypnose lediglich als der Sepp, der er immer war. Erst gegen Ende des Seminars erfolgte endlich eine Zurückversetzung: Für kurze Zeit gelang es Sepp, sich für eine Flechte – eine Urflechte – zu halten, ein so ungewohntes wie undefinierbares Gefühl... Sein Flechtendasein schien in einem besonders trockenen Sommer stattgefunden zu haben, und so fühlte er sich auch: trocken und sonst nichts ...

Nach dem Erwachen aus der Hypnose konnte er sich dementsprechend an nichts mehr erinnern. Auch vermochte die Zurückversetzung in sein Flechtenleben keine kathartische Wirkung im Hier und Jetzt zu entfalten. Geblieben war lediglich ein trockenes Gefühl im Hals, dem er sogleich mit der Bestellung einer Maß Bier Abhilfe schuf. Den Maßkrug in der Hand, ging ihm noch einige Zeit die Frage im Kopf um, weshalb er nicht Flechte hatte bleiben dürfen, warum er Mensch werden mußte, mit allen damit verbundenen Unannehmlichkeiten... Was hatte er als Flechte falschgemacht?

### Psychoanalyse ...

So kam Sepp nach diversen Vorerfahrungen vor nun drei Jahren zur langwierigsten und kostspieligsten Psychotherapie, der klassischen Analyse nach Sigmund Freud. Psychoanalyse, Königsweg zum Unterbewußtsein, das schien genau das Richtige.

Drei lange Jahre hatte Sepp seinem Analytiker alles erzählt, was ihn bewegte, ausgehend von der frühen Kindheit. Die orale, anale und genitale Phase wurden reaktiviert und die tiefsten Sümpfe seines Seelenlebens ausgelotet. Verborgene Abgründe und Abarten wurden enttarnt und ins Bewußtsein gehoben. Seine vielseitigen Unzulänglichkeiten hatte er ebenso vorgebracht wie seine wenigen Stärken. Nach und nach gewann der Therapeut Einblick in ein eindrucksvolles Wechselbad zwischen omnipotenten Größenphantasien und quälenden Selbstzweifeln. Die Vielzahl unerfüllter Hoffnungen und geplatzter Illusionen verwunderten sogar den erfahrenen Therapeuten. Die den Spielraum seiner Verhaltensmöglichkeiten begrenzende ihm eigene Persönlichkeitsstruktur legte Sepp in einer besonders gelungenen Sitzung rücksichtslos offen. „Das ist ja fast, als ob Sie in einer Zwangsjacke steckten...“, hörte er den Analytiker murmeln. Zumindest konnte eine multiple Persönlichkeitsstörung mit ziemlicher Sicherheit ausgeschlossen werden.

Seine Bemühungen, Antworten auf die dringlichsten Fragen des menschlichen Daseins zu finden, lange

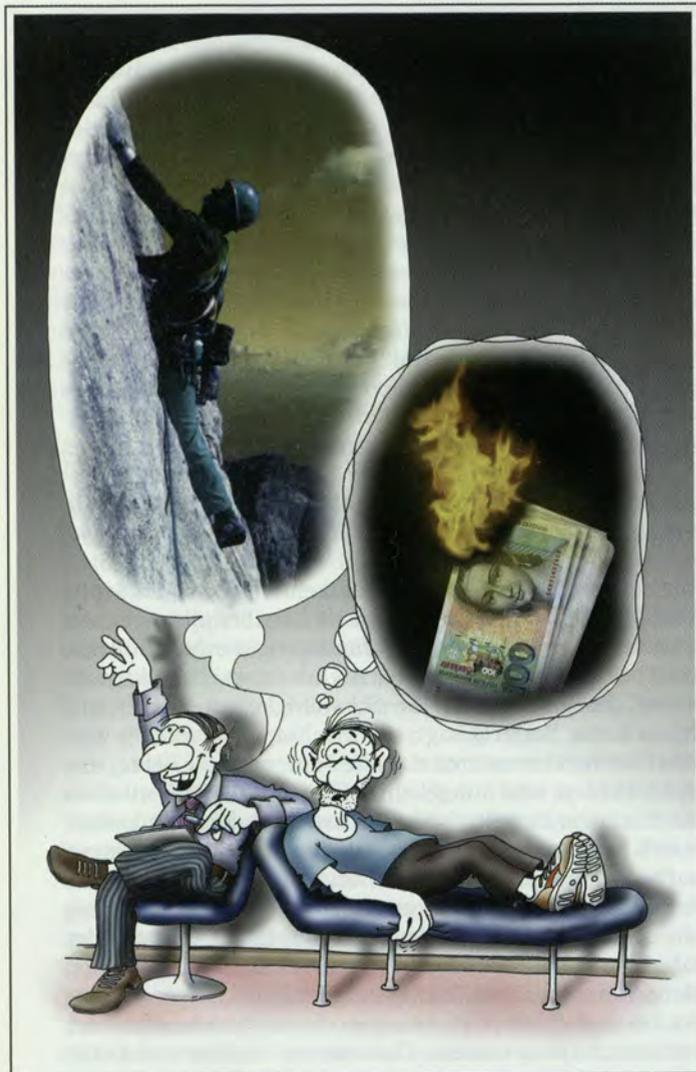
Stunden hatte Sepp darüber assoziiert: Einsamkeit, Liebe, Wahnsinn und Tod... woher kommen, wohin gehen wir, was sollen wir überhaupt hier? „Ja das möchte ich auch gerne wissen“, murmelte der Therapeut kaum hörbar... Entstehung und Zukunft des Universums..., warum ist der Mensch so wie er ist... was unterscheidet uns von den Tieren und was nicht?... Was kann der Mensch wissen und was nicht?... Einsteins allgemeine und spezielle Relativitätstheorie und die Konsequenzen für unser Weltbild..., das Leib-Seele-Problem,... wie starb König Ludwig wirklich? und und und... „Da haben Sie sich aber wirklich sehr undankbare Fragen vorgenommen...“, bemerkte der Therapeut mehr als einmal. Alle seine Träume, meist erotischen Inhalts, legte Sepp ebenso offen wie seine geheimsten Wünsche und sein Leiden am Mangel eines objektiveren Lebenssinnes. Emphatisch bedauerte der Psychotherapeut seine Verluste am chinesischen Aktienmarkt und bei Immobilienspekulationen. „Haben Sie wenigstens daraus etwas gelernt?“, fragte er.

In freischwebender Aufmerksamkeit verfolgte er Sepps Ausführungen über seine vergeblichen Bemühungen, in seinem Leben irgendeine Veränderung herbeizuführen. Ein Thema, auf das sie immer wieder zu sprechen kamen, waren die Frauen und die Schwierigkeiten, die er mit ihnen hatte, besser gesagt, sie mit ihm. Das Problem war, oberflächlich betrachtet, daß die Frauen, die er liebte, ihn nicht liebten und umgekehrt. Diese Dauerkonstellation machte sogar den Analytiker ratlos. Nachdenklich kratzte er sich hinterm Ohr, als Sepp auf sein klassisches Dilemma Individuation versus Sozialisation zu sprechen kam. Seine Bemühungen, ein sozial angepaßtes Wesen zu werden, ohne sich selbst dabei verleugnen zu müssen, waren in der Tat nur sehr beschränkt gelungen. Woher seine zeitweilige Menschenscheu und Selbstgenügsamkeit kamen, konnte der Psychologe auch nicht sagen. Seine Deutungen unter Berücksichtigung neuerer Theorien zur Genese von Autismus und Schizoidität trugen aber doch nicht unwesentlich zu Sepps Selbsterkenntnis bei.

Ja, so hatten sie drei Jahre gearbeitet, zwei Stunden pro Woche, immer dienstags und donnerstags... Das einzige,

Zeichnung:  
Tina Ott





Oben:  
Georg Sojer

„So sprach der  
Analytiker“

was Sepp aus vermeintlicher Unbedeutsamkeit nicht vorgebracht hatte, war seine Passion für die Bergsteigerei. 180.000,- DM hatte die Analyse bislang gekostet, wovon die Kasse lediglich die Hälfte zu übernehmen bereit war. Und jetzt liegt Sepp da, mit einem Kloß im Hals, und die letzten Worte seines Analytikers klingen ihm in den Ohren: ...Irgendwie kommen wir nicht recht weiter..., nicht weiter..., weiter...

### die ultimative Deutung...

Nach langem Schweigen, in einer Psychoanalyse nichts ungewöhnliches, begann der Therapeut leise, beinahe andächtig, mit einer ultimativen Deutung:

„Es gibt Menschen, die brauchen für ihr inneres Gleichgewicht etwas Nervenkitzel, sonst verfallen sie in Melancholie und Lethargie. Es hängt wahrscheinlich mit einer genetisch bedingten Eigenart des sensorischen Reizverarbeitungssystems zusammen. Bei manchen Menschen werden ankommende Reize verstärkt, bei anderen abgeschwächt, bevor sie ins Bewußtsein gelangen. Klar, daß letztere stärkere Reize für ihr optimales Stimulationsniveau brauchen. Dieses optimale Stimulationsniveau hängt wiederum mit seelischer Ausgeglichenheit und Wohlbefinden zusammen. Menschen dieser Art, nennen wir sie nach Zuckerman „sensation seeker“, sind quasi Opfer ihrer Biologie. Alles Reden hilft da nicht recht weiter. Ich komme zunehmend zu der Ansicht, daß dieser Punkt auch bei Ihrer Problematik eine wesentliche Rolle spielt. Ich kann Ihnen jetzt nur noch eines raten: Versuchen Sie es einmal mit einem Kletterkurs. Gerade das Felsklettern hat bei allen neueren Untersuchungen mit diesen – wenn sie nicht genügend Reize vorfinden – recht bedauernswerten Zeitgenossen besonders gut abgeschnitten. Gehen Sie in die Berge, ich glaube, das könnte wesentlich zu Ihrer Menschwerdung beitragen! Ich bin übrigens selbst leidenschaftlicher Bergsteiger...“

So sprach der Analytiker. Mit fahlem Gesicht blieb Sepp noch bis zum Ende der Stunde auf der Behandlungscouch liegen und dachte darüber nach, wie lange er mit der Hälfte von 180.000,- DM in den Dolomiten hätte leben können...

#### Literatur

- Aufmuth, U.: Risikosport und Identitätsproblematik. In: Sportwissenschaft 13 (1983), 249-270.  
 Aufmuth, U.: Die Lust am Aufstieg. Weingarten 1984.  
 Gabler, H./Nitsch, J. R./Singer, R.: Einführung in die Sportpsychologie. ÖAV (Hrsg.): Bergsteigen als Lebensform und Lebenshilfe. Symposiumsbericht Innsbruck 1977.  
 Zuckerman, M.: Reizhungel. Warum manche den Nervenkitzel brauchen. In: Psychologie heute 5 (1978) Heft 6, S. 14-21.  
 Zuckerman, M.: Sensation Seeking. Beyond the optimal level of arousal. Hillsdale 1979.  
 Zuckerman, M.: Dimensions of Sensation Seeking. In: Journal of Consulting and Clinical Psychology 36 (1971), S. 45-52.

# Des Höllenfürsten würdigste Residenz

Mit Charles Dickens durchs Vomper Loch

Heidi Knetsch/Stefan Richwien

Zwei- bis dreimal im Jahr überreden wir unseren besten Freund zu einer Bergwanderung.  
 „Gibt es Gletscher?“  
 „Nein, keine Gletscher.“  
 „Aber wir überschreiten die Baumgrenze?!“  
 „Nur ganz wenig.“  
 Die Stimme unseres Freundes – nennen wir ihn Helmut – überzog sich mit Rauhref. „Was heißt 'nur ganz wenig'? 2.000 Meter?“  
 „Höchstens 200.“

Die Überredungszeremonie folgt ehernen Regeln. Manchmal möchte unser Freund Helmut auch wissen, ob das Tourenziel der Bergwacht bekannt sei. Nachdem wir seine umfangreichen Bedenken zerstreut haben, läßt er sich zu einem leidvollen „Na gut!“ herab. Helmut ist Mitte 50 und der letzte Barockmensch. Ein Mann wie eine Spessart-eiche, ein begnadeter Esser, Weinkenner, Schriftsteller. Das Wandern auf Berge hält er für unvereinbar mit Artikel 1 Absatz 1 des Grundgesetzes. Er geht nur uns zuliebe mit. Zu Weihnachten hat er uns ein Buch mit Erzählungen von Charles Dickens geschenkt. Wir sollten darin vor allem das erste Kapitel der Erzählung „Müßige Reise zweier fauler Lehrlinge“ zur Kenntnis nehmen. Es spiegele in unvergleichlicher Weise seine Gefühlslage beim Besteigen eines Berges wider.

In diesem Kapitel wird von zwei englischen Schriftstellern berichtet, die zum Bergsteigen in die Grafschaft Cumberland nahe der schottischen Grenze aufbrechen. Der eine, Francis Goodchild, ist begeisterter Bergsteiger; der andere, sein Freund Thomas Idle, betrachtet die Gipfel lieber von unten. Dennoch läßt er sich auf eine Bergtour ein – obwohl er, wie unser Freund Helmut, im Innersten davon überzeugt ist, von derlei Unternehmungen nicht unversehrt zurückzukehren.

*Ihr Ziel war das Dorf Heske, Newmarket. Goodchild hatte von einem gewissen schwarzen alten Hügel oder Berg in Cumberland gehört – er hieß Carrock – und war zu dem Schluß gelangt, daß es der höchste Triumph sein müsse, diesen zu ersteigen. Mr. Idle hatte eindringlich auf die solchem Tun untrennbar ver-*

*bundenen Mühen hingewiesen und hatte stärkste Zweifel am Sinn, ja an der Vernunft dieses Unternehmens geäußert.*

Eindringlicher als jeder andere Begleiter hat uns Helmut gelehrt, was es heißt, die Garantenstellung zu übernehmen. Ein ähnlich hohes Verantwortungsgefühl kann nur ein gerade dem Laufstall entwachsenenes Kleinkind mobilisieren, dessen Forscherdrang sich Bügeleisen und elektrisch betriebenen Do-it-yourself-Gerät zugewandt hat. Da Helmut die Besteigung eines Berges als Rebellion gegen die Naturgesetze empfindet, fühlen wir uns bei einer Wanderung mit ihm dazu verpflichtet, jedes nur mögliche Ungemach von ihm fernzuhalten.

Die Rollen in unserem Dreigespann sind klar umrissen: Unser Freund fühlt sich seelenverwandt mit Thomas Idle, und wir verhalten uns wie Goodchild und der Wirt, in dessen Gasthaus die beiden Schriftsteller schließlich abgestiegen sind.

*Der Wirt verwandelte sich plötzlich in den zuversichtlichsten und abenteuerlichsten Führer und schritt zur Bergbesteigung voran. Mr. Goodchild schaute voll Ungeduld zum Berggipfel hoch. Nur im Busen von Mr. Idle herrschte düstere Verzweiflung. Er behielt es für sich, aber er hätte zu Beginn des Aufstiegs eine hübsche Summe dafür gegeben, wieder im Wirtshaus sein zu können. Die Flanken des Carrock sahen erschreckend steil aus, und der Gipfel des Carrock verbarg sich im Nebel.*

Wir haben unserem Freund viel zu verdanken; durch ihn sind wir gute Kartenleser geworden. Anfangs zogen wir nur mit einer handelsüblichen Wanderkarte im Maßstab 1:50.000 los. Doch nachdem wir uns einmal verlaufen hatten und zu keinerlei Bestimmung der eigenen Position mehr in der Lage waren, gehörte zur Grundausrüstung jeder Tour mit Helmut die topographische Karte des Landesvermessungsamtes im Maßstab 1:25000.

Eine andere Sache war das Wetter. Vor der Zeit mit Helmut erkundigten wir uns nur bei drei verschiedenen Wetterdiensten. Nachdem uns diese Strategie einen in keiner Prognose für möglich gehaltenen Hagelschlag beschert hatte und unser Freund für den Rest des Tages die Sym-

ptome einer Lungenentzündung an sich wahrzunehmen glaubte, wurde die alpine Handbibliothek durch Bücher wie „Praktische Wetterkunde für jedermann“ komplettiert.

*Der Regen fiel immer dichter. Mr. Idles Knie – die bei Fußmärschen immer von Schwäche befallen waren – zitterten und bebten vor Furcht und vor Feuchtigkeit. Niemand da, der ihm den Arm geboten, der ihn von hinten freundlich geschoben oder von vorne zartfühlend gezogen hätte. Niemand, mit dem er hätte sprechen können, der wirklich empfänglich war für die Schwierigkeit des Steigens, die Nässe des Regens, die Dichte des Nebels und die unsagbare Torheit, die es war, ohne Not irgendeinen steilen Ort der Welt zu erklettern, wenn ebene Fläche zur Verfügung stand, auf der man stattdessen gehen konnte.*

Größte Sorgfalt lassen wir bei der Auswahl der Route obwalten.

„Wie lang dauert die Schinderei?“

„Fünf Stunden.“

„Die Wahrheit!“

„Sechs Stunden. Allerhöchstens.“

„Aber keine Minute länger! Sonst verwandle ich mich in ein reißendes Tier.“

Felsige Passagen würden Helmut zur sofortigen Umkehr bewegen, desgleichen Schuttreißen und Altschneefelder. Gegenanstiege empfindet er als heimtückisch. Für ihn hat ein Bergpfad entweder nur aufwärts oder nur abwärts zu führen. Wege, die gegen diese Logik aufbegehren, stellen für Helmut eine durch nichts entschuld bare Schikane dar. Dafür weiß er Pfade zu schätzen, die die ortsansässige Sparkasse großzügig mit Ruhebänken ausgestattet hat. Schon bei der ersten, nach 20 Gehminuten erreichten Bank rühmt er deren vortreffliche Platzierung für eine erste stärkende Mahlzeit.

*Hatte er dafür London verlassen? London, wo man in ebenerdigen öffentlichen Parks herrliche kurze Spaziergänge machen kann, wo müde Wanderer sich auf Bänken ausruhen können, die im richtigen Abstand angebracht sind; London, wo der rohe Stein auf menschliche Weise in kleine Stückchen für die Straßen zerklopft und für das Pflaster in glatte Platten aufgeteilt ist! Niemals hatte er niederschmetternder die Überzeugung gefühlt, eine schwerwiegende falsche Entscheidung getroffen zu haben, als nun, da er sich im Regen am Fuße eines steilen Berges sah und sich dessen bewußt war, daß niemand als er dafür zuständig war, daß er auch zum Gipfel gelangte.*

Bei einer Route ohne reichhaltiges Angebot an Sitzgelegenheiten ist Helmut nur noch durch die Aussicht auf eine kulinarisch ergiebige Einkehr bei Laune zu halten.

„Sie machen dort oben eine vorzügliche Steinpilzsuppe.“

„Steinpilzsuppe!“ Gewisse Wörter kann Helmut so aussprechen, als streichele er sie.

„Letztes Mal hatten sie auch einen phantastischen Blau-beerkuchen. Der kam gerade aus dem Ofen.“

Man muß, wie gesagt, das Tourenprogramm als eine Aneinanderreihung kulinarischer Höhepunkte verkaufen. Dazwischen sind kleine Zwischenmahlzeiten fällig. Zu diesem Zwecke führen wir im Rucksack erlesene Speze-reien mit: Spiegeleibrot, mild marinierte Oliven, mundge-rechte Paprikastreifen, Artischockenböden, Parmaschinken, Mailänder Salami, Cocktail-Tomaten sowie ein wechselndes Hart- und Weichkäsesortiment. Da Helmut die Mitnahme eines Rucksacks aus ästhetischen Gründen ablehnt, sind all diese Dinge von uns selbst zu befördern.

Bei dem Versuch, ihm einen Rucksack mit einem modernen Tragesystem zu schenken, war er nach der Anprobe mehrerer Modelle entrüstet aus dem Fachgeschäft gestürzt. Dies hat auch dazu geführt, daß wir außer Helmut's Verpflegung auch Helmut's Bergstöcke, Helmut's Sonnenhut und Helmut's Regenschutz tragen. Wenigstens hat ihm das unergründliche Schicksal ein solides Schuhwerk zugespielt, und einmal ist es uns sogar gelungen, ihn zum Mitführen eines Pullovers und zum Tragen einer langen Hose zu überreden. Da hätte er es sich fast schon wieder anders überlegt. Denn hochsommerliche Temperaturen sind für ihn die wichtigste Rahmenbedingung für eine Bergwanderung. Die zusätzlich mitgeführte Zwei-Liter-Wasserflasche tragen wir dann abwechselnd. Seine Begleitung ist charakterbildend – durch sie reift die Erkenntnis, daß Toleranz ein kostbares Gut ist.

*Der rechtschaffende Wirt ging voran, der strahlende Goodchild folgte ihm, der düstere Idle bildete die Nachhut. Von Zeit zu Zeit wechselten die zwei vorangehenden Expeditionsteilnehmer ihre Plätze in der Marschordnung, aber die Nachhut gab ihren Platz nie preis. Mr. Idle kam immer als letzter, und immer mußte man nach ihm sehen und auf ihn warten.*

## Zu Anfang war der Aufstieg trügerisch einfach ...

Daß sich Helmut zu einer zweitägigen Karwendeltour überreden ließ, war, mit aller Bescheidenheit gesagt, ein rhetorisches Meisterstück unsererseits.

„Am ersten Tag gehen wir von Scharnitz zum Hallerangerhaus. Am zweiten Tag steigen wir ins Inntal nach Vomp ab.“ (Daß dieser Weg durchs Vomper Loch führt, verschwiegen wir. Der Klang dieses Namens hätte sein Mißtrauen geweckt.)

„Und warum sollte ich meinen Leib diesen Unannehmlichkeiten aussetzen?“

„In einem Buch steht, dieser Weg sei 'sicher der faszinierendste Abstieg im ganzen Kalkalpenbereich überhaupt, mit Worten nicht zu beschreiben.'“ (Der Kenner weiß: Wir

haben hier Walter Paus's „Münchner Hausberge“ als Leimrute ausgelegt.)

„Sehr raffiniert. Aber ich kenne euch. Was ist mit dem Aufstieg?“

„Völlig harmlos. Zum Hallerangerhaus kommt man mit dem Fahrrad hinauf. Zu Fuß sind es höchstens fünf Stunden. Und der dort zubereitete Leberkäs mit Spiegelei und Bratkartoffeln hat einen Ruf wie Donnerhall.“

Die Aussicht, nach einigen Stunden maßvoller Bewegung an frischer Luft mit ehrlicher Hausmannskost belohnt zu werden, hat Helmut niedergerungen. Und für uns wog das Vergnügen, mit ihm unterwegs zu sein, die geringfügige Zusatzlast eines dritten Schlafsacks und eines dritten Hütenschuhpaares leicht auf.

Auch sonst schien die Wanderung durchs Vomper Loch Helmut's Anforderungskatalog zu genügen. Wir hatten jede nur greifbare Information ausgewertet. Walter Pause hatte den Abstieg vom Hallerangerhaus ins Inntal auf fünf bis sechs Stunden angesetzt – „auf einem leidlich guten Steig“. Eine noch weitaus kürzere Gehzeitangabe war im Karwendelheft der Zeitschrift „Berge“ zu finden: von Vomp aus fünf Stunden im Aufstieg! Auch hier kein Hinweis auf besondere Schwierigkeiten.

Da wir uns mit Helmut keine Fehleinschätzung erlauben durften, überprüften wir die beiden Gehzeitangaben anhand der Karte. Dabei stellte sich heraus, daß sich das Vomper Loch auf einer Länge von rund 16 Kilometern in Ost-West-Richtung erstreckt und vom Überschalljoch bis zum Gasthof Karwendelrast am Talausgang 1100 Höhenmeter zu überwinden sind; von dort bis hinunter zur Bushaltestelle in Vomp kommen noch knapp 300 Höhenmeter dazu. Nach Kenntnis dieser Eckdaten und der Literaturreferenzen kamen wir überein, daß unser Freund mit dieser Tour nicht überfordert sei.

*Zu Anfang war der Aufstieg trügerisch einfach: Die Bergflanken stiegen sanft an, und der Stoff, aus dem sie bestanden, war ein weicher, nachgebender Torf, auf dem es sich sehr sanft und angenehm ging. Nach etwa hundert Yards verschwanden jedoch das Grün und die milden Hänge, und die Felsen zeigten sich. Nicht etwa edle, prächtige, aufrechte Felsen, die regelmäßig aufgestellt waren und bisweilen flache Oberflächen aufwiesen, auf denen man sitzen konnte, sondern kleine, störende, unbequeme Felsen, die die Natur achtlos verstreut hatte; trügerische, entmutigende Felsen in jeder denkbaren Form und Größe, aber immer klein, die empfindliche Zehen quetschten und schwankende Füße straucheln ließen.*

Der Alpenwetterbericht hatte nur für den Bereich der Südalpen Regen prophezeit. In den Nordalpen wurde Föhn erwartet. Also fand sich unser Freund an einem goldenen Herbsttag zur richtigen Zeit am richtigen Bahnsteig ein. Dann kam diese Lautsprecherdurchsage. Einem Satz-fetzen war zu entnehmen, daß Reisende nach Tutzing die

S-Bahn nehmen sollten. Nun, wir wollten nicht nach Tutzing, wir wollten nach Scharnitz.

Gleich hinter München bog der Zug, statt immerzu gen Süden zu streben, nach Westen ab. Da Helmut jede Abweichung vom Plansoll als schlechtes Omen interpretiert hätte, begnügten wir uns vorerst mit dem Austausch besorgter Blicke. Als unser Freund das Klo aufsuchte, ergab eine Blitzumfrage unter den Mitreisenden, daß der Zug wegen Gleisarbeiten zum Ammersee umgeleitet werde. Man müsse mit einer Verspätung von mindestens einer Stunde rechnen. In der Hoffnung, daß Helmut der Unterschied zwischen Starnberger- und Ammersee nicht auffiele, lenkten wir ihn in der Folgezeit durch Fragen zu Stendhals Novellenkunst ab. Sein Referat dauerte bis Weilheim, wo der Zug wieder auf die gewohnte Strecke einbog. Vor Murnau wurden die Fahrkarten kontrolliert. Einem Disput zwischen dem Bahnbediensteten und zwei mit Bergseil ausgestatteten Männern war zu entnehmen, daß der Zug wegen der Verspätung nicht nach Innsbruck durchfahren, sondern in Mittenwald enden werde. Da diese Botschaft in ausreichender Entfernung übergeben wurde und sich Helmut bereits in sein zweites Frühstück vertieft hatte, bemerkte er nichts davon.

Bis Mittenwald bemühten wir uns um einen neutralen Gesichtsausdruck. Eine Weiterfahrt nach Scharnitz wäre fahrplanmäßig erst um 12 Uhr möglich. Dann aber müßten wir das letzte Stück der Etappe im Dunkeln gehen. Denn zu den fünf Stunden Aufstieg von Scharnitz zum Hallerangerhaus wären noch großzügig bemessene Pausen für unseren Freund einzukalkulieren. Im Schein der Taschenlampe zu gehen, lehnt er jedoch als seinem Alter nicht angemessenes Pfadfindergerbare ab. Also luden wir Helmut zu einer Taxifahrt nach Scharnitz ein. Wir taten so, als sei nie etwas anderes geplant gewesen. Als der leutselige Taxifahrer nach unserem Ziel fragte, teilten wir es ihm in dünnen Worten mit. Erst sagte er „Oha!“ Dann sagte er „Respekt!“ Das hätte uns zu denken geben sollen.

Der Aufstieg durchs Hinterautal zum Hallerangerhaus verlief endlich störungsfrei. Helmut würdigte die gemächliche Steigung des Weges und unseren untrüglichen Sinn für erfreuliche Witterungsbedingungen. Als wir eine Stunde vor Sonnenuntergang bei der Schutzhütte eintrafen, hatte er noch immer keine Gelegenheit gehabt, seine Seelenverwandtschaft mit Thomas Idle zu beweisen.

In lauer Herbstluft saßen wir noch lang auf der Terrasse und bestaunten die lotrecht aufgestellten Kalkplatten der Speckkarspitze. Helmut fragte nach der Zahl der Absturzopfer. Als wir beteuerten, es nicht zu wissen, nickte er vielsagend. Später zauberte das Vollmondlicht auf die Riesenschneidung des Kleinen Lafatschers zwei hochhausgroße Schattenbilder. Wie zwei Fabelwesen sahen sie aus, die einander gegenüber sitzen und sich Bedeutsames zu erzählen haben. Für die Jahreszeit war es ungewöhnlich warm. Wir hätten uns nicht darüber freuen sollen.

In der Gaststube war der Ofen geschürt. Wir warteten, bis unser Freund den Raum verließ; erst dann fragten wir den Hüttenwirt nach dem Zustand der Wege durchs Vomper Loch. Wir wollten sichergehen, daß in Helmut's Gegenwart keine Wörter wie „Trittsicherheit“ fielen. Er würde dann nur wieder im Geiste seinen zerschmetterten Körper im Fels liegen sehen. Doch die Auskunft des Hüttenwirts gab keinen Anlaß zur Sorge. Erst vor kurzem sei einer hochgekommen. Wir könnten uns getrost auf den Weg machen.

Nach einem Schoppen Rotwein suchten wir das Lager auf. Der Warnung eines Mitschläfers, ein starker Schnarcher zu sein, maßen wir keine existentielle Bedeutung bei. Wenn es losginge, hatte der Mann empfohlen, solle man ihn einfach aufwecken.

Es ging ziemlich schnell los. Der Mann hatte eine Schnarchtechnik entwickelt, die den gesamten Quintenzirkel bis zur enharmonischen Verwechslung durchlief. Der Übergang zur jeweils nächsten Tonart wurde durch ein trompetenartiges Herauspressen sämtlicher Luftreserven eingeleitet, das sich zu verschiedenen Röchel-, Pfeif-, Grunz- und Schmatztönen auffächerte.

„Kennt jemand den Film 'Mord im Orient-Express?'“, ließ sich Helmut nach ungefähr drei Stunden vernehmen.

Aus einer Ecke des Lagers gickste ein irres Lachen hervor.



Foto: Max Heldwein

Oben: Die Speckkarspitze überm Halleranger

„Ein Dolch! Ein Dolch! Ein Königreich für einen Dolch!“ stöhnte Helmut.

Wir weckten den Schnarcher zum zweiunddreißigsten Mal. Der Erfolg dieser Maßnahme beschränkte sich auf die Dauer von sechs Sekunden.

„Wir würden mildernde Umstände kriegen.“ In Helmut's Stimme flackerte die Bereitschaft zum Äußersten. „Zusammen können wir uns einen guten Anwalt leisten.“

Beim Frühstück erklärte Helmut, daß Bergsteigerunterkünfte ein Fall für den Internationalen Gerichtshof seien. Nach der Einnahme mehrerer Tassen Kaffee traten wir auf die Terrasse hinaus. Der Himmel war dicht bewölkt.

### Die Schlucht wirkte so einladend wie der Rachen eines sibirischen Säbelzähntigers ...

*Weiter geht es aufwärts und weiter und weiter, bis man einen Kamm erreicht und der äußerste Rand des Nebels um den Gipfel des Carrock seine Nähe durch Dunkelheit und Nieselregen bezeugt. Ist dies der Gipfel? Nein, keineswegs. Es ist eine höchst unerfreuliche Eigenheit aller Berge, daß sie zwar nur einen Gipfel aufweisen, wenn man sie von unten betrachtet – und nur von dort sollte man sie betrachten –, daß sie aber, sobald einer die Unbesonnenheit begeht, keine Mühen zu scheuen, um sie zu ersteigen, einen wahren Ausschlag von Gipfeln vorweisen. Der Carrock ist nur ein erbärmlicher kleiner Berg von fünfzehnhundert Fuß Höhe, und doch besitzt er die Dreistigkeit, falsche Gipfel und sogar Abgründe zu haben, als wäre er der Mont Blanc.*

Wir versicherten Helmut, daß die grauen Wolkenschleier bloß Reste des Nachtnebels seien, vom dem ja bekannt sei, daß er dem Föhn nicht lang standhalten könne. Daß der Wind auf West gedreht hatte und das Barometer gefallen war, behielten wir für uns.

Mißlaunig zog Helmut mit uns los – über den Halleranger zum Überschalljoch, bei dem das Vomper Loch beginnt. Wir waren die einzigen Wanderer auf dieser Route. Nach zwei Stunden Abstieg erreichten wir das Lochhüttl – Zeit für ein richtiges Frühstück; denn auf dem Schutzhaus hatten sich die Magennerven noch der Bildung einer ausreichenden Grundlage widersetzt. Das Kramen in den Rucksäcken beförderte indessen nur einen der beiden Brotzeitbehälter zutage. Der andere mußte irgendwo zurückgeblieben sein. Da Helmut nichts stärker beunruhigen würde als die Aussicht auf eine Hungersnot, verzichteten wir auf eine Darlegung dieses Mißgeschicks.

„Eßt ihr nichts?“ fragte Helmut nach einer Weile.

Wir versicherten ihm, noch völlig appetitlos zu sein.

„Verstehe ich nicht,“ sagte Helmut kauend. „Gibt es noch Oliven?“

„Soviel du willst.“

„Auch noch ein Käsebrod?“

Helmut's Laune besserte sich ein wenig. Vom Wetter konn-

te man dies nicht sagen. Der „Morgennebel“ hatte sich verdichtet und eine beunruhigende Farbe angenommen. Die gewaltige Schlucht, die sich vor unseren Augen bis zum Horizont erstreckte, wirkte so einladend wie der Rachen eines sibirischen Säbelzähntigers.

*Die Wirkung dieses erhabenen Schauspiels auf die Gemüter der Forschungs Expedition erleidet eine kleine Einbuße durch die Schlußfolgerung, die sich aus seinem Anblick ziehen läßt – daß nämlich der Nebel auf dem Berg sie allmählich umhüllt hat, wie es der Wirt befürchtet hatte. Es erweist sich nun als dringend geboten, sich über die genaue Lage zu einigen, bevor man den Abstieg wagt. Während der Wirt dies auf seine Weise herauszufinden sucht, versenkt Mr. Goodchild seine Hand in das Innere seines nassen Mantels, zieht ein kleines rotes Saffianfutteral hervor, öffnet es und bietet den Blicken seiner Gefährten einen schmucken Taschenkompaß dar. Norden wird gefunden, man einigt sich über die Richtung, und der Abstieg beginnt.*

Nachdem sich Helmut ausreichend gestärkt hatte, schritten wir zur Überquerung des Vomper Baches. Statt der auf der Karte eingezeichneten Brücke waren nur noch deren Reste vorzufinden. Wir suchten eine für Helmut geeignete Furt und wiesen ihn in die erforderliche Schrittkombination zur Überwindung derselben ein. So gelangte er, von Stein zu Stein balancierend, bis zur Bachmitte. Dort versiegt der Schwung seiner Bewegungen, und sein Körper bildete ein mal nach links, mal nach rechts gekrümmtes Fragezeichen. Einen Moment noch kämpfte er mit erhobenen Armen gegen eine Armee von Luftgeistern, dann mußte er die Nutzlosigkeit seines Tuns einsehen und landete mit einem Fuß im Bach. Mit triefendem Hosenbein erreichte er schließlich das andere Ufer, wo er sich unter heftigen Vorwürfen das Wasser aus dem Schuh goß, die Socke auswang und das Ganze wieder anzog. Wir versicherten ihm, daß durch die beim Gehen entstehende Wärme der Schuh rasch trocknen werde, und setzten uns wieder in Bewegung.

*Mr. Idle bleibt immer weiter hinter ihnen zurück; das Wasser quietscht in seinen Stiefeln, sein Jagdrock klebt dumpfig an seinen schmerzenden Gliedern und sein Übermantel ist so durchtränkt und steht infolgedessen wie ein Zelt steif von ihm ab, daß ihm ist, als wandle er unter einem gigantischen Löschhütchen – das Gefühl der Hoffnungslosigkeit, das ihn erfüllt, versinnbildlicht nur zu treffend eine Kerze, die soeben ausgelöscht wurde.*

Etwa eine Stunde später erreichten wir das Jagdhaus „In der Au“. Hier ergab die anhand der Karte vorgenommene Positionsbestimmung, daß wir nach drei Stunden Gehzeit noch nicht einmal die Hälfte des Vomper Lochs hinter uns gebracht hatten.

„Sind wir bald durch?“ Helmut's Stimme ließ auf eine gewisse Gereiztheit schließen.

„Dort hinten ist das Zwerchloch.“ Mit dem Arm stocherten wir unverbindlich in der Luft herum. „Von da ist es zur Karwendelrast nur noch ein Klacks.“

„So?“ Es klang, als hätte Helmut Rost auf den Stimmbändern. Schuldbewußt boten wir ihm den letzten Parmaschinken an.

„Danke, nein!“

Helmut würde einen reifen Parmaschinken nur zurückweisen, wenn eine heraufziehende Notlage zur Bildung von Reserven mahnte. Inzwischen war der Himmel vollends bedeckt. Wo sich zur Rechten die Nordwand des Kleinen Bettelwurfs befinden mußte, trieben Wolkenfetzen. Gegenüber Helmut faßten wir die Lage in dem Sinne zusammen, daß eine geringfügige Erhöhung des Gehtempos von Vorteil sein könne.

Etwas später war eine erneute Durchquerung des Vomper Baches zu leisten. Bei ernsthaften Krisen pflegt Helmut die Contenance zu bewahren. Es gelang ihm, wenigstens das trockene Bein weiterhin trocken zu halten. Doch nun bestätigte ein über dem westlichen Himmel flackernder Blitz unsere Mahnung zur Eile. Die „Praktische Wetterkunde für jedermann“ hätte die atmosphärische Entwicklung der letzten Stunden als vorzeitigen Föhnzusammenbruch mit nachfolgendem Frontgewitter bezeichnet. Der dem Blitz folgende Donnerschlag machte in dem zum Schalltrichter gewordenen Vomper Loch viel Effekt.

Jeden Moment mußte der Regen über uns hereinbrechen. Vorerst galt es jedoch, einen jenseits der Bachpassage einsetzenden, überaus steilen und teilweise recht ausgesetzten Gegenanstieg zu meistern. In der Karte wird diese Örtlichkeit als „Tiefende Wände“ bezeichnet.

*Die strittige Frage wird wie zuvor zwischen Goodchild und dem Wirt geklärt, und die Expedition zieht weiter, und zwar nicht bergab, sondern geradeaus um den Hang herum. Schmerzlich fühlt Idle die Erschwernisse dieser neuen Marschrouten. Die Mühseligkeit des Gehens schien ihm durch die Strapaze, die Füße einen Hang entlang geradeaus bewegen zu müssen, noch gesteigert – wohnt ihnen doch die Neigung inne, bei jedem Schritt im rechten Winkel abzubiegen und den Abhang geradewegs herunterzugehen. Wenn der Leser sich vorstellt, ein Scheunendach entlang zu gehen, anstatt hinauf oder hinunter, dann wird er erfassen, in welche pedestrische Problematik die Wanderer sich nunmehr verwickelt sahen.*

Gejagt vom Grollen des Donners, erreichten wir die Stelle, an der sich der Ödkarbach mit einem letzten grandiosen Kraftakt in den Vomper Bach hinabstürzt. Man überschreitet den schluchtartigen, gut sechs Meter breiten Einschnitt des Baches auf zwei fußbreiten Holzbohlen, die in der Mitte durch ein paar verrostete Metallklammern verbunden sind. Dazwischen klafft ein Spalt. Die Balken sind



Foto: Heinz Zak

deutlich nach rechts geneigt und vom Spritzwasser völlig durchnäßt. Tief darunter wütet das Wasser gegen die Felsmauern an. Die sich hier wie von selbst einstellende Mischung aus Demut und Entsetzen nährte sich aus der Erkenntnis, daß Walter Pauses „leidlich gutem Steig“ an dieser Stelle ein Brückengeländer fehlte. An einem provozierend hingepflanzten Pfahl waren dessen Überreste zu besichtigen. „Auf gar keinen Fall!“ erläuterte Helmut seine Gemütslage. Obwohl es empfindlich kalt geworden war, standen

Schweißperlen auf seiner Stirn. Über unseren Köpfen explodierte ein Donnerschlag. „Das ist der Nihilismus der Natur,“ sagte Helmut. „Du solltest es dir überlegen,“ sagten wir. „Wenn es erst zu regnen anfängt, schaffst du es nicht mehr.“ Die ersten Tropfen fielen. „Wir kehren um,“ schlug Helmut vor. „In zehn Minuten sind die Bäche nicht mehr passierbar,“ gaben wir zu bedenken. „Man müßte hier die Nacht verbringen.“

Links: Am  
Überschalljoch:  
Nebel züngeln aus dem  
Vomper Loch

*schaftlichen Warte des Kompasses, auf die sein Gefährte sich begeben hatte, wurde ihm erwidert, daß irgendwo am Fuß des Carrock ein grauenvoller Abgrund liege, „Schwarzes Joch“ heißen, in den die Wanderer im Nebel unweigerlich hineinmarschieren würden, wenn sie es wagten, von der Stelle aus, an der sie standen, weiter abzustiegen. Idle empfing diese Antwort mit der schweigenden Ehrerbietung, die er den Leitern der Expedition schuldig war, und folgte ihnen am Scheunendach, das heißt am Berghang entlang, während seine Gedanken mit der Versicherung beschäftigt waren, die man ihm bei diesem Aufbruch gegeben hatte – daß man nämlich bezwecke, lediglich einen bestimmten Punkt zu erreichen, von wo aus man dann unaufhaltsam den Abstieg vollziehen werde, bis man zum Fuß des Berges gelangt sei. Nun ist der Begriff „ein bestimmter Punkt“ als abstrakte Ausdrucksform zweifellos vortrefflich, doch er hat den Nachteil, etwas unbestimmt zu klingen, wenn man ihn auf unbekanntem Gebiet verwendet. Aber außer dem Kompaß war dieser Begriff der einzige Leitfaden, an den er sich halten konnte, und er klammerte sich an sein äußerstes Ende so zuversichtlich er konnte.*

Die Fortsetzung des „leidlich guten Steiges“ vollzog sich über eine abschüssige Bergflanke, die schon bei trockenem Wetter einen sicheren Tritt erfordert hätte. Gut 250 Meter unter uns versuchte der Vomper Bach, die ständig anschwellenden Wassermassen talauswärts zu bewegen. Obwohl es immerzu aufwärts ging, waren aus Helmut's Mund keinerlei Schmähungen mehr zu vernehmen. Inzwischen war der knöcheltief überschwemmte Pfad so schlüpfrig geworden, daß man sich über Grödel gefreut hätte. Wir verzichteten darauf, uns die Folgen eines Fehltritts vorzustellen. In der Tiefe, trotz der Lichtflut der Blitze kaum zu erkennen, brodelte ein urweltliches Ungefäh. Die Welt war Wasser – strömendes, wirbelndes, wütendes Wasser. So mußten sich die Menschen auf der Titanic gefühlt haben, nachdem die Bordkapelle den letzten Walzer gespielt hatte.

*Immer weiter geht es um den Berg herum, immer dichter und dichter wird der Nebel, und man gelangt an alle möglichen Punkte, nur eben nicht an jenen „bestimmten Punkt“. Zum dritten Mal wird der Kompaß zu Rate gezogen. Mr. Goodchild holt ihn vorsichtig aus seiner Tasche und will ihn auf einem Stein justieren. Etwas fällt ins Gras – der Glasdeckel. Etwas anderes folgt unmittelbar – die Nadel. Der Kompaß ist zerstört, und die Forschungsexpedition ist verloren! Es kennzeichnet die englische Spezies der menschlichen Rasse, daß sie große Katastrophen mit eisigem Schweigen zu quittieren pflegt. Wohl oder übel mußten sie nun aufs Geratewohl ausschreiten und darauf vertrauen, daß der Zufall sie leiten werde. So machten sich die verirrtten Wanderer auf und marschierten weiter rund um den Berg, weiterhin fest entschlossen, nicht in das „Schwarze Joch“ zu geraten und den „bestimmten Punkt“ doch noch zu erreichen.*

Der nunmehr niederprasselnde Regen überzeugte Helmut. Rittlings sich über die Holzstämmen voranschiebend, überwand er das Hindernis.

### In dieser riesengroßen Wolfsschlucht ...

*Dem unwissenden Geist Idles schien es, daß drei Männer, die einen Berg hinuntergelangen wollten, am besten daran täten, ihn hinunterzusteigen, und er vertrat diese Ansicht nicht nur mit Nachdruck, sondern auch etwas gereizt. Von der wissen-*

Der Versuch, den Gewitterregen im Schutze eines überhängenden Monolithen abzuwarten, führte nur zu einer weiteren Demütigung. Solche Felsblöcke haben die Eigenschaft, daß sie nach einer gewissen Phase der Schutzgewährung die angestauten Wassermassen gezielt in den Kragen der unter sie hingeduckten Menschen abgeben. Helmut, sonst Nichtraucher, bat um eine letzte Zigarette. Nach etwa einer Stunde ebbte der Sturzregen ab. Der nachfolgende Landregen ging mit der Emsigkeit einer gut gewarteten Berieselungsanlage vor. Da der Pfad aufgrund der Steilheit des Geländes nur noch geringfügig überschwemmt war, setzten wir unseren Weg fort und erreichten die Stelle, an der sich früher einmal die Abzweigung zum Kristalpl befunden haben mußte. Hier stellte sich mit drohender Gebärde ein Schild in den Weg: „Lebensgefahr! Markierung beachten!“ stand in großen Lettern darauf. Helmut nahm es mit steinerner Miene zur Kenntnis.

*Nach einer Viertelstunde gelangten sie an den Rand einer Schlucht, an deren Grund ein sumpfiger Bach floß. Hier wurde eine weitere Rast eingelegt und eine weitere Beratung abgehalten. Der Wirt, der nach wie vor unbeirrt die Idee verfocht, zu dem „Punkt“ zu gelangen, plädierte dafür, die Schlucht zu überqueren und weiter den Hang entlang zu gehen. Mr. Goodchild jedoch vertrat – zur großen Erleichterung seines Weggefährten – eine andere Auffassung und befürwortete Mr. Idles Vorschlag, den Carrock an Ort und Stelle und um jeden Preis hinunterzusteigen, um so mehr als der Verlauf des Rinnensals ein zuverlässiger Führer war, dem man vom Berg ins Tal folgen konnte.*

Erst nach einer Stunde begann sich der Weg wieder zu senken. Wir waren bei der sogenannten Katzenleiter angelangt – einer zur Huderbankklamm hinabführenden Steilstufe, die durch künstliche Tritte und Stahlseile gangbar gemacht worden war. Wir legten Helmut nahe, sich vor dem Betreten dieser abschüssigen Steiganlage noch einmal auf den menschlichen Überlebenstrieb zu konzentrieren.

Mehrere Verankerungspunkte des Stahlseils waren aus der Wand gebrochen, und Helmut zitterte sich Schritt für Schritt in die Tiefe. Am Fuße der Katzenleiter bedachten wir ihn mit einer von Herzen kommenden Lobrede und versicherten, hiermit alle Schwierigkeiten, die einem raschen Vorwärtskommen entgegenstünden, hinter uns gebracht zu haben.

„Ihr erwartet doch nicht, daß ich das glaube,“ sagte Helmut. Er sah aus wie ein am Angelhaken durch den Schlamm gezogener Karpfen.

„Du wirst sehen!“ sagten wir voller Zuversicht. Vorerst bekam Helmut nur die Brücke über den Zwerchbach zu sehen. Auch sie hatte einmal aus zwei Holzbohlen bestanden. Daß eine der beiden Planken in die Klamm

gestürzt war und sich dort, nur eine Handbreit über der dahinschießenden Flut, zwischen den Wänden verkeilt hatte, läßt sich nur erklären, wenn man sich die Situation eines verzweifelten Roulettespielers vor Augen führt, der nach der zehnmaligen Ausspielung von Rot sein letztes Geld auf Schwarz setzt. Natürlich kommt wieder Rot. Und natürlich verfügte auch diese Brücke über kein Geländer. Dankbar stellten wir fest, daß der verbliebene Balken wenigstens keine Schräglage aufwies. Sorgen bereitete allenfalls seine Tragfähigkeit.

„Das ist das Nichts,“ sagte Helmut.

„Die Brücke ist zwei Meter kürzer als die andere,“ versuchten wir die Situation zu entkrampfen.

„Aber es ist nur ein Balken.“

„Dafür geht es nicht so tief hinunter,“ sagten wir, wohl wissend, daß die vorhandene Tiefe allemal tief genug war. Einer von uns ging voran. Schon die ersten Schritte versetzten den Balken in Schwingungen. Helmut folgte als letzter. Als er, auf dem Hosenboden rutschend, das andere Ufer erreicht hatte, hatte sein Gesicht die Farbe eines Rettichs angenommen.

*Nach kurzer Beratung beschloß man, diesem schwachen Rudiment eines Wegs zu folgen und darauf zu hoffen, daß er zu einem Bauernhof oder zu einer Hütte führte. Der Nachmittags brach an, und es würde bald außer Zweifel stehen, daß sie, so langsam wie sie vorwärtskamen, von der Dunkelheit überrascht würden, bevor sie den rechten Weg gefunden hatten, und daß es ihr Los sein würde, die Nacht auf dem Berg in nassen Kleidern zu verbringen und ohne einen Bissen oder einen Tropfen zur Stärkung.*

Kurze Zeit später erreichten wir die Jagdhütte im Zwerchloch. Seit unserem Aufbruch im Hallerangerhaus waren nun sieben Stunden vergangen, und der Karte war zu entnehmen, daß bis zum Gasthof Karwendelrast noch etliche Kilometer zu bewältigen waren. Unter dem Vordach der Jagdhütte führten wir Helmut unsere letzten Lebensmittelreserven zu. Die bei Sonnenschein vermutlich großartige Landschaft hatte unter dem blaugrauen Wolkenschirm etwas Fremdartiges an sich.

„Hier bist du auf eigene Rechnung,“ zitierte Helmut eine Sentenz aus dem Schneekapitel von Thomas Manns „Zauberberg“. Er begann vor Kälte zu schlottern.

Es hörte zu regnen auf, und wir gingen weiter. Helmut hinkte erbärmlich. Seine Socken, erklärte er, hätten sich mit dem rohen Fleisch seiner Füße zu einer unauflöselichen Einheit verbunden.

Die Zeit bis zum Erreichen der Karwendelrast vertrieben wir uns mit der Vorstellung, wie ein Schwarm Heuschrecken über die Fleischtopfe herzufallen.

*Das beglückende Aufsteigen des Nebels und die noch beglückendere Entdeckung, daß die Wanderer ihren Weg, wenn*

*auch unter Inkaufnahme eines gewissen Umwegs, ertastet hatten, ermunterte Mr. Idles sinkende Lebensgeister und frischte seine schwindenden Kräfte auf. Der Wirt erzählte die Geschichte eines Unglücklichen, der sich auf dem Carrock verirrt hatte, genau wie seine zwei Gäste und er; der die Nacht dort einsam verbracht hatte; der am nächsten Morgen „verstört und verhungert“ gefunden worden war, und der danach niemals mehr ausging, abgesehen von seinem letzten Gang. Mr. Idle lauschte dieser traurigen Geschichte und gewann daraus zumindest eine nützliche Lehre. So schlimm der Schmerz in seinem Knöchel auch sein mochte, er vermochte ihn geduldig zu ertragen, denn er war voller Dankbarkeit, daß ihm in der Wildnis des Carrock nichts Schlimmeres widerfahren war.*

Als wir nach eineinhalb Stunden an der Karwendelrast eintrafen, belehrte uns ein dort ausgehängtes Schild darüber, daß Montag und Dienstag geschlossen sei. Es war Montag. Wir mißbilligten Helmut's Vorschlag, den Koch als Geisel zu nehmen, und gingen weiter. In Vomp angelangt, fragten wir im Tourismusbüro nach der nächsten Busverbindung nach Innsbruck.

Die freundliche Touristenbetreuerin gab unsere Frage in den Computer ein und beschied uns, daß die zwischen Vomp und Innsbruck verkehrende Buslinie nur einmal pro Tag, und zwar um 7 Uhr morgens, bedient werde. Unserem Einwand, daß ein derartiger Fahrplan den öffentlichen Nahverkehr im Inntal in Verruf brächte, begegnete sie mit einem nachsichtigen Lächeln und riet uns, den Bahnhof von Schwaz aufzusuchen. „A halbe Stund' höchstens,“ sagte sie in dem Tonfall, in dem Kleinkinder zum Verzehr von Spinat ermuntert werden. Wir rächten uns, indem wir eine große Schlammfütze hinterließen.

Das verspätete Festmahl fand dann im Gasthof Traube statt. Nur noch einige Männer saßen am Stammtisch. Sie blickten uns aus stumpfen Augen an, ohne unseren Gruß zu erwidern. Ihr Blick sagte: „Touristen! Hört das denn heuer nie auf?!“ Wir haben uns dann vorsichtshalber ins Nebenzimmer gesetzt. Nur die Bedienung wollte wissen, woher wir kämen.

„Von Scharnitz,“ sagten wir. „Durchs Vomper Loch.“

„Da wart's aber fleißig!“ sagte sie. „Bei dem Wetter!“

Als wir sie zum Kassieren baten, saß sie bei den Männern am Stammtisch. Denen mußte sie es wohl gesagt haben. Denn als wir uns verabschiedeten, wünschten uns die Männer lebhaft alles Gute und entließen uns mit einem herzlichen „Pfiat eich!“

Der Weg von Vomp nach Schwaz hatte etwas Surreales an sich. Nur einige Kilometer von der Urwelt des Vomper Lochs entfernt gab es Ampeln, Zebrastreifen und Unterführungen. Wir fühlten uns wie die Mitglieder eines vom Aussterben bedrohten Indianerstammes, dem America Online einen Internet-Anschluß spendiert hatte.

Um 19 Uhr 30 nahmen wir den Lokalzug nach Innsbruck. Dort verbrachten wir bis zur Abfahrt des Zuges nach München eine Stunde im Bahnhofrestaurant, wo Helmut auf Heideggers „nichtendes Nichts“ zu sprechen kam. Mit lauter Stimme erläuterte er dem Kellner seine Philosophie des Todes unter besonderer Berücksichtigung des Alpinismus. Im Zug nach München gaben wir uns endlich unserer köstlichen Müdigkeit hin. Kurz nach Murnau weckte uns der Schaffner und erinnerte uns an jene Gleisarbeiten, die uns schon bei der Anreise am Vorankommen gehindert hatten. Die Strecke zwischen Weilheim und Tutzing sei zur Zeit nur mittels Schienenersatzverkehr zu überwinden. Wir mußten in einen Bus umsteigen.

„Ha!“ brüllte Helmut. „Der Bus hat kein Geländer!“

In Tutzing bestiegen wir dann wieder den Zug und erreichten eine Stunde nach Mitternacht München Hauptbahnhof.

Einige Wochen später erwarben wir den AV-Führer „Karwendelgebirge“. Darin wurden für den Aufstieg durchs Vomper Loch über neun Gehstunden veranschlagt. War im Karwendelheft der Zeitschrift „Berge“ nicht von fünf Stunden die Rede gewesen? Wir haben uns dann noch in der Alpenvereinsbibliothek Hermann von Barths Gesammelte Werke besorgt und den Erlebnisbericht „Verirrt im Vomper Loch“ gelesen. Anlässlich einer Nachbetrachtung haben wir dann unserem besten Freund Helmut diese Schilderung vorgetragen. Einen Satz wollte er zweimal hören:

„In dieser Wolfsschlucht riesengroßen Maßstabes, in diesen Schlünden, in dieser Umwallung unnahbarer Wände und Rinnen, in dieser pfadlosen Welt wäre wohl des Höllenfürsten würdigste Residenz.“

Helmut hatte sich erhoben. „Und das,“ rief er, „sagt man mir jetzt erst!“

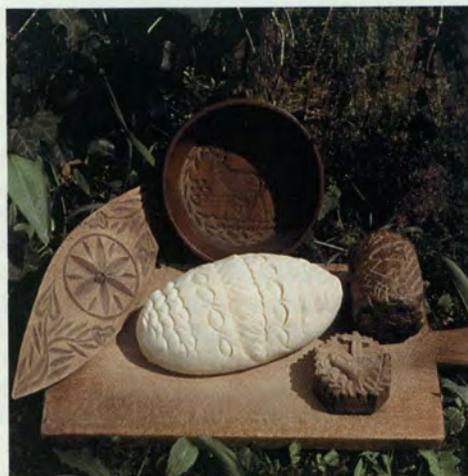
#### Literatur:

Charles Dickens, „Müßige Reise zweier fauler Lehrlinge“, in: Master Humphreys Wanduhr und andere Erzählungen, Winkler Verlag, München 1982 (Zitate teilweise gekürzt).

Die „Müßige Reise zweier fauler Lehrlinge“ (The Lazy Tour of Two Idle Apprentices) erschien zuerst im Jahre 1857 in der von Dickens begründeten Wochenzeitschrift „Household Words“. Es handelt sich dabei weniger um eine Erzählung im herkömmlichen Sinne als um die reportagehafte Aufzeichnung eines tatsächlichen Geschehens. Sieht man von einigen satirischen Zuspitzungen einmal ab, dürfte die geschilderte Besteigung des Carrock tatsächlich so stattgefunden haben. Mister Goodchild ist Charles Dickens selbst (der ein durchaus ambitionierter Bergsteiger gewesen sein soll; einige Touren im Mont-Blanc-Gebiet sind belegt), während sich hinter Thomas Idle der zu dieser Zeit kaum weniger berühmte Schriftsteller William Wilkie Collins verbirgt. In Deutschland ist Collins wohl nur durch die Verfilmung des Schauerromans „Die Frau in Weiß“ (The Woman in White) bekannt geworden.

Literaturgeschichtlich bemerkenswert an „Müßige Reise...“ ist nun aber der Umstand, daß der Text von Dickens und Wilkie Collins gemeinsam verfaßt wurde – ein für die damalige Zeit höchst ungewöhnliches Schreibexperiment. Da die beiden Autoren über Einzelheiten ihrer Zusammenarbeit Stillschweigen bewahrt haben, läßt sich heute nicht mehr bestimmen, wer welche Passage über die Besteigung des Carrock nun eigentlich verfaßt hat. Gesichert ist nur, daß Collins/Idle den Part unseres Helmut hatte.

Almbilder,  
Idealbilder,  
Zerrbilder,  
Realitäten –  
(zu den  
Beiträgen  
auf Seite 291  
und 301)



## Geschichte, Kultur, Gesellschaft, Umwelt



Beiträge von:  
Helmuth Zebhauser  
Maika Trentin-Meyer  
Horst Länger  
Peter Donatsch  
Peter Haßlacher



Fotos: Peter Donatsch/Horst Länger (2)/Bild unten: Archiv Länger

# Sehnsucht nach Wildnis

Der Wandel des Naturverständnisses

Helmuth Zebhauser

**G**runderfragen bedrängen die Vorsitzenden des DAV seit einigen Jahren. Reinhold Messner hat eine Wertediskussion zum Alpinismus vom Zaun gebrochen (welch schönes Bild: ein Stück Einzäunung herausgebrochen) und Josef Klenner hat die Diskussion aufgegriffen. Selbstverständlich sind diejenigen, die über sportfördernden Aktivitäten und auch die anderen, die über ökologischen Szenarien und Programmen für Naturschutzarbeit tief in ihren engen Innenfeldern wirken, erschreckt. Aber Alpinismus, wie von altersher verstanden als eine Auseinandersetzung von Wissenschaft, Literatur, Kunst, Erlebnisbergsteigen und Sport muß sich zu den 150 Jahre alten Kernfragen wenden, wie die Alpen zu verstehen seien, wie Alpine Kultur erhalten werden könne und welche Aufgaben und Möglichkeiten der Alpinismus habe. Die Veränderung der Alpen, ja vieler Gebirge der Erde, ist voll und eilends im Gang. Es ist höchste Zeit für eine neuerliche Besinnung. Dieser Beitrag, der seine erste Ausformung für einen Vortrag „Naturbild, Naturverständnis, Naturschutz“ auf einer Tagung der Naturschutzakademie Laufen im September 1997 auf dem Matreier Tauernhaus hatte und hier weitergeführt wird, will als ein kleiner von seitab kommender Rückblick ein Beitrag zum Gegenwartsverständnis sein.

Das Dilemma, in welches das Naturverständnis mit der Industrialisierung so drastisch geriet, hat eine lange Vorgeschichte. Vier historische Exempel seien als Prämissen zu den Überlegungen erlaubt:

1. In der Schöpfungsgeschichte kommt der Berg nicht vor. Erst als der Mensch seinem Gott begegnet – im brennenden Dornbusch –, redet die Heilige Schrift vom Berg. Das ist aber zugleich der Augenblick, in welchem das Volk ums goldene Kalb tanzt.
2. Philipp von Makedonien wollte (im 4. Jh. v. Chr.) auf den Berg Haemus, nicht um der Gaudi willen, sondern Philipp der König wollte die zwei Meere, das Ägäische und das Adriatische, gleichzeitig sehen um des königlichen Weitblicks wegen (und der augustische Petrarca imitiert den Berichterstatte).

3. Im 14. Jahrhundert, eine halbe Generation nach Petrarca, machte der Sienesische Maler Ambrogio Lorenzetti eine große Ansicht einer Landschaft. Und was sieht er? Das vom Menschen für den menschlichen Nutzen zubereitete Land – Ackerbau, Weinfelder, Baumreihen formen das Landschaftsbild. Eine Kulturlandschaft, also eine Nutzenlandschaft war im Hirn der Menschen und wirkte in den Augen des Rezipienten. Neben den Agrarkulturflächen waren gewiß auch freie Flächen mit wildwachsenden Sträuchern, Kräutern und Wäldern. Aber die Landschaft im Kopf des Malers und seiner Auftraggeber war die genutzte Landschaft.

4. Der Kammerherr des Königs Karl VIII. von Frankreich, der Hauptmann Antoine de Ville, stieg nicht aus purer Lust auf den Mont Aiguille, sondern auf Befehl seines Herren (1492). Als er oben war, errichtete er Kreuze und man las eine Messe. Sein Herr hatte zwar den „Mont Inaccessible“ in Besitz genommen, aber diese „erste ausdrückliche politische Annexion eines Berges endet in einer Offenbarung von Frömmigkeit“.<sup>1)</sup>

Wirklich los geht es mit Naturverständnis in unserem Sinn erst mit Konrad Gesner. Er hatte sich (1541) vorgenommen, „jährlich mehrere oder wenigstens einen Berg zu besteigen, wenn die Pflanzen in Blüte sind, teils um diese kennenzulernen, teils um den Körper auf ehrenwerte Weise zu üben und den Geist zu ergötzen“. Welche Natur hat Gesner erlebt? Es scheint, auch er hat nur seine (eines urbanen Menschen) definierenden Vorstellungen bestätigt bzw. korrigiert gefunden, wie immer diese auch vorgeformt gewesen sein mögen. War das tatsächlich Naturverständnis – oder war es vielleicht reichlich willkürliche Naturinterpretation? Sicher war es Naturbegeisterung. Unübersehbar ist allerdings auch seine Preisung des Besteigens der Berge als Erholungstourismus. Er schildert seine Lust, den Kopf über die Wolken zu erheben, das Schauspiel der Berge zu bewundern, und seine Begeisterung entzündet sich u.a. auch an den „unersteiglichen Wänden“. Er bezeichnet die geschauten Wildnis der Berge aber auch als eine Bürde der Erde.

Berglandschaft im Präalpinismus  
 Glauber, Johannes (Polidoro)  
 (1646 Utrecht – 1726 Schoonhoven)  
 Italianisierende Landschaft mit Staffage, um 1675  
 Öl/Leinwand, 140 x 133 cm

## Naturbilder im Kopf des Menschen

Der Mensch ist auf seinem entgötternden Weg vom Heiligen Berg bis zum Energiereservoir Alpen, vom Kailash bis zum Wasserkraft-Projekt Grande Dixense, vor allem in der Neuzeit mit großen Schritten vorwärtsgegangen. Die Menschen ergründeten die Sachkenntnis der Natur und vermehrten sie und setzten zugleich deren Ausbeutung in Gang. Aber noch im Barock war das Land kleinräumig und uneinheitlich strukturiert. Im Kurfürstentum Bayern z.B. können etwa 70% des damaligen Territoriums als Kulturland angesehen werden. Industrie gab es nicht. Mindestens 25% seiner Fläche waren ungenutztes Ödland, Gebirge, Brache, Moor und Sumpf.

Scheinbar unabhängig von der zunehmenden Bewirtschaftung haben die barocken Maler und Dichter ein Naturbild produziert, das weit weg war von der alltäglichen Realität. Johannes Glauber z.B. hat die barocke Landschaft als Komposit von Emblemen dargestellt<sup>2)</sup>: Hirten hüten nicht wirklich, sie führen ein Schäferspiel auf. Die Stadt ist im Sinnbild der Engelsburg gezeigt. Berge sind rhetorische Elemente, Zeichen der Unzugänglichkeit. Alles in allem eine emblematische Landschaft, die der barocke Mensch zu lesen verstand, die wir aber kaum mehr zu entziffern vermögen und die mit unserem heutigen Naturbild nirgends übereinstimmt. Der barocke Mensch mußte diese so dargestellte Natur nicht schützen. Sie war ja gar nicht außer ihm. Sie existierte in seinem Kopf und in seiner Deutung. Sie ist eine metaphorische Collage. Die tatsächliche Natur, wie wir sie verstehen, war außer ihm. Er sah sie nicht.

Nicolas Berchem (1620 – 1683) malte eine arkadische Ideallandschaft: Der Hirte, inmitten des ruhenden Viehs, verweilt in schöner Einsamkeit, dabei ein Fragment klassischer Kultur, ferne Berge und die Ahnung eines wohllichen Tales.

Wenn der barocke Mensch sich wirklich einmal realistisch mit Natur beschäftigte, dann unter dem Aspekt des Nutzens oder Unnutzens. Bei Daniel Defoe (1659 – 1731) kontrastieren Öde und Unwirtlichkeit von Bergregionen mit der schönen Welt des homo oeconomicus in den Tälern. Dort Nutzlosigkeit der unfruchtbaren Natur, hier dicht bevölkerte kleine Orte, in denen Wohlstand wächst. Zugleich lassen elegische Schwärmereien auf dem Lande den Rokokomenschen in irdischen Seligkeiten schwelgen. Sie leben wie hinter einem Schleier von der rohen Natur getrennt. Spielerisches Hofvolk denaturiert die Natur, vergnügt sich auf galanten Festen im geschönten Land der Parkgärten.

## Die Aufklärung zerreißt den Schleier

Und aus seiner artifiziellen Natur bricht plötzlich der Mensch aus – auf zwei Weisen und in zwei Richtungen:

Erstens (nach innen): Jean-Jacques Rousseau (1712 – 1778) sieht die reine Natur. Er hatte die Vision eines Geschichtsverlaufs, an dessen Anfang ein glücklicher Naturzustand und an dessen Ende eine korruptierte Gesellschaftlichkeit steht. Natur bezieht sich bei Rousseau primär auf den Menschen und bedeutet einen Menschen vor jeder Vergesellschaftung. Das Verständnis der Natur des Menschen drängt ihn, auch die freie, unverdorbene Natur außerhalb des Menschen zu sehen. Diese Natur braucht aber nicht Schutz. Sie existiert ja. Sie ist das Symbol des Unverdorbenen, des Ungefährdeten.

Salomon Geßner (1730 – 1788) ruft: Ach Natur! Natur! Wie schön bist du! Wie schön in unschuldiger Schönheit, wo dich die Kunst unzufriedener Menschen nicht verunstaltet!

Die Romantiker übertreiben dann und mißbrauchen diese Entdeckung. Sie projizieren in die Natur ihre eigene Subjektivität, ihre Unendlichkeitssehnsüchte, ihren metaphysischen Drang. Natur wird Mittel zum Zweck der süßschmerzenden Entfaltung der Seele. Die Natur wird „ein Fenster zur Metaphysik“.<sup>3)</sup>

Zweitens (nach außen): Horace Bénédict de Saussure (1740 – 1799) bricht auf in die Wildnis der Gebirge: Er sieht die andere Natur, die unerforschte, die unbetretene (nur diese ist wirklich Wildnis). Hans Conrad Escher (1767 – 1823) studiert die Erscheinungsformen des Gebirges mit Staunen. Alexander von Humboldt (1769 – 1859) wendet sich mit gleichem Antrieb der Natur aus purem Weltinteresse zu. Er glaubt, aus der Analyse der Erscheinungen und mit dem Sammeln von tausend Details der Natur ein Gesamtbild vom Kosmos entwerfen zu können und entwickelt ein neues Verständnis der Welt (Schiller mokiert sich über solchen Einsatz nur des scharfen schneidenden Verstandes).

## Der Dualismus: Maschine und Natur

Währenddessen gebiert das Kohle- und Maschinenzeitalter den erschreckenden Gegensatz von Wirtschaft und Natur. Alexis de Tocqueville schildert Manchester 1835: Die Natur ist verletzt, aufgekratzt und aufgerissen. Die Stadt stellt keinen Organismus dar, sondern ein unharmnisches Nebeneinander von Glanz und Schmutz. Flüsse und Kanäle sind durch Industrieabwässer gefärbt. Das glückliche Bild der Stadt, das noch bei Defoe gerühmt wird, weicht den Zeichen der Zerstörung. Rauch und Nebel schirmen das natürliche Licht ab. Unnatürliche Geräusche verwirren den Menschen.

Carlyle erkennt zwar Lösungen der Technik für die moderne Wirtschaft an – bei ihm sichert die Maschine dem Menschen noch den Sieg über die „rude nature“ – aber er plädiert für die Korrektur der einseitig mechanistischen Kultur. Er nimmt Novalis zu Hilfe und fordert die Verbindung von Metaphysik und Physik.



In dieser Zeit verändern die frühen Alpinisten die Natur der Gebirge der Stillung ihres professoralen Erkenntnisdranges willen (z.B. Simony). Sie dringen in die Gebirge ein, besteigen die Gipfel, benamen die unbenannten Berge. Schon diese Benamung ist ein radikaler Eingriff in die Natur. Das ist geistige Inbesitznahme und Codierung. Das ist die Vorbereitung für eine touristische Vernutzung der Natur, eine Aneignung sondergleichen – der entscheidende Schritt der Zivilisierung. Die Bergsteiger benennen einen faszinierenden Gipfel z.B. nach einem ihres Geistes und heißen ihn „Dufourspitze“. Sie vermessen die Berge, beschreiben sie, rühmen sie (und sich) und zerstören die

Natürlichkeit der Natur. Die bergsteigenden Wissenschaftler erkunden die Geographie, die Geologie der Gebirge und studieren die Biologie. Sie tragen urbanes Denken in die Berge, erforschen die Wildnis und beseitigen diese durch Erkenntnis.

Da tritt John Tyndall, der Bergsteiger, ins Rampenlicht. Tyndall, Physiker, Freund Carlyles, popularisiert mit großem Erfolg naturwissenschaftliche Erkenntnisse.<sup>4)</sup> Aber er versucht das übliche mechanistische Weltmodell (die Welt als Uhr, die Welt als Maschine) mit dem organistischen Weltmodell Carlyles zu verbinden. Tyndall sieht eine harmonische Interaktion vor sich. Er träumt von der

Gebirge werden erobert  
Schlagintweit-Sakülünski, Hermann von  
(1826 München – 1882 München)  
Satlej-Einschnitt bei der Vangtu-Brücke  
kolorierte Kohlezeichnung, 66 x 129 cm



Alpines Museum, 98/28, Leihgabe Privatbesitz

Synthese von Maschine und Baum. Aber Tyndalls Traum läßt sich nicht verwirklichen. Die Synthese von Maschine und Baum gelingt nicht. Der Abstand zwischen beiden Konzeptionen wird im Verlauf des 19. Jahrhunderts nicht kleiner, sondern eher noch größer. Charles Dickens' (1812 – 1870) berühmte Schreckensvisionen der Fabrikstadt Coketown (1854) scheinen sich mehr und mehr zu verwirklichen. Er schildert die Industrielwelt mit Metaphern einer denaturierten Natur.

Ab jetzt gibt es den ausgeprägten Dualismus: Maschine und Natur.

### Bergsteigen – wilde Natur als Erlebnis

In eben jener Zeit wird der Alpine Club gegründet. Und in eben jener Zeit (1861) erobert John Tyndall das Zermatter Weißhorn und berichtet von oben: „Nie vorher hatte ich einen Anblick erlebt, der mich so in tiefster Seele ergriffen hätte“.

Die Berge werden jetzt zu einer Bühne der „condition humaine“. Die Tatbergsteiger unter den Alpinisten lernen Natur als erlebnisbezogenes kulturelles Phänomen<sup>3)</sup> verstehen bzw. interpretieren. Bei Julius Kugy kommt Natur als Offenbarung. Er verbindet sein urbanes Kunsterleben mit dem Bergerleben und drückt sich mit Hinweisen auf Musik (Bach) und Literatur (Dante) aus. Sein heiliges Erleben der Natur, metaphorisch angestimmt, ist pantheistisch und verwandt mit den metaphysischen Schwärmerien von Oskar Erich Meyer. Bei Eugen Guido Lammer

entwickelt sich wieder ein anderes Naturerleben. Es entzündet sich am Pathos der Tat und er verwirklicht sich und seinen komplizierten Umgang mit sich selbst. Ihm ist Wildnis, „wo die zügellosen Elemente horsten“, Quell seiner Freuden, Schmerzen, Leiden, Erschütterungen und Erhöhungen. Die Natur versetzt ihn in einen Rausch des Vergessens. Bei Lammer wird die Natur zum Darstellungsgestalt seiner psychischen Heftigkeiten. Bei ihm ist Natur Gegensatz zur Zivilisation. Er träumt von Harmonie, von einer neuen wilden Einheit von Natur und Mensch. Oskar Erich Meyer transzendiert das Erlebnis einer Nur-Natur. Alles weist bei ihm hinaus. Die Berge sind Altäre, an denen er den Jenseitsbezug zelebriert. Meyer versteht das Bergsteigen als die „Ausübung und Ausgestaltung eines Kults“. Spiritualität bestimmt Meyers Naturverständnis, und 50 Jahre später ist auch bei Reinhold Messner Spiritualität im Spiel. Messner erkennt in seiner Zeit aktiven Höhenbergsteigens die Natur durch Erleben: „Seit Tagen lebte ich im Eis, in dieser chaotischen Leere, und alles was durch meinen Körper strömte, wurde zur Erkenntnis“. Sowohl Meyer wie Messner stehen damit in jenem krassen Gegensatz, in welchem schon Leslie Stephen zu John Ruskin gestanden hat. Ruskin sagt, daß die Ansicht, das Erklimmen großer Höhen unter gefährlichen Bedingungen zu einem Wissen von der Wirklichkeit und der Schönheit der Berge führe, sei falsch, das Klettern sei diejenige Aktivität, die die Wahrheit der Sache am wenigsten zu Tage fördern könne. Zu Studenten in Oxford sagte er: „Ihre Fähigkeit, Berge zu sehen, läßt sich weder durch Eitelkeit noch durch

Ihre Neugier oder Ihre Liebe zur körperlichen Ertüchtigung entwickeln. Sie hängt davon ab, daß das Instrument des Sehens selbst kultiviert wird“.<sup>6)</sup>

### Flucht in unzugängliche Orte

Um 1900 werden die Schattenseiten der stürmischen Industrialisierung, ein „merkwürdiges Absterben der Lebenswerte“, schmerzlich bemerkt und lösen Urbanismuskritik, Großstadtfucht, Agrarromantik und Ödlandstrategien aus. Man sammelt sich zu einer Gegenbewegung. Ich darf erinnern: Der Maler Segantini war mit Farben und Leinwand ins Hochgebirge gezogen, um dort Lebenssymbole in der Landschaftsschau zu stilisieren. 1900 wird aus dem Alpenverein heraus ein Verein zum Schutz der Alpenpflanzen gegründet. 1901 wird in Berlin die Vereinigung Wandervogel ins Leben gerufen. Bald ist sie ein Zentrum der deutschen Jugendbewegung. Die Stilwende in der Kunst (floraler Jugendstil), die Gartenstadtbewegung (Hellerau), die naturorientierte Arbeiterbewegung („Naturfreunde“) – all das schafft Felder, in denen sich Besinnung formieren kann. In der Wandervogelbewegung finden traditionalistische, gesellschaftskritische und naturromantische Wunschvorstellungen ihr Sammelbecken. Die Huldigungen an die Natur verbinden sich mit Heimatliebe, Innigkeiten und Deutschtümelei; Merkmale: Fußwanderungen, Wochenendausflüge, „Große Fahrten“, kurze Lederhosen, Rucksack und Zupfgeige. Es wird viel gesungen. Über allem liegt ein Hauch von Mystik. Die Wandervogel finden ein ursprüngliches Glück darin, unzugängliche Orte, d.h. also unberührte Orte in der Natur aufzusuchen. Das Gedankengut ideologisierender Bergsteiger, wie E.G. Lammer, steht den Inhalten dieser Jugendbewegung nahe.

Naturmystik und Naturmagie sind tief gegründet in der Kultur der Jahrhundertwende und wirken von da herauf bis in die fatale Blüte des Nationalsozialismus. Präzise, liebevolle Landschaftsschilderungen vom Norden bis in den Süden „der deutschen Lande“ wollen immer auch das „Magische“, die Ordnung hinter den Dingen wissen, wollen immer auch das Traumhafte hinter der Realität sagen. Die Lyrik sensibilisiert die Wahrnehmung. Da stilisiert sich der Zeitgeist auf eine merkwürdige Weise.

Günther Eich erkennt die von der Zivilisation verschütteten „vergeßnen Wege“ wieder. Die Natur „fällt in uns“. Natur und Mythos sind, wie bei Wilhelm Lehmann, Sinnbild von der großen Ordnung. Das Unwirkliche, das Traumhafte liegt im Wirklichen. Das pandämonische Weltbild des Dichters (Georg Britting) reicht weiter hinaus oder, anders gesagt, tiefer hinein in eine Natur, als die geschilderte Idylle und die beschriebene bukolische Alltäglichkeit zunächst erscheinen lassen. Gar bei den später nationalsozialistischen Dichtern Erwin Guido Kolben-

heyer oder Hanns Johst fließen Naturmagie, Schilderung universaler Vorgänge und politische Propaganda zusammen. Natur und Heimat werden eins. Die deutsche Landschaft trägt den deutschen Menschen. Sie muß erhalten werden und geschützt werden vor fremdem Zugriff. Naturschutz und Heimatschutz fließen zusammen. Die Übersteigerungen führen zu Hymnen an Deutschland, das als „ewiges Feuer“ angerufen wird, wo dann die Seele hungert. „Nimmer entrinnen wir deiner schweren Erde.“ Wer Oskar Erich Meyer, den pantheistischen Bergsteigerdichter, den am meisten transzendierenden unter allen alpinen Schriftstellern der ersten hundert Jahre Vereinsalpinismus, abwägend liest, findet dort all diese tiefe Bedeutung und all diesen Überschwang (allerdings unübersehbar verbunden mit Fluchtgedanken und mit Zufluchthoffnung), die den Bergsteiger-Menschen an die „Altäre der Berge“ treibt.

Die Romane dieser Zeit breiten dann Erdschwere und Naturmagie in vielgelesenen Werken aus. Das zieht von weit im Norden, wo ewig die Wälder singen, über Gustav Frenssens Geschichten mit nordischen Menschen über die Heideschwärmerei von Hermann Löns nach Süden zu Karl Heinrich Waggerls kleinen Heimatgeschichten und bis ins Gebirge, gefühlsinnig verkitscht bei Friedrich Heer und markig in den Erzählungen, die Walter Schmidkunz als Ghostwriter für Luis Trenker geschrieben hat.

Thomas Mann klagt in seiner „Deutschen Ansprache“ 1930 den irrationalistischen Duktus der neuen Zeit an, erkennt und sagt, wie sehr das Intellektuelle verpönt ist und die lebensspendenden Kräfte des Unbewußten, das Dunkelschöpferische auf den Schild gehoben wird und wie das Seelendunkel, das Mütterlich-chthonische, die heilig-gebäuerische Unterwelt, als Lebenswahrheiten gefeiert werden. Von dieser Naturreligiosität, die ihrem Wesen nach zum Orgiastischen, zur bacchantischen Ausschweifung neigt, ist viel eingegangen in manche politische gleichwie in esoterische Strömungen unserer Tage. Lesen wir die Schriften der Bergsteiger E.G. Lammer, H. Cysarz, A. Steinitzer, O.E. Meyer, P. Bauer, F. Bechtold und R. Skuhra aufmerksam und unter diesem Bedacht, dann wird uns klar, wie sehr der Alpinismus, soweit er sich literarisch äußert, dem Empfinden der Dichter und dem Geist ihrer Zeit, also jenem Geist der von O. Spengler, E. Jünger, A. Rosenberg etc. geprägt wird, verhaftet ist.

### Ödlandstrategie und Naturschutz

Wir wissen, auch bergsteigerisch ist um 1900 ein Wendepunkt. Alle wichtigen Gipfel der Alpen sind erstiegen. Das technikgestützte Klettern erschließt neue, kühngedachte Wege durch lotrechte Wände. Eine letzte Wildnis, die des Lotrechten, wird vereinnahmt. Klettern wird Sport. Die Kletterer finden und erfinden mechanische Hilfen: neue

**Symbolismus**  
**Erler, Erich (gen. Erler-Samadén)**  
**(1870 Frankenstein - 1946 Icking/Isartal)**  
**Frauenporträt vor Berglandschaft (Engadin)**  
**Öl/Leinwand, 68,8 x 78,2 cm**

Seiltechniken, Karabiner und bessere Haken. Elegante Bewegungsabläufe, Stilempfinden und Erlebnis des Körpers führen zu Schwärmereien, wie „er streichelt den Fels“.

Die Berghäuser des Alpenvereins werden vergrößert. Generatoren erzeugen Strom zur Bequemlichkeit der Alpinisten in ihrer Bergwildnis. Bergbahnen transportieren die Menschen auf Grate und Gipfel. Der Massentourismus setzt ein. Zugleich – und deswegen – kommen Ödlandstrategie und Naturschutz im Alpenverein als eine Gegenbewegung auf.

Das Thema Naturschutz läßt sich nicht isoliert von der Ideengeschichte, Sozialgeschichte und Politikgeschichte, nicht isoliert von der Entwicklung der Moderne und dem Wandel der Gesellschaft abhandeln. Realismus einerseits, also der Drang, die Gebirge in Besitz zu nehmen, und Eskapismus andererseits, also das Gebirge als zeitweiligen Fluchtort zu nehmen, sind zwei extravagante Pole im Leben der Bourgeoisie in der Zeit von 1880 bis 1930. Und das hat seine Auswirkungen bis heute. Wildnis wird gesucht und mit dem Betreten entzaubert.

Auch Reinhold Messner redet von der Wildnis und er meint die Wildnis der Gebirge. Er meint, das Naturland, die Zustände belassen, nicht mehr weiter verändern, nicht neue Trampelpfade, neue Steige, neue Eisenwege, neue Routen, neue „Plaisir“-Angebote inszenieren. Die Menschen sollten sich vielmehr aus der Natur der Hochgebirge zurückziehen.

### Vernutzung der Gebirge durch den Alpinismus

Der Mensch hat die Berge voraussichtslos und rücksichtslos in Besitz genommen. Er hat 60.000 Kilometer Wege in die Alpen gebaut, tausende Hütten und Herberghäuser errichtet, hat Mahnmale und Kapellen an jedem Weg, Signale und Kreuze auf jeden Gipfel und Mugele gesetzt. Hat allem einen Namen gegeben, hat alles erforscht, beschrieben, gezeichnet, gemalt, fotografiert und nun bald auch gefilmt und besprochen. Die Natur unserer Gebirge wurde der Zivilisation geopfert. Wir sind Opfer unserer Zivilisation. Das ist kein neuer Gedanke. Marx und Engels haben 1848 im Manifest der Kommunistischen Partei schon geschrieben: „Die Gesellschaft findet sich plötzlich in einen Zustand momentaner Barbarei zurückversetzt ..., weil sie zuviel Zivilisation ... besitzt“. Diese Einstellung entspricht der für das deutsche Genie so bezeichnenden Dichotomie zwischen Geist und Natur. Die Zivilisation ist z. B. nach Alfred Weber (1935) die Gesamtheit der Mittel, mit denen der Mensch auf die Natur einzuwirken vermag. Die Kultur dagegen stellt nur normative Werte, Ideale und Prinzipien auf. Für Thomas Mann kommt Kultur der wahren Geistigkeit gleich, Zivilisi-

sation dagegen bedeutet Mechanisierung. Technischer Wegebau, Seilbahnbau, elektronische Versorgung der gefährdeten Bergsteiger etc. sind die uns betreffenden Beispiele. Schon Oswald Spengler hat darauf verwiesen, daß der Untergang des Abendlandes unter anderem auch daher kommt, weil der Westen das Stadium der Zivilisation, sprich des lebendigen Todes erreicht hat. Je intensiver die technisierte Vereinnahmung der Landschaft betrieben wird, desto umfassender ist die Natur tot.

Der Mensch hat die Alpen kolonisiert und domestiziert soweit er nur konnte. Auch Routensanierung, d. h. die Ausstattung von Kletterrouten mit „sicheren Haken“ für Stand und gegen große Sturzhöhen, ist Domestizierung. Da darf der Ruf nach undomestizierten Wänden, Kanten und Pfeilern nicht wundern. Die Sehnsucht nach unpräparierter Natur, nach scheinbarer Wildnis und nach Ödlandzonen, begleitet von Drang nach Abenteuer, d. h. nach Ausgesetztsein (und Bewältigen des Ausgesetztseins) läßt den Menschen bewußt „existieren“. Das soll dem anderen, der „Plaisir“ im Lotrechten sucht, jedoch gerne psychisch in Filzpantoffeln daherkommt, seine Möglichkeit nicht gebrechen. Es sind zwei Welten. Man macht für beide Platz. Nur für wirkliche Wildnis ist kein Platz. Wo ist denn noch Wildnis? Im Hinteren Hundstallkar vielleicht oder in der Dunklen Kammer an den Reifelbergen oder in irgendwelchen brüchigen Karwendelwänden, im zerklüfteten Getümmel bei der Dreischusterspitze in den Sextener Dolomiten, in der Fanisgruppe; oder wer vom Schlern auf den Rosengarten schaut, kann meinen, da wäre Wildnis. Der Fieschergletscher, wie er vor dem Oberaarhorn herunterströmt, erinnert an Zeiten vor der Existenz des Civis. Wer vom Col du Sèle zum Pelvoux und der Barre des Ecrins schaut, kann erschrecken vor der abstoßenden Menschenfeindlichkeit. Aber das sind dann doch meist grandiose optische Täuschungen.

Der frühere Alpenverein ist mitverantwortlich für die Entwicklung der Alpen zu einem riesigen Freizeit-Spielplatz, aber der heutige Alpenverein, der außerhalb kommerzieller und parteipolitischer Interessen steht, kann agieren. Er muß sich um das Dilemma kümmern, in das die verständlicherweise natursüchtige Freizeitgesellschaft geraten ist. Er muß nach Lösungen suchen. Wer denn sonst? Wir leben in einer Gesellschaft mit immer weniger Arbeit und immer mehr Freizeit. Wir müssen den Menschen dieser Gesellschaft auch Raum für sinnvolles Freizeitnutzen und Naturerleben zugestehen. Selbstverständlich hat der Alpenverein Pflichten dem Freizeitmenschen namens Bergsteiger gegenüber, worauf Josef Klenner begründet hinweist – für Sicherheit, Versorgung, Unterrichtung und Ausbildung. Und er hat seine Hütten, seine Wege und seinen Landbesitz im Gebirge zu erhalten. Die Bergsteigerströme werden durch das Wegenetz kanalisiert und dadurch wird die umliegende Natur geschützt und liegt



Alpines Museum, 97/31

zugleich zur Anschauung, zum Erlebtwerdenkönnen, bereit. Klenner fordert: Nachhaltige Konzeptionen sind für die Zukunftsorientierung zu finden. Und da ist zuallererst Besinnung und Bestimmung des Standortes nötig. Dies im weitesten Sinn. Wir müssen über die Alltagsfragen der Bergsteigerversorgung und der Naturschutzarbeit hinausschauen und unser Naturverständnis bedenken, das Naturverständnis des Menschen um 2000. Und wir müssen daran denken, daß auch dieses instabil ist. Wir sind nicht Viollet Le Duc, der einsturzgefährdete Alpengipfel, wenigstens die schönsten davon, durch Stütz- und Sanierungsmaßnahmen sichern und also im Augenblickszustand erhalten wollte – wo doch die Gebirge ihrer Natur gemäß Zerfall sind.

Wir sind allüberall von einer Agrikulturlandschaft in eine zivilisierte Landschaft geraten. Nicht mehr der Bauer vom Land und der Förster vom Wald wirken, sondern der Civis, der Stadtbürger, dazu zählt auch der genossenschaftlich informierte, medienunterhaltene und industrietechnisch

ausgerüstete Bergbauer von heute. Er ist längst ein Stadtbürger. Das ganze Leben ist urbanisiert, der Beteiligte ist urbanesk. Wir denken jetzt darüber nach, wie sich aus solcher Sicht der Alpenverein – einst ein Bündel von Bündeln urbaner Alpenerschließler und Alpengenießer – heute sehen muß.

\* \* \*

Die Flucht in den Sport, in die Spielformen des Bergsteigens, von Outdoor nach Indoor, in den Wettkampf, sind eine (glückliche?) Abkehr von der Wildnisfrage. Sie ist Hinwendung zu einer Allerweltsöffentlichkeit. World Cup. Sportkletter-Wettkämpfer klagen darüber, daß es zu wenig Stars gäbe. Leistung ist markant. Leistung berechtigt. Leistung ist bewundert. Schon führen Sozialdarwinisten das große Wort. Wer bergsteigerisch Großes leistet, ist ein besserer Mensch. Er ist zu allem befähigt. Wer die Eigerwand kletterte, darf auch über Viollet Le Duc urtei-

Euphorie der Bergsteiger  
 Wieland, Hans Beat  
 (1867 Gallusberg bei Mörschwil – 1945 Kriens)  
 „Stiller Abend, Melchsee“, 1936  
 Öl/Leinwand, 66,5 x 86,5 cm

len. Wer ein paar hundert Gipfel bestiegen hat und wer ein paar Zahlen gelernt hat, darf auch über Alpingeschichte reden.

Leistung ist nicht direkt eine Ideologie, ein „Fetisch“ unserer Industriegesellschaft, wie Martin Kind meint.<sup>7)</sup>

Wer außer den Eliten ist denn in der Wirtschaft schon auf Leistung fixiert? Die Masse ist auf Arbeitszeitverkürzung, Lohnfortzahlung und auf noch mehr Freizeit orientiert. In der Freizeit weht der Fetisch Leistung: Bin nach Bormio und zurück in einem Stück gefahren; am New York-Marathon mitgelaufen (bis zum Ziel); 30 Kilometer Skistrecke täglich gefahren; habe alle Viertausender bestiegen; bin am Everest gewesen; habe einen Achter geklettert.

\*\*\*

Die Bergsteiger sind Eskapisten. Sie laufen (temporär) davon; in abgelegene Orte. Aber wohin jetzt? Wo sind abgelegene Orte in einer Zeit nach Walter Pause und seinen Nachahmern, in einer Welt medialer Vermarktung des Gebirges und ständigen Verkaufs von Wildnis. Der „Plaisir“-Turner im Fels, der airbaggesicherte Skifahrer auf Neuschneetour, der handybewaffnete Schlechtwetterbergsteiger, der trägerversorgte Trekker, alle sind sie Paradefiguren des Gebirgskonsums. Der Bergreiseveranstalter bietet Wildnis als Verbrauchsgut zum Festpreis mit Urigarantie. Ich weiß nicht, wie groß der Unterschied ist zwischen Besitz und Nutzung eines Purikura<sup>8)</sup> und dem Überall-hin-und-herum-Reisen im Gebirge und in der Welt. Der Purikurabesitzer lichtet sich auf briefmarkengroßen Bildchen ab vor dem Empire State Building, einem Palmenstrand in Hawaii, im Monument Valley oder auf dem Everest. Alles daheim. Er hat sich für ein paar Mark das virtuelle Weltgereistsein gekauft. Die ganze Welt als technisches Konsumprodukt. Der Weltgebirgsreisende, ja auch der alpenreisende Gipfelsammler macht vielleicht ähnliches. Ich habe die Treckinggefährten beobachtet: Viele sahen alles einäugig durch den Fotoapparat, durch die Brille des Reiseführers und im Vorkau der Bücher über fremde Kulturen. Überteuertes Pseudopurikura.

## Wildnis – eine schwierige Vokabel

März 1998: Drei alte Männer<sup>9)</sup> reden einer Philosophie der Wildnis das Wort. Sie sagen, es sei eine schreckliche Diskussion, daß Forst sich rentieren müsse. Ja, was denn sonst? Will der größte Holzressourcenbesitzer, der Staat, tatsächlich dem arbeitenden Bürger Lasten zur Erhaltung der Forste und ihrer üppigen Verwaltungsapparate aufbürden? Ist es tatsächlich zu verantworten, Forste als Zuschußbetrieb zu unterhalten? Der gestrige wie der heutige Forst sind das Ergebnis einer Ertrags- und Nutzungswirtschaft. Private Großforstbesitzer, wie die Fürsten

Löwenstein, die Barone Finck oder Cramer-Klett, können auch nicht den Wald subventionieren.

Die Salforste, die Hammerforste haben Landschaft gemacht. Die Fichtenäcker mit schnellwachsenden Weichholzerträgen, die geraden breiten Forststraßen durch ebene Großforste gleichwie die weitläufigen, ebensobreiten Forststraßen im Gebirge – das alles ist ertragswirtschaftliches Machwerk. Und also hat es auch kostendeckenden Ertrag zu bringen. Die Frage müßte vielmehr sein: Läßt sich nicht auch Naturwald kostendeckend handhaben? Darüber planend nachzudenken lohnte sich.

Die drei Männer reden davon, in den Wäldern wieder Wildnis zuzulassen. Wird hier nicht das Wort Wildnis überstrapaziert? Wenn irgendwo kleinräumig Wildwuchs in Szene gesetzt wird, selbst wenn irgendwo ein Stück Kahlschlagprärie mit wohldurchdachtem Gemisch von Gehölzen bepflanzt, eingezäunt und eine Weile sich selbst überlassen wird, dann ertönt sogleich der Gesang von Wildnis, und Schulklassen werden hingeführt. Wir träumen doch Wildnis nur. Wir leben ringsum in einer Forstkultur-, Agrikultur-, Freizeitkultur-Landschaft. Man führe nicht die Naturparks an. Bei allem Respekt vor diesen schönen und sinnvollen Einrichtungen – Wildnis sind sie gewiß nicht. Karstflächen des Steinernen Meeres sind (wie Purtschellers scharfes Auge schon nachwies) einst beweidet, also begrünt gewesen; das heißt doch, der Mensch hat mitgewirkt, diese Gegend zu veröden, und nun erhalten wir dieses von uns hergestellte Produkt bewußt und beschützen es. Auch ein sich selbst überlassener Wald im Bayerischen Wald muß mit einer breiten Borkenkäferschutzzone umgürtet werden. Die Naturparks sind Museen.

Nicht Museen von Wildnis, sondern Museen je einer bestimmten Kulturlandschaft, die der Mensch schuf. Naturhistoriker bräuchte man dringend, um den Besucher mit richtigen didaktischen Hilfen zu lehrpfadeln, um naturmuseumspädagogische Anleitungen geben zu können, die einigermaßen wahrhaftig sind. Den Luchs einsetzen, den Bär nicht (weil der ja die Besucher beißen könnte), ist das nicht verlogen? Welcher Zustand wird denn erhalten? Ein willkürlich gewählter und ein künstlich zusammengesetzter. Ein Naturpark ist ein Konstrukt des Civis, geistig eingezäunt. Wildnistümelei über Naturparks ist unaufrichtig. Dennoch: Wir brauchen Naturparks, sie lassen uns Natur erleben und Wildnis träumen.

\*\*\*

Simon Schama rüttelt mich in seinem Buch „Traum von der Wildnis“ (Landscape and memory) wach mit der Frage, ob es uns denn lieber wäre, wenn Yosemite trotz all seiner heutigen Überfüllung, seiner übermäßigen bildlichen Repräsentation und seiner „Kapillarerschließung“ in



H. B. Wieland, 1936

Alpines Museum, 98/8

den Big Walls niemals identifiziert, kartiert und nicht in einen Park verwandelt worden wäre, den wir dann nicht wüßten, nie gesehen hätten, nie betreten hätten können. (Yosemite Valley wurde 1864 zum Naturschutzgebiet erklärt, und gewiß hat gerade dies die Touristik dorthin erst so recht in Gang gebracht.)

## Die totale Landschaft

Der Übergang zur komplett vernutzten Landschaft ist bereits geschehen. Die Trennung zwischen Landschaft und Naturlandschaft gibt es längst nicht mehr. Und die Gesellschaft der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts hat nun wieder einen neuen Typus, die totale Landschaft, hervorgebracht.

Heute, in dieser neuen Landschaft, ist der zivilisatorische Gegensatz von Stadt und Land eingeebnet. Elektronische Medien beseitigen regionale und individuelle Informationsdefizite und sorgen für gleichen Unterhaltungsstandard, für gleiche Sprache und vermeintlich gleiches Verständnis. Der ökologische Gegensatz von Industriegebiet und Naturraum wird eingeebnet. Es entsteht ein neuer homogener Landschaftstypus.

Man fährt heute durch Gebirgstäler, und die letzten Häuser eines Ortes randen an die ersten Gärten des nächsten. Im Alpenvorland gibt es kleine Provinzstädte, die nach einer Seite hin uferlos mit Wohnsiedlungen wuchern, nach der anderen mit scheußlichsten Gebäudekumulierten der Gewerbe- und Kleinindustrieparks schwären und nach der dritten über Waldfriedhof, Sportanlage und Golfplatz eine scheinbar naturnahe Ruhe- und Freizeit-Landschaft hinschmeicheln. Alles das ist Naturverbrauch. Insgesamt dehnt sich dann der 15.000-Einwohner-Kloß über 30 Quadratkilometer hin und randet durch ein paar Felder technisiert gehandhabter Agrikultur an den nächsten Siedlungsbrei von 20.000 Einwohnern.

In unserer suburbanisierten Landschaft gibt es die alten Agrikulturlandschaften nur noch in Resten. Im dichtbesiedelten Mitteleuropa ist der Übergang zur totalen Landschaft im Gang und mit einer räumlichen Entdifferenzierung und Vereinheitlichung verbunden. Es handelt sich um eine Zunahme nicht nur ästhetischer, sondern auch ökologischer Entropie.<sup>10)</sup> Die Gebirge blieben von diesem Vorgang nicht ausgenommen. Aurel Schmidt sprach über die Alpen von der schleichenden Zerstörung eines Mythos. Wir müßten uns entfernen. Der Ballonfahrer



das vernünftige gleichwie das unvernünftige Denken und Handeln dieser Zeit unter, bis hin zum Zwang für Nation und Volk, Kriege zu führen, und Natur, Zivilisation und Menschen zu vernichten. Die Nationalsozialisten schufen einen neuen solchen Großmythos: die Volksgemeinschaft.

Im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts prägen die Menschen unserer hochgradigen Zivilisationsgesellschaft wieder einen neuen Großmythos aus: Naturschutz und Ökologie. Mythen haben es an sich, daß sie niemand mehr hinterfragt, daß sie unantastbar sind, mythische Kraft haben, sich aus sich selbst immer neu gebären (wie Natur). Wer heute Naturschutzarbeit macht, schüttelt über den, der Naturschutz hinterfragt, grundsätzlich nur den Kopf. Aber Naturschutz ist nur verständlich aus dem heutigen Naturverständnis gleichwie um 1900 der Ruf nach Bewahrung von Ödland nur kommen konnte aus dem Entsetzen über die rüde Inbesitznahme der Natur. Aus der Gedankeninzucht, zu der Mythen allemal verführen, ist zu erklären, daß so absurde Ideen wie „Naturschutz wegen Naturnutz“ tatsächlich jahrelang als Motto für die Naturschutzaktivität hingestellt werden konnten. Rousseau ist vergessen. Der Mensch ist unrein, er pervertiert den Begriff Natur. Er schützt sie, weil er sie nützen, benützen, ausnützen will. Nicht aus Ehrfurcht vor der Schöpfung. Ist uns Tyndalls, des Bergsteigers, Traum der Synthese von Maschine und Baum verloren gegangen?

\*\*\*

Eine Gesellschaftslandschaft kann mit einer Fiktion Wildnis nichts anfangen. Sie müßte sich als Industrie- und Freizeitgesellschaft verleugnen. Es ist auch bereits zu spät. Also bleibt nur der Traum von Wildnis. Fazit: Tatsächliche Wildnis gibt es bei uns in Mitteleuropa nicht mehr. Es gibt keine Urwälder, keine unbetretenen Gebirge. Wir können vielleicht wieder Naturwälder gedeihen lassen. Wir können vielleicht einzelne Berge von jeglicher Zivilisation entsorgen. Dann gibt es wieder ein wenig mehr wilde Natur. Und an ihr kann sich unser Traum von Wildnis entzünden. Wir brauchen diesen Traum, inmitten der Trauer um das Verlorene. Uns treibt die Sehnsucht nach Wildnis.

sieht schon tausend Meter über der Agrikultur eine scheinbar stille Landschaft. Der Bergsteiger sieht aus der Entfernung die Massen am Heilbronner Weg nicht und ist verzückt von dem scheinbar unberührt liegenden Hohen Licht. Der Seefahrer, je weiter er sich von der Küste entfernt, wenn er alle Funkgeräte über Bord werfe und nach den Sternen führe, könnte den Segen der Nacht, die Weite des Himmels und die Wildnis des Meeres erleben. Wir müssen uns entfernen.

### Mythos, Fiktion, Sehnsucht

In den letzten 150 Jahren haben sich Großmythen ausgebildet, z.B. Nation und Sozialismus. Ihnen ordnete sich

#### Anmerkungen

- 1) Schama, Simon; Traum von der Wildnis (Original: Landscape and memory), München, 1996. S. 454
- 2) Bild im Alpinen Museum München
- 3) siehe Ausstellung „Alpenpathos“ in Grenoble Ende April 1998
- 4) ausführlich im Alpenvereinsjahrbuch Berg 91, Zebhauser, Seiten 239 bis 249.
- 5) siehe Veth, Anne, Tourenberichte vom Bergsteigen

- 6) Schama, Simon; Traum von der Wildnis, S. 548
- 7) Alpenvereinsjahrbuch Berg 98, Seite 203
- 8) ein japanisches Spielzeug für jedes Alter, bei dem man sich vor attraktiven Hintergründen, die im Apparat gespeichert sind, abbildet
- 9) Hans Biebelriether, Hubert Weinzierl, Georg Sperber in der Süddeutschen Zeitung, München, 26.3.1998
- 10) Sieferle, Rolf Peter, Rückblick auf die Natur, München 1997

# Wie die wilden Berge zu Hausbergen wurden

## Die Domestizierung der Alpen durch Bergsteiger maler am Beispiel Ernst Platz

Maike Trentin-Meyer

Es ist ein Mythos, daß das Herz des Alpinismus das Bergsteigen sei. Mehr den Kern trifft die Aussage, daß es im 19. Jahrhundert, galt die größte Wildnis Europas, die Alpen, mit missionarischem Eifer zu erschließen. Gebildete aus urbanem Umfeld trieben Keile von Infrastruktur in die Beziehung zur Berglandschaft. Vielfältige kulturelle Aktivitäten führten zur Domestizierung dieser Landschaft. Die Domestizierung war ein Akt der Zivilisation. Ein gewisses Kulturverständnis sah es als seine Aufgabe, mit Hilfe kultureller Disziplinen und Bergsteigen die ursprüngliche Wildnis zu bemeistern. Diese kulturellen Disziplinen waren, auf kurze Nenner gebracht, Naturwissenschaft und Volkskunde, Tourismus und Ökonomie. Hierbei wurden Literatur und Kunst, zu kulturellen Techniken degradiert, ausgeübt durch die Hände von Dilettanten, eingesetzt. Überraschenderweise fanden diese Produkte aus Literatur und Kunst so großen Anklang beim Publikum, daß sich in der Folge professionelle Künstler dieses Themenkreises annahmen. Es entsteht im Bereich der bildenden Kunst das Berufsbild des Bergsteiger malers. Am Beispiel von Biographie und Arbeitsweisen des Künstlers Ernst Platz wird die Rolle von Bergsteiger malern bei der Domestizierung des Gebirges demonstriert. Ein Grundzug der aktiven Domestizierung wird sichtbar. Ernst Platz wurde 1867 in Karlsruhe geboren, rund 20 Jahre nach Edward Theodore Compton, etwa gleichzeitig wie Michael Zeno Diemer, Hans Beat Wieland und Rudolf Reschreiter, um die wichtigsten Bergsteiger maler zu nennen.

Philipp Platz, sein Vater, Professor in mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern am Realgymnasium, war bereits früh zum Alpinismus gestoßen: Er war federführender Mitbegründer der Alpenvereinssektion Karlsruhe und Schriftsteller zur Geologie der Alpen (der bereits im Jahrbuch publiziert hatte). Er machte sich bei der geologischen Erforschung des Schwarzwaldes verdient, wies dessen einstige Vergletscherung nach. Schon als Kind wird Ernst Platz von seinen Eltern mit in die Alpen genommen. Philipp Platz kannte Hermann von Barth noch persönlich, dessen Person wird zur Leitfigur,

auch noch für Ernst Platz. Zeit seines Lebens spielt von Barth für ihn eine wichtige Rolle. 1913 schreibt Platz: „Noch unbewußt fühlte ich in ihnen das Genie (er spricht hier über Hermann von Barth und Edward Whymper), das ... mit unbeugsamer Energie in selbstgesuchter Erkenntnis alle Schranken der engherzigen Doktrin mit elementarer Gewalt durchbricht“. Platz preist von Barth, für den sich das Bergsteigen immer mit der geistigen Tat verband. Er übernimmt dieses Gedankengut.

Platz' künstlerische Laufbahn wird bereits 1882, im Alter von 15 Jahren, faßbar: das erste Skizzenbuch entsteht in den Alpen auf einer Reise nach Grindelwald. Als junger Mann beginnt Platz 1887 Architektur zu studieren, bricht dies aber nach immerhin sechs Semestern ab, um sich der Malerei an der Akademie zuzuwenden. 1890 siedelt er dafür nach München über – der Kunstmetropole nahe der Alpen. Die klassische Ausbildung zum Künstler an der Akademie – der akademischen Malerei galt damals das Historienbild als höchste Gattung – erfüllt nicht seine Erwartungen. Nach einem Jahr unterbricht er dieses Studium, um nun fast ausschließlich in der Landschaft des Gebirges zu skizzieren, zu zeichnen, anschließend im Atelier große Gemälde auszufertigen. 1893 kann er das erste Bild in einer der für die Münchner Künstler so wichtigen Ausstellungen des Glaspalastes unterbringen: „Memento mori“ – die Personifikation des Todes zeigt dem Bergsteiger in der Wand hämisch sein ablaufendes Stundenglas. Künstlerisch war das Bild noch etwas unbeholfen. Aber in der Alpinismusszene ist Platz auf einen Schlag auf der Höhe der Zeit. In diesem ersten wichtigen Werk drückt sich schon seine auch ironische Einstellung zum Alpinismus aus. 1893 – zur gleichen Zeit – knüpft Platz seine Kontakte zum Alpinismus in München: Er tritt in den Akademischen Alpenverein München (AAVM) ein, der sich als bergsteigende Elite verstand. Und bald gab es enge Verbindungen zum Deutschen und Österreichischen Alpenverein. Platz wird Mitglied in den Sektionen Karlsruhe, Bayerland und Alpiner Ski-Club München. Von 1898 bis 1900 ist er Mitglied des Zentralausschusses des Hauptvereins.

Unten:  
 Platz, Ernst  
 (1867 Karlsruhe – 1940 München)  
 Gang übers Joch, 1929  
 Öl auf Leinwand, 62,5 x 111  
 Privatbesitz, Erben E. Platz

## Bergsteiger Ernst Platz

Platz über seine Einstellung zum Bergsteigen: „Jedenfalls ist die klare Erkenntnis in mir gereift, dass der entscheidende Wert der alpinen Leistung in der mit ihr verbundenen geistigen Tat liegt. Nur sie vermag im Verein mit anderen ethischen Momenten, ... uns Alpinisten über das Niveau des rohen Sportathleten, des Sechstagerrennfahrers oder des Akrobaten auf eine höhere, ideale Stufe zu erheben. ... Aber mit der maßlosen Überschätzung der Bedeutung der alpinen Leistung an sich beginnt der Niedergang.“

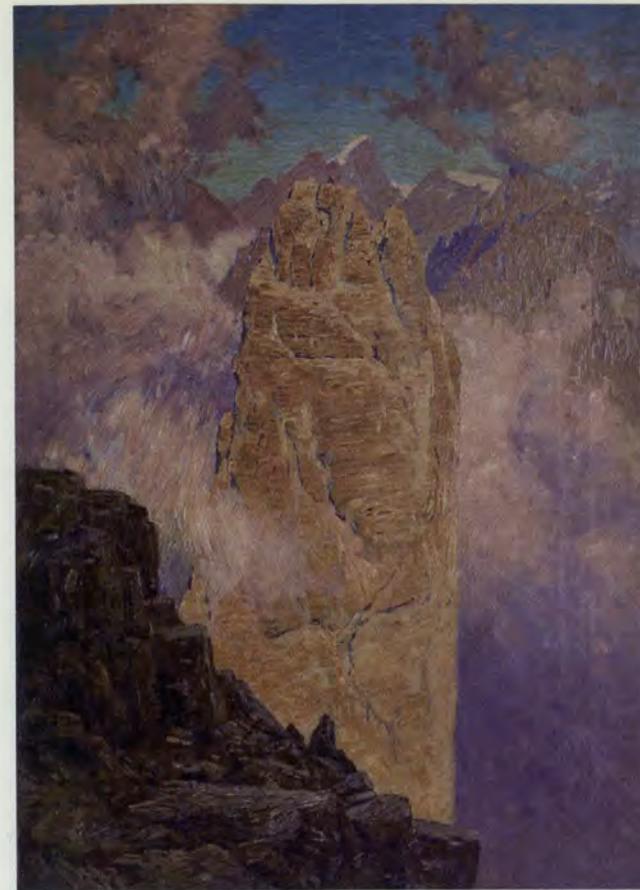
Man kann Platz als tüchtigen Bergsteiger bezeichnen. In seiner aktiven Zeit im AAVM, ab 1893, gelingt ihm z.B. die erste führerlose Durchsteigung der Watzmann-Ostwand mit Albrecht von Krafft. Er unternimmt Touren sowohl in den Ost- als auch in den Westalpen, z.B. auf die Barre des Ecrins. Später nimmt er Abstand von der, wie er sagt, „Gipfelschinderei“. Er ist dann hauptsächlich Bergwanderer und konzentriert sich bei Touren auf seine künstlerische Tätigkeit.

1893 und 94 verbringt Platz seine Sommer im Karwendel. Bilder und Texte, die er von diesen ausgedehnten Bergtouren mitbringt, kann er im Alpenvereinsjahrbuch 1895 unterbringen: „Studienfahrten im Gebiete der Vomperkette des Karwendelgebirges“. Hier beginnt seine Karriere als Illustrator, die ihn berühmt und einer breiten Schicht

bekannt machen wird. Seine Illustrationen liefert er für vielfältige Zwecke: für die Bebilderung von bergsteigerischen Erlebnisberichten, von Werbekatalogen für Ausrüstung und Sportmoden, für Plakate, Postkarten und Schmuckbilder, die er auch in nichtalpinen Bildungszeitschriften unterbringen kann.

Seine größten bergsteigerischen Unternehmungen waren die Teilnahmen an Expeditionen zum Kilimandscharo und in den Kaukasus. 1898 fährt er mit dem Geographen und Verleger Hans Meyer (vom bibliographischen Institut Leipzig, dem Herausgeber von Meyers Konversationslexikon) in die Kolonie Deutsch-Ostafrika zum Kilimandscharo. Für Meyer ist Platz ein gleichwertiger Partner, dessen Zeichenkunst er für Illustrationen seines späteren Kilimandscharobuches braucht. Zudem schätzt Meyer ihn als Bergsteiger, der ihm bei der ersten Ersteigung des Kilimandscharo von Norden wertvolle Hilfe leisten soll.

1903 nimmt Platz die Einladung von Willi Rickmer Rickmers an, in den Kaukasus zu reisen. Rickmers, der berühmte Naturwissenschaftler und Forscher, scheint für dieses Unternehmen vor allem auf bergsteigerische Erfolge zu setzen. Erklärtes Ziel ist die Ersteigung des Ushba-Südgipfels, die dann auch gelingt. Platz' Rolle bei dieser Expedition ist nicht klar. Bei der Erstersteigung des Ushba war er nicht dabei. Seine Teilnahme an der Reise wird in den Berichten Rickmers und anderer Teilnehmer nicht einmal erwähnt. Platz verschweigt in seinen jährlichen Touren-



Vajolettürme in der Rosengartengruppe, Blick vom Stabelerturm auf den Winklerturm – ein Motiv, das Ernst Platz erstmals 1897 ausgeführt und 1931 in wärmeren Farben noch einmal aufgegriffen hat

Um die Nachfrage befriedigen zu können, muß er oft Motive wiederholen. Hier steht der wirtschaftliche Erfolg im Vordergrund; manchmal nutzt er Wiederholungen, um, auch wenn Jahrzehnte dazwischen liegen, ein Motiv neu zu formulieren, um künstlerisch zu einem besseren Ergebnis zu kommen. Eine je und je veränderte Auffassung von Gebirge, Landschaft und Licht kommt zum Ausdruck.

Eine Spezialität von Platz sind seine Imaginationen von alpinen Unglücksfällen und Darstellungen von alpinistischen Kletterszenen. In diesem Kontext entstehen viele Studien und Zeichnungen von Bergsteigern, in denen akribisch Haltung, Ausrüstung und Details festgehalten sind.

Je reifer Ernst Platz wird, desto mehr wird die gebirgige Landschaft bei ihm zum Lebensraum des Menschen. Er begreift die Gebirgswelt nun nicht mehr nur als Spielplatz des Alpentouristen, sondern als Natur, in der Menschen leben. Er zeigt diese Menschen, wie sie ständig von Angesicht zu Angesicht mit der Gebirgsnatur leben und von dieser geprägt sind. Aus diesen Bildern spricht eine sachliche Auffassung; kein Pathos, keine Archaik, keine Idealisierung oder Überhöhung ist ihnen eigen. Platz will deutlich machen, wie ausgesetzt der Mensch in der Gebirgswildnis existiert.

berichten für den AAVM seine Veröffentlichungen über diese Reise. Vielleicht gab es Verstimmung, vielleicht wollte man Platz gegen seinen Willen nur in die Rolle eines Illustrators hineindrängen – was seiner Persönlichkeit nicht entsprochen hätte.

1911 unternimmt Platz mit Oscar Schuster und Walter Fischer eine rein bergsteigerisch motivierte, zweite Expedition in den Kaukasus. Diesmal ist er gleichberechtigter Partner. Ausbeute: Erstbesteigungen des Wainkars-Tau, des Kalasan-Tau und des Schau-Choch. Die künstlerische Ausbeute dieser Reisen ist beträchtlich. Für die Bilder aus fernen Gebirgen herrscht großes Interesse und gute Nachfrage.

Von 1908 bis 1932 reist Platz jedes Jahr nach Pettneu an den Arlberg, dort wandert er oft zur Hanauer Hütte. Die Berge dieser Gegend werden ihm sehr vertraut und bestimmende Motive in seinem Werk. Die Berge um Pettneu werden zu seinen persönlichen Hausbergen.

## Künstler Ernst Platz

Wie verfährt Platz als Künstler? Er zeichnet mit Bleistift, Aquarell und Tempera Hunderte von Skizzen vor allem vom Gebirge und setzt diese später zu Illustrationen und Ölbildern um. Als Bergsteiger schafft er faszinierende Blätter vom Hochgebirge, in denen die Gebirgsnatur vergegenwärtigt wird. Immer ist er dem Realismus verpflichtet. Anklänge an Strömungen moderner Kunst gibt es, diese sind aber immer nur Nebensache.

## Paradoxon Domestizierung

Ist das Wort von der „Domestizierung“ der Alpen nicht ein Paradoxon? Es klingt nach Entzauberung, nach Entweihung einer den Bergsteigern sehr ans Herz gewachsenen Welt. Ist es überhaupt möglich, Berge zu domestizieren?

Hier ist die Rede von den Gebirgen, den Landschaften, die domestiziert werden und wurden. Diese waren bis zur Aufklärung eine Wildnis, der keine Aufmerksamkeit gewidmet wurde, die sogar Abscheu erzeugte. Noch im 18. Jahrhundert zog der Ästhet und Gelehrte Johann Winckelmann die Gardinen seiner Kutsche zu, als er die Alpen passierte – er konnte die ihn bestürmende Häßlichkeit nicht ertragen. Noch Johann Jakob Scheuchzer, der aufgeklärte Forscher, behauptete, im Gebirge würden Drachen leben und stellte auch einen solchen dar in seiner Geschichte der Schweiz.

Bis dahin war das Gebirge Wildnis und das Gegenteil von Kultur.

Und in diese Wildnis dringt nun der Mensch im 19. Jahrhundert ein.

Domestizierung leitet sich von lateinisch „domesticus“ – häuslich, zum Haus gehörig – ab.

Nach Herders Konversationslexikon von 1902-1910 ist „Domestikation“ die allmähliche Überführung eines wild

Texelgruppe und Hochwilde von der  
Zwickauer Hütte, 2989 m, 8. Aug. 1904  
Aquarell, 27,3 x 37,9 cm  
Privatbesitz, Erben E. Platz

lebenden Tieres in den Zustand eines Haustieres. Im Duden von 1986 versteht man unter domestizieren „zähmen, heimisch machen“. Meyers Lexikon von 1987 fügt dieser Formulierung zur Verdeutlichung hinzu: „durch den Menschen“. Der Lexikonartikel fährt fort: „Der Mensch hält zu seinem Nutzen über Generationen hinweg Tiere, die veränderten Lebensbedingungen, z. B. durch die Ernährung oder die Beeinflussung der Partnerwahl unterworfen sind... Als Folge davon ergeben sich physiologische und morphologische (d.h. die äußere Gestalt betreffende) Veränderungen, die sich im Laufe der Generationen genetisch fixieren.“

Das Wort vom Domestizieren wird aber nicht nur für Tiere angewendet. Der Begriff wird auch übertragen angewendet. Es werden damit Vorgänge bezeichnet, die frei Gewachsenes in den Kontext einer Zivilisation führen. Wir haben es also bei der Domestizierung der Alpen mit der Überführung der Wildnatur der Alpen zu einer heimischen Umgebung zu tun. Zentrum, aktive Kraft und Maß bei diesem energisch betriebenen Vorgang ist der Mensch. Die Domestizierung hinterläßt Spuren, die das ursprüngliche Wesen der Sache grundlegend und auf Dauer verändern, das betrifft sowohl das vorhandene Leben in den Alpen wie auch ihr Antlitz, das der Mensch durch seine Applikationen und Wirtschaftsweisen auch äußerlich verändert hat.

Die Zähmung und Veränderung dieser ehemals als fremd empfundenen Natur wird und wurde in vielen Disziplinen betrieben. Federführend waren wohl die Naturwissenschaften, die der Felswildnis ihre Geheimnisse entrissen. Dann kamen die Bergsteiger und eroberten die Gipfel zu Fuß, mit Karten, mit Erlebnisschilderungen, geoplastischen Reliefs, mit Pinsel, Fotoapparat und Filmkamera. Publikationen wie Tourenbeschreibungen, Erlebnisschilderungen, naturwissenschaftliche, volkskundliche und kunsthistorische Berichte treiben die zivilisatorische Vereinnahmung des Gebirges voran. Den Bergen wird zu Leibe gerückt mit Tourismus, mit dessen Hütten, später Hotels. Der Verkehr bahnt Wege, Straßen und Tunnel. Berge und Gipfel werden mit Bergbahnen leicht und komfortabel erreichbar gemacht, bilden fortan neue Aussichtspunkte. Man organisiert sich in Vereinen (zur Förderung des Alpinismus und Fremdenverkehrs und Erhaltung des Brauchtums) und bündelt die Energien.

Reiseführer wie die vom Alpenvereinsgründer Trautwein „220 Ausflüge von München auf einen halben Tag bis zu drei Tagen“, der von 1893 bis 1912 schon 24 Auflagen erlebte, lassen manche bayerischen Berge zu Münchner Hausbergen werden (an einem Tag zur Benediktenwand, zum Jochberg oder zum Herzogstand). Walter Pause nimmt später Trautweins Anregungen auf und konstatiert 1965 in seinem Bestseller über die Münchner Hausberge: „Davon zählen 72 zu den klassischen Münchner Sonntags- und Wochenendtouren, die schon unsere Eltern und

Voreltern regelmäßig ausgeführt haben.“ Viele Bergsteiger erkühen sich ihren Hausberg oder ihr Hausgebirge, in dem sie jeden Tritt kennen, in das sie immer wieder gerne heimkehren, wo nicht die Erkundung von Neuem, Abenteuerliche oder der Gipfelsieg eine Rolle spielen. Jeder Einzelne domestiziert sich seinen eigenen Berg, vereinnahmt den Vorgarten seines städtischen Daseins.

Die Aufzählung der Zeichen und Zeugnisse der Erschließung ließe sich fortsetzen. Das Ende dieser Entwicklung ist heute die „kapillare Erschließung“ (R. Messner 1998).

Die Menschen haben so das Gebirge in ihre Lebenswelt hereingeholt. Erst waren das eingeschworene Gemeinschaften, kleine Gruppen, zusammengefaßt in Sektionen der Alpenvereine, später war es Mode, daß vom Wandervogel bis zum neureichen Bürger jeder Gebirgsreisen unternahm. Das hatte zur Folge, daß der Alpinismus für immer größere Kreise zum Thema wurde. Und hier treffen wir nun den Bergsteigermaler Ernst Platz.

### Bergsteigermaler und Domestizierung

Was haben nun die Bergsteigermaler mit der Domestizierung der Alpen zu tun? Was sind eigentlich Bergsteigermaler? Den Begriff Bergsteigermaler hat Helmuth Zebhauser als Bezeichnung festgemacht. Dem Begriff soll nun Kontur verliehen werden.

Bergsteigermaler sind anfangs bergsteigende Künstlerdilettanten und später Berufskünstler, die Illustrationen für ein zunehmend bergbegeistertes Publikum liefern. Der Alpinismus hatte das Verhältnis zum Gebirge verändert, Künstler zögern nun nicht mehr vor dieser Wildnis. Bald schon werden sie in die Belange der Alpenvereine eingebunden. Sie selbst tragen dann aktiv zur Erschließung des Gebirges bei.

Diesen Typ Künstler kennt man seit der Mitte des 19. Jahrhunderts. Verbreitet in auflagenstarken Publikationen wie dem Jahrbuch des Alpenvereins – Auflage z. B. 1913: 93.500 Exemplare – tragen deren Illustrationen zur Popularisierung der Alpen bei. Man kann bei diesen Künstlern, die auf diese Weise auch zur Erschließung beitragen, zwei Generationen unterscheiden. Die erste Generation der Bergsteigermaler, die etwa in der Mitte des 19. Jahrhunderts auftritt, sind zumeist Dilettanten. Zum Beispiel von Bezold, Stüdl, von Prielmayer, Schultze, die Brüder Haushofer. Es liegt ihnen daran, die landschaftliche Eigenart des Gebirges zu bewältigen; sachlich oder auch naturwissenschaftlich werden die Charakterzüge dieser Landschaft geschildert. Auf romantische oder besonders stimmungsgeladene Attitüden wird verzichtet. Reflektiert werden naturwissenschaftliche Phänomene, das Abweisende der Wildnis, das Bergende der menschlichen Kultur im Gebirge. Eine zuvor in allen Disziplinen unbekannte Welt mußte erobert werden.



Die Bergsteigermaler der zweiten Generation wirken etwa von 1890 bis 1910. Sie sind nun der alpinen Bewegung bereits beruflich verbunden. Zu ihnen zählen Compton, Reschreiter, Diemer, Barth, Jahn, Wieland, Bauriedl und eben auch Platz. Sie begleiten und fördern die touristische Vereinnahmung des Gebirges, rücken die Wanderberge und jetzt auch viel das Hochgebirge ins Bild, thematisieren die Gefahren des Bergsteigens, entkleiden die Wildnis ihrer Bedrohlichkeit, feiern die Kultur des Menschen gegenüber der Natur des Gebirges, dringen bergsteigerisch in den letzten Winkel vor. Mit großer Raffinesse lassen sie den Bildbetrachter einerseits den Schauer spüren, der vom Gebirge ausgeht, andererseits suggerieren sie, daß die dortigen Gefahren beherrschbar seien, locken zum Besuch.

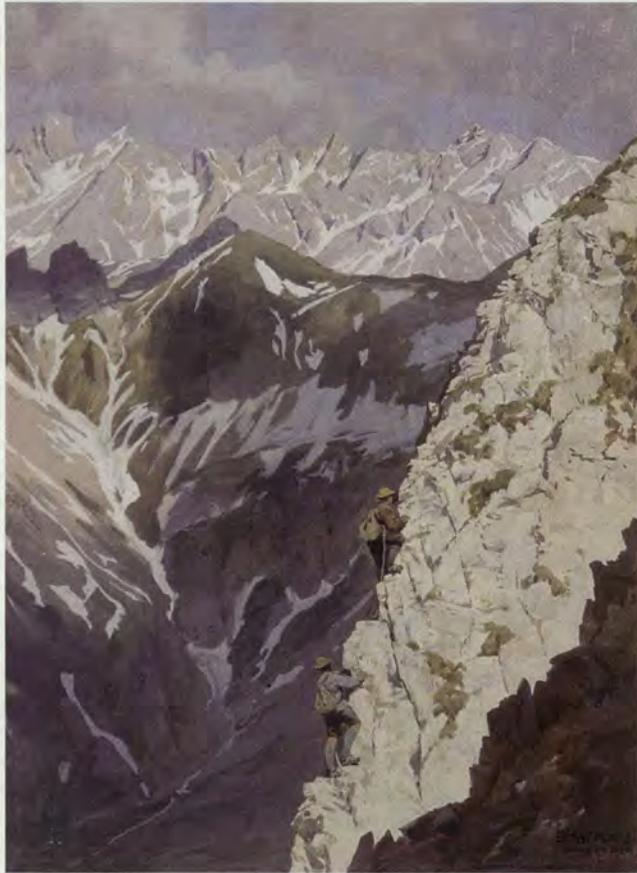
Schon Bredt in seinem einst wichtigen Werk „Die Alpen und ihre Maler“, 1911, der ersten umfassenden Zusammenstellung der bedeutendsten Vertreter dieses Sujets von Giotto bis Cézanne, sagt über die für ihn zeitgenössischen Künstler Platz und dessen Kollegen: „Unsere modernen Illustratoren, wie Compton, Platz, Reschreiter, Otto Barth und so viele andere, liefern Beweise genug, daß die alpine Illustration ein Gebiet der angewandten Kunst bedeutet, das für Darsteller wie Betrachter deshalb so schwierig ist, weil es zu gleichen Teilen der Kunst wie kritischster Sach-

lichkeit angehören muß – um vollen Wert zu behaupten.“ Bergsteigermaler sind in ihrer Kunst einem traditionalistischen Realismus verpflichtet, mit dem sie die Wünsche des alpinistischen Publikums erfüllen.

### Identifizierbare Berge für Bergsteiger

Platz hat demzufolge nie Landschaften komponiert, sondern immer nur identifizierbare Motive festgehalten. So hat er die Erwartungen seines Publikums nie enttäuscht. Er pflegte einen naturalistischen Realismus und war immer um sachliche Wiedergabe bemüht. Die Redakteure von Publikationen wie dem Jahrbuch des D.u.Ö.A.V. hatten nunmal nur Verwendung für Bilder mit wiedererkennbarem Gebirge. Die Leser sollten sich in den Bildern zurecht finden können, sollten die Verlockung und die Sehnsucht nach dem Gebirge spüren, ihren Wunsch zur Alpenreise entwickeln, die Möglichkeit haben, ihre Erinnerungen vom Gebirge an diesen Bildern wieder aufleben zu lassen. Um 1900, als der Alpinismus zur Modeerscheinung mit breiter Anhängerschaft wurde, erhöhte sich die Nachfrage nach Bergbildern jeder Art. Auch hier waren Motive gefragt, an denen der Betrachter seine Begeisterung für selbstdurchgeführte, vergangene Alpenfahrten wie an einem Souvenir entzünden und schüren konnte. Dies war nur mit naturalistischen Bildern möglich.

Höfatsgipfel mit  
Hornbachkette (Allgäuer Alpen), 1920  
Aquarell, Tempera, 48 x 36 cm  
Privatbesitz, Erben E. Platz



### Begehbar, einladend und vertraut

Welche Landschaftsauffassung hatte Ernst Platz? Wie legte er seine Berglandschaften an, damit er den Anforderungen des Kunden gerecht werden konnte? Er wählt dichte, reizvolle Ausschnitte, nahezu nie weiträumige, panoramaartige Perspektiven. In diesen Landschaftsbildern drückt sich die Domestizierung des Gebirges aus. Er hat dafür festgefügte Schemen gekannt, die sich in einigen Landschaftstypen immer wieder finden lassen:

1. Der Blick von ferne, über eine Ebene auf Gebirge, das durch Lichtperspektive in lichte Blau-, Grau- und Violetttöne getaucht ist: Gebirge als Sehnsuchtslandschaft.
2. Der Blick in ein Tal oder einen talartigen Einschnitt: das Bergende eines Tales wird spürbar, die ein Tal umstehenden Wände bieten sich prachtvoll dar.
3. Das singuläre Aufragen eines Berges, respektive des Gipfels: bestiegene Gipfel werden wie Trophäen präsentiert
4. Der Blick von einem Aussichtspunkt auf Gebirgsgruppen und -züge, hier reizt ihn besonders zu zeigen, wie sich das Licht, die Stimmung des Wetters ausdrückt: das reicht

von drückender Wolkenstimmung über aufgeregt treibende Wolkenfetzen bis zur Azurbläue des Firmaments, zum Weiß-blau einer Sommerstimmung, zu den schweren Farben eines Spätsommertages und der Faszination eines Abendhimmels. Es ist für ihn ein besonderer Ansporn, genaue Beobachtung des Gebirges mit atmosphärischen Momenten zu verbinden. Er trägt so dem Aspekt Rechnung, daß der Bergsteiger im Gebirge das Naturlicht ohne jegliche Beeinträchtigung besonders faszinierend erleben kann.

5. Er legt einen sanft ansteigenden Vordergrund an, der sich bis über die Bildhälfte hochzieht, dann richtet sich unvermittelt der Blick auf die Spitzen eines dahinter auftauchenden Gebirgszuges. Das klassische Landschaftsschema – eine kontinuierliche Entwicklung des Raumes von Vordergrund über Mittelgrund zum Hintergrund – ist hier ausgeschaltet. Diese Gestaltung ist sehr effektiv: nah gesehener Vordergrund, dahinter plötzlich entfernte Bergspitzen.

### „Dieser Kampf prägt unserer Anschauung seinen Stempel auf“

Allen diesen Landschaftstypen gemeinsam ist, daß sie dem Erleben des Bergsteigers entsprechen. Zum Beispiel der zuletzt beschriebene Landschaftssketch: Auf dem Weg zum Gipfel oder einem anderen Ziel schreitet der Mensch durch die Landschaft, immer wieder neue Blicke und Perspektiven tun sich auf. Umgebendes Gebirge versperrt die Aussicht, gibt plötzlich wieder frei, bietet Ausblicke und Tiefblicke. Diese wechselnden Schauerlebnisse begleiten den Bergsteiger bis er den Gipfel oder einen Aussichtspunkt erreicht hat. Unterwegs mutmaßt der Bergsteiger über die Zusammenhänge von Bergmassiven, kann jeweils nur einen begrenzten Raum übersehen.

Auch das ist allen diesen Landschaftstypen gemeinsam: es wird immer ein begrenzter, überschaubarer Raum dargeboten. Nicht Ferne, unendliche Raumentiefe und damit Unermeßlichkeit. Platz malt topographisch exakt, bringt die geographische Erscheinung. Dafür war er durch seinen Vater, den Geologen, geschult. Mit genauer Darstellung trägt er zur Erschließung des Gebirges bei. Im Vorwort zu den Bildbänden der Reihe „Alpine Majestäten“ spricht Platz die damalige Einstellung aus:

„Unerschöpflich ist die Fülle der Schönheiten, die uns die Gebirgswelt bietet. Die Zeiten sind längst vorüber, da der Mensch mit den menschlichen Gefühlen der Furcht und des Entsetzens zu den unwirtlichen Höhen emporschaute. Wir freuen uns ihrer; aber noch stehen wir unter dem Zeichen des Kampfes mit ihnen, des Kampfes der wissenschaftlichen und touristischen Erschließung“ – und das ist der Schlüsselsatz: „Dieser Kampf prägt unserer Anschauung seinen Stempel auf.“



Neues Hannoverhaus  
(Ankogelgruppe), 2719 m, 21. Juli 1910  
Bleistift/Aquarell, 24,5 x 33,6 cm  
Privatbesitz, Erben E. Platz

Platz widmet sich zunehmend diesen Menschen in ihrem Verwirkt- und Verbobensein mit der dortigen Natur. Er unterscheidet deren Tun deutlich von dem der Bergsteiger. Das Elementare ihrer Lebensbedingungen verbunden mit ursprünglicher, einfacher Ehrfurcht vor der Natur ist ihm ein Anliegen. Er stellt sachlich das Existieren dieser Gebirgsbevölkerung als Gegenkultur zur Eroberungswut der Alpinisten dar.

### „Mein bescheidener Anteil an der Erschließung der Hochgebirgswelt“

Was hat nun Ernst Platz zur Domestizierung beigetragen? Er ist stolz auf seine Leistung bei der Erschließung der Alpen: „... wenn es auch sicher von Wert für mich ist, durch Wort und Bild meinen bescheidenen Anteil an der Erschließung der Hochgebirgswelt beigetragen zu haben.“ Aus kleinen Bemerkungen und Episoden spricht seine Freude an der Erschließung: Zum Beispiel nach der Ersteigung der Niedernisslspitzen im Karwendel und der Errichtung eines Steinmanns dort oben – einem markanten Zeichen für Eroberung – notiert er: „Und mit großem Vergnügen zeichnete ich jetzt in die morgens früh aufgenommene Skizze den deutlich sich abhebenden Steinmann auf der vordersten Spitze ein ...“

Er hat also nicht nur aktiv bei der Erschließung des Gebirges eine Rolle gespielt mit seiner bergsteigerischen Leistung und mit seinen Bildern, die er vom Gebirge gemacht hat, sondern er hat besonders effektiv und zahlreich das Bild der Alpen mit seinen Illustrationen in Zeitschriften und Büchern und Gebrauchsgraphik (Postkarten, Plakate, Prospekte, Werbung) verbreitet. Seine Szenen von Kletterpartien haben das Abenteuer im Gebirge schmackhaft gemacht. Seine Bilder haben die Menschen ins Gebirge gelockt und dort fanden sie die von den Alpinisten – also auch ihm – vorbereitete Infrastruktur vor, die ihnen das Eindringen erst möglich gemacht hat. Platz' Bilder dokumentieren voller Stolz die Ergebnisse der Domestizierung. Zudem hat er noch in Lehrbüchern mit anleitenden Zeichnungen zum Bergsteigen mitgewirkt und so manchem, der sich vielleicht nicht ins Gebirge getraut hätte, Mut gemacht.

Mit seinen Aquarellen und Bildern vom Gebirge folgt er dem alpinistischen Realismus. In ihnen wird das Gebirge immer als begehbar, einladend und vertraut gezeigt. Die Domestizierung der Alpen, an der Ernst Platz vor allem als Künstler mitgewirkt hat, indem er Objekte für das sehnsuchtsvolle Erinnern schuf, ist unumkehrbar. Diese Domestizierung macht es möglich, in die Welt der Alpen einzutauchen, sie, auch durch die Kunst, in allen ihren Facetten wahrzunehmen und – sich dort heimisch zu fühlen.

Auch der Hüttenbau der Sektionen des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins, der seit dem Ende des 19. Jahrhunderts große Aufschwünge verzeichnet, bleibt nicht ohne Bedeutung für die Bergsteigermaler. Die Sektionen übernehmen sogenannte Arbeitsgebiete, in denen sie jeweils die Verantwortung für Hütten- und Wegebau etc. tragen. So entsteht ein enger Bezug zu einer Region, in der man sich heimisch fühlt, verbunden mit Stolz auf die dort vollbrachten Leistungen.

In diesem Kontext entstehen nun Bilder von Hütten und deren Umgebung. Veröffentlicht werden diese Motive dann auf Postkarten, in Sektionsschriften etc. Platz, aber z.B. auch Compton, treten oft prompt bei Neubau oder Ausbau einer Hütte auf den Plan und bieten ihre Dienste an, um mit ihren Bildern, auf denen die Leistung dokumentiert wird, das Festliche dieses Moments zu unterstützen. Platz liefert z.B. Bilder von der Ulmer Hütte, dem Neuen Hannoverhaus, dem Kaiserin-Elisabeth-Haus, der Fidelitashütte, dem Münchner Haus, der Hildesheimer Hütte, der Gleiwitzer und der Reutlinger Hütte. Diese sind uns bekannt, bei manchen Sektionen gibt es vielleicht noch weitere solche Bilder.

Außergewöhnlich ist nun, wie Platz diese Hütten darstellt. Er liefert nicht einfach Architekturzeichnungen. Ihm geht es vor allem um die besondere Lage der Hütten im Hochgebirge, er betont das Exponierte dieser Häuser. Das Heroische der Landschaft wird zu diesem Zweck gesteigert. Platz stilisiert, wie diese Häuser der Natur abgetrotzt sind und pointiert deren Ausgesetztheit. Die Leistung der Erbauer einer solchen Hütte wird somit gewürdigt, betont und herausgestellt.

Zu diesem Thema zählt auch das Kapitel „Architektur und Landschaft“. Durch sein immerhin drei Jahre währendes Architekturstudium bleibt Platz' Interesse für Baukörper immer erhalten. Es gibt eine Reihe von Zeichnungen, Aquarellen und auch Gemälden, wo er diese Kulturleistung des Menschen in ihrem Widerspiel, aber auch in ihrer gegenseitigen Ergänzung zur Bergnatur zeigt.

Die Domestizierung der Alpen bewirkt natürlich nicht primär der Einfluß der Stadtmenschen respektive Alpinisten mit ihren Ansprüchen und ihren Vorstellungen. Ein erster Schritt zur Domestizierung der Alpen war natürlich durch die Bevölkerung der Alpen selbst getan worden.



Monogrammist dv  
Alm in den Bayerischen Alpen,  
um 1830/40  
Öl/Leinwand, 45 x 57 cm  
Alpines Museum München  
Inv.-Nr. 96/62

# Droben auf der Alm ...

Skizzen eines alpinen Halbnomadentums

Horst Länger

Rechts:  
Auf der Litzlalm  
(Berchtesgadener  
Land)

**B**ergsteigern etwas über Almen zu erzählen, heißt das nicht Eulen nach Athen oder in diesem Fall gar Milch auf die Alm tragen? Für einige sicher, aber schließlich wird heute neben Limo und Bier tatsächlich auch schon mal Milch auf die Alm gekarrt, um sie dort Touristen zu kredenzen. Die alpenländische Gesellschaft und das bergbäuerliche Wirtschaften haben sich seit den fünfziger Jahren dieses Jahrhunderts teilweise gewaltig gewandelt und diese Veränderungen machten auch vor jahrhundertalten Almtraditionen nicht immer Halt. Einige Almen mutierten zu Jausenstationen, andere werden nur noch mit Galtvieh bestoßen und etliche wurden auch ganz aufgelassen oder dienen mittlerweile als Ferienwohnungen. Geeignetes Almpersonal ist schwer zu finden, denn der einst so zahlreiche Dienstbotenstand ist auch auf dem Land (Knechte, Mägde) nahezu völlig verschwunden. Nachstehend sollen Aspekte des Lebens und Wirtschaftens auf der Alm grob skizziert werden, wie es bis zur Mitte dieses Jahrhunderts üblich war.

Im Gegensatz zu den (einstufigen) bäuerlichen Betrieben des Flachlandes ist der bergbäuerliche Betrieb meist zweistufig, d.h. in eine Dauersiedlung (Talstufe) und in eine Temporärstufe (Alm) aufgeteilt. Neben dieser klassischen bergbäuerlich-zweistufigen Wirtschaftsweise finden sich aber auch dreistufige Varianten (Talgut – Maiensäß – Alm). Die Maiensäße sind Übergangsformen zwischen Talgütern und Almen, die man vorwiegend in der Schweiz findet. Ähnliche Zwischenstufen resp. Voralmen sind auch die sogenannten Asten etwa im Zillertal und Unterinntal. Auch auf sie wird das Vieh vor und nach der eigentlichen Almperiode getrieben und bleibt im Herbst hier durch zusätzliche Stallfütterung oft sogar bis Weihnachten. Bei den Halthuben (etwa in der Steiermark, Kärnten und Salzburg) handelt es sich wie bei den sogenannten Schwaigen um ursprünglich ganzjährig bewirtschaftete Höfe, die jedoch als Dauersiedlung aufgegeben und später nur noch als Almen genutzt und auch so bezeichnet wurden.

Innerhalb der Almregion stößt man bei den Kuhalmen häufig auf mehrere Weidestufen. Jede dieser Stufen ver-

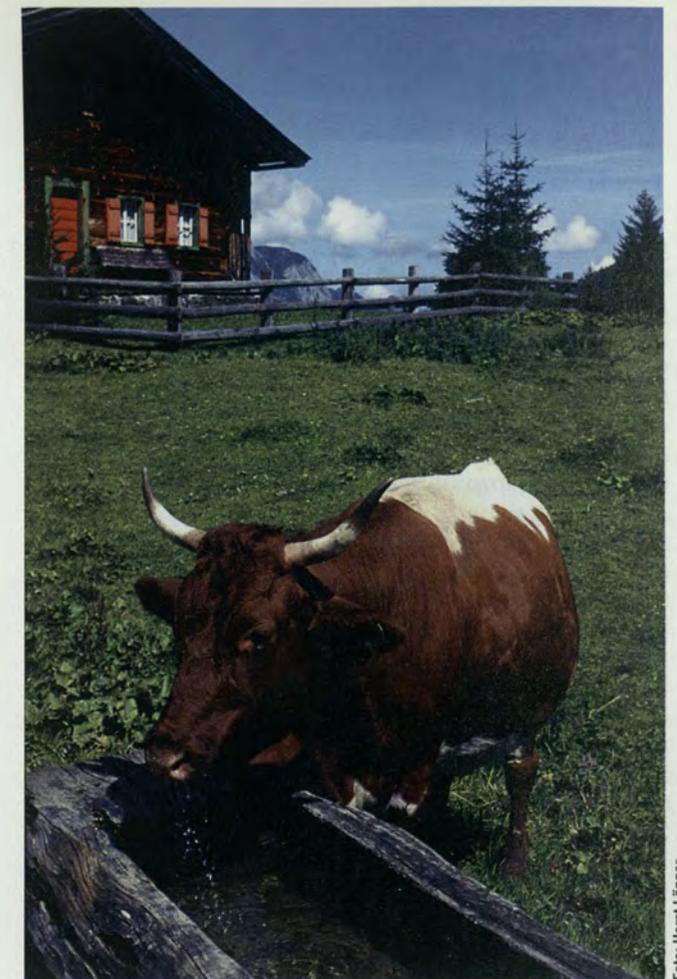


Foto: Horst Länger

fügt dabei über eigene Baulichkeiten, die allerdings mit zunehmender Höhe spartanischer werden. Während der Sömmerung ziehen dann Vieh, Personal und Hausrat stufenweise bis zur obersten Weidegrenze und anschließend wieder stufenweise Richtung Tal. Im Berchtesgadener Land und im Karwendel sind beispielsweise dreistufige Weidesysteme (Nieder-, Mittel- und Hoch- bzw. Oberleger) typisch. In der Schweiz werden diese einzelnen Weidestufen Stafel oder säß (z.B. Unter- und Hochsäß) genannt. Dabei sind Alpen mit 10 bis zu 30 Stafeln bekannt, wobei im letzteren Fall der gesamte Almbetrieb alle 3-4 Tage verlegt werden muß.

## Ein kurzer Blick weit zurück

Klare Belege für eine ausgeprägte Almwirtschaft im Ostalpenraum gibt es seit ca. 500 v.Chr. (sog. La-Tène-Zeit) durch Aufzeichnungen römischer Schriftsteller. Es kann als relativ gesichert angenommen werden, daß die bairischen Einwanderer (etwa ab dem 6. Jh.) in Tirol, die alemannischen im Westen und die slawischen im Osten bereits auf eine ausgebildete Almkultur stießen. Die Einwanderung der Baiern in den Ostalpenraum und die damit verbundene Bevölkerungszunahme in diesen Gebieten führte zu einem Siedlungsausbau. Aus dieser Zeit, d.h. von 700-800 n. Chr., datieren auch die ersten bekannten urkundlichen Erwähnungen von Almen (z.B. 788 für die

Salzburger Gegend durch Herzog Theodor von Baiern). Über die Art der Almbewirtschaftung sagen diese Belege jedoch wenig aus.

Ab dem 12. Jh. wurden vor allem auf Initiative weltlicher Grundherren und von Klöstern „Schwaigen“ an der Obergrenze der bergbäuerlichen Existenz gegründet. Es handelte sich um reine Viehhöfe bzw. Grünlandbetriebe, die ihren Zins in Form von Käse (später in Schmalz) an ihren Grundherren abzuführen hatten. Um ein Mindestmaß an Auskommen sicherzustellen, bedurften diese Schwaighöfe neuer, nun noch höher gelegener Almen, was häufig zu Rodungen im hohen Waldbereich führte. Dadurch entstand eine deutliche Vergrößerung der gesamten Almfläche. Neben der bäuerlichen Bevölkerung unterhielten aber auch zahlreiche Klöster in Bayern, Tirol und der Schweiz eigene Almen.

Zu einer weiteren (und letzten) großen Erweiterung des Almraumes kam es, als durch diverse Krisenzeiten und Religionsstreitigkeiten viele Knappensiedlungen und durch zunehmende Klimaverschlechterungen viele Schwaighöfe aufgegeben und oftmals zu Almen wurden. Der Erz- und Salzbergbau sowie sein Umfeld (z.B. Salinen) verschlang immer größere Holzmengen, so daß die Landes- und Grundherren alsbald entsprechende Rechtsvorschriften erließen und es zu Interessengegensätzen bei Wald und Weide im Gebirge kam. Sowohl die Rodungstätigkeit wie auch die freie Beweidung der Wälder wurde zunehmend „von oben her“ eingeschränkt. So haben etwa alle Grundherrschaften des bairischen Alpenraums im 16. und 17. Jh. genaue Almordnungen festgelegt.

Seinen Kulminationspunkt erreichte das Almwesen im 18. Jh., ab da folgten zahlreiche Rückschläge. Der Ersatz von Holz durch Kohle als Energieträger, der Ausbau der Verkehrswege, der Rückgang von Zuerwerbsmöglichkeiten etwa aus Hausindustrie, Fuhr- und Saumdiensten, die Bauernbefreiung nebst der häufig daraus resultierenden hohen Verschuldung von Höfen, die Säkularisation in Bayern inkl. der Purifikation (Bereinigung) der Rechte nebst Ablösungen auch bei den Almweiderechten, die zunehmende Landflucht, um nur einige Schlagworte für tiefgreifende und für viele Bauern ungünstige Entwicklungen zu nennen. Viele gaben auf; Grund und Boden in Talnähe war oftmals günstig zu haben, das Almsterben beginnt. So waren beispielsweise in Oberbayern und Schwaben zu Beginn des 19. Jh. die Almweideflächen noch mehr als doppelt so groß wie heute.

Ein weiterer gravierender Einschnitt läßt sich seit den 50er Jahren dieses Jahrhunderts feststellen. Mechanisierung und Intensivtierhaltung in den Talhöfen, Personalnot in der Landwirtschaft sowie die zunehmende verkehrsmäßige Erschließung der Almen sind Merkmale dieser Veränderungen. In Oberbayern sind beispielsweise heute 630 Almen mit einem schlepperbefahreren Weg erschlossen oder, anders ausgedrückt, lediglich 78 Almen verfügen

hier noch über keinen Fahrweg. Während es um 1950 in Bayern noch rund 2.200 Almleute gab, zählte man 1986 nur noch 490 Personen, und viele der noch bestoßenen Almen sind zur Alpzeit nicht mehr mit ständigem Personal besetzt.

## Alm ist nicht gleich Alm

Man kann Almen nach unterschiedlichen Kriterien klassifizieren, beispielsweise nach ihren Eigentumsverhältnissen oder ihren Viehgattungen. Die älteste historisch noch faßbare Eigentumsform für nutzbares Land ist nach Werner (1981) die Talmarkgenossenschaft (Allmende, gemeine Mark, gmain). Im Laufe der Ausdifferenzierung der Eigentumsverhältnisse entwickelten sich sozusagen idealtypisch aus der (Alm-)Markgenossenschaft die Gemeinde- und später die Genossenschaftsalmen, und zwar je Stufe durch Ausschluß weiterer Nutzungsberechtigter. Dadurch verliert die Alm zunehmend ihren öffentlich-rechtlichen Charakter bis sie schließlich durch eine weitere Stufe der Beschränkung der Nutzungsberechtigung zur Privatalm wird. In der Realität verlief diese Entwicklung allerdings weder so geradlinig noch so eindeutig bzw. sich gegenseitig ausschließend.

Neben Eigenalmen, also Almen, die vom Eigentümer selbst bewirtschaftet werden, finden sich auch Pachtalmen. Bei den Servituts- oder Berechtigungsalmen hingegen handelt es sich sozusagen um Almen ohne eigene Weidefläche. Aufgrund meist jahrhundertealter unkündbarer Rechtsverhältnisse dürfen hier die Berechtigten auf genau festgelegten Flächen bestimmte Höchstmengen an Vieh weiden. Hinsichtlich der Relationen zwischen den einzelnen Typen sind nach Werner (1981) heute von den ca. 1.250 deutschen Almen etwa 60 % Privatalmen und je ca. 12 % Genossenschafts- bzw. Berechtigungsalmen sowie rund 9 % Gemeinschaftsalmen. Die einzelnen Almtypen treten dabei in unterschiedlicher regionaler Häufigkeit auf.

Auf Ziegen konnte man früher im Gebirge häufig stoßen. Junge, trockene Tiere überließ man ähnlich den Schafen in hohen Lagen im Sommer sich selbst, während Ziegen, die gemolken wurden, oft eine Art wandernder Proviant für Galtviehhirten darstellten. Reine Geißennereien scheinen sehr selten gewesen zu sein.

Pferde wurden ebenfalls und meist auf weniger ertragreiche Almen getrieben. Noch erhaltene Flurnamen wie Roßkopf-, -feld-, -boden weisen auf frühere Pferdealmen hin. Bei den Rinderalmen wird deutlich zwischen Kuh- und Galtviehalmen unterschieden. Während es sich bei den Kuhalmen um Almen mit Melkvieh handelt, tummelt sich auf den Galtviehalmen das „trockene“ Vieh, also Jungvieh, das (noch) keine Milch gibt. Galtviehalmen liegen

meist über den Kuhalmen und sind heute im ganzen Alpenraum stark verbreitet.

Die Kuhalmen (Sennnten, Sennalmen) sind die Almen, auf denen die eigentliche Sennerei (Butter- und Käseherstellung) betrieben wird. Sie verfügen deshalb auch über die umfangreichsten Baulichkeiten und relativ das meiste Personal. Nicht selten stößt man bei Kuhalmen auch auf Kälber und Schweine, die ideal mit der bei der Käseherstellung anfallenden Molke (Jutn) gemästet werden können.

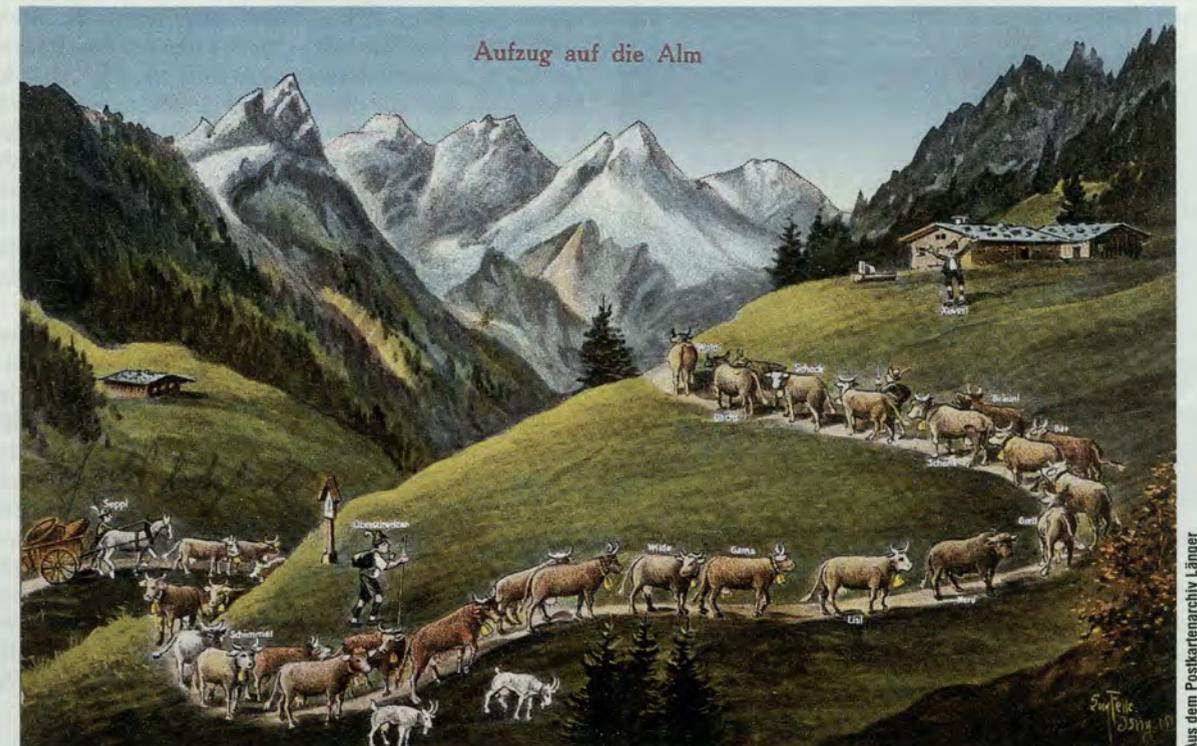
## Almauftrieb

Bevor es jedoch mit Vieh nebst Sack und Pack auf die Alm ging, war noch einiges zu erledigen. Hatte man die Tiere gut über den Winter gebracht, dann konnte man sie nicht aus dem Stall heraus gleich auf die Alm treiben. Das Vieh mußte erst (wieder) an das Leben auf der Weide gewöhnt und behutsam vom Dürrfutter auf Grünfutter umgestellt werden. Dazu trieb man die Rinder erst einige Zeit auf die Heimweide. Dabei konnte auch gleich die Rangordnung unter den Kühen geregelt werden. Dies war vor allem von Bedeutung, wenn Kühe aus verschiedenen Ställen auf eine Alm sollten. Wichtig war vor dem Almauftrieb auch eine sorgfältige Klauenpflege der Rinder. Jungtiere, die das erste Mal auf die Alm kamen, mußten zudem erst mal lernen, auch kurzes Gras zu weiden, aus einem Wassertrog zu saufen, und alle mußten vorher (wieder) an die Nachtweide gewöhnt werden. Damit es hinterher keine Eigentumsstreitereien gab, wurden alle Tiere deutlich markiert. Im

Tal verblieben im Sommer pro Hof nur ein bis zwei Kühe für den Eigenbedarf an Milch.

Der konkrete Tag des Almauftriebs richtet sich auch heute noch nach der Witterung und der Lage der jeweiligen Alm, fällt aber wohl meist in die Zeit von Ende Mai bis Ende Juni und wurde vom Almmeister, Bergmeister o.ä. jährlich bezirksspezifisch bestimmt. Häufig kam dabei dem Veitstag (15. Juni) eine besondere Bedeutung zu. In aller Frühe zog man los, um der größten Hitze zu entgehen. Ein Bergsteiger, der heute auf alten Almwegen vielleicht leise vor sich hinmault, möge bedenken, daß diese (neben Forstwegen und Paßstraßen) die ersten Pfade ins Gebirge waren und den Bedürfnissen der Tiere entsprechend angelegt wurden.

Der Abmarsch vom Tal erfolgte streng geordnet. Vorne ging die Leitkuh mit der größten Glocke, ihr folgten die anderen Kühe und ggf. die Stiere, dann das Galtvieh, die Kälber, dann Schafe und Ziegen sowie die Schweine. Selbst Hühner und Bienen wurden früher gealpt. Den Schluß des Zuges bildete der Bauer mit dem Almwagen, auf dem die nötigen Vorräte und Gerätschaften auf die Alm transportiert wurden. War die Alm nicht mit einem solchen Wagen erreichbar und stand auch kein Tragtier (z.B. Muli) zur Verfügung, dann mußte die Sennlerin notfalls selbst die ganze Last auf einer Kraxe oder in einem Schaff zur Alm tragen. Der geordnete Zug löste sich außerhalb des Dorfes meist in seiner strengen Ordnung auf. Hier wurden dann auch den Tieren die großen schweren Glocken abgenommen.



## Die Almhütte

Eine Almhütte ist ursprünglich ein rein almwirtschaftlicher Zweckbau. Die Klärung der Frage, ob dabei die Holz- oder die Steinbauten die älteren sind, soll Berufeneren überlassen bleiben. Die allerersten „Unterkünfte“ in den Alpen waren sowieso eher Höhlen und abgedeckte Erdlöcher. Später wurde, pauschal gesagt, meist mit dem Material gebaut, das in der unmittelbaren Umgebung vorhanden war; im Waldbereich also mit Holz und oberhalb davon meist mit Stein. Zur Vermeidung vorzeitiger Fäulnis wurden auch die Holzbauten gerne auf einen Steinsockel gesetzt. Bei den im östlichen Alpenraum überwiegenden Holzbauweisen wendete man Techniken an, für die einfachste Werkzeuge ausreichten, ohne hier näher auf die verschiedenen Holzbautechniken (insbes. Ständer- und Blockbauweise) einzugehen. Ihre Lage im Almgebiet resultiert aus ökonomischen Überlegungen. So war und ist Wasser das wesentliche Überlebenskriterium für Mensch und Tier und wird zudem auch für die Milchverarbeitung benötigt. Daneben wurden die Hütten meist so angelegt, daß die Räumlichkeiten zur Milch- und Käseaufbereitung schattseitig lagen. Zur Kühlung baute man die Hütten auch an oder unter Felsen, und durch manchen Almkeller floß gar eine kühlende Quelle. Daß man in Nordtirol und Bayern die Almhütten auch Kaser nennt, hat nichts mit Käse zu tun, sondern stammt wohl von dem lateinischen „casa“ (Haus, Hütte).

Das Hüttdach bestand bis in dieses Jahrhundert je nach Region aus Holzschindeln, Steinplatten oder seltener auch aus Stroh. Bei den aus im Winter gefällten Lärchen und



Sennerin vor der Kallbrunnalm (Berchtesgadener Land)

Fichten hergestellten Schindeln ist zwischen gelegten und genagelten zu unterscheiden. Manchmal stößt man noch auf alte Hütten, in denen kein einziger Nagel verbaut wurde. Der Hüttenboden bestand entweder aus gestampftem Lehm oder aus Stein.

Hinsichtlich der Aufteilung der Hütte haben sich, von den ursprünglich einräumigen Behausungen ausgehend, regional wie zeitlich unterschiedliche Formen entwickelt. So finden sich Almen mit oder ohne Stall, Bauweisen, wo Mensch und Tier unter einem Dach leben wie auch Gegenden, wo getrennte Wohn- und Stallgebäude vorherrschen. Auch bei der Frage, wie in Einfirstalmen Wohnraum und Stallung zueinander angebracht sind (hintereinander, nebeneinander) stößt man auf unterschiedliche Lösungen. Als ein Beispiel seien die sogenannten „Rundumkaser“ des Berchtesgadener Landes erwähnt. Um den ursprünglichen Einraumbau ohne Stall wurden zunächst abgestützte Vordächer angelegt, die das Vieh vor Unwetter schützten und unter denen auch gemolken wurde. Daraus entwickelte sich im Laufe der Zeit ein geschlossener, um die ursprüngliche Hütte laufender Stall (sog. Umadumstall). Die eigentliche Hütte kann dabei immer nur durch den Stall erreicht werden; Lichteinfall und Rauchabzug erfolgen durch das Dach. Hier wie auch bei anderen Hüttenformen finden sich auch welche, die von zwei Bauern gleichzeitig bewirtschaftet wurden, also über zwei Senner/innen und zwei Feuerstellen verfügten.

Anfang des 20. Jahrhunderts hat auf der Alm der geschlossene Küchenherd zunehmend die offenen Feuerstellen verdrängt. Die ursprünglich in der Raummitte in einer Grube angelegte offene Feuerstelle hatte sich bis dahin allerdings schon bis zu Tischhöhe und von der Raummitte in eine gemauerte Ecke des Raumes „bewegt“. Der Rauchabzug erfolgte bei offenen Feuerstellen durch das Dach. Solche rußigen Räume waren vor allem bei drückendem Wetter kein angenehmer Aufenthaltsort. Zur Feuerstelle gehörte auch eine Art hölzerner Galgen nebst einem großen kupfernen Kessel (sog. Kaskessel). Der gefüllt sehr schwere Kessel konnte an dem drehbaren Gestell bei der Milchverarbeitung leicht über das Feuer gebracht und auch wieder von ihm entfernt werden.

Hinsichtlich der Innenaufteilung der Hütte entwickelt sich aus dem ursprünglichen Ein- bzw. einzigen Vielzweckraum im Laufe der Zeit eine gewisse Differenzierung. Meist wurde dann zwischen Arbeits- bzw. Wohnraum und Aufbewahrungsraum getrennt und hierbei nach Möglichkeit zwischen einem Milch- und einem Käsekeller. Eine eigene Schlafkammer für den Senn bzw. die Sennerin entwickelte sich, wenn überhaupt, erst relativ spät. Über dem Stall war auf Kuhalmen oft ein kleiner Heuboden mit der Futterreserve, der dem Kühbuben und Nächtigungsgästen als Schlafplatz diente. Nicht selten gab es aber auch keinerlei Stall. Einfach und zweckmäßig gestaltete sich auch die Innenausstattung. Holztisch und Bank, eine Schlaf-



Fotos: Horst Länger

stelle, ein paar Nägel zum Aufhängen der Kleidung, Borde für die Gerätschaften, ein Hergottswinkel und die erwähnte Feuerstelle.

Auf steileren Grashängen stößt man mitunter auf „Kuhgangl“ (Viehgängerl), terrassen- oder treppenartige „Weganlagen“ der Rinder, die bei schlechter Sicht so manchen Bergsteiger schon irritiert haben. Auch ein meist hölzerner Brunnentrog mit Wasser für Vieh und Mensch fehlt normalerweise nicht in der Nähe der Almhütte. Eingezäunte Almanger hingegen, die eiserne Futterreserve, scheinen noch nicht sehr lange gebräuchlich. Grenzt eine Alm an ein anderes Weidegebiet oder Bergmahder, dann durften auch Zäune nicht fehlen. Diese bestanden in der Vordraht- und -Elektro-Zaun-Ära aus gepflanzten Hecken, Holz oder Stein. Die Holzzäune wurden mittels unterschiedlicher Techniken oft kunstvoll gesteckt oder geflochten und waren für den Winter teilweise auch umlegbar. Steinmauern bildete man aus den in den Weideflächen zusammengelaubten Steinen und schlug damit zwei Fliegen mit einer Klappe. Auch Abbrüche, Tobel usw. mit Absturzgefahr für das Vieh sicherte man, und zwar gerne mit umgefallenen oder gefällten, nicht entasteten Bäumen.

Auf besonders großen Almgebieten bildeten sich durchaus regelrechte Almdörfer. Abschließend sei auch nicht verschwiegen, daß das eine oder andere heutige stolze AV-Haus vormals „nur“ eine schlichte Almhütte war.

Drehbutterfaß aus dem Bauernhausmuseum Großmain

## Senn oder Sennerin?

Werner (1981) geht davon aus, daß die Sennereiarbeit ursprünglich Frauenarbeit war. Im Flachland bzw. Tal liegt die Beschäftigung mit der Milch traditionell in Frauenhand und kommt auch in der einfacheren Form der Einzelsennerei der Haussennerei sehr nahe. Demgegenüber ist aber die Almwirtschaft durchaus eine schwere, risikoreiche Arbeit, die man traditionell eher dem männlichen Arbeitsbereich zuordnen würde. So nimmt es nicht wunder, daß die Geschlechterpräsenz auf der Alm im Alpenraum nicht einheitlich ist.

Männliches Almpersonal hat sich speziell bei der genossenschaftlichen Zusammenfassung von Alpsennereien zu quasi Großbetrieben durchgesetzt. Wird dabei Hartkäse hergestellt, kann man ziemlich sicher davon ausgehen, hier auf einen Senn zu stoßen. Ganz grob schematisiert findet man Senner vor allem in der Schweiz, im Allgäu und Westtirol, während im östlichen Alpenraum (insbes. Oberbayern und Österreich) in der Regel die Sennerin (Almerin, Schwaigerin) vorherrscht. Regionale Abweichungen sind allerdings anzutreffen, wie etwa die Sennerinnen im Schweizer Walsertalgebiet.

Spätestens als ab dem 16. Jh. auf Schweizer Gebiet die Labkäserei die traditionelle Sauer- und Weichkäseherstellung zunehmend verdrängte, tritt der Senn in die alpine Welt. Da die Hartkäserei sich nur bei größeren Milchmengen lohnt, so ab 800 Liter Milch bzw. ab 50-100 Kühen, legt sie eine entsprechende Almgröße bzw. einen Zusammenschluß von Almbauern nahe. Insbesondere im Allgäu findet der Wechsel zur Hartkäseherstellung und damit die Bildung von Sennereigenossenschaften erst ab dem frühen 19. Jh. statt. Solche großen Viehherden und Milchmengen bewältigt natürlich nicht mehr eine einzelne Person, so daß auf diesen Alpen mehr und dabei hierarchisch gegliedertes Personal tätig ist. Die führende Position kommt dem Senn zu, der als Fachmann für die Milchverarbeitung primär für die Käserei zuständig ist. Ihm untersteht der Zu- oder Untersenn, der ihm bei der Milchverarbeitung hilft und ansonsten noch alle möglichen Arbeiten wie Ausmisten, Schweinefüttern, Reinigungsarbeiten etc. übernimmt.

Die zentrale Person neben dem Senn, hierarchisch aber unter ihm stehend, ist der Hirte bzw. Küher. Meist gibt es einen Ober- bzw. Großhirten und ihm unterstehende Gehilfen (Kleinhirten, Kühbuben). Der Hirte regelt den Weidebetrieb, legt also fest, wo wie lange geweidet wird, paßt auf, daß das Vieh nicht abstürzt, von Giftpflanzen etc. fernbleibt und hat auch das Wetter stets im Auge. In der Regel sind die Großhirten erfahrene ältere Männer, die aus bergbäuerlicher Sicht jedoch über keine speziellen Fertigkeiten verfügen müssen. So kommt ihrer durchaus verantwortungsvollen Tätigkeit deutlich weniger Anerkennung und Ansehen zu als dem Senn.

Im Gegensatz zu den Sennen waren die Sennerinnen vor allem im 19. Jh. Gegenstand mannigfaltiger romantischer Verklärungen. Ludwig Steub hatte gar Assoziationen zu Elfen, und auch sonst war die junge fesche Sennerin zentrales Element allerlei dichterischer und musikalischer Ergüsse. Realistisch betrachtet war die Sennerin jedoch weder an ein bestimmtes Alter gebunden noch das Ergebnis einer gezielten Berufswahl. Es waren junge Bauern-töchter, unverheiratete, durchaus ältere Schwestern des Bauern, Mägde oder gar die eine oder andere Altbäuerin. So konnte man auf der Alm ein 16jähriges Mädchen oder auch eine sehr betagte Sennerin antreffen. Ihnen zur Seite stand, wenn überhaupt, ein junger oder auch betagter Kühbub. Ansonsten war die Sennerin auf der Alm mit ihrem Vieh auf sich allein gestellt. Trotz schwerer Arbeit und großer Verantwortung war das für viele attraktiv. Auf dem Hof waren sie ja nie allein, hatten meist nicht mal eine Kammer für sich. Im dörflichen Sozialgefüge galt die Sennerin deutlich mehr als das im Tal verbleibende Heimdirndl und hatte auch außerhalb der Almzeit auf dem Hof eine etwas herausgehobene Stellung. Insgesamt fand sich auf den Sennerinnen-Almen ein durchaus buntes, gemischtes Völkchen, darunter auch einige recht „wilde Menscha“ (Waß, 1994), die schon mal Männerkleidung trugen, unerlaubt fischten oder gar wilderten. Dem Bauern war häufig eine ältere Sennerin sogar lieber, weil sie erfahrener war und nicht zuletzt auch deshalb, weil er dann die Almhütte nicht voller junger Burschen hatte, die seine Sennerin von der Arbeit abhielten und vielleicht auch noch mit seinen Almprodukten bewirtet wurden. Aber nicht nur der Almbauer, sondern auch die katholische Kirche hatte ein wachsames Auge auf die jungen Sennerinnen. So wurde beispielsweise 1734 in Salzburg ein Edikt erlassen, welches den Mädchen das Wandern auf die Alpen aufs schärfste verbot. Offenbar ließ es sich aber nicht bzw. nicht dauerhaft realisieren und wurde

Rechts: „Im Gegensatz zu den Sennen waren die Sennerinnen vor allem im 19. Jh. Gegenstand mannigfaltiger romantischer Verklärungen“

später dahingehend abgewandelt, daß die jungen Sennerinnen besondere, von Geistlichen ausgestellte Scheine benötigten. Nur derart „G'wappelte“ durften auf die Alm.

### Alltag auf der Alm

Nach dem Almauftrieb blieb vielleicht der eine oder andere Knecht noch kurz zum Heumachen, Schwenden etc., aber dann war das Almpersonal auf sich allein gestellt. Der Alltagsalltag sei kurz an einer durchschnittlichen Kuhalm skizziert. Auf Galtvieh- oder gar Schafalmen ging es noch spartanischer zu, es entfiel dafür aber auch weitgehend das Melken und die Milchverarbeitung. Große Almen mit sehr viel Milchkühen konnten dagegen nicht mehr von 1-2 Personen bewirtschaftet werden. Hier findet sich (wie etwa im Allgäu) mehr Personal und eine differenzierte Arbeitsteilung.

Senn oder Sennerin und Kühbub (sofern vorhanden) genossen zwar ihre Freiheit auf der Alm, waren andererseits aber in einen Arbeitsalltag eingespannt, der kaum Zeit zum Faulenzen ließ und der auch keinen Sonntag kannte. Ihr Arbeitsgerät und ihre Kleidung waren sehr einfach. Üblich war der Besitz nur einer Alltagskleidungsgarnitur und eines Sonntagsgewandes. Gar mancher Kühbub hatte nicht mal ein paar Schuhe. Auch der Speiseplan bot wenig Abwechslung; es wurden vorwiegend Mahlzeiten zubereitet, die sich aus der vorhandenen Milch, Mehl und teilweise Eiern herstellen ließen (Milchsuppe, Mus, Koch, Schmarrn etc.). Dem Almpersonal stand aber nur ein gewisses Quantum des Milchertrages zum Eigenverbrauch zu und alle anderen Lebensmittel (Salz, Brot, Mehl) mußten vom Tal heraufgeschafft werden. Wenn nicht ein befreundeter Jäger oder Wildschütz mal ein Stück Wildbret vorbeibrachte, dann stand – wie im Talhof auch – Fleisch eigentlich nicht auf der Speisekarte. Auch Obst und Gemüse waren auf der Alm unüblich.



Die Sennerin,

wie er unten sie sich dachte.

und wie er sie oben fand!

Aufgestanden wurde um 3-4 Uhr morgens und war das Vieh auf der Nachtweide, dann mußte es nicht selten mit der Laterne geholt werden. Bei Nebel oder wenn die Tiere lagen, eine oft mühselige Suchaktion, denn dann hörte man ihre Glocken kaum. Die Milchleistung der Kühe ist über den Sommer nicht konstant. Am meisten Milch gibt eine „frischmelchete“ Kuh, also eine, die im Frühjahr gekalbt hat und auf eine fette Weide kommt. Diese 10-15 Liter Milch täglich können sich bis zum Herbst gewaltig reduzieren, wenn etwa die Kuh schon sehr trächtig ist und/oder die Weiden zum Ende des Sommers mager werden. Allgemein waren die früher geälpten Rinder (z.B. Berchtesgadener Katzen) kleiner und geländegängiger als „moderne“ Hochleistungsrassen. Selten wird man heute noch beobachten können, daß Kühe auf der Weide gemolken werden. Wesentlich einfacher geht dies im Stall mit angebundener Kuh auf ebenem Boden. Eine gute Kraft kam in Handarbeit auf 8-10 Kühe pro Stunde. Gemolken wurde morgens und abends, und zwar in einen hölzernen Sechter (Kübel, Schaff). Nach dem morgendlichen Melken trieb man die Tiere wieder auf die Weide, denn schließlich war die Luft dann noch kühl, das Gras feucht und die Fliegen- und Insektenhorden noch nicht aktiv.

Bei der Verarbeitung der Milch war und ist auf peinlichste Sauberkeit zu achten, wobei als Reinigungsmittel nur Wasser, Bürste und oft von weit her geholter, feiner Sand zur Verfügung standen. Unsauberkeit bei der Milchverarbeitung rächte sich bitter. Die Produkte mißlangen, dies erzürnte den Bauern und zudem wurde man für oft lange Zeit auch zum Gespött des Dorfes. Nachdem zweimal täglich gemolken wurde, war auch die Putzprozedur beim Milchgeschirr zweimal täglich angesagt. Nicht immer wurde die Milch auch an Ort und Stelle verarbeitet. Geschah dies auf einer tiefer gelegenen Alm oder Sennerei, dann mußte sie in Kübeln oder Tragbutten dorthin geschafft werden. Im Allgäu konnte man dabei sogar im Sommer (Aper-)Schlittenfahrern begegnen. In auf Hörnerschlitten befestigten Fässern wurde hier teilweise die Milch in halsbrecherischer Fahrt über Grashänge zur Verarbeitungsstelle geschafft. Ganz Pfiffige bauten im Karwendel sogar wassergespülte „Milch-Pipelines“ ins Tal.

Eine Verbindung zum Tal war in gewissen Abständen unerlässlich, schließlich sollten ja Butter und Käse herabgeschafft werden, was nur in Ausnahmefällen komplett am Ende der Almzeit erfolgte. Daneben waren u.U. Nachrichten zu übermitteln sowie Nahrungsmittel für das Personal und Salz für das Vieh auf die Alm zu bringen. Salz steigert beim Vieh die Freßlust und so den Almertrag, weshalb auf das regelmäßige „Salzen“ des Viehs großer Wert gelegt wurde. Als Transportmittel mußten oft Kraxen oder gar ein auf dem Kopf getragenes Almschaff genügen. Kam niemand aus dem Tal herauf und war auf der Alm kein Gehilfe (z.B. Kühbub) zur Hand, dann mußte Senn bzw. Sennerin sich selbst auf den Weg machen, ohne ihre tägli-

che Arbeit dabei zu vernachlässigen. Bei solchen Gängen hielt man sich oft nicht an die langen Viehwege, sondern schaffte lange vor den ersten Bergsteigern teilweise klettersteigartige „Abschneider“.

Neben dem Melken und der Milchverarbeitung mußte sich das Almpersonal auch um den Weidegang der Tiere kümmern, notfalls kranke Tiere versorgen, Stall und Hütte reinigen, Essen kochen und Wildheu als Zufutter bzw. Futterreserve machen sowie auf das Wetter und vormals auch auf Raubtiere achten. Eine Alm wurde keineswegs planlos beweidet, denn eine ausgewachsene Kuh verputzt täglich eine ganze Menge an Gras und Wasser und man mußte mit den vorhandenen Weiden über den ganzen Sommer kommen. Auf größeren Weideflächen war ein systematischer Umtrieb (Weidewechsel) daher unerlässlich. Aus Unverstand oder kurzfristigem Denken wurde auch früher schon mal auf der einen oder anderen Alm Raubbau betrieben, Muren etwa waren dann die baldige Quittung. Das Düngen der Wiesen war im Almbereich nicht so verbreitet und ausgeprägt wie in den Tallagen.

Alle Tage ist auch auf der Alm nicht Sonnenschein. Bei Krankheiten von Mensch und Tier war man auf der Alm auf sich allein gestellt. So behalf man sich mit bewährten, teils obskuren Hausmitteln. Gefürchtet waren auch plötzliche Unwetter. Bekam man die Tiere dann nicht rechtzeitig in den Stall oder Hag, dann versuchte man, sie wenigstens unter einer großen Wettertanne zusammenzuhalten und ihnen notfalls stundenlang trotz Hagel, Blitz oder Schnee beruhigend zuzureden. Brach Panik aus, gingen die Tiere wie im Wildwestfilm durch und konnten dabei leicht in eine Doline fallen, über einen Felsabbruch stürzen oder schlicht auf steilem rutschigen Gras gen Tal kugeln. Konnte ein solches Tier nicht geborgen werden oder war es schwer verletzt, dann mußte notfalls auch eine junge Sennerin das Tier an Ort und Stelle schlachten und anschließend portionsweise zum Selchen tragen, vergraben oder zumindest einsteinen. Der anschließende Ärger mit dem Bauern und die Schande im Dorf waren ihr gewiß.

Auch durch sommerliche Schneefälle konnten rasch dramatische Situationen entstehen, wenn man die Tiere nicht rechtzeitig auf sichere Ausweichflächen bekam. Erinnerung sei nur an eine Sennerin von den Kallbrunnalmen, die 1813 auf der Suche nach Schafen am Seehorn im Schnee erfror und erst Wochen später gefunden wurde. Ebenfalls dramatisch ging es beispielsweise im Juli 1954 im Berchtesgadener Land zu, als nach tagelangen Unwettern die Tiere auf vielen Almen vor Hunger brüllend im bis zu 1,50 Meter hohen Schnee standen. Als letzte Rettungsmöglichkeit erwies sich damals eine von erfahrenen Bergsteigern durchgeführte Futterversorgung des Almviehs.

## Butter und Käse

Mit dem Melken war die Arbeit keineswegs getan, denn die leicht verderbliche Milch mußte haltbarer gemacht, sprich gebuttert oder gekäst werden. Zur Herstellung von Butter hat man vor der Verbreitung der Zentrifuge die Milch (mit oder ohne vorherige Erwärmung) in einem Holzbottich (Rahmweidling) erst mal aufrahmen lassen. Von der Vortagesmilch wurde dann der Rahm mittels eines hölzernen Rahmmessers oder einer Rahmkelle abgeschöpft und anschließend verbuttert. Die einfachste Methode, nämlich das Rühren des Rahms mit einem Holzlöffel, wurde wohl bald durch das Stoß- bzw. Stampfbutterfaß und dieses wiederum ab dem 18. Jahrhundert zunehmend durch das handbetriebene Drehbutterfaß abgelöst. Bei größeren Rahmmengen in jedem Fall eine körperliche Anstrengung. Die durch Rühren, Stampfen oder Drehen entstandene Butter wurde dann noch mehrfach gewaschen und abschließend oft kunstvoll geformt und verziert bzw. in Modeln gepreßt.

Auf der Alm wurde aber nicht nur gebuttert, sondern seit Urzeiten auch gekäst. Bereits die Kelten produzierten guten Käse und Käse war ebenfalls seit Alters her ein beliebtes Zahlungsmittel (z.B. Käsezins). Es kann hier nicht auf die Herstellung der vielfältigen Käsesorten und auf regional unterschiedliche Produktionstechniken eingegangen werden. Als Beispiel möge eine vereinfachte Beschreibung genügen. Die entrahmte oder nicht entrahmte Milch wird entweder mit oder ohne Zusatz von Lab (ein aus Kälbermägen gewonnenes Gerinnungsmittel) im großen kupfernen Kaskessel langsam unter Rühren auf eine bestimmte Temperatur erwärmt. Die dabei entstehende Masse wird sodann per Hand oder mittels einer Käseharfe gebrochen, in Tüchern aus dem Kessel gehoben und in eine Abtropfvorrichtung gelegt. Je nach angestrebter Sorte wird die Masse dann gewürzt, mehrfach gepreßt, mit Salz eingerieben und gelagert. Sauberkeit ist auch hier bei allen Schritten ein Schlüssel zum Erfolg. Sowohl zur Käseherstellung wie zur Reinigung des Milchgeschirrs wurde viel Brennholz verbraucht.

## Touristen auf der Alm

Die Almerer staunten nicht schlecht, als gegen Ende des 18. Jahrhunderts vermehrt Stadtleute auf der Alm erschienen. Zunächst waren es wohl Wissenschaftler auf topografischen Exkursionen, denen ab der Wende zum 19. Jahrhundert verstärkt Landschaftsmaler und Reiseführer folgten. Mit dem Ausbau des Straßenwesens und insbesondere dem Bau der Eisenbahn tauchten dann vermehrt auch angehende Alpinisten und Sommerfrischler in den Bergen auf. Viele hatten romantische Vorstellungen im Gepäck und waren auf der Suche nach der Freiheit, die ja in den Bergen wohnen sollte. Almbeschrei-

bungen etwa im Sinne einer „meilenweiten, waldumrauschten Freiheit“ (Stieler), vom „feuerigen Bue“ und von Sennerinnen, die im Heu „schlummern“ oder auf der Bank vor der Hütte ihre „lieblichen Weisen“ jodeln (Steub) taten sicher ihr übriges zur Klischeebildung. Und da es sich in den Bergdörfern und darüber nicht nur gesund, sondern auch sehr billig leben ließ, kamen halt immer mehr zur Sommerszeit. Den Gebirgsbewohnern war zunächst völlig unverständlich, warum jemand zum Vergnügen auf Berge steigt. Dies war aus ihrer Sicht sinnlos, nicht normal und so begegnete man diesen Fremden durchaus mit Mißtrauen und Vorbehalten.

Gar mancher Alpinist mußte in den Pioniertagen mangels Schutzhütten und Markierungen „in schmutzigen Almhütten oder gar im Krumholz nächtigen und auf schmalen Hirtensteigen ... ohne Pfad und Weisung zu den Gipfeln emporsteigen“ (Ziak). So bescherte die Realität auf der Alm und im Gebirge mancher romantischen Vorstellung vermutlich ein jähes Ende. Auch mit der erwarteten Gastfreundschaft war es nicht immer zum Besten bestellt. Vor allem auf entlegeneren Almen verweigerte man Fremden oft eine Übernachtungsmöglichkeit und teilweise auch jegliche Art von Bewirtung. Man hielt die ersten Touristen hier oft für Verbrecher auf der Flucht oder auch für Regierungsvertreter, die den Viehstand und den Verdienst auskundschaften wollen und denen dann bald eine neue Steuer folgen würde. Nicht selten wurde beim Auftauchen von Fremden deshalb einfach die Alm verrammelt. Auf Pacht- und Gesellschaftsalpen gab man weder Speis noch Trank ab und wenn, dann nahm man kein Geld, man wollte schließlich nicht im Dorf in den Verdacht der Veruntreuung kommen. Der zunehmende Gebirgstourismus bewirkte zum Teil eine ausgeprägte Touristenfeindlichkeit bei der Landbevölkerung. So weist der Ratgeber für Alpenwanderer des DOeAV von 1924 darauf hin, daß auch bei vorhandenem Heulager auf Almen nicht mehr in jedem Fall mit einer Nächtigungsmöglichkeit und auf Kuhalmen nicht mehr mit der Abgabe von Milch gerechnet werden kann. Kein Tropfen wird vielfach mehr abgegeben, „während man früher um geringes Geld, auch ganz umsonst Schüsseln voll haben konnte“.

## Almabtrieb

So 10-12 Wochen nach dem Auftrieb ist der Almsommer vorüber. Die Weiden werden schlechter, das Gras zunehmend nährstoffärmer und Mensch wie Tier freuen sich wieder auf den heimatlichen Hof bzw. Stall. Bevor es aber losgeht, muß auf der Alm noch aufgeräumt, der Mist etwa noch ausgebreitet, die Zäune abgebaut oder umgelegt und der Kaser winterfest gemacht werden. Der Zeitpunkt des Almabtriebes richtet sich nach der Lage der Alm, aber auch nach dem Wetter. In der Regel erfolgt der Abtrieb Ende September oder an einem Oktoberwochenende. Sind



Foto: Horst Länger

die Tiere alle gut über den Almsommer gekommen, dann erfolgt der Abtrieb sehr festlich.

Die Leitkuh bekommt wie beim Auftrieb die größte Glocke, eine geschmiedete Pumperin oder eine gegossene Speisglocke nebst Zierriemen, angelegt. Der Lärm dieser Glocken sollte auf dem als gefährlich angesehenen Weg die Tiere schützen, böse Geister fernhalten. Häufig werden die Tiere aber noch zusätzlich geschmückt, mit Kopf- und Halskränzen, mit verzierten Hörnern oder gar mit aufwendigen Aufsteckern. Geschmückt sind diese Kränze und Buschen oftmals mit Papierblumen und Flittergold. Im Berchtesgadener Land werden die Tiere beispielsweise mit Fuikeln „aufgekrantzt“, mit kunstvoll gebundenen Fichtenkronen, auf denen hunderte handgearbeiteter Sterne aus bunten Schaberbandln (Hobelspänen) angebracht

### Hauptsächlich verwendete Literatur:

Berlepsch, H.A.: Die Alpen in Natur- und Lebensbildern. Jena, 1885 (5. Aufl.)  
Bronner, F.J.: Bayrisch' Land und Volk. Teil I: In die Alpen. München, 1922  
Der Almbauer. Mitteilungen für den Alm-, Berg- und Gründlandbauern. Miesbach. Div. Artikel der Jahrgänge 1996 und 1997, insbes. von H. Silber-nagl.  
Groth-Schmachtenberger/Kleiner: Bergbauern. o.O., 1991  
Heilmannsedler, M.: Almen in Oberbayern. Weilheim, 1988  
Hörmann, L.v.: Auffahrt zur Alpe (um 1900) in: Ebertshäuser H.C. (Hrsg.) Das bairische Jahr, München, 1979  
Kapfhammer, G. (Hrsg.): Brauchtum in den Alpenländern, München, 1977  
Moriggl, J.: Ratgeber für Alpenwanderer. Hrsg. vom Hauptausschuß des

## Brunnen auf der Bindalm (Berchtesgadener Land)

sind. In Liechtenstein hingegen tragen die Milchkühe geschnitzte Holzherzen und in anderen Gegenden wurden sie mit spiegelverzierten Stofflarven geschmückt. Letztere dienten ursprünglich wohl ebenfalls dazu, die Tiere unkenntlich zu machen und so auf dem Weg vor bösen Einflüssen zu schützen.

Der ganze Schmuck wird in den letzten Wochen in mühseliger Handarbeit auf der Alm hergestellt und zierte anschließend im Tal den Hergottswinkel oder die Stallwand. Früher stellte die Sennerin in den letzten Tagen auf der Alm oftmals noch ein spezielles Schmalzgebäck (Almkrapfen) her, das sie beim Abtrieb unter die Zuschauer verteilte.

Der Almabtrieb ist für das Personal eine anstrengende Arbeit und gleichzeitig auch Festtag. An diesem Tag stehen sie im Mittelpunkt des (Dorf-)Geschehens, können stolz ihre Leistung demonstrieren oder müssen als Folge eines Unfalls ebenso öffentlich „unaufgekrantzt“ durch die Gemeinde ziehen. An der Spitze des Zuges geht meist der Hirte bzw. Kühbub mit der Leitkuh, und auch die restliche Anordnung entspricht der des Almauftriebes.

## Und ...

Daß es auf einer Alm sehr schön sein kann, steht sicher ebenso außer Zweifel wie der Umstand, daß in Zeiten von Stromaggregaten, Solaranlagen, Melkmaschinen, Fahrwegen, Viehtransportern, Allradfahrzeugen und Handys auch hier vieles einfacher geworden ist. Kritisch kann es im Gebirge trotz High-tech immer noch rasch werden, eine Erfahrung, welche die Almleute mit vielen Bergsteigern teilen. So mancher Alpinist, der den Einzug der Moderne auf der Alm lauthals beklagt, tut dies in topaktueller Alpinausrüstung und keineswegs in Nagelschuhen nebst Lodenkutte. Romantische Vorstellungen über das Almleben existier(t)en meist nur in den Köpfen von Außenstehenden. Viele alte Sennerinnen denken aber gerne an ihre Almzeit zurück, auch wenn sie mitunter sehr hart war.

(Auszüge aus einem bisher unveröffentlichten Text weit größeren Umfangs; d.Red.)

D.u.Ö. Alpenvereins. München, 1924  
Scheingraber, W.: ABC der Alpenländer. Rosenheim, 1975  
Sieger, R.: Die Alpen. Leipzig, 1900  
Steub, L.: Auf der Alm (1860). In: Steub, L. Sommer in Oberbayern. München, 1973 (4. Aufl.)  
Stieler, K.: Bilder aus Bayern. Stuttgart, 1908  
Waß, B.: Für sie gab es immer nur die Alm. Wien, 1994 (2. Aufl.)  
Weber, E. (Hrsg.): Der deutsche Spielmann. Bd. IV: Hochland. München, 1913 (2. Aufl.)  
Weber, Th. (Hrsg.): Mägde. Wien, 1985  
Werner, P.: Almen. München, 1981  
Werner, P.: Bayerische Almen, Freilassing, 1984  
Ziak, K.: Der Mensch und die Berge. Wien, 1936

Heidi  
und Heidi  
und ...

Rechts:  
Heidihütte  
oberhalb von  
St. Moritz



Fotos: Peter Donatsch

Rechts und  
darüber rechts:  
Auf dem  
Ochsenberg  
oberhalb von  
Maienfeld:  
die Heidalp  
Oben links:  
Grevasalvas im  
Oberengadin –  
Bühne für  
den Schweizer  
Heidifilm



# Überall ist Heidiland - Heidiland ist abgebrannt

Auf den Spuren eines schweizerisch-alpinen Mythos

Peter Donatsch

Die Heidi-Bücher der Schweizer Schriftstellerin Johanna Spyri aus dem vergangenen Jahrhundert wurden in zahlreiche Sprachen übersetzt, millionenfach verkauft und mehrfach erfolgreich verfilmt. Obwohl die Geschichten größtenteils aus Wünschen und Projektionen der Autorin bestehen, haben sich Millionen von Menschen darin gefunden. Doch als Beschreibung von Realität taugt „Heidi“ nicht. Heute sind diese Themen aktueller denn je für das kulturelle Selbstverständnis vieler Schweizerinnen und Schweizer in schwieriger Zeit.

Teil 1 dieses Beitrag beleuchtet den gesellschaftlichen Hintergrund und die Welt- sowie Berg-Anschauung von Johanna Spyri, Teil 2 geht auf aktuelle Geschehnisse rund um Heidi und Heidiland ein.

## 1. Teil

*Feierabend*

*Als wär ihr letzter Wunsch erfüllt,  
Ihr letztes Werk vollendet und vorüber  
So ruht die Erde friedumhüllt,  
Und Feierabend singt die Glocke herüber.*

*Mit tausend Wünschen kämpft die Brust,  
Sie hebt sich hoffend, senkt getäuscht sich wieder  
Und ihres Zieles unbewußt  
Vernichtet sich die That durch Thaten wieder.*

*O lehr mich deinen Gang Natur,  
den hohen Gang der ewigen Gesetze!  
Du folgst des Meisters Willen nur,  
Mich lockt ein andrer daß ich ihn verletzte.*

*Nicht eher wird der Glockenton  
Mir Feierabend in die Seele singen,  
Bis rauchend zu des Meisters Thron  
Des eignen Willens Opferwolken dringen.*

**Schreibend ausbrechen und doch gefangen bleiben**

„Feierabend“ zeigt die äußerst komplexe Lebenssituation, in der sich die Arztochter Johanna Heusser 1818 vor ihrer Verlobung und Heirat mit dem Zürcher Stadtschreiber Johann Spyri befand. Ihr Umfeld schien zwar abwechslungsreich zusammengesetzt und emotional anregend, war aber sehr konservativ und hierarchisch geprägt. Eine Auseinandersetzung mit den Normen der Gesellschaft ist ihr nur schreibend möglich, doch auch dieser „Ausbruch“ gelingt nur bedingt und in dem Rahmen, den ihr das Umfeld zugesteht. Wesentliche Faktoren wie das Patriarchat, die Rolle der Frau und der Kinder, thematisiert Johanna Spyri in ihrem Werk nicht. Claudia Meili schreibt in ihrer Lizentiatsarbeit „Heidi, Heidi, deine Welt sind die Berge“ (1994): „Die Schaffung eines inselartigen Seinsbereichs und die Beschränkung des Spielraumes in den Idyllen sind letztlich im Zusammenhang mit dem allgemeinen Nischendenken der Zeit und der fortschreitenden Ausgrenzung des Intimbereichs der bürgerlichen Familie zu verstehen.“

Der Tod von Sohn und Ehemann bringt Johanna Spyri zum erstenmal die Chance, nicht mehr unter männlicher Autorität zu stehen und ihr Leben in die eigenen Hände zu nehmen. Sie reist viel, auch in die Berge, und man kennt sie dort und ein Biograph gesteht ihr zu, daß sie mit den Lebensumständen der Bergler vertraut war. Das darf bezweifelt werden. Hat sie sich wirklich konkret damit befaßt? „Welche Beziehungen pflegte die Autorin zum Bergkanton Graubünden? Kannte sie die soziale Situation der BergbewohnerInnen? Setzte sie sich mit der Region auseinander oder entspringen die fiktiven Landschaften einzig einem ‚Paradies im Kopf‘?“, fragt Claudia Meili. Sie glaubt, „daß die Autorin in den Bergen nicht die Auseinandersetzung mit der konkreten Landschaft und der Bevölkerung sucht, sondern daß die Umgebung Trägerin wird der eigenen Projektionen.“

Johanna Spyris Bild der Welt in den Heidi-Erzählungen hat bei den Rezensenten ihres Werkes unterschiedliche, ja diametral entgegengesetzte und zum Teil heftige Reaktio-

nen ausgelöst. Zwei Beispiele: Christa Robinson meinte 1972: „Johanna Spyri läßt sich nicht zu einer Verherrlichung des Landlebens verleiten. Ihre Menschen auf dem Land haben ebenso häufig negative Eigenschaften wie diejenigen in der Stadt.“ Der Schriftsteller Niklaus Meienberg 1986 in der Zeitschrift „Merian“: „Johanna Spyri hat das Geldverdienen, das Rackern und Malochen der Bergbauern, den Existenzkampf und die alten Riten völlig aus ihrer Idylle ausgeklammert: Die Reinheit ihrer Figuren hätte unter einer hart dargestellten Wirklichkeit leiden können, der Absatz ihrer Bücher auch.“

#### Das Bild der Alpen bei Johanna Spyris „Heidi“

Der Mensch und das Gebirge. Ein Kapitel voll von Wunsch- und Zerrbildern, Projektionen und Vorstellungen, Hoffnungen und Enttäuschungen, Überhöhungen, Verniedlichungen und Irrtümern. Berge haben die Menschen nie gleichgültig gelassen. Ihre elementare Ausstrahlung als ungeschlachte, weitgehend unkontrollierbare Natur hat die Entstehung von Mythen aller Art herausgefordert. Die Berge sind „höhere Orte“ im direkten und im übertragenen Sinn, Sitz der Götter.

Übergeordnet ist in den Heidi-Geschichten eine romantische Sicht des Gebirges, wie sie in der Mitte des 16. Jahrhunderts begann und sich bis ins 19. Jahrhundert fortsetzte. Johanna Spyri zeichnet ein recht differenziertes Alpenbild, das sich zudem nach Heidis Besuch in der Großstadt wandelt. Immer aber spielt die Natur jene Rolle, welche ihr von der Autorin zugewiesen wird. Einige Zeilen „Spyri“: „Das Tal lag weit unten im vollen Morgenglanz... Das Kind saß mäuschenstill da und schaute ringsum, und weit umher war eine große, tiefe Stille, nur ganz sanft und leise ging der Wind über die zarten, blauen Glockenblümchen und die goldenen Zistusröschen, die überall herumstanden... So verging eine gute Zeit, und Heidi hatte so oft und so lange zu den hohen Bergstöcken drüben hinaufgeschaut, daß es nun war, als hätten sie auch alle Gesichter bekommen und schauten ganz bekannt zu ihm hernieder, so wie gute Freunde.“

Eine Sichtweise des aufstrebenden Bürgertums Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts wird spürbar: Der Panoramablick, sich über alle anderen zu erheben. Bei Spyri werden die Berge – man stelle sich das vor – zu Freunden des Kindes. Es ist beinahe die Vorstufe zur Einswerdung von Mensch und Natur, die Intimität von Schöpfung und Mensch. „Das Ich ist der Kleinheit und Enge des gewöhnlichen Lebens entrissen,“ schreibt Claudia Meili. Die Perspektive der Hauptdarstellerin nähert sich derjenigen der Mönche auf dem Berg Athos oder in den Himalayaklöstern, die, dem Himmel nahe, beinahe mit diesem verschmelzen.

Als letzte Steigerung der Naturbeschreibungen erleben wir im „Heidi“ das Alpenglühen. Diese Naturerscheinung hat die Menschen durch alle Zeiten fasziniert und berührt. Wiewohl wissenschaftlich erklärbar, lassen diese Lichtbrechungen zum Ende des Tages, welche auch die Landschaft farblich komplett umgestalten, kaum einen Menschen gleichgültig. Das Überirdische (der Natur, des Kosmos, des Lebens) rührt in diesem Moment ans Innerste. Johanna Spyri: „Auf einmal sprang Heidi auf und schrie: 'Peter! Peter! Es brennt! Alle Berge brennen, und der Schnee drüben brennt und der Himmel. O sieh! Sieh! Der hohe Felsen ist ganz glühend! O der schöne, feurige Schnee!'“

Landschaft und Natur beschreibt Spyri durch die Brille der damaligen Zeit. Andererseits teilt sie der Natur im Ablauf der Geschichte symbolische Rollen zu. Reales wie Wälder, Wiesen, Wind und Wetter werden wie Kulissen im Theater hin- und hergeschoben, angeleuchtet oder in den Schatten gestellt; alles wird in Szene gesetzt, ganz wie es dem Sinn der Geschichte dient. Es ist ein in dieser Zeit oft eingesetztes Mittel, um dem Publikum die Landschaft näherzubringen, indem die Distanz zwischen den im Stück handelnden Personen und ihrer Umwelt verringert wird. Die Ausdrücke sind sehr allgemein gehalten, die Sprache also keineswegs besonders abwechslungsreich oder kreativ: Der Himmel ist blau, die Wiesen sind grün und die Bienlein summen. Für heutige Ohren klingt das schwülstig, hingebogen und künstlich. Außerdem so schweizerisch, so voller Helvetismen, daß es sogar vielen Schweizern zu schweizerisch wurde. In der „Weltwoche“ schrieb Otto Märchy: „Ganz abgesehen davon, daß die stilistische Verkleinerungssucht der Spyri oft kaum erträglich ist. Auf dieser literarischen Alp gibt's keine Blumen sondern nur Blümchen, das Heidi hat folglich auch keine Schürze an, sondern nur ein Schürzchen, (...) und es ist eigentlich ein Wunder, daß Heidi sich auf der Alp nicht auch noch davor hüten muß, über ein Abgründlein hinunterzupurzeln.“

Die Natur, eigenständig handelnd, eigenen Gesetzen folgend, wird im „Heidi“ fast ganz ausgeklammert. Das Wetter beispielsweise ist fast immer schön, Winter kommt nicht vor. Nur andeutungsweise und völlig unzureichend erhalten wir Einblick in die Naturvorgänge, etwa wenn Heidi einen Adler sieht und fragt: „Warum schreit er so?“ und Peter antwortet: „Weil er muß“. Doch das sind äußerst kurze Einschübe von „Natur“. Der Adler und sein Schrei dienen nur einem „höheren“ Ziel in der Geschichte. Heute wissen wir, daß diese Instrumentalisierung der Natur ein großer Irrtum ist.

#### Stadt und Land, ein altes Berg-Thema

Johanna Spyri wandelt ihre Alpenbilder ab. Nach Heidis Besuch in den Niederungen und den Erfahrungen in der

Großstadt bekommen die Berge neue Funktionen, wie Claudia Meili erklärt: „Die zweite Alpenraumimagination führt weg von der „realgeschichtlichen Entwicklung“ hin zu einem zukunftsgerichteten Raum utopischer Konsistenz.“ Die Berge werden in ihrer Bedeutung für die Menschen noch mehr aufgeladen. Zum Erhabenen, Respekt einflößenden kommt eine neue, positivere, ja euphorische bis religiöse Komponente hinzu: Die Herrlichkeit. Mit dem Besuch in der Stadt werden ethische und religiöse Faktoren in die Geschichte eingebracht und in die Alpenwelt eingeführt. Der Mensch steht nun nicht mehr einfach wortlos da und bewundert, was in der Natur vor sich geht – er hat eine Erklärung dafür: Gott hat das alles gemacht. Johanna Spyri: „Das Gras ringsum auf der Alp war golden, von allen Felsen flimmerte und leuchtete es nieder, und unten schwamm weithin das Tal in Duft und Gold. Heidi stand inmitten dieser Herrlichkeit, und vor Freude und Wonne liefen ihm die hellen Tränen die Wangen herunter und es mußte die Hände falten und ganz laut dem lieben Gott danken, daß er es wieder heimgebracht hatte...“

Symbol der Wandlung von den vorchristlichen, „gottlosen“ Alpen zum Raum, der in den Schöpfungszusammenhang gestellt ist, wird der schon erwähnte Adler. Im ersten Teil, vor der Reise nach Frankfurt, krächzt der Adler und wirkt bedrohlich. Er übernimmt in einer Art von vorchristlichem, naturreligiösem Sinn die Aufgabe der moralischen Instanz. Oder des Jüngsten Gerichts? Heidi fragt: „Warum krächzt der Raubvogel so und schreit immer so herunter, Großvater?“ „Der höhnt die Leute aus dort unten, daß sie so viel zusammensitzen und einander böse machen.“

Im zweiten Teil zieht der Adler ruhig seine Kreise, alles ist in Ordnung, die Grenzen zwischen Stadt und Land, Berg und Tal, Natur und Mensch, Realität und Unerklärbarem fließen ineinander. Der Adler – Gott – schwebt wie der Geist über den Wassern.

Auch die wundersame Heilung der kranken Klara auf der Alp, welche der der Natur zugeschrieben wird, ist ein bekanntes Sujet des Alpen-Bildes im 19. Jahrhundert. Frische Milch, würzige Kräuter, gesunde Luft und andere heilende Funktionen. Die Natur ist so schön und ideal, sie kann heilen. Dies entspricht ja auch durchaus der Realität, Kräuterbonbons werben nicht ohne Erfolg damit. (Weniger gut ins Bild passen heute Nachrichten über die alarmierende Luftqualität in manchen Gebirgsorten, welche derjenigen in den Großstädten nicht nachsteht.)

Hier wird ein aktuelles Thema angesprochen: Heidi wirkt nach ihrer Rückkehr als „Botschafterin“, wandelnd zwischen den Welten, als Vermittlerin der Anliegen von Stadt

und Berg. Heidi als Berghilfe und mehr. Das Thema Stadt/Land, der kulturelle Austausch jenseits billiger Klischees, die finanziellen Leistungen für die Abgeltung standortgebundener Leistungen von Ebene und Bergregionen sind auch heute noch keineswegs gelöst und geben zu emotionalen Diskussionen Anlaß: Stichworte sind Berglandwirtschaft, Umweltschutz, Wasserkraft/Wasserzinsen/ Strompreise, Finanzierung von Zentrumsfunktionen wie Universitäten und vieles mehr.

Stadt/Land ist ein Gegensatz, in vielen Bereichen sehr real. In vielen Punkten ist dieser Gegensatz aber auch nur scheinbar, denn es sind Räume, die sich durchaus auch befruchten können. Dieser Teil der Erzählungen ist spannend aufgebaut, enthält einfache, brauchbare Wahrheiten, interessante Denkanstöße und weniger überflüssige Klischees, als der Teil in den Bergen. Das kann im objektiven Sinn zukunftsgerichtet gesehen werden – wenn man auch vermuten darf, daß Spyri diese Thematik unbeabsichtigt gestreift hat, weil sie in ihr Konzept paßte und weniger, weil sie Visionen für die Zukunft entwickeln wollte.

#### Heidi vergießt schweizerische Tränen

Claudia Meili weist auf einen für die Gegenwart äußerst wichtigen Aspekt hin, wenn sie schreibt: „Die Geographie wird patriotisch besetzt, sie übernimmt Signalfunktion für das Kind, die geographischen Tränen vermischen sich mit patriotischen. Damit wird der Raum auch patriotisch besetzt, der Kreis ist geschlossen.“ Heidi ist nicht nur eine Kindergeschichte und eine Erwachsenen-Geschichte, es ist eine Heimweh- und eine Heimat-Geschichte – und es ist auch Schweizer Geschichte. Diese Schweizer Geschichte ist so gut und endet so positiv, daß die Frage, wie weit sie neben dem Schweiz-Bild der Außenstehenden auch das Schweiz-Bild von Schweizerinnen und Schweizern beeinflusst hat, extrem spannend ist. Allenthalben wird heute das Heidi wieder aus den Bücherregalen genommen. Erwachsene nehmen es in die Hand. Die darin enthaltenen Weisheiten werden wieder unter die Leute gebracht. Soll die Weltsicht des 19. Jahrhunderts wiederbelebt, oder – wo sie noch nicht tot ist – zementiert werden? Und wieviele wirtschaftliche Interessen stecken dahinter?

#### Wo ist das „Heidiland“?

Als direktes Vorbild, das ist unbestritten, diente Johanna Spyri die Berg- und Alpenwelt der Bündner Herrschaft. Im Sommer 1879 verbrachte die Schriftstellerin wieder einmal einige Urlaubstage bei ihrer Freundin Anna Hössli, die mit dem Obersten von Salis verheiratet war und in Jenins, im heutigen Pfarrhaus, lebte.

Seite 305, großes Bild: Latsch, Bühne für den Schweizer Heidifilm  
Eingeklinkt: links oben: Fototermin bei der Heidiland-Eröffnung 1997  
rechts: Heidi japanisch ...

Einiges von dem, was Johanna Spyri ins „Heidi“ einwob, war gegen Ende des letzten Jahrhunderts in Graubünden Realität: Die ländlich-bäuerliche Lebensweise, der rufende und pfeifende Geißbub, Frauen, die am plätschernden Dorfbrunnen Wasser holten und auch die blinde Großmutter oben im „Hof“. Vieles andere ist Legende.

Über die „entscheidenden Momente“ bezüglich der Geburt der Heidi-Geschichte gab später (nach Regine Schindler in ihrer Biographie „Johanna Spyri. Spurensuche“; Zürich 1997) der Nachbarsjunge der von Salis, Georg Senti, zu Protokoll, was ihm Sophie von Salis, die Tochter des Obersten, erzählt habe: „Im Salis-Haus angekommen, sahen sie den alten Obersten zum Mittagessen bereit. Frau Spyri begrüßte ihn und sagte: ‘Herr Oberst, heute habe ich einen glücklichen Tag erlebt. Jetzt habe ich eine Grundlage für eine neue Geschichte: das Heidi.’ Darauf habe sie eine Woche geschrieben.“

Immer wieder gerieten und geraten Wirklichkeit und Fiktion durcheinander: „Sogar das ‘echte’ Heidi wird entdeckt: 1859 angeblich im ‘Heidi-Dörfli’ Rofels als Amalia Margaretha Nigg geboren, früh verwaist, sei es der spazierenden Johanna Spyri eines Tages über den Weg gelaufen“, schreibt Jean Villain in seiner Biographie „Johanna Spyri. Der erschriebene Himmel“ (Zürich/Frauenfeld 1997).

## 2. Teil

*Kitsch ist die Entwertung der Gefühle auf dem Markt. Die Zeit, in der sie gerettet werden, ist die Ungleichzeitigkeit, und ungleichzeitig war Spyris „Heidi“ schon 1880: unrealistische Abkehr von der Gegenwart. Freilich, Kitsch ist auch schon immer ein uneingelöster, utopischer Tagtraum gewesen, Sehnsucht nach der heilen Welt, Lust auf die Abenteuer, die das Land, Angst vor der totenstillen Ordnung der Langeweile, die die Stadt hat.*

Peter Mosler, Frankfurter Allgemeine Zeitung, 1979

### Fiktion, Emotion, Ratio...

„Der Mythos wird von der Gesellschaft (Zivilisation, Gemeinschaft, Gruppe, Subkultur, usw.), die ihn tradiert, als wahr anerkannt,“ sagt der Genfer Ethnologe Bernard Crettaz (Mythos Alpen, Schaan, 1996). Hier liegt das Problem. Immer wieder vermischen sich beim Thema „Heidi“ Realität und Fiktion. Dazu gesellt sich in vielen Fällen sehr viel Emotion. Kaum jemand, den „Heidi“ unberührt läßt, die Diskussionen sind heftig, Kindertränen und markante Kommentare in Zeitungen und Zeitschriften haben die Geschichte vom Berglerkind auf dem Weg von der Autorin durch die Medien zu den Menschen begleitet. Offensichtlich sind die Themen der Bürgersfrau aus dem

19. Jahrhundert noch immer aktuell. Eines dieser Themen ist die Flucht in eine heile, lichte, sorgenfreie Welt.

### ... und der touristische Nutzen

Die Rückkehr aus der unwirtlichen Stadt, in der Heidi sich verliebte und wo es Heimweh plagte, erleben Leserinnen und Leser geradezu als touristischen Werbespot. In diesen Passagen dürften die Kernbotschaften für die zugkräftige Wirkung der Alpen à la Heidi liegen: Nicht allein die Beschreibung der Landschaft als Idylle ist touristisch interessant, sondern auch die bewußte Rückkehr Heidis aus der Stadt und seine „Genesung“ suggerieren, daß jedermann sich dieses Gesundbrunnens bedienen kann. Erfolg schon beinahe programmiert! Im Grunde finden wir bei diesen Abläufen das Grund-Strickmuster moderner Fremdenverkehrs-Werbung. Der erste, der entsprechende Elemente – keineswegs die ganze Geschichte! – aus den Heidi-Romanen konsequent touristisch ausschaltete und vermarktete, war der St. Moritzer Kurdirektor Dr. Hanspeter Danuser.

Er sei 1978, als junger, frischgewählter Kurdirektor von St. Moritz, mit dem Auftrag nach Japan geschickt worden, „gutbetuchte Touristen ins Oberengadin zu holen“, sagt Hanspeter Danuser, der zu jener Zeit schon wußte, daß mit einem reinen Natur-Image touristisch nicht viel Staat zu machen war. Ein „Imagetransfer“ mußte bewerkstelligt werden, und just da lief dem agilen Schweizer Tourismusmann im fernen Japan eine alte Bekannte über den Weg: Heidi. Diese Figur verfügt über alles, was das Herz eines Fremdenverkehrs-Managers begehrt. „Heidi ist eine Ikone“, weiß Hanspeter Danuser und ließ den Namen „Heidiland“ als Marke schützen. Es folgte eine finanziell erfolgreiche, aber nicht immer einfache Zeit: „Als ich die Heidi-Figur so richtig vermarktete, rief mich eines Tages meine Mutter an und sagte entsetzt: ‘Es ist nicht recht, was du dem Heidi antust. Ich habe immer gesagt, mit dir kommt es nicht gut heraus!’“ Auch in Heidis eigentlicher Heimat, der Bündner Herrschaft mit dem malerischen Städtchen Maienfeld, war man erbost und schimpfte Danuser einen Dieb. Heidi gehöre nach Maienfeld, schließlich habe Johanna Spyri das so geschrieben.

Heidi ist ein Mythos – falsch und wahr zugleich. Vollgepackt mit Botschaften, die jeder versteht und jeder fühlt und die direkt ins Innerste zielen: Religiosität, Rechtschaffenheit, Heimat, heile Alpenwelt. Manche Leute nehmen Heidi so ernst, daß einem angst und bange werden könnte. Emil Sulser, der ehemalige Präsident des Maienfelder Verkehrsvereins, schrieb zu den Absichten des amerikanischen Filmproduzenten Michael Douglas im Jahr 1988, „Heidi“ in Schladming zu verfilmen: „Heidis Heimat ist und bleibt die Bündner Herrschaft. Es wäre eine Gemein-



Abbildungen: Peter Donatsch (Fotos)/Plakat für einen japanischen Zeichentrickfilm



heit gegenüber der Autorin, die einst in dieser Gegend zu ihrem Buch inspiriert wurde, wenn ihr Heidi nun auch in Österreich vermarktet würde, nur weil gewisse Leute das große Geschäft wittern“. Ein Artikel in der „Bündner Zeitung“ im selben Jahr konkretisierte die diffusen Bedrohungsängste: „Nicht genug damit, daß die Österreicher uns Bündnern mit ihrer Gemütlichkeit die Wintertouristen wegschnappen; nein, jetzt soll auch noch ‘Heidiland’ nach Österreich verlegt werden.“

1990 eröffnete der Gastrokonzern Mövenpick ein Autobahn-Restaurant an der Kantonsgrenze zwischen Graubünden und St. Gallen und erhielt von Hanspeter Danuser die Erlaubnis, den Namen „Heidiland“ dafür zu benutzen. Zur Eröffnung erschien Danuser persönlich und brachte – war es Reue? – auch noch „sein“ Plakat-Heidi mit, die inzwischen erwachsene und im Hotelfach ausgebildete Bettina Schmidt aus St. Moritz. Heidi war heimgekehrt, zwar nicht auf die Alp am Ochsenberg ob Maienfeld, aber doch immerhin an die Autobahn unterhalb von Maienfeld. Danuser dachte, es würde nun Ruhe einkehren.

### Heidi hält für alles her

Heute wissen wir es besser. Knapp hundert Jahre nach dem Tod Johanna Spyris beherrscht ihr Heidi erneut die Schlagzeilen. In Zeiten, in denen das Umfeld rau ist, hält man nach optimistischen Zielen Ausschau. Urs Kamber, dynamischer Produkte-Vermarkter aus Bad Ragaz, suchte nach positiven Werbe-Werten für die Tourismus-Region Sarganserland-Walensee und wurde fündig. Er fand, man ahnt es: Heidi. Kollega Danuser half bereitwillig aus und überließ ihm den Namen „Heidiland“. Wieder gab es Schelte. Nicht nur von Muttern, sondern wiederum aus Heidis „eigentlicher“ Heimat, also erneut auch aus dem sonst so stillen Städtchen Maienfeld. Stadtpräsident Christian Möhr konstatierte große Verärgerung der Leute in der Bündner Herrschaft.

Das alles hinderte die Verantwortlichen des Verkehrsverbandes Sarganserland-Walensee nicht, sich in „Heidiland“ umzutauen. „Wir sind doch alles Heidiländer“, rief dessen Präsident, Christian Nigg, bei der Proklamierung begeistert aus. Und kaum jemand rief mit. Der Großteil der Bevölkerung, nicht a priori gegen den Fremdenverkehr eingestellt, aber verwurzelt in ihren eigenen Traditionen

# Die Alpenkonvention

## Ist sie auf dem richtigen Weg?

Peter Haßlacher

**I**n den Alpenvereinsjhrbüchern 1989 und 1993 hat der damalige Vizepräsident von CIPRA International, Walter Danz aus Deutschland, noch ein sehr erfreuliches und zukunftsreiches Bild vom „Übereinkommen zum Schutz der Alpen“, kurz Alpenkonvention genannt, gezeichnet. Mittlerweile sind zehn Jahre seit der ersten Alpenkonferenz 1989 in Berchtesgaden vergangen, und mit großem Bedauern ist festzustellen, daß dieser Zukunftsvertrag Europas mit den Alpen auf der Stelle tritt. Obwohl die sogenannten Nicht-Regierungsorganisationen, wie etwa die Internationale Alpenschutzkommission (CIPRA) schon seit Beginn und der Club Arc Alpin (CAA) seit 1996 im Alpenprozess mit Beobachterstatus vertreten sind, kamen sie über Achtungserfolge bei der Dokumentation und Information der Alpenkonventionsentwicklung sowie der Positionierung neuer Ideen bei der Überwindung von Pattsituationen im laufenden Diskussionsprozess nicht hinaus. Die Alpenkonvention ist das Musterbeispiel für ein noch völlig unterentwickeltes gemeinsames Alpenbewußtsein der Alpenstaaten und ein de facto geringes Verständnis der außeralpinen Wirtschafts- und Industrielobbys für den kleinkammrigen und hochsensiblen Lebens- und Naturraum Alpen.

## Zu hohe Erwartungshaltungen?

Noch heute, zehn Jahre nach der 1. Alpenkonferenz in Berchtesgaden im Jahre 1989, wird in Zeiten mühevoller kleiner Etappenschritte bei den verschiedenen Protokollen und den zahlreichen Rückschlägen beim äußerst bedeutungsvollen Verkehrsthema der oft zitierte „Geist von Berchtesgaden“, eben die Aufbruchsstimmung für den Alpenraum, das gegenseitige Verständnis und der innovative regionalpolitische Ansatz, beschworen. Doch dieser „Geist“ hat sich offenbar beleidigt in die Gegend des nebelbehangenen Watzmann zurückgezogen. Noch immer haben mit Italien und der Schweiz zwei ganz wichtige Signatarstaaten der Alpenkonvention, die immerhin ungefähr 40 Prozent der Fläche des Alpenraumes ausmachen, dieses 1995 in Kraft getretene internationale und völkerrechtlich verbindliche Vertragswerk nicht ratifiziert. Der Ratifizierungsprozess der Aus-

führungsprotokolle hat hingegen noch nicht einmal begonnen.

Wie bei so vielen großen Projekten, die mit breiter Medien- und Politikpräsenz, weitreichenden Versprechungen und viel Pathos gestartet werden, ist es nachher doppelt schwer, die geweckten Hoffnungen, Erwartungshaltungen und Ziele in die Scheune zu fahren. So wurde die Alpenkonvention unter anderem als Magna Charta für die Alpen, als das Modell zur Aussöhnung von Ökonomie und Ökologie, als Beitrag zur europäischen Integration und als europäisches Pilot-Projekt gehandelt, das de facto ein Gegenmodell zum Europäischen Binnenmarkt darstellt. Der aufmerksame Beobachter der europäischen Politik kennt hingegen die Probleme, die etwa mit dem Zusammenwachsen der west- und ehemals ostdeutschen Bundesländer verbunden sind, die Aussichtslosigkeit im Hinblick auf eine wirksame Ökologisierung der alpinen Transit- und Verkehrspolitik, usw. Hinzu kommen die gegenüber den achtziger Jahren völlig geänderten umwelt- und gesellschaftspolitischen Rahmenbedingungen, welche die Installierung und insbesondere die Umsetzung eines umwelt- und sozialverträglichen Vertragsregimes mit alpenspezifischer Ausprägung zumindest sehr erschweren, wenn nicht gar unmöglich machen. Gar nicht so selten wird deshalb von international erfahrenen Experten zum Ausdruck gebracht, daß der Verhandlungsprozess für diese Konvention vor zehn Jahren hätte stattfinden sollen.

Die alpinen Non-Governmental-Organisations (NGOs) müssen heute mit Bedauern einsehen, daß bei Beamten und Politikern „die Luft draußen“ ist und es sich als sehr schwierig entpuppt, als Beobachter die Diskussionsprozesse in Gang zu halten, Brücken zu schlagen und neue Ideen in die Verhandlungen einzubringen. Gleichzeitig wissen sie auch, daß von ihrem Engagement im Ergebnis aufgrund der Suche nach dem kleinsten gemeinsamen Nenner wenig übrigbleibt. Diese Gratwanderung zwischen nicht enden sollender Ambition und den vielen Enttäuschungen ist dabei nicht sehr einfach zu beherrschen. Viel problematischer ist allerdings die Überwindung des

und beansprucht von ihrem eigenen, fordernden Alltag, sieht das Heil nicht im Heidiland. Obwohl die von den Heidiland-Initianten in Aussicht gestellte Steigerung der Logiernächte um 200.000 innerhalb von fünf Jahren verlockend klingt, wurde Widerstand laut.

Gegen das aufwendig marktgeforschte Argument, der Name „Heidi“ sei so bekannt wie Audi, Coca Cola oder Boris Becker, war bisher allerdings kein einheimisches Kraut gewachsen. Weder die Sorgenfalten prominenter Kulturschaffender – „so ein Nämeli ist doch viel zu kitschig für eine lebendige Region wie die unsere“ –, noch die Warnungen kompetenter Fremdenverkehrs-Experten – „Heidi reicht als touristisches Konzept bei weitem nicht“ – halfen gegen die Heidiland-Euphorie. Der Prophet gilt eben nichts im eigenen Land. Aber auch fremde Propheten kommen nicht an: „Heidi ist ein Teil der Schweizer Geschichte, aber es ist eine einseitige Sicht von einer idealisierten Welt und von der Schweiz“, stellt Heidi Reisz, Marketing-Direktorin bei Schweiz Tourismus in London, einer Filiale der nationalen Fremdenverkehrs-Organisation, fest. „Nirgends in der Welt ist es noch so“. In den Wind gesprochen. Man stellt Kritiker ruhig, Zweifel sind nicht angebracht, wer Fragen stellt, ist ein Miesepeter, diskutiert wird (vielleicht) später. Jetzt wird erst einmal lanciert.

Die Medienresonanz jedenfalls war riesig. Titel wie jener in der deutschen Wochenzeitung „Die Zeit“ interpretieren Heidiland-Promoter als Zeichen, daß man auf dem richtigen Weg sei: „Das nichtssagende Sarganserland tauft sich in das allesagende Heidiland um.“ Nicht aufbewahrt hat man wohl eine andere Schlagzeile, die ebenfalls aus dem wichtigsten ausländischen Zielmarkt – aus Deutschland – kommt: „Heidiland ist abgebrannt.“

Doch die Sache ist noch keineswegs ausgestanden, steigende Nervosität zeugt von deren Brisanz. Mit einem Budget von über einer Million Franken ist auch in der Schweiz nicht zu spaßen. Der wirtschaftliche Aufschwung läßt auf sich warten, die Schaffung der in der Industrie verlorengegangenen Arbeitsplätze durch den Tourismus, wie Heidiland-Direktor Urs Kamber vollmundig versprochen hat, läßt ebenfalls auf sich warten, die Zeit zerrinnt den Verantwortlichen zwischen den Fingern. Die kantonale Volkswirtschaftsdirektorin Rita Roos hat „Heidiland“ zur Chefsache erklärt und Beteiligte zu einer Besprechung geladen.

Die Lancierung der Tourismusorganisation „Heidiland“ wird zum Musterbeispiel einer von oben herab gepfropften, künstlichen Idee, die den Weg in die Herzen derjenigen, welche sie mit Leben füllen sollten, nicht findet. Eines ist klar: Der einst versprochene, ernsthafte Dialog mit den Menschen wurde bisher nicht geführt. „Man muß

nicht einmal besonders genau hinsehen, um zu merken, daß wir gar nicht sind wie Heidi“, sagt der Lehrer und Mundart-Schriftsteller Hans Bernhard Hobi aus Sargans.

## Nun aber aufgepaßt, jetzt kommt „The Original“

Es kommt noch besser, jetzt kommt das Original! Mittlerweile hat man auch in Heidis Ur-Heimat, in Maienfeld und Umgebung, das Geschäft gewittert. „Heidis House – The Original“, heißt der Werbespruch gut neubündnerisch. Dazu wurde eine AG (Aktiengesellschaft) gegründet (gut schweizerisch), deren Vision lautet: „Heidi soll eine neue, reale Dimension erhalten“: Man stellt sich geführte Heidi-Wanderungen, einen Streichelzoo, zusätzliche Attraktionen und naturverbundene Freizeiterlebnisse sowie ein Heidi-Museum im „authentischen Heidihaus“ im Heididorf vor. Auszug aus der „Vision“: „Heidi steht für das unverdorrene und anmutige Bergkind aus den Schweizer Alpen – für Reinheit.“ Alles im Original, was uns von der Konkurrenz unterscheidet und die Investitionen bestimmt lohnt. Ob das von Einheimischen befürchtete und von den Initianten in Abrede gestellte „Disney-Heidiland“ eintritt oder ausbleibt, wird die Zukunft zeigen. Vielleicht zieht es Heidi auch vor, ihre Wieder-Auferstehung ohne Angabe von Gründen zu verschlafen.

Die Argumente im „echten“ Heidiland sind in etwa dieselben, wie ennet dem Rhein, im „falschen“ Heidiland: Heidi kommt im richtigen Moment, nun geht es aufwärts, Zweifel sind nicht angebracht, jetzt wird erst einmal lanciert. „Maienfeld rüstet auf“ (Zeitungsschlagzeile). Eine Region scheint aufzubrechen – zumindest, wenn man den Heidihaus-Initianten glaubt. Die Begeisterung wischt die Bedenken weg. Auf die Reaktionen von Einheimischen und potentiellen Kunden darf man gespannt sein. Maienfeld steht vor einer schwierigen Zeit, denn jetzt könnte es sein, daß die Unschuld für das Städtchen und sein Heidi vorbei ist, denn Kommerz, Konkurrenz und Kontroverse klopfen an die Türe.

Ernst Beck, Staff Reporter des Wall Street Journal in London, ein Schweizer übrigens, ordnet das gegenwärtige Heidi-Fieber in die aktuelle weltpolitische Dimension ein: „Wird Heidi die Schweizer vom Unheil einer befleckten Vergangenheit retten? Die neue Promotion des alten Heidi-Mythos erfolgt gleichzeitig mit der Debatte über die Komplizenschaft in Kriegszeiten.“ Viele Schweizer scheinen Gefangene dieses Zusammenhanges zu sein. „Dieses Land ist mehr als Heidi“, sagt die Spyri-Biographin Regine Schindler.

Spyri-Zitate aus:  
Spyri, Johanna: Heidi I, Gotha 1879 und Heidi II, Gotha 1881

Faktums, daß viele Bürgerinitiativen, Gemeinden und Vereine usw., die sich von der Alpenkonvention kurzfristig eine Unterstützung für ihr Problem bzw. ihr Projekt erhofften, aufgrund der Verhandlungsverzögerungen in der Alpenkonvention keine Lösungskompetenz mehr sehen. Und bei einem derart dahinsiechenden Patienten lassen sich auch die politischen Akteure nicht sehr häufig blicken, weil es ja bei den Wählern nichts zu gewinnen gibt.

### Stand des Alpenprozesses

Sechs Jahre nach der von Deutschland ausgerichteten 1. Alpenkonferenz 1989 in Berchtesgaden ist die Alpenkonvention am 5. März 1995 nach der Ratifizierung durch die nationalen Parlamente in Österreich, Liechtenstein und Deutschland und die Hinterlegung der Urkunden beim Verwahrer in Kraft getreten. In der Folge haben nun auch Slowenien, Frankreich und die EU diesen Schritt getan. Wie bereits erwähnt, stehen die entsprechenden Schritte in Italien und der Schweiz noch aus.

Seit der Einigung der Gebirgskantone mit dem Bund in Bern über die weitere Vorgehenseise am 23./24. August 1996 in Arosa zeichnet sich in der Schweiz doch ein Fortschritt ab. Am 10. September 1997 hat der Schweizerische Bundesrat die Botschaft zum Übereinkommen zum Schutz der Alpen (Alpenkonvention) und zu verschiedenen Zusatzprotokollen an die Eidgenössische Bundesversammlung zur Beschlußfassung weitergeleitet. In der Folge sind allerdings wiederum innenpolitische Probleme und Junktimierungen aufgetreten, welche eine Ratifizierung bis zur 5. Alpenkonferenz am 16. Oktober 1998 fraglich erscheinen lassen. So hat sich im Februar 1998 ein von verschiedenen Schweizer Politikern getragenes „Komitee gegen die Bevormundung der Schweiz“ bemüßigt gefühlt, gegen die Alpenkonvention zu wettern: „Bei Ratifizierung dieses Abkommens, vor allem seiner Anwendungsprotokolle, würden zwei Drittel des Schweizer Territoriums unter ein zweifelhaftes internationales Recht gestellt, zu dessen Anwendung wir nur noch wenig zu sagen hätten.“

In Italien hat das Ratifizierungsgesetz am 26. Juli 1996 mit dem Ministerrat die erste Hürde genommen. Am 1. Oktober 1997 beschloß die Kommission für auswärtige Angelegenheiten, ein engeres Komitee unter Heranziehung des Umweltministeriums und von Vertretern der Regionen sowie der lokalen Organisationen zu bilden. Dabei sollen insbesondere die Probleme im Hinblick auf den angestrebten Föderalismus geklärt werden. Jüngsten Meldungen zufolge ratifiziert Italien noch im Sommer 1998, um sich in der Folge auch um den Vorsitz der Alpenkonferenz bewerben zu können.

Hoffentlich können die Ratifizierungsprozesse der Rahmenkonvention möglichst rasch abgeschlossen werden. Denn eines ist klar: Die zögernde Haltung Italiens und der

Schweiz ist ein mittlerweile verhängnisvolles Signal der fehlenden Geschlossenheit und des mangelnden strategischen Gleichschrittes der Signatarstaaten aus dem Alpenraum für die Entwicklung und Zukunft eines für Europa repräsentativen Großraumes gegen den Brüsseler Dirigismus.

Im Bereich der sog. (Ausführungs-)Protokolle zeigt sich ein sehr unterschiedliches Verhandlungsbild. Von den insgesamt zwölf vorgesehenen Protokollen wurden

- vier Bereiche von der Mehrheit der Signatarstaaten unterzeichnet: Raumplanung und nachhaltige Entwicklung, Berglandwirtschaft, Naturschutz und Landschaftspflege (3. Alpenkonferenz 1994 in Chambéry/Frankreich); Bergwald (4. Alpenkonferenz 1996 in Brdo/Slowenien);
- drei Protokolle sind ausverhandelt und zur Unterschrift anlässlich der 5. Alpenkonferenz 1998 in Slowenien bereit: Tourismus, Bodenschutz und Energie;
- ein Protokoll steht seit 1990 in Verhandlung: Verkehr;
- vier Protokolle sind noch nicht begonnen worden: Bevölkerung und Kultur, Luftreinhaltung, Wasserhaushalt, Abfallwirtschaft.

Allerdings ist bis dato kein einziges Protokoll ratifiziert oder gar in Kraft getreten. Dieser Umstand hat seine Gründe darin, daß beispielsweise die Schweiz schon 1991 erklärt hat, die Rahmenkonvention erst dann ratifizieren zu wollen, wenn alle Protokolle einmal auf dem Tisch liegen. Österreich hat sich durch die Beschlüsse der Landeshauptleutekonferenzen von 1993 bzw. 1994 festgelegt, die übrigen Protokolle erst dann zu unterzeichnen, wenn die anderen Vertragspartner Österreichs Forderungen nach einem wirksamen Verkehrsprotokoll, insbesondere ein Verbot neuer hochrangiger Straßen mit merklicher Verkehrserhöhung, akzeptieren. Dazu konnte allerdings als Spiegelbild der menschenfeindlichen Verkehrspolitik der EU auch für die Alpen bis heute keine Einigung gefunden werden. Obendrein wird seitens der Alpenregionen immer häufiger auf die fehlende Opfersymmetrie hingewiesen. Während bei den erstverhandelten Protokollen (z.B. Naturschutz, Raumplanung) aufgrund der Kooperation der Alpenstaaten sehr wohl Schutzinhalte in die verpflichtenden Maßnahmenbündel aufgenommen wurden, ist die Alpenkonvention derzeit beim Verkehrsprotokoll durch die vornehmlich außeralpinen Nutzerinteressen im Gegenzug noch nicht in der Lage, absehbare Belastungsminderungen für die Bevölkerung in den Transittälern anzubieten.

Hinzu kommt das Problem, daß die in der ersten Hälfte der 90er Jahre festgesetzten Protokollinhalte schon jetzt bzw. zum Zeitpunkt ihres Inkrafttretens zum Teil überholt sein werden sowie auf die brennenden Probleme zur Jahrtausendwende gar keine Antwort geben können. Hier rächt sich dieser zähe Verhandlungsprozeß der vergange-



Foto: Helmut Mäggletrau

nen Jahre, indem es sehr vielen um den Abschluß der Verhandlungen auf dem wirklich kleinsten gemeinsamen Nenner ging und nur wenigen um wirkliche substantielle Verbesserungen für den Alpenraum.

Ein passendes Beispiel dafür stellt das Tourismus-Protokoll dar. Darin ist nicht einmal mehr der anlässlich der 1. Alpenkonferenz 1989 in der „Berchtesgadener Resolution“ verankerte Verzicht auf die weitere Erschließung von Gletscherskigebieten und besonders empfindlichen Ökosystemen und Landschaftsteilen enthalten. Auch zu einem glatten Verbot zur Absetzung von Luftfahrzeugen für sportliche Zwecke außerhalb von Flugplätzen (z.B. Heliskiing) konnten sich die Signatarstaaten der Alpenkonvention nicht durchringen. Der von den Alpenvereinen lange gehegte Wunsch, mit Hilfe der Alpenkonvention alpenweit gleichlange Spieße für die Genehmigungsverfahren von touristischen Infrastrukturanlagen zur Unterbindung der gegenseitigen Aufschaukelungsprozesse zu erlangen, blieb unerfüllt. Ebenso ist im vorliegenden Protokoll keine Handhabe darüber enthalten, wie der auf die Alpen losgelassenen Event- und Fun-park-Welle begegnet werden soll. Dieser Bogen spannt sich vom Projekt der Vergoldung der Großglocknerspitze im ersten Sonder-schutzgebiet „Großglockner-Pasterze“ des Nationalparks Hohe Tauern bis zur Planung einer Mega-Mountain-Hochschaubahn und einer „heiligen Treppe“ mit 25.000 Stufen in den Berg geschlagen in der Paznauner Gemeinde Ischgl. Diverse Abenteuer- und Erlebnisangebote benutzen die Landschaft zwar oft als Kulisse, haben aber kein tatsächliches Interesse mehr an den spezifischen natürlichen und kulturellen Gegebenheiten. Verlieren Natur und Landschaften vor dem Hintergrund von künstlichen Erlebniswelten und Cyberspace nicht zunehmend ihre Bedeutung als touristisches Kapital und werden

immer öfter von naturfernen Politikern bei Interessenabwägungen als ganz und gar nachrangig bewertet?

Diese erste Generation von Protokollen gibt derzeit auch keine befriedigende Antwort auf die Freisetzung von Gen-tech-Pflanzen im Berggebiet oder im Hinblick auf die Errichtung von Kernkraftwerken, Wiederaufbereitungsanlagen oder gefährlichen Transporten innerhalb des Anwendungsbereiches der Alpenkonvention. Insbesondere von der Lösung der Verkehrsprobleme im Alpenraum wird es aber abhängen, wie schnell die Stagnation des gesamten Prozesses deblockiert werden kann. Gerade angesichts der Vielzahl von neuen hochrangigen Straßenprojekten, Lückenschlüssen und Umfahrungen im hochrangigen Straßennetz spielt hier der Zeitfaktor, wann ein wirksames Verkehrsprotokoll verabschiedet werden kann, eine besonders große Rolle. Nichts deutet derzeit aber auf ein für die Alpen gutes Protokoll hin. Welche Strategie soll dann von den inneralpinen Regionen verfolgt werden? Ein substantiell weit hinter den Erwartungen zurückbleibendes Protokoll möglichst bald abschließen, damit der „Schwarze Peter“ nicht an den berechtigten Forderungen Österreichs und auch Liechtensteins hängenbleibt, oder weiter um die Erfüllung wichtiger Schlüsselgrößen der alpinen Verkehrspolitik kämpfen und dabei möglicherweise den Stillstand bzw. den Abbruch des Prozesses provozieren? Es ist schwierig, darauf eine Antwort frei von Emotionen und taktischen Überlegungen zu geben.

### Gordischer Knoten: Verkehrsprotokoll

Dabei ist in den allgemeinen Verpflichtungen (Art. 2, Abs. 2, lit. j) der 1995 in Kraft getretenen Rahmenkonvention ein ganz klares Ziel gesetzlich verankert: „Es sind auf dem Gebiet Verkehr Maßnahmen zu ergreifen mit dem

Ziel, Belastungen und Risiken im Bereich des inneralpinen und alpenquerenden Verkehrs auf ein Maß zu senken, das für Menschen, Tiere und Pflanzen sowie deren Lebensräume erträglich ist, unter anderem durch eine verstärkte Verlagerung des Verkehrs, insbesondere des Güterverkehrs, auf die Schiene, vor allem durch Schaffung geeigneter Infrastrukturen und marktkonformer Anreize, ohne Diskriminierung aus Gründen der Nationalität.“ Eigentlich ist damit ein klarer Arbeitsauftrag verbunden, nämlich die Belastungsreduktion etwa entlang der großen Alpentransversalen und ein Verbot zur Errichtung neuer hochrangiger Straßen, die den alpenquerenden Verkehr merklich erhöhen. Österreich, das Land mit dem größten Flächenanteil am gesamten Alpenraum und aufgrund seiner „Sandwichlage“ zwischen den oberitalienischen und süddeutschen Großindustriezentren der Transitplage in besonderem Maße ausgesetzt, forderte diese grundsätzliche Zielsetzung der Rahmenkonvention bei der Formulierung des detaillierten Verkehrsprotokolls ein. Mit zunehmendem Stadium der Offenlegung der Straßenbauprojekte im benachbarten Ausland und wachsendem Einblick auf das, was tatsächlich auf das kleine Fürstentum Liechtenstein zukommen wird, unterstützte auch die liechtensteinische Delegation die Forderungen Österreichs. Die schweizerische Eidgenossenschaft zeigte in der Folge zumindest Verständnis für die österreichische Position. Sowohl durch mehrere Sitzungen des Ständigen Ausschusses als auch die 4. Alpenkonferenz der UmweltministerInnen im Februar 1996 in Slowenien konnte der gordische Knoten nicht aufgelöst werden. Österreich beharrte auf einem an verschiedene Kriterien geknüpften Vetorecht, wonach Nachbarstaaten, auf die sich ein Projekt auswirkt oder auswirken kann, diesem zustimmen müssen. Deutschland entwickelte den Vorschlag für ein umfangreiches Konsultationsverfahren mit dem Ziel der Streitbeilegung, jedoch bis Jahresende 1997 zeichnete sich keine Einigung ab.

Ernüchternd ist vor allem die Erkenntnis, daß sich trotz des staatsgrenzenübergreifenden Lösungsanspruches einer Konvention kein Staat etwas beim Bau von hochrangigen Straßen im eigenen Land dreinreden lassen will. Schlimm sind die Folgen damit aber für jene Staaten, an deren Grenzen Transitschnitten von europäischer Bedeutung herangebaut werden. Durch die Urgewalt des Sachzwanges beim fließenden Verkehr sind diese dann über kurz oder lang zur Entlastung der nunmehr überbelasteten Gemeinden und Regionen praktisch gezwungen, hochrangige Umfahrungen und Lückenschlüsse zu bauen: **eine europäische Erpressung?** Interessant ist auch, daß die zum Großteil aus den europäischen Großstadtagglomerationen stammenden Verhandler die täglichen Verkehrsmengen in den Verdichtungsräumen, welche höher als in den Alpentälern sind, zum Vergleich heranziehen. Sie ignorieren dabei aber ganz einfach die viel kleineren

Flächenressourcen in den engen Alpentälern und die fehlenden Ausweichmöglichkeiten für die Besiedlung. Übersehen wird dabei auch die stärkere Schallausbreitung des Straßenverkehrslärms bei einer Talsituation als in der Ebene. Das Luftaustauschvermögen im Flachland ist zudem aufgrund der höheren Windgeschwindigkeit und der geringeren Anzahl von windstillen Tagen wesentlich größer.

Um diese aussichtslose Pattsituation zu durchbrechen, starteten von der NGO-Seite der Oesterreichische Alpenverein, das Transitforum Austria-Tirol und das Alpenkonventionsbüro von CIPRA-Österreich eine diplomatische Offensive, um in Bonn mit der bundesdeutschen Delegationsführung die angespannte Situation zu erörtern und die Möglichkeit einer Neuverhandlung von umstrittenen Passagen des Verkehrsprotokollentwurfes zu erreichen. Dabei wurde der Grundstein für neue Verhandlungsschritte gelegt: Alle Vertragsparteien sollen die hochrangigen Straßenprojekte offenlegen, ferner sind unbestimmte Definitionen und Begriffe klarzustellen und Probleme aufzulisten, welche Nachbarstaaten mit den offengelegten Projekten haben. Das waren uralte Forderungen seitens der alpinen Naturschutzorganisationen, um endlich zu wissen, worüber eigentlich verhandelt werden muß. Dies geschah nun im März und Juni 1998 in zwei Expertentreffen aus dem Verkehrs- und Umweltbereich der Signatarstaaten, der EU und NGOs zur Vorbereitung der 5. Alpenkonferenz der UmweltministerInnen im Oktober 1998.

Die Ergebnisse waren bei Redaktionsschluß dieses Alpenvereinsjahrbuches noch nicht bekannt. Allerdings wurde einmal mehr das Problem „Zeitfaktor“ erkannt und beispielsweise von der Internationalen Alpenschutzkommission CIPRA am Beispiel der Alpentransversale Stuttgart - Rheintal - San Bernardino - Mailand verlangt, zur Lösung der dort anstehenden Probleme jetzt eine Arbeitsgruppe aus den fünf tangierten Vertragspartnern der Alpenkonvention, Deutschland, Italien, Liechtenstein, Österreich und Schweiz, einzusetzen. Dort könnten in allernächster Zeit nämlich durch Lückenschlüsse, die Errichtung zweiter Tunnelröhren, Umfahrungen, usw. irreversible Fakten gesetzt werden, die ein Senken der Belastungen auf ein für Menschen, Tiere und Pflanzen sowie deren Lebensräume erträgliches Maß gemäß Art. 2 Abs. 2 lit. j der Alpenkonvention unmöglich machen.

### Die Alpenkonvention: ein Pilotprojekt für ein „Europa der Regionen“?

Die langwierigen Verhandlungen und die nur kleinen Fortschritte bei der Errichtung dieses ambitionierten internationalen Vertragswerkes für den Alpenraum mit einer Fläche von rund 190.000 km<sup>2</sup> und rund 13 Mio. Menschen zeigen eindringlich die Schwierigkeiten auf, für die gesam-



Foto: Wolfgang Sauer

ten Alpen in acht Staaten, 58 politischen Einheiten, 70 Gebirgsgruppen und knapp 6.000 Gemeinden eine umwelt- und sozialverträgliche Gestaltung des gesamten Wirtschaftens zu erreichen. Dafür gibt es in dieser Größendimension kein Vorbild, sodaß es sich bei der Alpenkonvention um ein europäisches Pilot-Projekt für die transnationale Kooperation von sehr unterschiedlich entwickelten und ausgeprägten Alpenregionen handelt, das de facto ein Gegenmodell zum Europäischen Binnenmarkt darstellt. Dessen Leitidee beinhaltet homogene Rahmenbedingungen für die Wirtschaft überall in Europa und eine Verstärkung der Wirtschaftsverflechtungen durch großzügigen Ausbau der Verkehrswege. Die Alpenkonvention hingegen führt zu einer anderen europäischen Leitidee, nämlich zu einem „Europa der Regionen“, das bewußt vielfältig und nicht homogen strukturiert ist. Dort gibt es zwar auch europaweit gewisse Rahmenbedingungen, aber die einzelnen Regionen behalten je nach ihren naturräumlichen, geschichtlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnissen und Problemen die Möglichkeit zu regionsspezifischen Lösungen. Aufgrund des sensiblen Charakters seiner natürlichen Ressourcen und Umweltgegebenheiten, der soziokulturellen Besonderheiten des Wirtschaftssystems sowie des kleinräumig föderativen und demokratischen Rechtsrahmens (beispielsweise in der Schweiz und in Österreich) können die Alpen eine Art „Laboratoriumsfunktion“ für europäische Politiken ausüben. Bereits in der Vergangenheit haben denn auch zahlreiche raumrelevante Politikformen in Initiativen im Alpenraum ihren Anfang genommen. Die spezifischen Bedingungen des Alpenraumes führen dazu, daß Probleme sich nicht nur schärfer, sondern auch

früher artikulieren als anderswo. Die Erfahrung zeigt, daß dies auch für die politischen Reaktionen auf die Probleme gilt. Sie wurden jeweils aus einer Minderheitenposition heraus entwickelt, setzten sich (auf verschiedenen Wegen) durch und haben sich schließlich als Innovation mit Pioniercharakter erwiesen. Beispiele dafür sind

- die Einführung der Direktzahlungen für Bergbauern schon vor mehr als 25 Jahren,
- eine Bürgerbewegung, die letztendlich zur Neuformulierung der europäischen Transitverkehrspolitik geführt hat,
- die „Erfindung“ des sanften Tourismus durch lokale Pioniere in den Berggebieten (mit zunehmender Breitenwirkung),
- eine von Flächenengpässen und Bodenpreisrekorden erzwungene Radikalwende der Siedlungspolitik mit bereits greifbaren Erfolgen.

Bei all den zahlreichen Bemühungen um die Erhaltung und Entwicklung des Alpenraumes als ein zukunftsfähiges Ökosystem und Lebensraum seiner Bewohner kommt man letztlich zum Schluß, daß es derzeit kein anderes Konstrukt gibt, das auf die Probleme und Chancen des Alpenbogens besser eingeht, als es die Alpenkonvention tut. Trotz des Versagens der politischen Akteure bei der rechtlichen Implementation dieses Vertragswerkes zeigen sich einige Erfolgssignale, die durch die Diskussion um die Alpenkonvention zustande gekommen sind bzw. beschleunigt werden:

- Durch die Alpenkonvention hat sich der Informationsaustausch und die Kooperation über Sprachgrenzen hinweg entlang der Längsachse der Alpen verstärkt.

- Die Alpenkonvention bietet ein neues Podium zur alpenweiten und grenzüberschreitenden Diskussion von Alpen- und Berggebietsproblemen.
- Das „Übereinkommen zum Schutz der Alpen“/Alpenkonvention ist ein Instrument dazu, daß Regionalpolitik nicht ausschließlich auf wirtschaftliche Effizienzziele ausgerichtet wird.
- Die Alpenkonvention ist schließlich ein Kontrapunkt zu den derzeit laufenden Verhandlungen über die ziemlich substanzlose Charta/Konvention für die europäischen Berggebiete.

Obwohl die Ausführungsprotokolle noch nicht in Kraft sind, beginnen sich langsam unter der Patronanz der Alpenkonvention entwickelte Umsetzungsideen und Netzwerke alpenweit zu verbreiten und zu festigen. Euro-montana versucht dabei, das Berglandwirtschaftsprotokoll durch die Entwicklung lokaler bzw. regionaler Musterbeispiele umzusetzen, wobei vor allem bestehende Initiativen alpenweit vernetzt werden sollen. Im Rahmen des Aktionsprogrammes zur Umsetzung des Naturschutzprotokoll wird ein „Netzwerk alpiner Schutzgebiete“ mit gemeinsamen Konferenzen, Publikationen und einem laufend erscheinenden Newsletter unter Koordination des Parc Naturel des Ecrins aufgebaut. Deutschland, Italien und Österreich starten ein „Gemeinsames Pilotaktionsprogramm nach Artikel 10 EFRE für den Alpenraum“ zum Zwecke der besseren transnationalen Zusammenarbeit zwischen den Regionen auf dem Gebiet der Raumplanung. Darunter scheint auch das von der CIPRA mitentworfenene Netzwerkprojekt zur Umsetzung der Alpenkonventionsziele auf kommunaler Ebene „Gemeindenetzwerk Allianz in den Alpen“ auf. Während der Pilotphase 1996/97 unterzogen sich 27 Gemeinden einem Öko-Audit auf Grundlage der Alpenkonvention. Im September 1997 wurde ein permanenter Trägerverein gegründet, der zusätzliche Gemeinden aufnimmt. Außerdem fanden mehrere internationale Konferenzen und Arbeitstagungen zum Berglandwirtschafts- und Bergwaldprotokoll an der Europäischen Akademie in Bozen statt bzw. wurden vom Bundesministerium für Land- und Forstwirtschaft der Republik Österreich unter Regie des Vorsitzenden der Arbeitsgruppe „Bergwald“, Herbert Scheiring (Tirol), veranstaltet.

## Ausblick

Die nächsten Monate werden es erweisen, ob die Alpenkonvention die in sie gesetzten Hoffnungen tatsächlich erfüllen kann. Derzeit ist sie allerdings nicht am richtigen Weg. Nationaler Egoismus, die fehlenden staatsgrenzenübergreifenden Perspektiven, die alpenfeindliche Verkehrspolitik der Europäischen Kommission versus den hehren, jedoch beinahe hilflos erscheinenden Bemühungen rund um das Verkehrsprotokoll der Alpenkonvention

und die geringe Bereitschaft der Alpenstaaten, dieses völkerrechtlich verbindliche Vertragswerk zum eigenen Wohl zur Chefsache zu erklären, stellen keine guten Wegbegleiter dar. Diplomatische Geplänkel sowie der kurzfristige Verhandlungserfolg stehen vor einer griffigen Politik für die Alpen. Die deutsche Delegation hat nebenbei bisher aus unverständlichen Gründen die Schaffung eines Kristallisationspunktes für die Alpenkonvention durch die Einrichtung eines Ständigen Sitzes für das Alpenkonventionssekretariat abgelehnt. Mit Innsbruck (Österreich), Bozen (Italien), Bellinzona und Chur (Schweiz) sowie dem Städte-Viergespann Grenoble/Chambéry/Aix-les-Bains/Annecy (Frankreich) stünde eine Reihe von Kandidaten zur Auswahl. Eine baldige Bereinigung dieser Fehlentwicklung wäre ein erster Hinweis auf die Ernsthaftigkeit der Bemühungen aller Alpenstaaten um die Alpenkonvention.

Vieles wird jedoch davon abhängen, ob nach diesen zähen und inhaltlich wenig ergiebigen Verhandlungen der letzten Jahre noch einmal jene Begeisterung entfacht werden kann, die durch alle Ritzen dringt und jeden Widerstand lockert. Da käme noch einmal Freude für die Alpenkonvention auf.

### Literaturhinweise

Bätzing, W. (1994): Die Alpenkonvention – ein internationales Vertragswerk für eine nachhaltige Alpenentwicklung auf dem mühevollen Weg der politischen Realisierung. In: Veröffentlichungen der Kommission für Humanökologie Österreichische Akademie der Wissenschaften Bd. 4; Wien, S. 185-205.

Bätzing, W. (1998): Die Auflösung des ländlichen Raumes in der Postmoderne. In: Österreichischer Gemeindeglossar (= Nachrichten für den ländlichen Raum) Nr. 1, S. 1+4-9.

Botschaft zum Übereinkommen zum Schutz der Alpen (Alpenkonvention) und zu verschiedenen Zusatzprotokollen (= Entwurf zu einem Bundesbeschluss); Bern, 10. September 1997, S. 1.

Danz, W. (1989): Alpenkonvention: Eckpfeiler einer Zukunftsstrategie für den Alpenraum. In: Alpenvereinsjahrbuch 1989; München-Innsbruck-Bozen, S. 247-258.

Danz, W. (1993): Alpenkonvention. Versuch einer Versöhnung von Ökonomie und Ökologie. In: Alpenvereinsjahrbuch 1993; München-Innsbruck-Bozen, S. 259-265.

Haßlacher, P. (1994): Die Alpenkonvention. In: Geographie Praxis 24, H. 12, S. 30-33.

Haßlacher, P. u. W. Bätzing, A. Götz, R. Gschöpf (1998): Alpenkonvention. Bibliographie 1997. LID-Literaturinformationsdienst der OeAV-Fachabteilung Raumplanung/Naturschutz Nr. 12; Innsbruck, 24 S. (erscheint jährlich).

Siegrist, D. (1996): Alpen „ohne“ Raum. In: Zolltexte (= Zeitschrift österreichischer Landschaftsplanung und Landschaftsökologie) 6, Nr. 22, S. 29-32.

Weber, A. (1996): Lufthygienische Besonderheiten des Alpenraumes. In: Mitteilungen des OeAV 51 (121), H. 2, S. 13-14.

## Stand des Übereinkommens zum Schutz der Alpen (Alpenkonvention)

Stand Juli 1998

### Rahmenkonvention

Staat	Unterzeichnung der Rahmenkonvention	Ratifikation der Rahmenkonvention	veröffentlichtes Dokument	Hinterlegung der Ratifizierungsurkunde
A Österreich	7.11.1991	19.1.1994 <sup>4)</sup>	Bundesgesetzblatt Nr. 477/1995 vom 21.7.1995	8.2.1994
CH Schweiz	7.11.1991 <sup>1)</sup>			
D Deutschland	7.11.1991	16.6.1994 <sup>2)</sup>	Bundesgesetzblatt Teil II Nr. 46/1994 vom 8.10.1994	5.12.1994
F Frankreich	7.11.1991	30.11.1995 <sup>3)</sup>	Journal officiel Nr. 95 1270 vom 7.12.1995	15.1.1996
FL Liechtenstein	7.11.1991	21.4.1994	Liechtensteinisches Landesgesetzblatt 1995/Nr. 186	28.7.1994
I Italien	7.11.1991			
MC Monaco	20.12.1994			
SLO Slowenien	29.3.1993	22.3.1995	Uradni List Republike Slovenije (Mednarodne pogodbe) Nr. 19/Beil. Nr. 5 v. 31.3.1995	22.5.1995
EU Europäische Union	7.11.1991	26.2.1996	Amtsblatt der Europäischen Gemeinschaften Nr. L61/31-36 vom 12.3.1996	<sup>5)</sup>

1) unterzeichnet mit Vorbehalt;

2) im Bundestag, bestätigt durch den Bundesrat am 8.7.1994, Gegenzeichnung durch Bundespräsident am 29.9.1994;

3) in der Nationalversammlung; im Nationalrat,

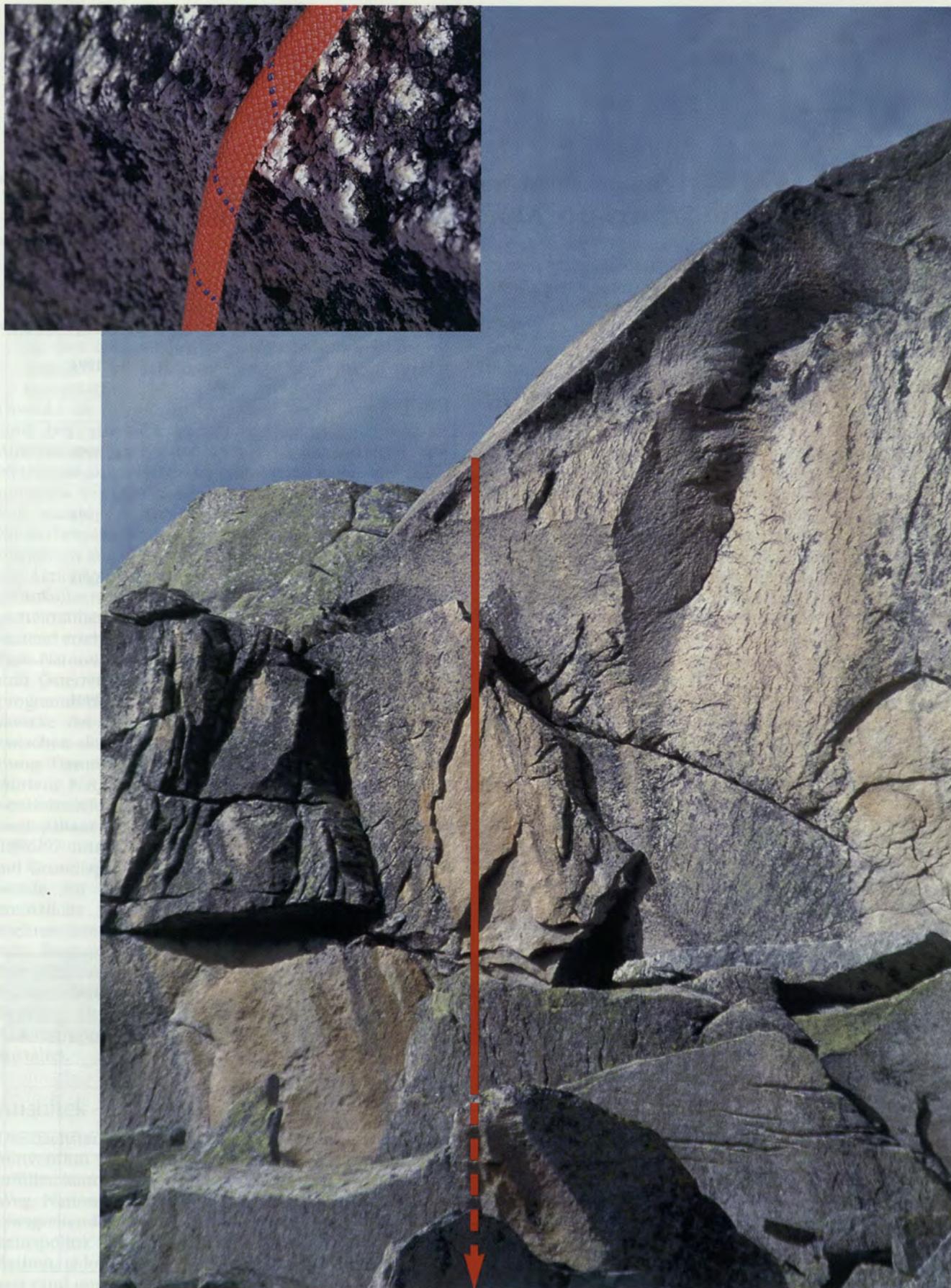
4) im Bundesrat am 20.1.1994;

5) erfolgt erst nach der Ratifikation Italiens

### Protokolle

Protokoll/Staat	Naturschutz und Landschaftspflege			Berglandwirtschaft			Raumplanung und nachhaltige Entwicklung			Bergwald		
	◀	▶	▲	◀	▶	▲	◀	▶	▲	◀	▶	▲
A Österreich												
CH Schweiz												
D Deutschland	20.12.94			20.12.94			20.12.94				27.2.96	
F Frankreich	20.12.94			20.12.94			20.12.94*				27.2.96	
FL Liechtenstein												
I Italien	20.12.94			20.12.94			20.12.94				27.2.96	
MC Monaco	20.12.94			20.12.94			20.12.94				27.2.96	
SLO Slowenien	20.12.94			20.12.94			20.12.94				27.2.96	
EU Europäische Union	20.12.94			20.12.94			20.12.94					

◀ = unterzeichnet ▶ = ratifiziert ▲ = hinterlegt \* = mit Vorbehalt



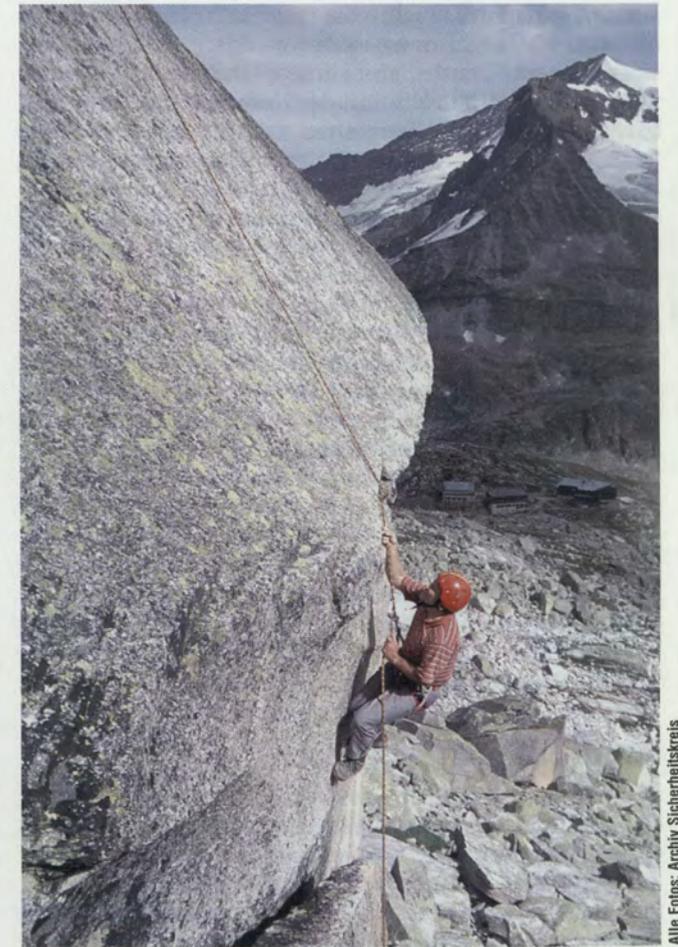
## Ein mysteriöser Seilriß beim Abseilen

Pit Schubert

**W**as ist passiert? Beim Abseilen am Einzelstrang eines 11 mm dicken Einfachseiles ist dieses an einer Felskante gerissen und der Abseilende zu Tode gestürzt. Nach umfangreichen Ermittlungen der Staatsanwaltschaft und einem Gutachten eines anerkannten Sachverständigen wurde das Verfahren gegen die beiden verantwortlichen Bergführer eingestellt. Es blieb jedoch Unsicherheit zurück hinsichtlich der Belastbarkeit eines 11 mm dicken Einfachseiles beim Abseilen am Einzelstrang. Außerdem lastete den beiden Bergführern seitdem – trotz Einstellung des Verfahrens – der Tod des Verunfallten auf dem Gewissen. Es lag deshalb nahe zu klären, ob sich die beiden aus heutiger Sicht wirklich etwas vorzuwerfen hatten und ob die Lehrmeinung hinsichtlich Abseilens am Einzelstrang möglicherweise geändert werden müßte. Denn das Abseilen am Einzelstrang eines Einfachseiles galt bis dahin als sicher.

### Der Seilriß

Im Sommer 1983 führten zwei österreichische Bergführer auf der Rudolfshütte (Hohe Tauern) einen Kletterkurs im Urgestein durch. Einer der beiden Bergführer ließ an nicht allzu hohen Felsen, eine knappe Stunde von der Hütte entfernt, Auszubildende das Abseilen am Einzelstrang eines 11 mm dicken Einfachseiles üben. Dabei lief das Seil laut Polizeierhebungen und späterem Gutachten über eine „rauhe, grobkörnige Granitkante“. Einer der Abseilenden pendelte etwas, weil er die Senkrechte offensichtlich falsch eingeschätzt hatte. Dabei schabte das belastete Seil über die Granitkante und riß. Der Abseilende stürzte zehn Meter tief zwischen Granitblöcke und zog sich schwerste Verletzungen zu, unter anderem ein Schädel-Hirn-Trauma und einen Beckenbruch. Zwei Tage später erlag er seinen Verletzungen im Krankenhaus. Die Polizei schaltete sich ein und übergab ihre Ermittlungen der Staatsanwaltschaft. Die leitete ein Strafverfahren wegen Körperverletzung gegen die beiden verantwortlichen Bergführer ein. Ein anerkannter österreichischer Sachverständiger wurde mit einem Gutachten beauftragt. Was fand er heraus?



Oben: Die Unfallstelle  
Seite 314: Die Übungsstelle mit der Absturzstrecke  
Kleines Bild: Nahaufnahme der „rauen, grobkörnigen Granitkante“, an der das Seil riß

Alle Fotos: Archiv Sicherheitskreuz

Seite 317 links: Nach der ersten  
Pendelbelastung: nur geringe  
Mantelbeschädigung  
Rechts: Nach der achten Pendelbelastung:  
Endlich ist der Mantel gerissen - ein kompletter  
Seilriß war nicht zu erzeugen

## Das Gutachten

Es handelte sich um ein gut zwei Jahre altes Einfachseil (11 mm Durchmesser, laut Hersteller sechs Normstürze), das einer der Kursteilnehmer (nicht der Verunfallte) mitgebracht hatte. Es war bis dahin nur zu Klettereien bis zum III. Grad im Kalkfels verwendet und nicht zuvor durch einen Sturz belastet worden. Bei der routinemäßigen Kontrolle durch einen der beiden Bergführer bei Kursbeginn waren keinerlei sicherheitsrelevante Beschädigungen am Seil aufgefallen. An der Granitkante, an der sich der Seilriß ereignet hatte, wurden auf einer Länge von 1,5 Metern Seilfasern gefunden.

Für den Gutachter tauchte die Frage auf, ob ein Seil beim Abseilen im Einzelstrang, wenn es durch einen Pendelsturz über eine „rauhe, grobkörnige Granitkante“ belastet wird, reißen kann und somit der Unfall für den unmittelbar verantwortlichen Bergführer vorherzusehen gewesen wäre. In der Literatur waren vergleichbare Seilrisse nicht zu finden. Auch Angaben darüber, daß an einem Einzelstrang eines Einfachseiles nicht abgeseilt werden dürfe (weil möglicherweise Reißgefahr), konnte der Gutachter nicht finden. So kam er schlußendlich zu der Feststellung, daß der Seilriß „nach bisherigem Wissen der alpinen Gefahrenkunde sowie der alpinen Unfallkunde nicht vorhersehbar gewesen ist“. Folglich wurde das Verfahren gegen die beiden verantwortlichen Bergführer eingestellt. So weit, so gut. Damit aber stand das Gespenst im Raum, man dürfe künftig nicht mehr am Einzelstrang abseilen, weil das Seil bei einer Pendelbelastung an einer scharfen Felskante reißen kann. Und eine Pendelbelastung ist schließlich beim Abseilen immer einmal möglich.

Der eine der beiden Bergführer kam drei Jahre später am K2 (Karakorum) ums Leben, der andere ging seinem Beruf als Berg- und Skiführer weiter nach. Ihn ließ der Tod des Verunfallten – auch nachdem das Verfahren eingestellt worden war – nie ganz los.

## Eigentlich nicht vorstellbar

Ich erfuhr erst Jahre nach dem Unfall von dem Seilriß aus der Literatur<sup>1)</sup>. Er ließ mir bald keine Ruhe. Ich konnte mir einfach nicht vorstellen, daß ein Einfachseil bei einer derart geringen Belastung, wie sie beim Abseilen auftritt<sup>2)</sup>, reißen kann. Auch nicht unter Scharfkanteneinfluß. Dazu hatten wir im DAV-Sicherheitskreis inzwischen zu viele Seilbelastungsversuche über alle möglichen, mehr oder weniger scharfen Felskanten unternommen. Nachdem mir dann noch vier Seilrisse bei sehr geringer Belastung (bei der ein Seil normalerweise überhaupt nicht reißen kann) aufgrund von Schwefelsäureeinfluß (Batterieflüssigkeit) bekannt geworden sind (siehe Seilriß-Tabelle), kam mir die Vermutung, daß auch das Unfallseil von der Rudolfshütte möglicherweise durch irgendein polyamid-

aggressives Mittel vorgeschädigt gewesen sein könnte. Anders konnte ich mir den Seilriß nicht vorstellen.

Doch wie dies vierzehn Jahre nach dem Unfall nachweisen. Das Unfallseil war, wie mir der seinerzeitige Besitzer des Seiles auf Anfrage mitteilte, längst entsorgt worden. Er hatte den Unfallstrick aus den Augen haben wollen. So blieb nur der Versuch, an mindestens ebenso alten und gebrauchten Seilen wie dem Unfallseil an Ort und Stelle die Belastung an der „rauen, grobkörnigen Granitkante“ nachzuvollziehen, um nachzuweisen, daß ein solcher Seilriß gar nicht möglich ist – oder vielleicht doch?

## Versuche an Ort und Stelle

Ich verabredete mich im Sommer 1997 mit dem direkt am Unfall beteiligten Bergführer (der andere, der nicht mehr lebte, hatte nur die Leitung des Ausbildungskurses). Der Bergführer fand die Unfallstelle an den Übungsfelsen zweifelsfrei wieder. Sie hatte sich ihm aufgrund des tragischen Unfalls unauslöschlich ins Gedächtnis eingepreßt. Die Abseilstelle verlief zunächst in Form einer Platte geneigt nach unten. Nach etwa vier bis fünf Metern brach sie leicht überhängend ab. Dort war die „rauhe, grobkörnige Granitkante“. Ich sah mir diese aus der Nähe an. Sie war in der Tat rau und grobkörnig, doch war mir sofort klar, daß an dieser Kante kein Seil reißen kann. Ich teilte dies dem Bergführer mit. Er war ungläubig und gespannt und harrte der Belastungsversuche, die da kommen sollten.

Ich verwendete bewußt eine ganze Reihe von unterschiedlich gebrauchten Seilen, die wesentlich älter waren als das Unfallseil, um möglichst ungünstige Bedingungen vorzusetzen. Denn sollte damit ein Seilriß nicht möglich sein, hätte er sich auch mit dem Unfallseil nicht ereignen können – es sei denn, dieses wäre durch einen polyamidaggressiven Stoff (siehe oben) vorgeschädigt gewesen. Die Belastung erfolgte am Einzelstrang und durch einen Pendelsturz wie beim Unfall, wobei ich noch versuchte, möglichst weit zu pendeln, um so möglichst lang mit dem Seil an der Felskante entlangzuschaben. Natürlich war ich jeweils durch ein zweites, locker geführtes Seil zusätzlich gesichert. Was passierte? – Praktisch nichts.

Ich begann mit einem Seil, das 20(!) Jahre alt und laut Tagebuchaufzeichnungen 176 Stunden lang in Gebrauch gewesen ist. Das Aussehen des Seiles war so, daß man es trotz seines Alters aus Sicherheitsgründen noch nicht hätte aussondern müssen. Ergebnis: Kein Seilriß, kein Mantelriß, lediglich eine kleine Mantelbeschädigung war festzustellen, die so gering war, daß man schon sehr genau hinschauen mußte, um sie überhaupt zu erkennen. Ich merkte, wie dem Bergführer ein Stein vom Herzen fiel. Unterschwellig hatte er sich wohl insgeheim immer wieder einmal Vorwürfe gemacht, beim seinerzeitigen Abseilen nicht auf die scharfe Granitkante geachtet zu haben.



Um dem Bergführer das Gefühl am eigenen Leibe zu vermitteln, daß ein Seil an dieser „rauen, grobkörnigen Granitkante“ wirklich nicht reißen kann, ließ ich ihn den Versuch mit einem zweiten 20(!) Jahre alten, ähnlich gebrauchten Seil durchführen. Ergebnis: wie oben, nur geringe Mantelbeschädigung.

## Genug Beweis?

Das hätte als Beweis, daß an dieser „rauen, grobkörnigen Granitkante“ kein Einfachseil beim Abseilen reißen kann, eigentlich gereicht. Doch ich wollte sichergehen. Ich hatte noch ältere Stricke mit. So belasteten wir auf die gleiche Weise ein 30(!) und ein 36(!) Jahre altes Seil, beide ziemlich stark gebraucht. Kein halbwegs gewissenhafter Kletterer hätte diese Stricke noch zum Klettern benutzt. Ergebnis: wie oben, nur geringe Mantelbeschädigung.

Schließlich hatte ich noch ein uraltes Seil dabei, mit dem Geschichte geschrieben worden ist. Nämlich jenes Seil, mit dem Dieter Hasse und Lothar Brandler (gemeinsam mit Jörg Lehne und Sigi Löw, beide leben nicht mehr) 1958 die Direttissima an der Großen Zinne (Dolomiten) erstbegangen hatten. Dieses Seil war immerhin 39(!) Jahre alt. Dieter Hasse hat es nach der Erstbegehung seinem Bruder in der damaligen DDR geschenkt, und der ist noch über 30(!) Jahre lang im Elbsandstein damit geklettert. Wir belasteten dieses Seil wie die anderen über die „rauhe, grobkörnige Granitkante“. Ergebnis: wie oben, nur geringe Mantelbeschädigung.

Damit war schließlich alles klar. An dieser Kante kann kein Einfachseil reißen. Doch ich führte die Versuche weiter. Ich wollte wissen, wie sich dünnere Stricke an der Granitkante verhalten. Wir belasteten also auf die gleiche Weise wie beim Unfall ein 26 Jahre altes Halb(!)seil (9 mm) und anschließend eine neue 8 mm dicke Reepschnur. Ergebnis: wie oben, nur geringe Mantelbeschädigung.

Ich gab mich damit immer noch nicht zufrieden. Ich wollte von jedem Seil ein weiteres Stück auf die gleiche Weise belasten, jedoch mit so vielen Pendelstürzen hintereinander, bis es reißen würde. Vielleicht wäre ein Riß beim zweiten Pendelsturz möglich, und das Unfallseil ist möglicherweise beim Zurückpendeln des Verunfallten gerissen, was keinem der Zeugen weiter aufgefallen ist.



Doch wir hatten keine(!) Chance, einen Seilriß zu provozieren, so oft wir auch pendelten. Wir wechselten uns ab und strengten uns mächtig an. Um den Pendelsturz einzuleiten, mußten wir uns aus der Falllinie ziehen und immer wieder in diese hineinpendeln lassen. Das kostete jedesmal Kraft. Nach vielen Pendelstürzen gaben wir entnervt auf. Ergebnis: Nach jeweils sieben bis zehn Pendelstürzen riß zwar endlich der Mantel, beim 9 mm dicken Halbseil auch eine Litze, doch ein kompletter Seilriß war nicht zustande zu bringen; lediglich die 8 mm dicke Reepschnur riß beim fünften Pendelsturz und ich stürzte, bis mich das Sicherungsseil auffing.

## Doch kein Gespenst

Die Untersuchungsergebnisse lassen sich nur dahingehend interpretieren, daß an dieser „rauen, grobkörnigen Granitkante“ der Riß eines Einfachseiles beim Abseilen am Einzelstrang nicht möglich ist. Auch nicht durch einen Pendelsturz. Kommt noch hinzu, daß das 30 Jahre und das 36 Jahre alte Seil sowie das 39 Jahre alte „Hasse“-Seil von der Direttissima an der Großen Zinne schon bei der Herstellung wesentlich weniger ausgehalten haben (richtig: ein geringeres Kantearbeitsvermögen besaßen) als das Unfallseil, das ja beim Unfall gerade erst zwei Jahre alt war<sup>3)</sup>.

So blieb schließlich nur die Vermutung, daß das Unfallseil aller Wahrscheinlichkeit nach durch irgendein polyamidaggressives Mittel vorgeschädigt gewesen sein dürfte, so, wie die vier oben angeführten Seilrisse. Sei es durch Säure, Lauge oder wodurch auch immer. Diese Vorschädigung, die in der Regel äußerlich nicht erkennbar ist, dürfte in Verbindung mit der geringen Belastung an der Felskante zum Seilriß geführt haben. Die Felskante allein kann es nicht gewesen sein (aus der Statistik ist schließlich bekannt, daß sich während der letzten fünfzehn Jahre unter deutschen und österreichischen Kletterern mehr Seilrisse durch Schwefelsäureeinfluß ereignet haben als durch Felskanten, siehe die Seilriß-Tabelle).

Zum Zeitpunkt der Gutachtenerstellung durch den österreichischen Sachverständigen war der Einfluß solcher polyamidaggressiver Stoffe auf Bergseile noch nicht bekannt. Deshalb blieben Untersuchungen in dieser Richtung seinerzeit aus.

Seit unseren Versuchen fühlt sich der Bergführer wieder wohler in seiner Haut. Vierzehn Jahre nach dem Seilriß. Ihn trifft am Tod des Verunfallten keinerlei Schuld. Und das Gespenst, daß man wegen der möglichen Reißgefahr nicht mehr an einem Einzelstrang abseilen darf, ist vertrieben. An Kanten wie der des Unfalls kann bei einmaligem Abseilen zwar der Mantel beschädigt werden, bei mehrfachem Abseilen dieser auch reißen – doch ein kompletter Seilriß ist nicht vorstellbar.

### Was daraus lernen

- Man verwende kein Seil, das man nicht kennt, das nicht von Anfang an im eigenen Besitz gewesen ist, von dem man also nicht weiß, wie es behandelt, gelagert und aufbewahrt wurde. Es kann – nicht erkennbar – vorgeschädigt sein und bei Belastung reißen.
- Man gebe sein Seil nie aus den Händen. Man leihe es auch nicht dem besten Freund. Dieser kann es mit polyamidaggressiven Mitteln – Säuren, Laugen und deren Dämpfe – in Berührung bringen, ohne daß er dies eigentlich will. Einfach aus Unachtsamkeit oder Unwissenheit.
- Aus diesem Grund sollten auch Seile nicht ausgeliehen werden (Sektionsausleihe). Anders ist es bei Kursausleihe; in diesem Fall kann man von dem, der die Seile zur Verfügung stellt (ausleiht), verlangen, daß er weiß, was mit den Seilen passiert ist (während des Kursbetriebes ist es unwahrscheinlich, daß Seile mit polyamidaggressiven Stoffen in Berührung kommen).

Folgende Stoffe schaden den Seilen nicht: Essig, Essig-Essenz (bis 80%), Fette, Öle, Benzin, Diesel, Coca-Cola, Pepsi-Cola, Meerwasser; bei allen Stoffen, die im Seil Kristalle hinterlassen können, wie Meerwasser, Coca-Cola, Pepsi-Cola usw., sollten die Seile in handwarmem Seifenwasser ausgewaschen werden, um die Kristalle, die die Fasern (Filamente) schädigen können, herauszuspülen.

#### Anmerkungen

- 1) veröffentlicht in „Sicherheit im Bergland“, Jahrbuch 1984 des Österreichischen Kuratoriums für alpine Sicherheit, Seite 445-456
- 2) Belastung beim Abseilen am Einfachstrang. Gewöhnliches Abseilen belastet ein Seil bis zur Größenordnung des eineinhalbfachen Körpergewichts, also bis etwa 1,2 kN (ca. 120 kp), nur besonders ruckhaftes Abseilen belastet ein Seil etwas stärker, und zwar bis zum dreifachen Körpergewicht, also bis etwa 2,5 kN (ca. 250 kp); in jedem Fall ist die Belastung größer als das Körpergewicht, da das Abseilen ja keine statische, sondern eine dynamische Belastung ist (das Abseilen ist ein von Anfang an gebremster Sturz ins Seil mit Sturzfaktor 0; das Abbremsen führt zu einer höherer Belastung als das reine statische Körpergewicht dies bewirken kann).
- 3) zur Zeit der Herstellung des Unfallseiles verlangten die Normen (ÖNORM, DIN-Norm, UIAA-Norm) fünf bruchfrei ausgehaltene Normstürze, während die Normanforderungen zur Zeit der Herstellung der zwanzig und mehr Jahre alten Seile nur zwei(!) bruchfrei ausgehaltene Normstürze vorschrieben.

### Seilrisse unter deutschen und österreichischen Kletterern

Jahr	Anz.	Berg oder Berggruppe	Ausgang
1969	1	Berggeistturm/Wetterstein	†
1970–1971	—		
1972	1	Piz Palü	†
1973	—		
1974	1	Fluchthorn	†
1975	1	Erster Sellaturm	†
1976	—		
1977	1	Gesäuse	†
1978	2	Grundschartner und Eiger	† †
1979	2	Geislerspitze und Westl. Zinne	† †
1980	—		
1981	2	3. Sellaturm und Laserzwand	† †
1982	1	Hörndlwand	†
1983–1992	—		
1993	1	Hörndlwand	*
1994	1	Gehrenspitze	† †
1995–1997	—		
1998	?	(Redaktionsschluß: April 98)	

† = tödlicher Ausgang; \* = überlebt

Drei Seilrisse (zufällig ohne tödliche Folgen) bei ganz geringer Belastung (Größenordnung 3 kN, ca. 300 kp) durch nachgewiesenen Einfluß von H<sub>2</sub>SO<sub>4</sub> (Schwefelsäure, wahrscheinlich Batterieflüssigkeit) in den Jahren 1988, 1992 und 1994 sind nicht aufgeführt, da atypisch (ein vierter Seilriß dieser Ursache ereignete sich in den USA). – Schwefelsäure in der Konzentration, wie sie in der Autobatterie vorkommt, hinterläßt keine sichtbaren Spuren, wenn man von einer geringen Verfärbung absieht, die man in der Regel für Verschmutzung ansieht. Auch der im Beitrag behandelte Seilriß (Nähe Rudolfs-hütte) ist in der Tabelle nicht aufgeführt, da ebenfalls atypisch. Beim Seilriß Gehrenspitze (1994) handelt es sich um Schmelzverbrennung (ein Seil stand still, während das andere unter Sturzbelastung über dieses hinweggerissen wurde).

Die deutliche Abnahme der Seilrisse seit 1983 dürfte auf die vermehrte Verwendung von Zwillingseil seitdem zurückzuführen sein (= Redundanz, reißt ein Seil, ist ein zweites vorhanden).

## Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter

**Kurt Albert**, geb. 1954 in Nürnberg, Sportkletterer und Bergsteiger seit 1968, Lehrer für Mathematik/Physik, mehrere Beiträge zu bergsportlichen Themen in Zeitschriften, Büchern, Filmen. Expeditionen im Karakorum (Trango Türme „Eternal Flame“), in Patagonien („Riders on the Storm“, „Royal Flush“), Grönland, Kanada, Madagaskar ...Begründer des Rotpunktgedankens, Sportkletterpionier in Westdeutschland.

**Bernd Arnold**, geb. 1947, selbständiger Buchdruckermeister, Bergsteiger und Sportkletterer seit 1959. Mehrere Beiträge zu bergsportlichen Themen in Zeitschriften und Büchern.

**Peter Baumgartner**, Ing. f. techn. Chemie, Prof. h.c., geb. 1941, redigierte 10 Jahre das Alpenvereinsjahrbuch für den ÖAV, schrieb mehrere Bücher, u.a.: „Kleine bucklige Welt, Monographie einer Landschaft“.

**Irmgard Braun**, geb. 1952, Studium Bildende Kunst und Mathematik, danach Gymnasiallehrerin, jetzt freie Journalistin in München. Verheiratet, eine Tochter. In den 80er Jahren Erstbegehungen im Oberen Donautal, ehemalige Wettkampfkletterin, jetzt am liebsten beim alpinen Sportklettern.

**Andreas Dick**, 1964 in Baden-Baden am Battert geboren; Alpinist, durch Frau und Kind (fast) zum Sportkletterer umerzogen. Eine Erstbegehung: „Die unerträgliche Eisigkeit des Steins“ (VII, A3) im Karakorum, zusammen mit vier anderen Teilnehmern der DAV-Trainingsexpedition 1988. Bergführer im Lehrteam Bergsteigen des DAV, freier Journalist in München.

**Peter Donatsch**, geb. 1958, freischaffender Publizist und Photograph in Maienfeld/Schweiz. Mitarbeit bei Medien wie „Die Alpen“, „Terra Grischuna“, „Cipra-Alpen Report“ und „Neue Zürcher Zeitung“. Kulturpreisträger des Schweizer Alpen-Clubs. Schwerpunkt der publizistischen Tätigkeit ist der Themenkreis „Mensch – Kultur – Natur“ und die Marketing-Beratung von Firmen und Institutionen in den Bereichen Tourismus/Kultur/nachhaltige Entwicklung. Einige Werke: Bergwärts unterwegs (1989), Menschen am Piz Bernina (1990), Schritte in Tibet (1991), Walser. Geschichten vom Leben zwischen den Bergen (1994), Wanderbuch Bergell (1995), Ikarus über Graubünden (1995), Ein Leben lang (1995).

**Peter Haßbacher**, geb. 1949, Geograph, seit 1981 Leiter der Fachabteilung Raumplanung/Naturschutz des Oesterreichischen Alpenvereins in Innsbruck; 2. Vizepräsident von CIPRA International; Mitglied des Österreichischen Nationalen Komitees für die Alpenkonvention; Konrad-Lorenz-Staatspreisträger für besondere Leistungen zum Schutz der Alpen als Natur- und Lebensraum.

**Albert Hirschbichler**, Dr., geb. 1957, Psychologe in einer pneumologischen Fachklinik in Bad Reichenhall, klettert seit 1972, einige Erstbegehungen in den Berchtesgadener Bergen (z.B. Hoher Göll, dir. kleiner Trichter); gelegentliche schriftstellerische Betätigung zum Zeitvertreib und zur Unterhaltung/Belustigung des näheren Freundeskreises; nach 25 Jahren unfallfreiem Bergsteigen Ende der Bergsteigerlaufbahn nach einem Klettergartenunfall am Gardasee im Mai '97.

**Christoph Höbenreich**, Mag., geb. 1968, Rum bei Innsbruck, Studium Geographie und Sportpädagogik an der Universität Innsbruck, Staatl. gepr. Berg- und Skiführer, Mitglied der OeAV-Bergsteigerschule, Initiator und Leiter der 1. „AUSTROPOL“-Ski-

expedition zum Nordpol 1997, weltweite Bergerfahrung: Franz Josef Land (ORF-Filmexpeditionen „Arktis-Nordost“), Himalaya, Karakorum, Kaukasus, Nord- u. Zentralamerika, Anden, Alaska, südl. Afrika, Ostafrika.

**Alexander Huber**, geb. 1968 in Trostberg/Obb., Allroundbergsteiger, staatl. gepr. Berg- und Skiführer, Diplomphysiker. Beiträge zu bergsportlichen Themen in Zeitschriften, Büchern, Rundfunk und Fernsehen. Sportklettern bis zum 11. Grad (Berchtesgadener Alpen, Hoher Göll, „Om“, XI, 1992), alpine Erstbegehungen (Berchtesgadener Alpen, Wartsteinwand, „Vom Winde verweht“, X-, 400 m, 1988), freie Begehungen von Bigwalls (USA, Yosemite, El Capitan, „Salathé“, X-, 1000 m, 1995) und Expeditionen (Pakistan, Karakorum, Latok II, 7108 m, Westwand, VII+/A3+, 2200 m, 1997)

**Heidi Knetsch**, geb. 1947 in Braunschweig, freie Autorin, lebt in München

**Horst Länger**, geb. 1948 in Berchtesgaden, Dipl.-Soziologe, Dipl.-Betriebswirt (FH) und seit 1983 Bundesjugendsekretär der JDAV

**Bernd Lammerer**, Prof. Dr. rer. nat., geb. 1941, lehrt Geodynamik, Strukturgeologie und Alpengeologie an der Universität München. Für sein Buch „Wege durch Jahrtausende“ erhielt er 1992 den DAV-Literaturpreis in der Sparte Sachbücher.

**Elmar Landes**, geb. 1936, Redaktion und Gestaltung der DAV-Mitteilungen und des AV-Jahrbuches.

**Folkert Lenz**, geb. 1964, Bremen. Der hauptberufliche Journalist und Redakteur aus dem hohen Norden treibt sich jede freie Minute auf den Gipfeln dieser Welt herum. Eigentlich zieht es den Allround-Alpinisten beim Expeditionsbergsteigen (Pamir, Bolivien, Afrika, Alaska) mehr in die Höhe, doch etliche Tage im Jahr geht es auch in die lichtlose Tiefe.

**Fritz März**, Dr., geb. 1927 in München, Wirtschaftsanwalt. Bergsteigen: unter anderem mehrere Südamerikaexpeditionen, Mitverfasser des ersten AV-Führers Karwendel. Verwaltungsbergsteigen: Zwölf Jahre Erster Vorsitzender des Deutschen Alpenvereins, derzeit Vizepräsident der UIAA.

**Nicholas Mailänder**, Dipl. Päd., Jahrgang 1949, Leiter des Projektes Bergsport und Umwelt im DAV, klettert seit 1964, insgesamt ca. 150 Erstbegehungen und erste freie Begehungen in den deutschen Mittelgebirgen, im Mittelmeerraum, in den Alpen und in den USA; heute, wenn nicht am Computer oder in Sitzungen, am ehesten im Fels, auf See oder im Ödland aufzuspüren.

**Walter Malkmus**, geb. 1942 in München, Lehrer, seit 25 Jahren aktiv im Naturschutz tätig, Vorsitzender der Bund Naturschutz-Ortsgruppe Lohrta/Spessart; Schwerpunktarbeit: Verbreitung und Ökologie der Orchideen, Farne und Tagfalter des Landkreises Main-Spessart, langjährige Kartierungsarbeiten, regionalfloristische Veröffentlichungen über Orchideen und Farne, Vorträge und Exkursionsleitungen; mehrere tropenkundliche Reisen in den Malayischen Archipel; alljährliche entomologische und floristische Bergwanderungen in unterschiedliche Alpenregionen.

**Jan Mersch**, geb. 1971; seit 93 staatlich gepr. Berg- und Skiführer; Mitglied im Lehrteam Bergsteigen des DAV; die eine oder andere Tour in den Alpen und in den USA; seit 1990 auf Expeditionen im

Pamir, in Tadshikistan, in Nepal und im Karakorum; zwischenzeitlich Psychologiestudium an der Universität Salzburg.

**Horst Nargang**, geb. 1949 in Alzey/Rheinhausen, Realschullehrer für Deutsch, Geographie und Sport, Kletterer und Bergsteiger seit über zwanzig Jahren vornehmlich auf interessanten klassischen Routen in den Dolomiten wie den Nordwänden der Drei Zinnen (Comici, Cassin, Gelbe Kante), Tofana di Rozes-Pilastro Wand- und Kantenführe, Marmolada-Südwand etc., seit zehn Jahren auch in der Verbindung „Bergsteigen und Gleitschirmfliegen“ im gesamten Alpenraum, Griechenland, Marokko. Umsetzung des Themas „Naturerlebnis Felsklettern“ im pädagogischen Rahmen in der Sport- und Umwelterziehung am Beispiel einer Natursportart.

**Dagmar Nedbal**, geb. 1964, Münchnerin, Pressesprecherin, Journalistin und Bergsteigerin. Diverse Veröffentlichungen in Zeitungen und Zeitschriften, vor allem zu den Themen Bergsport, Natur, Frauen.

**Harry Neumann**, geb. 1953, Alpinist, Abenteurer, Fotograf, Pädagoge, zahlreiche Veröffentlichungen, Kalender „Berge der Welt“, Fernseh- und Rundfunkreportagen, schreibt für das Reisemagazin „Abenteuer und Reisen“. Durchquerung der Westalpen im Winter, des Karakorums bis zum K 2, Südtirols und der Dolomiten von West nach Ost. Hält leidenschaftlich gerne Diavorträge (Ost- und Westalpen, Mont Blanc, Südtirol, Canada, Alaska, Ecuador, Nepal, Karakorum, Himalaya).

**Louis Oberwalder**, Prof., geb. 1922 in Virgen, Studium der Geschichte und Geographie, Lehrer am Gymnasium in Lienz, Umstieg in die Erwachsenenbildung, Alt- und Ehrenvorsitzender des Oesterreichischen Alpenvereins

**Herbert Pardatscher-Bestle**, geb. 1957 in Bozen, Alpinist, freischaffender Journalist, Publizist und Photograph in Bozen mit Schwerpunkt auf Themenkreisen Bergsteigen, Reisen, Natur und Kultur. Mitarbeiter österreichischer, deutscher und italienischer Alpinzeitschriften. Früher Auslandskorrespondent in Kanada für europäische Nachrichtenagenturen, Zeitungen und Zeitschriften. Rund 2000 Hochtouren in den Alpen, Nordeuropa und Nordamerika. Mehrere Veröffentlichungen, darunter: „Vom Ortler zum Similaun - Vinschgauer Schutzhütten und ihre Gipfelziele“, „Alpiner Rundblick Südtirol“, „Dolomiten“.

**Helga Pescoller**, Univ.-Doz., Mag. rer.nat., Dr. phil., geb. 1956 in Hall in Tirol, aufgewachsen auf der Bettelwurfhütte im Karwendel, extremes Felsklettern bis 1992. Studium der Geographie, Philosophie, Psychologie und Pädagogik; Mutter von Sohn Mathias. Erwachsenenbildnerin, seit 1981 Assistentin und Lehrbeauftragte am Institut für Erziehungswissenschaften an der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck: Grundlagenforschung, Wissenschaftsgeschichte, Methodologie und Vernunftkritik, Historische Anthropologie, Kunst und Pädagogik, Produktion von Videos.

**Manfred Poser**, geboren 1957 in München. Besuch der Deutschen Journalistenschule und Studium der Journalistik in München, danach fünf Jahre Redakteur bei der Deutschen Presse-Agentur in Hamburg. Interesse an Grenzerfahrungen, Rockmusik, Sport. Mitverfasser des Ratgebers „Geister sind auch nur Menschen“ (mit Walter von Lucadou, Herder Verlag, Freiburg, 1997). Lebt in Südbaden und Frankfurt.

**Robert Rauch**, Jahrgang 1958; Berufe: Landschaftsgärtner, Bolivien-Abenteuerreisen, Klangbilddiavorträge mit der Musikgruppe „Huayna Picchu“; Buchautor, Erstlingswerk: „Verwegen, dynamisch, erfolglos – eine Autobiographie“ (Panico Alpinverlag,

Köngen). Tourenbuchauszug: Praxmarerkarspitze dir. Nordwand, 6. Begehung (Karwendelgebirge); Schlüsselkarspitze-Südwand „Wolkenreise“ (Wettersteingebirge); Monte Agner-Nordwand Alleinbegehung (Dolomiten); Illampu (6.338m) linker Ostwandpfeiler, erste Alleinbegehung (Cordillera Real norte, Bolivien); Gesamtüberschreitung des Ancohuma (6.427m) von West nach Ost (Cordillera Real norte)

**Stefan Richwien**, geb. 1947 in Weißenburg, freier Autor, lebt in München.

**Malte Roeper**, geb. 1962, freier Autor und Übersetzer. Extremer Bergsteiger, zahlreiche Winterbegehungen im Montblancgebiet. 1995 Drehbuchstipendium an der Filmhochschule.

**Martin Schemm**, geb. 1964 in Duisburg, Historiker (M.A.), lebt und arbeitet in Hamburg. Veröffentlichung mehrerer Erzählungen in Literaturzeitschriften. 1999 wird der phantastisch-mythologische Roman „Das Heidenloch“ publiziert werden.

**Pit Schubert**, Dipl.-Ing., geb. 1935, Leiter des DAV-Sicherheitskreises, Untersuchung von Bergausrüstung und Unfällen. Zuvor Projektingenieur in einem Luft- und Raumfahrtkonzern. Extremer Kletterer seit 1959, verschiedene Expeditionen, Erstbegehungen und Erstbesteigungen. Zahlreiche Veröffentlichungen, Bücher.

**Helmut Schulze**, geb. 1966, freiberuflicher Fotograf, bereiste neben den mittelasiatischen Ländern mehrmals Südamerika und Afrika. Seine bisher wohl anspruchsvollste Tour führte ihn mit Ski über das grönländische Inlandeis. Lebt in Dresden.

**Hans Steinbichler**, 61, Bergsteiger, Redakteur, Buchautor, Fotograf.

**Christof Stiebler**, Dr., Diplom-Kaufmann, geb. 1934, zahlreiche alpine Zeitschriften-, Buch- und Rundfunkbeiträge, stand 60mal auf einem Viertausender. Er „arbeitet“ seit seiner Pensionierung als Fachübungsleiter Skihochtouren für die Sektion Oberland und konnte im Jahr 1998 240 geführte Personen-Tourentage verbuchen. Er ist Mitglied des Vorstandes des DAV (Referent für Öffentlichkeitsarbeit).

**Maike Trentin-Meyer**, M.A., geb. 1965, Studium Kunstgeschichte und Geschichte, Leitung Alpines Museum München

**Michael Vogeley**, geb. 1944, selbst. Wirtschaftsberater, Teamtrainer, Expeditionsleiter. Zahlreiche Veröffentlichungen, Bücher, Filme. Allroundbergsteiger: Erstbegehungen und -besteigungen, Bergführer, Skilehrer, Wildwasser- und Seekajakfahrer, Höhlenforscher.

**Siegfried Weippert**, geb. 1941 in Fellbach, Dipl. Ing. Betriebswirtschaft, Fachübungsleiter Felsklettern, alpinistisch tätig seit seinem 17. Lebensjahr in Europa vom Elbsandstein über Meteora bis zum Kaukasus.

**Stefan Winter**, geboren 1968. Staatl. gepr. Berg- und Skiführer, Studium von Sport und Germanistik; DAV-Projekt Klettern als Schulsport; Veröffentlichungen.

**Alfred Zängerle**, geb. 1931 in Bamberg, Rentner, lebt seit 1953 in München. Führte in den letzten 50 Jahren viele große Bergfahrten in drei Erdteilen durch.

**Helmuth Zebhauser**, Dr. phil. (Kommunikationswissenschaft, Philosophie und Mathematik), geb. 1927, Kulturbeauftragter des Deutschen Alpenvereins.

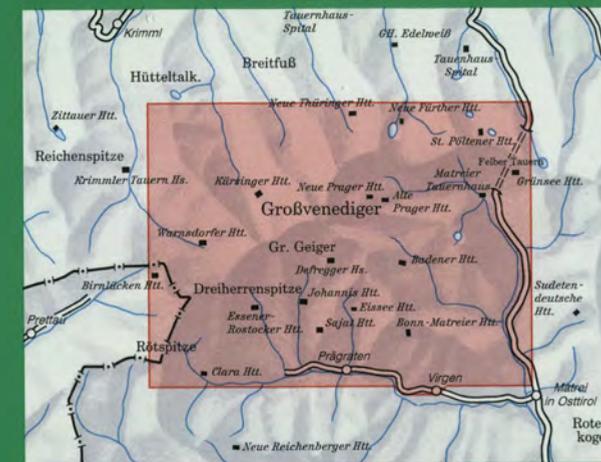


401 (123+3)  
LS-7  
Bibliothek  
des  
Deutschen Alpenvereins

## Alpenvereinskarte

## Venedigergruppe

### Wegmarkierung



1:25 000

Nr:36



Bibliothek des Deutschen Alpenvereins



049000415279